Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft XXIV.

ERFURT, 1898.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Seiner Königlichen Hoheit

dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Grossherzog Karl Alexander

von Sachsen-Weimar,

der Akademie höchstem und ältestem Ehrenmitgliede,

zu dessen achtzigstem Geburtstage

unter den aufrichtigsten Segenswünschen

in tiefster Verehrung gewidmet

von

der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen.

1. Gedanken über das Wesen der Musik, vom Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz in Charlottenburg 1
2. Schlaf und Schlaflosigkeit, von Professor Dr. R. Stintzing, Direktor der medizinischen Klinik zu Jena 11
3. Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten, von Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer in Erfurt 33
4. Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch, vom Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele in Erfurt 49
5. Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? Von Dr. C. Martens, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Erfurt 69
6. Die Wirkung der Musik auf den Menschen, von A. Fritzsche, Pastor zu St. Thomas in Erfurt 111
7. Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose), von Dr. B. Schuchardt, Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat in Gotha 137
8. Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar, von Dr. C. Ruland, Geh. Hofrat und Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar 187
9. Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782, von Prof. Dr. Heinzelmann in Erfurt 215

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1897/98, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann.

I. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898. 251
II. Sitzungsberichte 270
III. Nekrologe 292

C. Statistische Mitteilungen.

I. Verzeichnis der Mitglieder der Königlichen Akademie . . 295
II. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie im Tauschverkehr steht 302

A. Abhandlungen.

Gedanken

über

das Wesen der Musik.

Von

Ferdinand Schultz.

Je geheimnisvoller ein Gegenstand auf uns einwirkt, je mehr sich die Quelle seiner Wirkung und sein Wesen in Dunkel hüllt, desto mehr reizt er naturgemäss den Forschungstrieb. Werden durch ihn ja kühne Männer in unerforschte Weltteile und dem Nordpole zugetrieben; sucht doch der Naturforscher die Geheimnisse der Natur abzulauschen und die dunkelsten Gebiete aufzuhellen! Aber nicht nur die Erdforschung und die Naturwissenschaft bieten solche reizvollen Felder, auch die Ästhetik hat sie. Ist es doch mit der geheimnisvollen Macht der Töne nicht anders. Ein jeder empfindende Mensch fühlt ihre Wirkung, und doch vermag er sich nicht über das Phänomen Rechenschaft zu geben, wie denn Schiller, sie dem Regenstrom aus Felsenrissen vergleichend, sagt:

»Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hort die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiss er nicht, woher es rauscht.«

Das Wesen der Tonkunst ist so fein und ätherisch, dass es nur schwer hält, in seinen innersten Kern einzudringen und das Gefundene in Worte zu fassen. Daher ist über diesen Gegenstand zwar schon viel nachgedacht worden, eine endgültige Lösung der Frage aber noch nicht gefunden. Einige Gedanken darüber dürften daher als Beitrag zur Lösung wohl an der Stelle sein.

Vielen erschien die Musik nur als ein schönes Spiel mit Farben und Formen — ein Kaleidoskop oder höchstens ein Schmuck von Arabesken zu einem dichterischen Gegenstande oder eine Zier wie der Lorbeerkranz auf dem Haupte des Siegers, die Palme in der Hand des Toten. Man kam dazu, einen Inhalt der Tonkunst gänzlich abzusprechen. Hat sie ja doch kein Naturvorbild in eigentlichem Sinne, das Gegenstand

ihrer Nachahmung werden könnte. Denn was in der Natur im Ton erscheint, ist es doch nicht, was in der Musik nachgeahmt wird, oder spielt wenigstens eine untergeordnete Rolle in der Nachahmung. Wäre sie also in Wirklichkeit nur eine apollinische Kunst, die uns an dem schönen Scheine weiden liesse, oder gar nur eine Ergötzung durch sinnlich gefälligen Wohlklang, ein »Ohrenschmaus«, wie in hässlichem Bilde der Volksmund es ausgedrückt hat? Wie sollte denn indessen die Musik eine so ergreifende Wirkung haben, und zwar eine solche, die keineswegs immer dieselbe ist, sondern die in sich wesentlich differenziert erscheint?

Prüfen wir zunächst das Organ, welches uns die Töne vermittelt! Das Ohr hat eine überaus feine Organisation, nach dem Urteil der Kenner sogar noch eine feinere als das Auge. Mittelpunkt der Gehörwahrnehmung ist das sogenannte Cortische Organ. Es besteht aus einer Reihe von Nervenfasern, den sogenannten Stimmstäbchen, die, in Erregung versetzt, den Tönen der Natur entsprechen, etwa wie die Saiten eines Klaviers, die durch die Tasten in Schwingungen versetzt werden. Dieses Organ vermittelt die Schallwelle als Tonempfindung der Seele des Menschen. Fehlt eins dieser Stimmstäbchen in einem Organ, so vernimmt der Mensch den betreffenden Ton nicht, eine Erscheinung, die in der That in nicht seltenen Fällen beobachtet worden ist.

Die Nervenenden des Cortischen Organes stehen nun in so engem Zusammenhang mit dem gesamten übrigen Nervensystem, dass die von einer Schallwelle erzeugte Erregung sich unmittelbar den übrigen Nerven mitteilt und die Tonempfindung stärker auf unser Gemüt einwirken lässt, als dies bei den übrigen Sinnen, z. B. bei dem durch das Auge vermittelten Reize der Fall ist, der als Vorstellung vor unsre Seele tritt und erst mittelbar auf unser Gemüt einwirkt.

So kommt es, dass schon der Ton des Redners häufig auf uns einen starken Eindruck macht, einen Eindruck, den seine Rede dem Inhalt nach vielleicht nicht machen würde. Dem Auge ist die Aufgabe gestellt, uns mit den Gegenständen der Aussenwelt in Verbindung zu setzen, dem Ohre ist es vorbehalten, uns mit dem Inneren des Menschen zu verknüpfen. Denn der von seinem Stimmorgane erzeugte Laut ist der unmittelbarste und natürlichste Ausdruck seiner Empfindungen.

Ein jeder Reiz nämlich, der auf unsere Nerven ausgeübt wird, ruft eine sogenannte Reflexbewegung hervor, sei es in den Gesichtsmuskeln oder den Extremitäten oder anderswo. Am häufigsten tritt diese in den Stimmorganen in Erscheinung. Was des Menschen Brust bewegt, entladet sich in Lauten. Die so erzeugten Laute bilden den Anfang der menschlichen Sprache, die mit der Interjektionalstufe beginnt, sie bilden auch den Anfang der Musik. Während nun bei weiterer Entwickelung der Mensch die Laute zu Zeichen für seine Vorstellung ausprägt, bleibt die Musik in dem Bereich der Empfindungen. Lust und Leid äussern sich in Lauten und gestalten sich zu einem auch den Hörer mitbewegenden Ausdruck der inneren Bewegung. So entstehen die Jodler der Alpensöhne, so die sehnsuchtsvollen Kantilenen mancher Naturvölker.

Bei dem von der Natur eingepflanzten Kunsttriebe gestaltet nun der Mensch den Laut, als das eigentliche, ursprünglichste Rohmaterial der Kunst, zum Tone. Er sondert die durch gleichmässige und ungestörte Luftschwingung hervorgebrachten Laute von den übrigen aus und stuft sie nach Intervallen ab und schafft sich nach und nach ein Tonsystem, das dann das vorbereitete und gesichtete Material der jungen Kunst bildet. Dies Material ist körperlos, dem Auge nicht wahrnehmbar, gewissermassen »die blossgelegte Seele des Körpers«. Es wird erzeugt durch die Stimme des Menschen, dann aber, nachdem der Spieltrieb sich der Erscheinung bemächtigt hat, auch durch die Luftschwingung eines Körpers, der Saite oder des Rohrs, deren tönende Fähigkeiten der Mensch wahrgenommen hatte.

Einem jeden Ton entspringt ein eigenartiges Lust- oder Unlustgefühl, je nach der Form, der Dauer und Weite der Schwingungen. Sind die Obertöne, die wir gleichzeitig mit einem Haupttone vernehmen, harmonisch, so erzeugen sie den höchsten Grad von Lustgefühl, wie dies z. B. bei der menschlichen Stimme der Fall ist. Das Lustgefühl steigert oder vermindert sich je nach Stärke, Höhe und Farbe des Tones. Bald unterschied der Mensch die Töne, die beim Zusammenklingen wohlgefallig dem Ohr waren, von denen, die einen unbefriedigenden Eindruck auf ihn machten; er unterschied unter den Intervallen die Konsonanzen von den Dissonanzen und fand, dass diese einer Auflösung in jene bedurften. So schuf er sich ein System von Akkorden und

Übergängen und gewann damit eine reiche Welt von Mitteln für die erblühende Kunst.

Ein solches Material, wie das geschilderte, kann nicht als ein räumliches Nebeneinander, sondern nur als ein zeitliches Nacheinander verwandt werden. Die Bewegung ist also der Faktor, der es gestaltet, den Stoff zur Form erhebt. Der Bewegung wohnt aber in gleicher Weise wie dem Tone eine elementare, unmittelbar wirkende Gewalt inne. Das erkennen wir schon da, wo sie nicht mit dem Tone verbunden, als blosses Geräusch auftritt. Bei den Schlägen der Trommel bewegen sich unsere Füsse unwillkürlich zum Marschieren, Tanzrhythmen treiben uns, unsern Körper nach ihnen zu bewegen. Dass sich diese Gewalt steigert, sobald sie sich mit dem Tone verbindet, liegt auf der Hand, eine Erscheinung, die dichterisch und musikalisch zur Verwendung gekommen ist in der »Zauberflöte«, der ein Mozart seine Töne geliehen hat. Die Bewegung entfaltet sich zum Rhythmus, indem sie gleichmässig oder unterbrochen, gleichförmig oder wechselnd eintritt. Abgelöst vom Tone in musikalischem Sinne, lediglich in der Sprache auftretend, ist er zugleich ein reizvolles Mittel der Dichtkunst; freier freilich schaltet mit ihm der Tonsetzer.

Melodie, Harmonie, Rhythmus, Tonfarbe und Tonstärke sind mithin die Mittel, die der musikalische Künstler anwendet. Aus ihnen bildet er sich Kunstformen, die von den einfachsten Gestaltungen, dem Lied und der Tanzweise, bis zu den grossen symphonischen Dichtungen aufsteigen.

Schönheit ist das oberste Gesetz jeder Kunst. Dazu gehört Übersichtlichkeit. Wie Aristoteles sagt, ist ein Wesen von 1000 Stadien nicht mehr schön, da wir es nicht zu überschauen vermögen. Diese Übersichtlichkeit erreicht die Musik durch Gliederung und Ebenmass. Gliederung und Ebenmass ist denn auch ihr notwendiges Bedingnis nicht minder, als es dies in den bildenden Künsten ist. Ein Glied erfordert ein entsprechendes Gegenglied, ein Satz einen Gegensatz. Die Abrundung zur Periode ist ebenso ein unabweisbares Bedürfnis wie die Ausweichung in eine verwandte Tonart, sei es die Dominante oder eine Molltonart, ein Verfahren, das von den älteren Tonsetzern denn auch streng festgehalten ist. Wo Gliederung und Ebenmass fehlen, werden wir immer ein Missbehagen empfinden. Selbst die sogenannte »unendliche Melodie« muss in sich Teile enthalten, die Einheiten bilden, sonst wirkt sie

wie die bizarren Bauten des Fürsten Pallagonia in seiner Villa bei Palermo, an denen Goethe (Italienische Reise) keine einzige gerade Linie entdecken konnte.

Durch den ebenmässigen Bau ihrer Glieder gewinnt die Musik etwas Architektonisches; ja in gewissem Sinne kann man behaupten, dass sie für das Ohr eine ganz ähnliche Stellung einnehme wie die Baukunst für das Auge. Hat man doch die Architektur wohl eine »gefrorene Musik« genannt. Und ähnlich ist wohl auch der Ausspruch von Leibniz zu deuten, wenn er die Musik als »eine Art von Arithmetik« bezeichnet. Wie nun die Baukunst ihren Schöpfungen einen bestimmten Charakter aufprägt, und wir schon an den Formen erkennen, ob ein Bauwerk der Gottesverehrung, der Kunst oder der Ruhe der Toten geweiht sei, so werden wir auch ähnlich in den musikalisch-architektonischen Formen ein Charaktergepräge, das die Stimmung des Hörers sofort in ganz bestimmte Bahnen lenkt, enthalten finden, wie dies u. a. bei den Präludien eines Joh. Sebastian Bach, am deutlichsten aber in den strengeren Formen des Kanons und der Fuge erkannt wird.

Eindringlicher freilich wirken die musikalischen Kunstwerke auf unsere Stimmung als die architektonischen, da der Ton unmittelbarer Lust oder Unlust erweckt und damit auf unser Gemüt wirkt. Und so stimmen sie in freiem Spiel der Phantasie bald zu Frohsinn, Heiterkeit, Scherz, Laune und Jubel, bald zu Rührung, Wehmut, Trauer, Erschütterung, bald zu andachtsvoller Erhebung. Die Musik hat hier gewissermassen die ursprünglichste Sprachstufe, die interjektionale, idealisiert.

Indessen ist bei der Natur des Geistes eine Stimmung kaum ohne Vorstellungen zu denken, mögen diese auch noch so dunkel aus den Tiefen der Seele auftauchen. Werden diese nun nur durch die vermöge der Musik erzeugte Stimmung hervorgerufen, und sind sie willkürlich, oder erweckt die Musik sie und und lenkt der Tonsetzer sie nach bestimmter Richtung hin? Das ist eine wichtige Frage. Dass der Tonkünstler ebensowenig wie der Dichter in eigentlichem Sinne zeichnen oder malen kann, ist selbstverständlich. Der Dichter hat immerhin in den zu Zeichen für Vorstellungen geprägten Sprachlauten ein wirksames Mittel, Bilder in der Seele zu erwecken; kann ein Gleiches oder wenigstens Ähnliches der Tonsetzer mit seinen Mitteln erreichen?

Einige äussere Mittel, die gleich der Sprache auf mensch-

licher Konvention beruhen, hat er freilich. So kann er durch das Horn die Vorstellung vom Jäger-, durch die Trompete vom Soldaten-, durch die Flöte vom Hirtenleben erwecken; die Orgel wird uns eine andächtige Gemeinde vor die Seele führen, die Posaune die Vorstellung vom jüngsten Gericht erwecken können.

Ferner aber wird er eine Vorstellung durch Nachahmung eines Naturvorbildes erwecken können, falls nämlich dies im Tone sich äussert. Das Murmeln der Quelle, das Rieseln des Baches, das Rauschen des Meeres, das Brausen des Sturmes, das Poltern des Donners, das Prasseln der Flammen, die Stimme der Vögel u. a. lässt sich nachahmen. Man sieht, es ist eine ziemlich reiche Welt, die dem Tonkünstler zur Nachahmung sich darbietet. Und dass dies Feld nicht unbenutzt gelassen ist, das beweisen uns Joseph Haydns Nachahmungen in »Schöpfung« und »Jahreszeiten«, sowie Beethovens in seiner »Pastoralsymphonie« bis zu dem neusten in Goldmarks »Heimchen am Herde«.

Eine solche Nachahmung in Tönen kann der zweiten Sprachstufe, der onomatopöetischen, verglichen werden. Von dieser macht denn auch bisweilen die Dichtkunst mit der Verwendung der Sprachlaute Gebrauch.

Allerdings wird das Objekt der Nachahmung hierbei nur an der Schwelle des Heiligtums der Kunst erscheinen, nicht den Mittelpunkt einer Tondichtung ausmachen.

Aber hat denn die Musik gar kein Mittel, uns Gegenstände des Raumes, die durch das Auge vermittelt werden, durch das Ohr als Vorstellungen zuzuführen?

Wir dürfen diese Frage bejahen.

Eine sehr enge Verwandtschaft besteht zwischen dem Gehör- und dem Gesichtssinn. Ist doch schon die Beziehung von Ton und Farbe eine sehr nahe. Wir sprechen von Tonfarbe und legen die Bezeichnungen »hell« und »dunkel« gleichmässig den Gehör- wie den Gesichtseindrücken bei. Ja es giebt eigenartig organisierte Menschen, die sich die verschiedenen Klangfarben stets unter dem Bilde der dem Auge erscheinenden Farben vorstellen und diese geradezu mit jenen identifizieren. Dadurch gewinnt die Musik eine gewisse Verwandtschaft mit der Malerei. Wie der Maler mit seinen Farben einer Landschaft Stimmung giebt, so kann der Tonmaler mit seinen Farbentönen eine der malerischen ähnliche Stimmung hervorrufen und so Vorstellungen von einer eigenartig gefärbten Landschaft erwecken, wie dies

ausser Mendelssohn in seinen »Hebriden« insbesondere Niels-Gade zu erreichen verstanden hat.

Noch mehr ist aber die Bewegung ein Faktor, in dem eine gewisse Gemeinsamkeit mit den Künsten des Raumes besteht. Stehen doch Raum und Zeit in Wechselbeziehung, wie denn die Sprache »kurz und lang«, »hoch und tief« in gleicher Weise vom Raum und von der Zeit gebraucht.

Wie nun die bildende Kunst einen Punkt der Zeit zu ihrer Nachahmung herausnimmt, so nimmt auch die Tonkunst die im Raume sich abspielende Bewegung für ihre Nachahmung in Anspruch. Ähnlich verfährt die Sprache. Das Flattern, das sie der Fahne, das Knistern und Flackern, das sie dem Feuer zuspricht u. a. enthält eine Übertragung der Gehörwahrnehmung auf den Gesichtseindruck. Die Sprache geht sogar noch weiter. Durch Hervorhebung eines charakteristischen Faktors prägt sie einen Lautgehalt zur Bezeichnung einer bestimmten Vorstellung, deren Träger jener ist, und bezeichnet z. B. mit Rabe, Krähe, Kuh u. a. nicht mehr den von den Tieren ausgehenden Laut, sondern die Tiere selbst. Dadurch gelangt sie zur dritten — entwickeltesten — Sprachstufe — der charakterisierenden. Ähnlich verfährt der Tonkünstler, der also auch hier gewissermassen ein Sprachbildner ist. Durch Hervorhebung charakteristischer Bewegung erweckt er die Vorstellung eines räumlichen Gegenstandes. So kann er schon den Nationalcharakter eines Volkes in seinen Weisen und Tänzen abspiegeln, wie u. a. Joh. Brahms uns ein Bild des Lebens in den Pussten in seinen »Ungarischen Tänzen« entwirft; der »Fandango« und der »Bolero« wird uns das Bild eines Spaniers, die »Tarantella« das eines Süditalieners, die »Polka« das eines Polen, die »Mazurka« das eines Masuren vor die Seele führen; es kann aber auch irgend einen räumlichen Gegenstand oder ein Individuum durch seine Bewegung charakterisieren. Charakterisiert doch so ein Franz Schubert in seiner »Winterreise« Gegenstände wie die Wetterfahne u. a. bis zum verschneiten Wegweiser hin, führt doch so Joseph Haydn in seiner Schöpfung ebensowohl die Sonne, den Mond, die Sterne in ihrem Aufgehen und Flimmern uns vor Augen wie die Gestalten des Hirsches, des Rosses, der Schar der Insekten, und charakterisiert endlich den Menschen in seinem aufrechten Gange. Von den neueren ist vor allen Richard Wagner Charakteristiker. In seinen Leitmotiven erkennen wir am königlichen Schritt einen

König Heinrich, an den heldenhaften Fanfaren einen Siegfried, und so herab bis zum schleichenden und kriechenden Gewürm eines Fafner.

Freilich das innerste Heiligtum der Kunst haben wir damit noch nicht betreten. Wo aber werden wir dies zu suchen haben?

Ein körperloses Material, das sowohl im Tone selbst als in dem Faktor der Bewegung mit ursprünglicher Kraft auf unser Gemütsleben einwirkt, was kann dies anders für einen Gegenstand der künstlerischen Nachahmung haben als eben das Leben der Seele selbst? Jede Regung der Seele, mag sie als zweifelnde Frage oder als siegesfrohe Gewissheit, als bitterster Schmerz oder jubelndes Entzücken auftreten, sie lässt sich in Tönen wiederspiegeln. Und in dieser Beziehung vielleicht einzig und allein könnten wir von einem Naturvorbild reden. Aber nicht genug; die Regungen der Seele werden in den Tönen nicht nur nachgeahmt, sie werden uns kraft der Töne selbst mitgeteilt und von uns unmittelbar mitempfunden. Das ist der hohe Vorzug der Musik vor den andern Künsten, dass sie ohne weitere Vermittelung und Reflexion in unser Gemütsleben eindringt und dadurch sittlich läuternd zu wirken imstande ist. Und so behält nicht nur Schiller recht, der von ihr sagt: »Doch die Seele allein spricht Polyhymnia aus«, sondern vielleicht auch jener Forscher, der aussprach: um die Regungen der Seele in ihrem innersten Wesen zu erkennen, müsse man sich nicht an die Psychologie, sondern an die Musik wenden. Eben das, was das Wort nicht auszusprechen vermag, das Geheimnisvolle, Ungeahnte, Unerforschliche, Ewige, das ist ihr eigenstes Gebiet. In dieser Beziehung ist sie verwandt mit der Religion, weshalb man auch die Musik eine »heilige Kunst« genannt hat. Nicht umsonst haben ihr daher auch die alten Griechen eine hohe Stellung in der Jugenderziehung zugewiesen, und nicht mit Unrecht behaupten alte Schriftsteller, dass mit der Verweichlichung und dem Herabgehen der Musik auch die Sitten verweichlicht würden und herabgingen. Eine gute Musik wirkt wie eine gute Tragödie: sie erschüttert und erhebt uns, um mit dem Durchleben der Affekte in uns eine sittliche Reinigung und Läuterung zu vollziehen und so auf unser ganzes sittliches Leben einzuwirken.

Schlaf und Schlaflosigkeit.

Vortrag,
gehalten in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 11. November 1896

von

Professor Dr. R. Stintzing,
Direktor der medizinischen Klinik zu Jena.

Die Thätigkeit lebender Wesen besteht aus Einnahme und Ausgabe. Nährstoffe werden aufgenommen und verarbeitet zum Anbau des Körpers; mit Hilfe des bei der Atmung aus der Luft aufgenommenen Sauerstoffs verbrennt der tierische Organismus die für seinen Bedarf umgewandelten und der lebenden Zelle zugeführten Stoffe. Bei diesem Verbrennungsprozesse werden Kräfte frei, die sich umsetzen in Bewegung oder in Vorstellung, d. h. in körperliche oder geistige Arbeit. Ob die geistige oder die körperliche Leistung überwiegt, das hängt von der Individualität ab. Unter allen Umständen müssen sich aber Einnahme und Ausgabe hinsichtlich der körperlichen Arbeit entsprechen. Übertrifft die Ausgabe die Einnahme, so ist die Folge der Bankerott, d. h. Krankheit. Stillstand der Einnahme und Ausgabe ist der Tod. Durch überaus sinnreich-zweckvolle Einrichtungen hat die Natur für eine glückliche Bilanz der Einnahmen und Ausgaben gesorgt. Eine dieser Einrichtungen soll uns heute beschäftigen — der Schlaf.

Der lebenslustige wie der thatendurstige Mensch, die mit dem Augenblicke geizen, wissen diese kostbare Zugabe zum Leben, wiewohl sie uns diesem zeitweilig entrückt, zu schätzen. Wenn der Arbeiter müde von des Tages Last heimkehrt, so findet er Erquickung und Stärkung für den kommenden Tag im Schlafe; Kummer und Sorgen, die den Wachenden quälen, sie werden vergessen im erlösenden Schlafe; der arme, von Schmerzen gepeinigte Dulder findet Befreiung nur solange der Schlaf ihn den Empfindungen entrückt. Wehe dem, der die Fähigkeit schlafen zu können, verloren hat! Mögen wir es noch so sehr beklagen, dass etwa ein Dritteil unseres Lebens durch Schlaf für unser Bewusstsein, für die Arbeit und für den Lebensgenuss verloren

geht — der Naturnotwendigkeit des Schlafes vermag sich niemand unter uns zu entziehen. Und wer die erwähnten und viele andere wohlthätigen Wirkungen des Schlafes erkannt hat, oder wer dem Lose verfallen ist, diese Wohlthaten entbehren zu müssen, der wird nicht abgeneigt sein, einmal über das Wesen des Schlafes nachzudenken.

Warum schlafen wir? Die teleologische Antwort auf diese Frage ist einfach. Wir schlafen, weil wir ermüdet sind und damit wir neue Kraft zur Arbeit gewinnen oder, naturwissenschaftlich gesprochen, damit wir erhalten werden. Das ist ein ebenso trivialer wie anerkannter Erfahrungssatz, mit dem sich aber der nachdenkende Geist nicht zufrieden geben kann. Denn wenn auch der oberste Zweck der Natur die Erhaltung der Art ist, so befriedigt uns doch nicht der Zweck als Mittel zur Erklärung von Naturerscheinungen. Diese müssen vielmehr möglichst zurückgeführt werden auf feststehende Thatsachen, auf bewiesene Naturgesetze. Noch sind wir freilich weit davon entfernt, den physiologischen Vorgang des Schlafes völlig zu durchschauen: vieles bleibt hypothetisch, vieles noch ganz dunkel. Das Wenige aber, was wir darüber wissen oder mit einigem Rechte vermuten, ist interessant genug, um einer Besprechung unterzogen zu werden.

Um dem Verständnisse des Schlafes näher zu kommen, thut man gut, zunächst die einzelnen Erscheinungen desselben genauer zu studieren und denjenigen des entgegengesetzten Zustandes, des Wachseins, gegenüber zu stellen. Im wachen Zustande stehen wir in beständigem Verkehr mit der Aussenwelt: Eindrücke optischer, akustischer und anderer Art werden von unseren Sinnesorganen aufgenommen, gelangen vielfach zu unserm Bewusstsein und werden von unserm Gehirn verarbeitet. Oder wenn Sinneseindrücke fehlen oder gemieden werden, wie in der Dunkelheit an stillem Orte, so verarbeiten wir auch ohne durch jene angeregt zu werden, aus innerer Anregung Gedankenreihen. Anders im Schlafe: obwohl äusserlich im Zusammenhange mit der Umgebung, sind wir geistig gegen diese abgeschlossen; Reize, soweit wir uns ihnen nicht absichtlich entziehen, haben gar keine oder eine weit geringere Einwirkung als im Wachsein. Geräusche verhallen ungehört vor unserm Ohr, und nur sehr starke akustische Erscheinungen sind im stande uns zu wecken. Gleiches gilt von optischen Wahrnehmungen, gegen

die der Schlafende sich durch Schluss der Augenlider schützt, sowie von Reizen, die auf unser Gefühl einwirken. Eine einfache Berührung ist nicht fähig, den gesunden Schlaf zu unterbrechen, starkes Rütteln ist dazu erforderlich. Ebensowenig finden im Schlaf Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen statt, oder wenn sie stattfinden, wie im Traume, so gelangen sie in gleicher Weise wie die Gesichts-, Gehörs- und Gefühlswahrnehmungen nicht zu unserm Bewusstsein, sie werden im Traume unrichtig gedeutet und führen zu den bekannten trügerischen Vorstellungen. Im Wachen führen wir bewusste und zweckmässige Bewegungen aus, wir gehen, sitzen, stehen, essen, trinken, sprechen u. s. w. Der Schlafende dagegen nimmt diejenige Lage ein, bei welcher möglichst jede Muskelanspannung vermieden wird; wie gelähmt, folgen die schlaffen Glieder dem Gesetze der Schwerkraft, die Augendeckel fallen zu; nur hie und da werden, durch irgendwelche instinktive innere Reize veranlasst, unbewusste Bewegungen ausgeführt, die einen Lagewechsel herbeiführen. Nur diejenigen Thätigkeiten, ohne welche der Fortbestand des Lebens undenkbar ware und die deshalb unabhängig von unserm Willen vor sich gehen, wie die Atmung, die Herzarbeit und der Blutumlauf, die Verdauung u. a., sie bestehen, wenn auch teilweise in vermindertem Tempo, im Schlafe so gut wie im Wachen. Mit anderen Worten: jede bewusste und willkürliche, d. h. vom Gehirn abhängige Leistung ist im Schlafe abgeschnitten, während die automatische Arbeit des Körpers ihren Gang ruhig weiter geht.

Fragt man nun weiter, was die Ursache der Ausschaltung jeglicher Willensthätigkeit im Schlafe sei, so muss zuvor Antwort auf die Frage gegeben werden, auf welche Weise gewollte Bewegungen und Gedanken im wachen Zustande entstehen. Es ist bekannt, dass alle unsere Handlungen zunächst irgendwelchen von aussen kommenden Anregungen ihren Ursprung verdanken, und zwar in erster Linie den auf unsere Sinne einwirkenden Reizen. Um ein paar Beispiele einfachster Art zu wählen, so greifen wir nach einem Gegenstand, weil wir ihn sehen und weil die Gesichtswahrnehmung in uns den Wunsch erweckt, den Gegenstand in unsere Hand zu bekommen, oder wir gehen zu Tische, weil uns eine Gehörswahrnehmung, die Aufforderung eines anderen oder die Tischglocke, ruft. Meist sind es mehrfache, oft sehr vielfache und mannigfaltige Sinneserregungen, welche in uns Begriffe, Vorstellungen, Gedankenreihen auslösen

und zu Handlungen oder zu weitergehenden Überlegungen treiben. Man könnte nun sagen: der Schlaf tritt dann ein, wenn wir uns alle von aussen kommenden Reize, wie Licht, Geräusche, Berührungen u. s. w. fern halten, und wenn wir willkürlich versuchen, jede geistige Arbeit zu unterdrücken. Thatsächlich ist dies ja der Fall und die bewusste Absicht, wenn wir uns ins stille Schlafgemach begeben, und nach ausgelöschtem Licht eine passive Lage im Bett einnehmen. Und in der That erklärt die Fernhaltung aller äusseren Reize, wenn auch nur zum Teile, den Eintritt des Schlafes. In wie hohem Grade der Schlaf von der Fernhaltung aller Sinneserregungen abhängig ist, dafür lassen sich manche Beweise anführen. Lassen Sie mich Ihnen nur über eine ebenso seltene wie interessante Beobachtung berichten. Es sind mehrfach Nervenkranke in ärztliche Behandlung gekommen, bei denen eine genaue Untersuchung das Erlöschen eines grossen Teiles der Sinneswahrnehmungen, eine sogen. allgemeine Anästhesie oder Unempfindlichkeit ergab. Bei einem dieser Kranken bestand eine vollständige Gefühllosigkeit der ganzen Körperoberfläche und der Schleimhäute sowohl gegen einfache und schmerzhafte Berührung, als auch gegen Druck, Hitze und Kälte. Sobald der Kranke die Augen schloss, fühlte er nicht, ob er stand, sass, lag oder ging, ob er überhaupt eine Bewegung ausführte. Nur unter Zuhilfenahme seines Sehorganes konnte er sich im Raume orientieren, konnte er kontrollieren, in welcher Lage oder Stellung er sich befand, ob er kaute, schluckte u. s. w. Ausser den Gefühlsnerven der Haut und der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle waren aber auch andere Sinnesnerven gelähmt. Der junge Mann konnte nichts schmecken, nichts riechen, hörte nur auf Einem Ohre, sah nur mit Einem Auge. Beraubte man ihn nun auch noch dieser letzten Reste von Sinneswahrnehmungen, indem man ihm das sehende Auge zuband, das hörende Ohr mit einem Pfropfen verschloss, so versank er sofort in tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, wenn man nun wieder das gesunde Auge oder Ohr öffnete und einen starken Licht- oder Gehörreiz einwirken liess. Der Kranke selbst gab an: »Wenn ich nicht mehr sehen und hören kann, dann bin ich nicht mehr.« Er war also durch die erwähnten Massnahmen von der Aussenwelt so vollständig abgeschlossen, dass er das Gefühl hatte, nicht mehr zu existieren, wie in tiefem Schlafe. Diese zuerst in der Leipziger Klinik von Strümpell gemachte, später auch von anderer Seite in ähn-

licher Weise angestellte Beobachtung zeigt in der That die Möglichkeit der Herbeiführung des Schlafs durch Beseitigung aller Sinneseindrücke in sinnfälliger Art mit der Beweiskraft des eindeutigsten Experimentes. Und dennoch wäre es zu weit gegangen, diese eine Beobachtung verallgemeinern zu wollen und den Ausfall aller Sinneserregungen als die einzige Ursache des Schlafes anzusehen. Denn unser Gehirn steht wenigstens in vorgerückterem Alter und bei einem gewissen Grade geistiger Entwickelung nicht nur unter dem Einfluss von aussen kommender Erregungen; vielmehr ist seine Thätigkeit noch abhängig von inneren Erregungen. Der Mensch, der selbständig denken gelernt hat, arbeitet mit dem Gehirn auch ohne dass er etwas sieht, hört, schmeckt, fühlt. Und wenn die Erregung dieser Vorgänge im Gehirn im wachen Zustande aus innerem Antriebe vor sich geht, so kann sie nicht in dem Augenblicke erlöschen, in welchem alle Sinneseindrücke ausgeschaltet werden; vielmehr müssen diese inneren Assoziationsvorgänge, wie wir sie nennen, den wachen Zustand erhalten. Denn Schlaf ist Ausschaltung aller bewussten Gehirnthätigkeit. Wenn der vorhin erwähnte Kranke beim Verschluss des Auges und Ohres sofort einschlief, so geschah dies, weil er höchst unintelligent war, weil er nicht selbständig denken konnte. Wäre er geistig höher veranlagt gewesen, so würde sein Gehirn noch eine Weile weiter gearbeitet haben, er würde wach geblieben sein. Sehen wir aber zunächst einmal von den inneren Erregungen des Gehirns und ihren den Schlaf behindernden Wirkungen ab, und betrachten den Schlaf des gesunden Menschen in seiner Abhängigkeit von äusseren Eindrücken, so besitzt der Gesunde garnicht die Möglichkeit, sich gegen alle Sinneseindrücke vollständig abzuschliessen, mag er sich auch im dunkelsten und stillsten Raume befinden. Trotz dieser Unmöglichkeit vermag aber jeder Gesunde zu gewissen Zeiten sich in Schlaf zu versetzen. Es müssen demgemäss neben der geschwächten Empfänglichkeit für Sinneseindrücke und der Fernhaltung solcher noch andere Ursachen des Schlafes existieren.

Von den mancherlei Erklärungsversuchen und Theorien, welche diese aufzudecken suchen, will ich hier nur eine erläutern, welche mir die plausibelste zu sein scheint. Es ist dies eine Theorie des Schlafes, welche mein verehrter Lehrer, der bekannte Physiologe Pflüger vor 20 Jahren aufgestellt hat.

Pflüger macht die Erregbarkeit und somit die Thätigkeit

des centralen Nervensystems, also insbesondere diejenige des Gehirns, von der Gegenwart des Sauerstoffs in den Geweben abhängig. Die Zufuhr des Sauerstoffs erfolgt bekanntlich durch die Atmung und den Blutumlauf und bewirkt in den Geweben eine Art Verbrennungsprozess, bei welchem Kohlensäure und Wärme gebildet werden. In dem Momente der Kohlensäurebildung werden die Atome der lebendigen Materie wie durch kleinste Explosionen in Schwingungen versetzt. Diese Kohlensäure-Explosionen vollziehen sich im Wachen sehr viel ausgiebiger als im Schlafe. Denn wenn man einem Frosche für längere Zeit den Sauerstoff entzieht und damit die Kohlensäurebildung in den Geweben unmöglich macht, so tritt der sogenannte Scheintod ein, ein Zustand, bei dem zwar nicht das Leben erlischt, aber jede aktive Thätigkeit aufhört. Bei zu langer Dauer des Versuchs kann der Scheintod in wirklichen Tod übergehen, bei rechtzeitiger Wiederzufuhr von Sauerstoff dagegen kehrt die Erregbarkeit, also der wache Zustand wieder. Es ist berechtigt, den Scheintod, der durch Mangel an kohlensäurebildendem intramolekularen Sauerstoff herbeigeführt wird, mit dem Schlaf in Vergleich zu ziehen, ja ihn sogar, wie es Pflüger thut, als den »absolutesten Schlaf« zu bezeichnen.

Der Vorgang der Verbrennung unter Verbrauch von Sauerstoff und Bildung von Kohlensäure vollzieht sich in allen arbeitenden Organen, im wachen Zustande, also auch im Gehirn, entsprechend der Arbeit dieses Organes. Kein Organ ist aber hinsichtlich seiner Leistungen so abhängig von der Zufuhr des Sauerstoffs wie das Gehirn, und in keinem Gewebe des Körpers erreicht nach Pflüger der Dissoziationsprozess (die Kohlensäurebildung) einen solchen Grad wie in der grauen Hirnsubstanz. Es leuchtet ein, dass bei intensiver Hirnthätigkeit oder bei einer gewissen Dauer derselben ein Zeitpunkt eintreten kann, wo der gebotene intramolekulare Sauerstoff nicht mehr ausreicht. Der Verbrauch des Gehirns kann so anwachsen, dass die während der gleichen Zeit mögliche Aufsaugung von Sauerstoff nicht gleichen Schritt hält. Die Folge davon muss sein, dass die Kohlensäurebildung und mit ihr die Schwingungen der Atome abnehmen, dass also der vorhin erwähnte Zustand des Scheintodes, d. h. Schlaf eintritt.

Das Sinken der Kohlensäurebildung ist also nach der Pflügerschen Theorie die wesentliche Ursache des Schlafes.

Dabei muss aber bemerkt werden, dass die durch die Kohlensäurebildung verursachten Vibrationen nicht das Einzige sind, was das Gehirn in Thätigkeit, in wachem Zustande erhält. Wir haben vorhin ausgeführt, dass auch die Fortleitung von Gesichts-, Gehörs- und anderen Sinneseindrücken zum Gehirn dieses in Erregung versetzt. Demgemäss ist anzunehmen, dass nach dem Sinken der Kohlensäurebildung die Gehirnthätigkeit solange fortbesteht, als noch Sinnesreize einwirken, dass aber, wenn auch diese aufhören, Schlaf die notwendige Folge sein muss.

Somit steht also unsere erste Annahme von der Bedeutung der Sinneswahrnehmungen für Wachsein und Schlaf durchaus im Einklange mit der Pflügerschen Erklärung. Beide Annahmen ergänzen sich. Mit Hilfe der beiden Anschauungen gewinnen wir des weiteren auch ein Verständnis für die Thatsache, dass der Mensch entgegen seiner gesundheitsgemässen Gewohnheit bis zu einem gewissen Grade den Schlaf unterdrücken kann.

Jedwede Thätigkeit des lebenden Organismus steht unter dem regulierenden Einflusse des zentralen Nervensystems. Von den Teilen dieses ist als Hauptregulator das Gehirn anzusehen. Von ihm gehen alle Impulse zu bewusster geistiger und körperlicher Arbeit aus. Hat nun das Gehirn infolge sinkender Kohlensäurebildung seine vitale Energie bis zu einem gewissen Grade verausgabt, so bedarf es anderer Reize, um wach zu bleiben. Als solche dienen die Sinnesreize im weitesten Umfange. Wenn wir beispielsweise müde von des Tages Arbeit uns abends in das Theater oder Konzert, in Gesellschaften, auf Bälle oder dergl. begeben, so ist es die helle Beleuchtung, berauschende Musik, Farbenpracht und vieles andere, was vom Sehorgan oder vom Gehörorgan aus unser Gehirn anregt und den schon ermüdeten Körper neu belebt. Es bedarf hier also künstlicher Mittel, um den in diesem Falle widernatürlichen Zustand des Wachseins zu erzeugen, um den Schlaf zu verscheuchen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn wir uns, wie das ja oft genug vorkommt, um eine dringliche Arbeit über Nacht zu vollenden, durch innerliche Einverleibung von Erregungsmitteln, wie Kaffee, Thee, Wein, wach zu halten suchen. Teilweise spielt zwar auch in diesem Falle die unmittelbare durch die aufgenommenen Stoffe von der Magenschleimhaut aus auf das Gehirn einwirkende Reizung die Rolle des Schlafverscheuchers; aber hier kommt noch ein zweiter wesentlicher Faktor hinzu.

Die angewandten Erregungsmittel wirken gleichzeitig auch belebend auf das Herz und somit auf den Blutkreislauf. Durch diesen wird den Organen, also auch dem Gehirn, in der Zeiteinheit mehr Sauerstoff zugeführt, und somit die Kohlensäurebildung wieder befördert.

Eine weitere Frage liegt nahe: Wie erklärt die vorgetragene Theorie die längere Dauer des Schlafes? Wenn wir sahen, dass im Schlafe, infolge abnehmender Verbrennung der Atome zu Kohlensäure, sich Sauerstoff in grösserer Menge zwischen den Molekülen anhäufen muss, so sollte man glauben, es müsse als Folge dieser Anhäufung wieder Zunahme der Kohlensäurebildung eintreten. Demgemäss müsste der Schlaf sehr bald wieder in den wachen Zustand übergehen, und zwar dann, wenn ein völliger Ausgleich zwischen Verbrauch und Ersatz stattgefunden hätte. Demgegenüber ist zu bemerken, dass der wache Zustand abhängig ist von einem gewissen Grade der molekularen Schwingungen. Die Kohlensäureexplosionen geben zu diesen nur den Anstoss, von ihrer Intensität und Geschwindigkeit hängt der Grad der Schwingungen in der Hirnsubstanz, aber auch ihre Dauer ab. Zu einer Zeit, wo die Kohlensäurebildung selbst schon gesunken ist, können als Nachwirkung noch lange die molekularen Schwingungen fortbestehen. So kommt es, dass nach angestrengter geistiger Arbeit der Schlaf den Überarbeiteten, auch wenn er sich alle neuen Erregungen fernzuhalten sucht, oft noch lange flieht. Ist also die Voraussetzung für den wachen Zustand eine gewisse Summe von Schwingungen, oder anders ausgedrückt, eine gewisse Summe lebendiger Kraft, welche durch die Kohlensäurebildung erregt werden muss, so leuchtet ein, dass die Dissoziation nicht alsbald nach dem Einschlafen wieder ausreichen wird, um die zum Wachsein erforderliche lebendige Kraft zu liefern. Erst dann wird der Organismus wieder zu neuer Thätigkeit erwachen, wenn Zahl und Grösse der Schwingungen einen gewissen Höhepunkt erreicht haben. So erklärt also die Pflügersche Theorie die lange Dauer des gesunden Schlafes; sie erklärt aber gleichzeitig auch die Periodizität desselben. Denn die Kohlensäurebildung vollzieht sich im Laufe eines Tages in zeitlich gleichmässigen Wellenbewegungen. Der höchste Punkt einer Welle entspricht dem Augenblick des Erwachens, der tiefste dem des Einschlafens. Unschwer erklärt sich aus unseren Erwägungen ferner der Zustand der Schlaf-

trunkenheit, die dem völligen Erwachen vorausgeht: es dauert eine Weile, bis die weckenden Schwingungen die zum völligen Wachsein erforderliche Intensität erreicht haben. Auch das Einschlafen erfolgt nicht plötzlich; sondern mit der stetigen Abnahme der Oszillationen sinken dem Schlafmüden erst die Augenlider, dann der Kopf, schliesslichfallen die Glieder, ihrer Schwere folgend, schlaff auf die Unterlage nieder.

Eine höchst interessante und zu unserem Thema in naher Beziehung stehende Erscheinung ist der sogen. Winterschlaf, den gewisse kalt- und warmblütige Tiere führen. Der Winterschlaf tritt bei diesen zweifellos unter der Einwirkung der niedrigen Wintertemperaturen ein. Auch diese Thatsache lässt sich leicht in Einklang mit der Pflügerschen Theorie bringen. Es ist durch genaue Beobachtung festgestellt, dass bei winterschlafenden Tieren die Körpertemperatur erheblich sinken kann, ohne dass das Leben erlischt, ja sogar ohne dass die Gesundheit irgendwie beeinträchtigt wird. So ist ein Sinken der inneren Körperwärme beobachtet worden beim Murmeltier bis auf 4^0 R, bei der Fledermaus bis zu $3^1/_5{}^0$ R, beim Igel bis zu $2^3/_5{}^0$ R. Man weiss ferner, dass jeder Winterschläfer zu jeder Jahreszeit, also auch im Sommer, durch stärkere Abkühlung in den Winterschlaf gebracht werden kann und darin verharrt, so lange die Temperaturerniedrigung anhält. Umgekehrt kann man Tiere aus dem Winterschlafe erwecken und wach erhalten, wenn man sie aus der kalten in warme Umgebung bringt. Die Abkühlung hat natürlich hinsichtlich der Lebenserhaltung ihre Grenzen. Erreicht die Körperwärme 0 Grad, so muss unbedingt der Tod eintreten, da mit dem Gefrieren des Wassers das Leben der Zelle unvereinbar ist. Ich sagte soeben, dass auch der Winterschlaf der Pflügerschen Theorie nur zur Bestätigung dienen könne. Die Verminderung der Temperatur bedingt bekanntlich einen festeren Zusammenhang der Teile, eine stärkere Kohäsion der Moleküle, und mit dieser im Zusammenhange eine Abnahme der intramolekularen Schwingungen und somit auch der Dissoziationsvorgänge, der Kohlensäurebildung. Da an der Abkühlung des Winterschläfers alle Organe, also auch das Gehirn, gleichmässig beteiligt sind, versteht es sich nach unserer Theorie unschwer, dass mit dem Sinken der Temperatur unter einen gewissen Grad Schlaf eintreten und solange anhalten muss, bis höhere Wärme-

grade den Organismus wieder zu neuen, stärkeren Vibrationen wecken.

Besondere Erläuterung bedarf aber eine Beobachtung, welche der Erklärung des Winterschlafes durch Kälteeinwirkung im Wege zu stehen scheint. Man hat nämlich wahrgenommen, dass sehr heftige Kälte den warmblütigen Winterschläfer aufweckte. Wir erblicken in dieser Thatsache nur eine Analogie dessen, was wir auch von dem Schlafe des Menschen wissen: dass nämlich starke Nervenreize, seien sie optischer, akustischer Art oder mögen sie in einer energischen Berührung bestehen, uns aus dem tiefsten Schlaf zu erwecken vermögen. Wenn nun die Physiologie lehrt, dass intensive Kälte ein energischer Nervenreiz sei, so ist auch der Schluss erlaubt, dass ein starker Kältereiz die zur Ruhe gekommenen Vibrationen wieder zu erregen vermag. Diese Annahme stimmt überein mit einer anderen Beobachtung, nach welcher auch andere Schmerz erzeugende Nervenreize den Winterschläfer in wachen Zustand versetzen. Grosse Kälte wirkt bekanntlich auch durch Schmerzerregung. Hier wie dort ist nach Pflüger die letzte Ursache der Erscheinung die Zufuhr einer grossen Quantität lebendiger Kraft, welche sekundär im Gehirne Steigerung der intramolekularen Wärmeschwingungen und also Kohlensäurebildung auslöst. Natürlich dauert das Wachsein aus solchen Ursachen nur kurze Zeit, weil in dem einen Falle der Reiz nur kurze Zeit einwirkte, während im anderen Falle bei längerer Einwirkung höherer Kältegrade bald die Erstarrung erfolgen muss. Wir erblicken aber in der Thatsache des Erwachens durch starken Kältereiz eines jener wunderbaren Beispiele von Selbsthilfe, an denen die Natur so reich ist. Wird der Winterschläfer durch einen starken Kältereiz geweckt, so wird er in Stand gesetzt, sich zu bewegen und sich zu seinem Schutze tiefer einzugraben. Es wird berichtet, dass beispielsweise die Winterschläfer in Sibirien eine Tiefe von 20 Fuss unter der Erde aufsuchen.

Eine dem Winterschlaf scheinbar entgegengesetzte Erscheinung ist der bei Amphibien in heissem Klima beobachtete Sommerschlaf. Wie erklärt sich dieser? Pflüger führt aus, dass die Amphibien mit ihrem trägen Stoffwechsel nicht im stande sind, in ihrem Gehirn eine so hohe Summe von Spannkraft, d. h. intramolekularem Sauerstoff anzuhäufen, wie die Warmblüter. Die hohe Sommerhitze führt aber zu einem rascheren Verbrauch

der spärlichen Spannkraft. Sobald aber der Verbrauch dieser den Ersatz übertrifft, muss Schlaf eintreten, der bis zur kühleren Jahreszeit andauert.

Das Fazit der Pflügerschen Theorie ist also dies, dass »verschiedene Zustände« des Gehirns Schlaf herbeiführen, »die aber alle das gemeinsame haben, dass die intramolekuläre Wärme, also die Dissoziation herabgesetzt ist«.

Ich habe die vorgetragene Theorie des Schlafes eingehender erörtert, weil sie mir als die bestbegründete erscheint. Wie schon erwähnt, giebt es noch zahlreiche andere Erklärungsversuche, von denen einer manche Anhänger hat und daher kurz gestreift werden mag. Er gipfelt in der Annahme, dass der Organismus im wachen Zustande bei seiner Arbeit Stoffwechselprodukte liefert, welche bei grösserer Anhäufung lähmend auf die nervösen Zentralorgane einwirken und dadurch Schlaf erzeugen. Im Schlafe aber werden diese Stoffwechselprodukte wieder zerstört oder ausgeschieden, und somit der wache Zustand wieder hergestellt. So ansprechend an sich diese Theorie von den Ermüdungsstoffen, oder den sogen. ponogenen Substanzen ist, so hat doch ein sicherer Beweis für ihre Existenz und Wirksamkeit nicht geliefert werden können. Die Theorie rechnet mit hypothetischen Stoffen (Milchsäure, Kreatin etc.), die Pflügersche Theorie mit gegebenen physiologischen Thatsachen.

Nachdem wir mit den Ursachen des Schlafes, soweit unsere heutigen Kenntnisse reichen, ein wenig bekannt geworden sind, würden wir uns des weiteren mit den Erscheinungen des Schlafes zu beschäftigen haben. Ich kann mich hierbei kurz fassen, da diese jedermann bekannt sind. Die Merkmale des Schlafes bestehen ja im wesentlichen in der oben schon erwähnten Unempfindlichkeit unserer Sinnesorgane gegen Reize, welche im wachen Zustande empfunden werden und zu unserem Bewusstsein gelangen können, sowie in dem Erlöschen aller willkürlichen Bewegungen und jeder bewussten geistigen Thätigkeit. Dagegen vollziehen sich alle von unserem Bewusstsein und unserem Willen unabhängigen Funktionen, die Atmung, die Herz- und Blutbewegung, die Verdauung, Assimilation, Wärmebildung, die Harnabsonderung durch die Nieren, wenngleich verlangsamt, mit ebenso grosser oder grösserer Regelmässigkeit als im wachen Zustande. Dies die Erscheinungen des gesunden festen Schlafes. Gewisse, häufig vorkommende Begleiterscheinungen, wie das Träumen,

Sprechen, ausgiebige Bewegungen sind keine obligaten Merkmale. Sie stehen schon an der Grenze des Gesunden und des Krankhaften als Anzeichen, dass das Gehirn sich nicht in voller Ruhe befindet. Sie beruhen auf der längeren Nachwirkung von Schwingungen, welche die Tagesarbeit hervorgerufen, oder auf der halbbewussten Reproduktion von Erinnerungsbildern aus jüngster oder weit zurückliegender Zeit. Vorstellungsreihen können sich daran anschliessen, sind aber meist verwirrt und unlogisch. Da sie das Bewusstsein nicht voll wachrufen, fehlt beim Erwachen die Erinnerung daran, oder sie ist nur unvollständig.

Je gesunder der Mensch, desto ruhiger und fester ist sein Schlaf. Aber innerhalb der Grenzen des Gesunden giebt es manche Varietäten. Ein Mensch schläft fester als der andere, der Schlaf im Alter ist leichter und kürzer als der in der Jugend. Und selbst bei einem und demselben Menschen ist der Schlaf heute ruhiger und anhaltender als morgen. Diese individuellen und Altersverschiedenheiten sind leicht zu verstehen. Was zunächst die letzteren anlangt, so leuchtet ohne weiteres ein, dass die Lebenszeit, in welcher der Anbau der Gewebe, das Wachstum, stattfindet, in welcher also die Zufuhr den Verbrauch überwiegt, schlafbedürftiger ist als diejenige Periode, in welcher beide Faktoren sich das Gleichgewicht halten. So befindet sich das Kind während des raschesten Wachstums, also während des fötalen Lebens in beständigem Schlafe, so schläft das Neugeborene mehr als es wacht, so bedarf die Jugend reichlicheren Schlafes als das höhere Alter. Ebenso bekannt ist, dass in einer Altersstufe, die durchschnittlich dem 5.—6. Lebensjahrzehnt entspricht, der bis dahin feste Schlaf häufiger Unterbrechungen erleidet, von kürzerer Dauer ist, und dass diese Erscheinung sich mit zunehmendem Alter gewöhnlich steigert. Schwieriger sind die individuellen Verschiedenheiten zu deuten. Ich glaube aber im allgemeinen nicht fehlzugehen mit der Annahme, dass die Intensität des Schlafes umgekehrt proportional ist dem Grade der psychischen Thätigkeit. Man schläft bekanntlich besonders fest nach ermüdenden Märschen oder anderen körperlichen Anstrengungen, bei denen der Geist sich ausgeruht hat; angestrengte geistige Thätigkeit dagegen beeinträchtigt, wie ich früher ausführte, durch länger anhaltende Nachschwingungen des Gehirns die Festigkeit des Schlafes. Manchem von Ihnen wird schon aufgefallen sein, wie schwer es ist, einen vom Dienst ermüdeten Soldaten, einen Bau-

oder Feldarbeiter aus dem Schlafe zu wecken, wie leicht dagegen beim geringsten Reize ein am Tage geistig angestrengter Mann erwacht. Es hängt also zweifelsohne die Tiefe des Schlafes von der Art der Tagesarbeit ab, und damit erklärt es sich auch, warum der Schlaf eines und desselben Menschen nicht zu allen Zeiten gleich fest ist.

Diese Betrachtungen führen mich zu der Frage nach der Dauer des natürlichen Schlafes. Es ist nicht möglich, ein allgemein giltiges zeitliches Mass zu geben. Im ganzen dürfte für den erwachsenen Menschen jener Philosoph das Richtige getroffen haben, der je 8 Stunden des Tages der Arbeit, der Erholung und dem Schlafe zuteilt. Namentlich hinsichtlich des letzteren muss man ihm Recht geben, während man über die Verteilung von Arbeit und Erholung anderer Ansicht sein kann. Der Erwachsene braucht in der That, wie die Erfahrung immer wieder lehrt, um seine volle Leistungsfähigkeit zu erhalten, durchschnittlich 8 Stunden Schlaf. Eine länger dauernde Vernachlässigung dieser Regel rächt sich bei den meisten. Dass diese wie alle Regeln häufige Ausnahmen erleidet, braucht kaum gesagt zu werden. Es giebt Riesennaturen, die sich weit mehr zumuten können als der Durchschnittsmensch, und wer von uns kennt nicht diesen und jenen Gelehrten oder Geschäftsmann, der den Tag regelmässig erst um oder nach Mitternacht beschliesst, zeitig aufsteht und dennoch gesund und leistungsfähig bleibt. Freilich wird hierbei häufig ein Trugschluss gemacht. Man schliesst allzu leicht aus dem günstigen Augenblick auf die Unschädlichkeit der Schlafentziehung. Wie oft kommen aber die bösen Folgen erst nach langer Zeit nachgehinkt! Bei richtiger Beobachtung sind derer in der That nur wenige, die auf die Dauer ungestraft, d. h. bei unverkürzter Leistungsfähigkeit die Kürzung der achtstündigen absoluten Ruhe ertragen. Das höhere Lebensalter bildet hier wieder eine Ausnahme; denn ein Greis könnte, auch wenn er wollte, eine so lange Dauer ungestörten Schlafes nicht erreichen.

Doch genug vom gesunden Schlafe! Lassen Sie mich die noch übrige Zeit verwenden, um dem zweiten Teile meines Themas in Kürze gerecht zu werden.

Der Begriff der Schlaflosigkeit wird gewöhnlich weiter gefasst als dem Inhalte dieses Wortes entspricht. Man versteht darunter überhaupt den Verlust der Fähigkeit, ununterbrochen zu schlafen. Man kann gewaltsam durch allerlei Reize ganze

Nächte hindurch den Schlaf von sich fernhalten, und es ist geradezu erstaunlich, was namentlich das weibliche Geschlecht, was eine besorgte Mutter oder Ehefrau mit Willenskraft in dieser Beziehung zu leisten vermag. Eine absolute Schlaflosigkeit aber ohne diesen Willenszwang giebt es nicht, oder doch nur höchst selten. Die Klage, die wir Ärzte oft von einem Kranken zu hören bekommen, er habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können, ist niemals buchstäblich zu nehmen, sie beruht auf Selbsttäuschung. Wenn man sich in einer sogen. schlaflosen Nacht genauer selbst beobachtet, wenn man sich insbesondere die Frage vorlegt, womit man die vielen »wachen« Stunden zugebracht hat, so muss man sich gewöhnlich eingestehen, dass die Summe der gehegten Gedanken bei weitem nicht ausreicht, um eine ganze Nacht auszufüllen. Es ist bekannt, wie lange einem bei mangelnder Beschäftigung, beim »Warten« schon am Tage die Zeit wird; wie viel mehr noch dehnt sie sich aber bei Nacht in die Länge, wo das Auge nichts sieht, das Ohr nichts hört. Dass die Zeit des Wachliegens meist, ja ich möchte sagen immer, weit überschätzt wird, das ist längst und vielfältig durch Überwachung schlafloser Kranker seitens eines Arztes oder Krankenpflegers bewiesen worden. Und wenn dem von einem Kranken entgegengehalten wird, er habe doch jede Stunde die Uhr schlagen hören, so beruht dies zum Teile auf einer Verwechselung von Ursache und Wirkung. Der Kranke hört die Uhr manches Mal in der That, weil er wacht, aber er hört sie eben so oft oder vielleicht noch öfter, weil ein so schwacher Gehörsreiz wie das Schlagen der Uhr genügt, ihn für den Augenblick zu wecken.

Mit dieser Abschwächung des Begriffes »Schlaflosigkeit« soll aber die schwerwiegende Bedeutung des gestörten Schlafes keineswegs herabgesetzt werden. Denn niemand weiss das böse Gespenst des verscheuchten Schlafes und den schweren Kampf gegen dasselbe mehr zu würdigen als wir Ärzte. Ob die Schlafunterbrechung Stunden, wie der Betroffene oft glaubt, oder nur Minuten beträgt, ist gleichgiltig; der Schaden ist gegeben durch die immer wiederholte Unterbrechung, durch den unerquicklichen Wechsel von Schlaf, Halbschlaf und Wachsein. Es ist nach unseren bisher entwickelten Anschauungen klar, dass der häufig unterbrochene Schlaf seinen vollen Zweck, das Ausruhen der Gehirnganglien von ihren molekulären Schwingungen, nicht erfüllen kann. Und

darum erhebt sich der des Schlafes Beraubte unerfrischt, müde, leistungsunfähig von seinem Lager, voll berechtigt, über seinen Zustand Klage zu erheben.

Die Schlaflosigkeit oder Agrypnie ist bekanntlich ein sehr verbreitetes Übel, verbreiteter vielleicht in unserem nervösen Zeitalter als in früheren Zeiten. Sie ist nicht selbst Krankheit, sondern nur Krankheitserscheinung, ein Symptom, welches die mannigfaltigsten Erkrankungen begleiten oder ihnen nachfolgen kann. Wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, tritt sie in den geringsten bis zu den allerhöchsten Graden, bald kürzer, bald anhaltender auf. Einer besonderen Charakterisierung ihrer Erscheinungen bedarf es nicht; nur sei darauf hingewiesen, dass es auch in bewusstlosen Zuständen, wie nach einem erlittenen Schlaganfalle, eine Schlaflosigkeit giebt. Das Bewusstsein ist zwar erloschen, aber die Augen sind offen oder halb geschlossen, und an Bewegungen, die der Kranke ausführt, an seinem Murmeln oder an seinen Delirien erkennt man, dass sein Gehirn noch arbeitet.

Die Ursachen der Agrypnie lassen sich in zwei Gruppen teilen: in organische und funktionelle. Unter den organischen verstehen wir materielle krankhafte Störungen der Organe, unter den funktionellen Ursachen Störungen der Organthätigkeiten ohne materielle Schädigung.

Bekannt ist, dass mehr oder weniger jede ernstere Erkrankung den Schlaf beeinträchtigt. So wirken die meisten Infektionskrankheiten, sei es durch das Fieber sei es durch Erzeugung giftiger Stoffe, erregend auf das Gehirn und wandeln dadurch den gesunden Schlaf in Halbschlaf oder Wachsein mit Bewusstseinsstörung um, so werden Lungenkranke durch Atemnot, Herzkranke durch Beklemmungsanfälle häufig aus dem Schlafe geweckt, während Gehirnleidende unter den abnormen Erregungen des Zentralnervensystems nicht zum Genusse eines natürlichen Schlafes kommen. In noch höherem Grade stören den Schlaf solche Krankheiten, welche ausgesprochene Schmerzempfindungen erzeugen. Dahin gehören viele entzündliche Prozesse, wie Nervenentzündung, Lungen- und Rippenfellentzündung, Gelenkrheumatismus, Entzündungen der Knochen und Knochenhaut, ferner gewisse Organleiden, wie das Magengeschwür, die Gallenstein- und Nierensteinkoliken, nicht zu vergessen die Entzündung der Zahnpulpa, welche den allbekannten Zahnschmerz erzeugt, und viele andere Übel. In allen diesen Fällen sind es krankhafte Reize,

ausgelöst durch Krankheitsprodukte, welche, dem Gehirne zugeleitet, hier gesteigerte intramolekulare Schwingungen hervorrufen.

Die gleiche Erklärung findet auch Anwendung auf die funktionellen Ursachen. Auch der gesunde Mensch leidet zeitweilig an Schlaflosigkeit. Solange es sich um nur vorübergehende schlafstörende Einwirkungen handelt, halten wir diese Art der Agrypnie für eine naturnotwendige Erscheinung. So beunruhigen wir uns nicht sonderlich darüber, wenn wir einmal auf grosse geistige Überanstrengungen, auf weit in die Abendstunden ausgedehnte Vergnügungen und Genüsse, auf heftige Gemütsbewegungen freudiger und trauriger Art eine oder einige schlaflose Nächte folgen sehen. Der völlig Gesunde überwindet diese Folgen übermässiger Nervenreizung leicht und erlangt bald die ungestörte Nachtruhe wieder. Anders verhält es sich aber mit dem nervös Veranlagten, bei dem ein einziger Sturm oder Exzess im Geistes- und Gemütsleben der Tropfen sein kann, der das längst übervolle Mass zum Überlaufen bringen kann. Ist bei diesem erst einmal eines der Glieder in der regulären Kette, welche Schlaf und Wachsein bilden, gelockert, so wird es schwer wieder eingefügt. Denn der zeitliche Ablauf der Oscillation und Ruhe in den Molekülen hat sich verschoben: der Neurasthenische fühlt sich früh morgens unfrisch, und seine Leistungsfähigkeit erreicht ihren Höhepunkt erst in der Tageszeit, die dem Gesunden zum Schlafe bestimmt ist — in den Abend- und Nachtstunden. Bei diesem Typus inversus des schlafenden und wachen Zustandes kann eine Zeit lang zwar noch die gleiche Summe von Arbeit geleistet werden wie unter natürlichen Verhältnissen. Allein das Uhrwerk unseres Organismus ist wie alles Leben auf unserem Planeten auf den unabänderlichen Lauf der Sonne, auf Tag und Nacht, eingestellt. Der anfangs vielleicht quantitativ noch ausreichende Schlaf nimmt, weil er nicht in die von der Natur gebotene Zeit verlegt wird, schrittweise an Dauer und Tiefe ab, und so wirkt das widernatürliche Verhalten gegenüber Licht und Dunkelheit mit der Zeit in ungünstiger Weise zurück nicht nur auf das Nervenleben, sondern auch auf die Ernährung, auf den Stoffwechsel und führt somit zur Entkräftung und verminderten Leistungsfähigkeit. Die nachteiligen Wirkungen, welche sich bei einem schon ohnedies nervösen oder nervenkranken Menschen frühzeitig bemerklich machen, können auch beim Gesunden, wenn

sie immer und immer wiederkehren, anhaltende Beeinträchtigung der Fähigkeit zu schlafen im Gefolge haben.

Wenn ich soeben sagte, dass Schlaflosigkeit auf die gesamte Ernährung zurückwirke, so liegt die Erklärung für diese Erfahrungsthatsache nicht fern. In erster Linie wird ja das Nervensystem geschädigt, welches mehr als irgend ein anderes Organsystem, wie wir früher gesehen, der periodischen Ruhe bedarf. Da aber das Nervensystem mit allen Organen des Körpers in innigster anatomischer und physiologischer Beziehung steht, da es der Regulator aller Organthätigkeiten ist, so müssen Störungen seiner Funktionen zwingender Weise auch andere Organe in Mitleidenschaft ziehen.

Nach diesen gedrängten Ausführungen über die Ursachen, Erscheinungen und Folgen der Schlaflosigkeit werden Sie mit Recht erwarten, noch einige Worte über die Behandlung dieses Feindes der menschlichen Leistungsfähigkeit zu hören. Wie überall ist auch hier der Schwerpunkt auf die Verhütung, die Prophylaxe, zu legen. Geistige und körperliche Erziehung in Schule und Haus müssen miteinander wetteifern, eine Grundlage im jugendlichen Körper herzustellen, auf welcher die sogenannte neuropathische (nervöse) Anlage, selbst wenn sie ererbt sein sollte, nicht gedeihen kann. Denn diese Anlage ist es, welche für Schlaflosigkeit empfänglich macht. Der dem elterlichen und Schuleinfluss entwachsene, auf sich selbst gestellte Mensch wird sich das Übel der Schlaflosigkeit fern halten können, wenn er naturgemäss lebt, d. h. Überanstrengungen aller Art, Exzesse in Venere et Baccho, starkes Rauchen, nächtliche Vergnügungen und Genüsse im Übermasse meidet, und durch regelmäfsige, rechtzeitige Mahlzeiten für seine Ernährung Sorge trägt.

Die Behandlung der bereits ausgesprochenen Schlaflosigkeit bietet umsomehr Aussicht auf Erfolg, je früher sie einsetzt. Alteingefleischte Agrypnie giebt stets eine wenig günstige Voraussicht. Die Art der Behandlung läfst sich schwer in kurzen Zügen kennzeichnen. Ich kann hier nur einige wichtige Punkte herausgreifen. In erster Linie muss man die Ursachen zu erkennen suchen, was oft sehr schwierig ist, und diese bekämpfen. Wie zur Prophylaxe der Schlaflosigkeit die gründliche Ausheilung jeder schwereren Erkrankung, welche jene herbeiführen könnte, gehört, so ist bei der Agrypnie während einer Krankheit die letztere zunächst, die erstere nur in zweiter Linie zu behandeln.

Geht doch die ganze ärztliche Behandlung in ihren Endzielen darauf aus, nicht Krankheits**erscheinungen**, sondern die Grundkrankheit oder deren Ursachen zu beseitigen. Finden wir keine andere Ursache als nervöse Anlage, so muss diese unseren Angriffspunkt bilden. Wir sind zwar in der Lage, durch sicher wirkende narkotische Mittel den Schlaf zu erzwingen, aber immer nur so lange das angewandte Mittel wirkt. Hat es ausgewirkt, so kehrt gewöhnlich in der nächsten Nacht der alte Zustand wieder und steigert sich ebenso wie das zu Grunde liegende Nervenleiden. Man macht uns Ärzten häufig den Vorwurf, dass wir zu viele Medikamente verwendeten; man stellt uns als das Ideal der Behandlung die sogen. »Naturheilmethode« vor Augen. Diese Ansicht beruht auf einer teils beabsichtigten teils unabsichtlichen Verkennung des Thatsächlichen. Denn niemand ist mehr bestrebt, die Naturkräfte für Heilzwecke auszunützen als die wissenschaftliche Medicin; gerade sie ist vermöge ihres ganzen Studienganges, der ja mit der Naturwissenschaft beginnt und schrittweise zur Erkennung der natürlichen Thätigkeiten des Organismus, endlich zu der Erkenntnis der von der Natur angestrebten Heilungsvorgänge im kranken Körper führt, darauf angewiesen, in der Natur ihren besten Lehrmeister zu suchen. Aber die wissenschaftliche Heilkunde ist auch ehrlich genug, die Grenzen ihres Könnens einzugestehen und auf rohe Heilversuche da zu verzichten, wo sie ihre Unzulänglichkeit erkannt hat und wo alsdann die Aufgabe an sie herantritt, Leiden zu lindern; sie ist ehrlich genug, Erfolge der Behandlung, die auf psychischem Wege vermittelt werden, nicht einem angewandten physischen Heilverfahren zuzuschreiben. Diese Grundsätze, von denen die praktische Medicin niemals abweichen kann und wird, sind auch in der Behandlung der Agrypnie die leitenden. Beseitigung aller naturwidrigen Schädlichkeiten, welche nach unseren Ausführungen den Schlaf beeinträchtigen können, und Herstellung der möglichst natürlichen Bedingungen für die Wiedergewinnung des verloren gegangenen Gutes, so lautet die allgemeine Aufgabe. Die speziellen Anordnungen müssen sich nach eingehendster Prüfung der Sachlage unter Berücksichtigung aller uns zu Gebote stehenden Kenntnisse ganz dem Einzelfalle anpassen und lassen sich nicht in ein Schema bringen.

So kann in einem Falle ergiebige Körperbewegung als Schlafmittel dienen, welches den Zweck verfolgt, Ermüdung herbei-

zuführen, während in einem anderen Falle gerade gewaltsame Ermüdung die Schlafstörung befördert. Unter allen Umständen wird es darauf ankommen, die letzten Stunden vor dem Zubettegehen ruhig zu gestalten. Spaziergänge, die am Tage ausgeführt, günstig wirken, haben in späteren Abendstunden gewöhnlich den entgegengesetzten Effekt. Noch mehr aber gilt dies von geistiger Thätigkeit, von abendlichem Lesen, Sprechen, abendlichen Vergnügungen und ähnlichen. Je gleichmässiger und allmählicher sich der Übergang von der Unruhe des Tages zur Ruhe der Nacht im äusseren und inneren Leben vollzieht, desto besser für den Schlaf.

Mit der Regelung der Lebensweise und Beschäftigungen allein ist es aber in schweren Fällen von Agrypnie nicht gethan. Wir brauchen Mittel, die beruhigend auf das Nervensystem einwirken, und diese entnehmen wir in erster Linie der Natur. Wir verwenden dazu elektrische Ströme und vor allem die Einwirkung bald kalter bald warmer Temperaturen. Als bester und ausgiebigster Vermittler der Wärme und Kälte dient uns das Wasser, und dieses kommt gegen Nervenleiden überhaupt wie insonderheit gegen Schlafstörung nach den verschiedensten Methoden in Anwendung: als Waschung, Abreibung, Abklatschung, in Form von kühlen und warmen Bädern.

Eine grosse Rolle in der Behandlung der Schlaflosigkeit spielt ferner der Klimawechsel. Jedermann kennt die günstige Umgestaltung nervöser Zustände durch einen Aufenthalt auf dem Lande, im Walde, Gebirge und an der See. Als wirksamer Faktor konkurriert hier mit dem Genuss erfrischender Luft die Ruhe, die Entfernung von Haus und Beruf. Dass diese sogenannten Sommerfrischen nicht immer den gewünschten Erfolg haben, hat zum Teil seinen Grund in der vielfachen Verkennung der Zwecke eines solchen Aufenthaltes. Es ist eine Absurdität, welcher die moderne Menschheit der Städte verfallen ist, wenn sie statt der Einsamkeit übervölkerte Kurorte aufsucht, in die statt ländlicher Sitten und Bräuche gewaltsam das Leben der modernen Stadt mit all seinen Widernatürlichkeiten verpflanzt wird. Wenn man in einem der besuchtesten Nordseebäder beispielsweise sieht, wie durch elektrische Beleuchtung des Strandes bis Mitternacht die Nacht zum Tage gemacht wird, so kann man sich nicht wundern, dass dort nicht gerade die Fähigkeit zu schlafen wiedergewonnen werden kann. Mit der Verordnung von Seebädern, die sehr erregend

auf die Nerven wirken, muss man ebenso wählerisch und vorsichtig sein, wie mit der Empfehlung von Gebirgskurorten. Es giebt viele Menschen, die gerade im See- und Gebirgsklima garnicht schlafen können.

Erst wenn die genannten und manche andere Massnahmen ihren Dienst versagen, erst dann dürfen und müssen unter Umständen schlafbringende Arzneimittel in Anwendung gezogen werden.

Die mir zugemessene Zeit ist abgelaufen, und so muss ich meine Bemerkungen schliessen. Möchten sie weder als Hypnotikum noch als schlafverscheuchendes Mittel gewirkt haben. Und möchten meine verehrten Zuhörer niemals Grund haben, sich anders als theoretisch mit dem Schlafe und der Schlaflosigkeit zu beschäftigen.

Zur Hundertjahrfeier

des

Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten.

Festrede,

gehalten am 21. März 1897 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I.

von

Heinrich Neubauer,
Schuldirektor a. D.

Hochansehnliche Festversammlung!

Die Hundertjahrfeier des Geburtstages weiland Kaiser Wilhelms I. hat schon seit Wochen und Monden alle patriotischen Gemüter in Deutschland bewegt. Sein hochherziger Enkel Kaiser Wilhelm II. stellte sich, wie bei allen schönen und edlen Gedanken, die unser Volk durchzittern, an die Spitze dieser Bewegung. Volk und Herrscher waren in diesem Gedanken eins, und diese Einigkeit ist uns ein erhebender und stärkender Beweis der schönen Harmonie, die zwischen beiden besteht.

Heut und an den folgenden beiden Tagen feiern wir dieses Fest. Wie oft haben wir Jahr für Jahr mit immer steigender Begeisterung und Rührung es gefeiert in dem Bewusstsein, unsern königlichen Herrn gesund und wohl inmitten seiner getreuen Unterthanen zu wissen! Sein Bild stand vor uns als das des ehrwürdigen Greises mit den kräftigen Zügen, durchleuchtet von sittlichem Ernst und freundlichem Wohlwollen, wie es sich uns seit den langen Jahren seiner Regierung eingeprägt hatte, die wir durch seine friedlichen und kriegerischen Unternehmungen hindurch mit den heissesten Wünschen begleiteten. Endlich, als der geliebte Herrscher unter dem besonderen Segen der göttlichen Vorsehung das neunzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, als wir uns schon anschickten das 91. Geburtstagsfest in alter Treue, wenn auch mit zagenden Herzen, zu begehen, ward er abgerufen. Was lange erwartet werden konnte, vorausgesehen werden musste, war endlich eingetreten; aber die Klage war darum nicht geringer; das Weh griff nicht minder stark an unser Herz; das ganze deutsche Volk hatte seinen Freund und Berater verloren, und nach einem sonnigen Alter war er doch in bitterem Kummer gestorben.

Auch heut schaut uns sein Antlitz mit dem alten freundlichen Ernste an; aber die irdische Sorge und Not ist von ihm abgethan; es ist das Antlitz eines Verklärten; aus dem Streit und Lärm des Tages ist er hinübergetreten in das stille, feierliche Reich der Geschichte. Nicht mehr fragen wir uns aufgeregten Gemüts: Was ist er uns? sondern mit beruhigtem Geiste legen wir uns die Frage vor: Was war er uns, und was wird er seinem Stammlande Preussen, dem deutschen Volke, der Welt künftig bedeuten?

Kaiser Wilhelms I. Lebenslos und Bedeutung hat sich in einer aufsteigenden Linie entwickelt. Das ist bei jedem Menschen und also auch bei jedem Herrscher der Fall; aber seine Lebenslinie blieb im Steigen zu einer Zeit, wo sie bei den meisten Menschen abwärts geht; seine Lebensentwickelung war im eigentlichsten Sinne eine ungeahnte. Vom jüngeren Bruder des regierenden Hauptes der Familie erhob er sich zum Regenten des Landes, zum König von Preussen, zum deutschen Kaiser, und im Alter von mehr als sechzig Jahren traten Aufgaben an ihn heran, deren Bewältigung den kühnen Wagemut eines Jünglings, die Vollkraft des Mannes erforderte. Nicht erfreulich waren die Verhältnisse, die solche Aufgaben zeitigten: Kinderlosigkeit des königlichen Paares und damit Unterbrechung der regelmässigen Thronfolge, schwere Erkrankung des Königs, eine drückende Unsicherheit in der Entwickelung des öffentlichen Lebens nach den Erschütterungen eines Revolutionsjahres, eine unhaltbare Stellung Preussens zu dem leitenden Staate in der deutschen Bundesverfassung, ungelöste Aufgaben in dem Verhältnisse einzelner Bundesstaaten, besonders Schleswig-Holsteins, zum Auslande, heftige Parteikämpfe im Innern, das waren die Zustände, die der Prinz von Preussen vorfand, als er seine Regierungsthätigkeit begann. Das Ergebnis des Ordnens, Besserns und Klärens derselben aber war nicht Ruhe und Frieden, sondern das Aufziehen eines gewaltigen Nationalkrieges, eines Kampfes um die staatliche Existenz, und als dieser mit der glorreichen Neubegründung des deutschen Reichs geendet hatte, als alle Sehnsucht nach dem Wiederaufleben der deutschen Macht und Herrlichkeit nun gestillt schien, das Auftreten neuer, schwererer Aufgaben, begründet in der Zwiespältigkeit des konfessionellen Lebens in Deutschland, welche durch die politische Einigung selbst zu neuer, neidvoller Glut entfacht wurde, und die Forderungen der zu einem vierten Stande zusammengescharten, mit staats-

und gesellschaftszerstörenden Tendenzen durchsetzten arbeitenden Klasse nach Verbesserung ihrer materiellen Lage.

König Wilhelm I. hat sich der Lösung dieser Aufgaben nicht freiwillig entgegengedrängt; dazu war er nicht mehr jung genug, und auch in der Jugend hatte er nie Besonnenheit vermissen lassen. Er liess sie an sich herankommen; aber er wich ihnen nicht aus. Zwischen dem Ungestüm und der Ruhmbegier, womit der 28jährige Friedrich II. einst den Kampf um den Erwerb Schlesiens und die Begründung einer Grossmachtstellung Preussens begonnen hatte, und der Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms III., durch welche die in den Jahren der Reform und des Befreiungskrieges errungenen Vorteile für Preussen zum Teil wieder verloren gingen, hielt er die richtige Mitte, welche den Erfolg verbürgt. »Welche Wendung durch Gottes Führung!« rief einst der fromme König aus, als er den Gegner in dem grossen Gottesgericht gedemütigt, zerschmettert zu seinen Füssen sah, und: »Welch weise Fügung der Vorsehung!« sprechen wir, dass sie so ungeheure Arbeiten gerade diesem Manne übertrug, in dem alle Eigenschaften und Vorzüge des Geistes und Gemüts sich in einer so wohltemperirten Mischung und zugleich in einer so innigen Verbindung vorfanden, dass sie zur Bildung eines wahrhaft edlen Charakters zusammenwuchsen, und dass sie ihm diese Arbeiten zu einer Zeit übertrug, wo dieser Charakter in mancherlei Lebenserfahrungen und steter Übung alles Guten, Edlen und Schönen seine volle Reife erlangt hatte und, gestützt von einem anfangs schwächlichen, durch Mässigkeit und Seelenfrieden aber wunderbar gekräftigten Körper noch im Greisenalter die Thaten verrichten konnte, welche die Welt mit Staunen gesehen hat.

Wer das Glück erwarten kann, dem kommt es sicher; nur muss man sich vom Glück die richtige Vorstellung machen. Dem verständigen Manne besteht es in dem Gefühl, dass es ihm vergönnt war etwas Tüchtiges, seinen Kräften Entsprechendes zu leisten, das, was als erstrebenswert in ihm lebte, als That, wenn auch mit den Mängeln der Endlichkeit behaftet, ausser sich zu setzen, seinen Platz ausgefüllt, nicht vergebens gelebt zu haben. Dieses Glück ist an Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit gebunden, und so hat es Kaiser Wilhelm I. gewiss erreicht; denn diese Eigenschaften gehören zu den wesentlichen Zügen seines Charakters. Wer glücklich sein will, muss auch entsagen können;

denn wer nicht fröhlichen Muts auf das Unerreichbare verzichten gelernt hat, wird die zum Glück erforderliche Gleichstimmung und Seelenruhe nie erlangen. Wilhelm hat als Jüngling und als Mann auf manches Wünschenswerte Verzicht geleistet und es sich immer zur Ehre gerechnet, da seine Schuldigkeit zu thun, wo er hingestellt war. Wegen seiner Körperschwäche durfte der Sechzehnjährige noch nicht in den Krieg gegen Frankreich ziehen, was dem 1½ Jahr älteren, lebhaften und geistreichen Kronprinzen verstattet wurde; aber im nächsten Feldzuge bewies Wilhelm bei Bar im Kugelregen die Kaltblütigkeit eines erprobten Soldaten. Eine innige Herzensneigung musste er unterdrücken. Seiner militärischen Ausbildung und der Vervollkommnung des preussischen Heeres widmete er in der folgenden langen Friedenszeit seine Hauptkraft. Daher mochte es wohl kommen, dass man ihn im Jahre 1848 als einen Feind des Volkes ansah. Er verteidigte sich nicht und verliess das Vaterland, dessen Heil und Schirm er dereinst werden sollte. Schon im nächsten Jahre schlug er den Aufstand der badischen und pfälzischen Republikaner nieder, ebenso einfach und schlicht, wie er die andern Aufträge seines königlichen Bruders erfüllt hatte. Dieselbe Anspruchslosigkeit blieb ihm, als er sich und seine Linie als Erben der Krone betrachten durfte. An das Staatsruder griff er nicht, als bis es ihm zur Lenkung des Staatsschiffes übergeben wurde, obgleich manches ihn dazu hätte veranlassen können; wenigstens steuerte er als Regent alsbald einen andern Kurs; die neue Aera begann. Aber wie massvoll wurden die Änderungen eingeführt, die ihm notwendig erschienen, und wie klug wusste er das in einer langen Übungszeit Erlernte, die Zurückhaltung des eignen Urteils, die allseitige Erwägung und allmähliche Erprobung neuer Einrichtungen, die Benutzung des Rates scharfsichtiger und uneigennütziger Männer, nunmehr anzuwenden! So war er in der That würdig, einen Bismarck, Roon und Moltke als Minister zu besitzen. Dem Scharfblick, den er in der Auswahl dieser Männer, der Selbstbeherrschung, die er in ihrer Beibehaltung bewies, kam die Treue und Nachdrücklichkeit gleich, mit der er das mit ihnen festgesetzte Programm durchführte. So bildete sich das einzigartige, seltene Verhältnis, welches den treuen Herrn mit seinen treuen Dienern in gemeinsamer, rastloser Arbeit und gegenseitigem Vertrauen bis an ihren oder seinen Tod zusammenhielt und für die eigenartige Ausbildung des neuen Verfassungslebens in Preussen

und dem deutschen Reich von der grössten Wichtigkeit wurde. Nichts wollte Wilhelm der beschworenen Verfassung abdingen; keine Camarilla sollte, wie in manchem andern, für konstitutionell geltenden Staate, die Wirksamkeit des öffentlichen Ministeriums und der berufenen Volksvertretung lähmen; aber ebensowenig sollte der Staat ein Spielball eigennütziger oder engherziger Parteien werden oder die überlieferten Grundsätze der Staatskunst, durch die Preussen unter den Hohenzollern gross geworden war, um unerprobter Theorien willen über Bord geworfen werden. Wer von uns Älteren gedenkt hier nicht der aufregenden Debatten um die Heeresreorganisation! Wie die Opposition mit der ganzen Heftigkeit, die der Stolz auf ein fehlerlos ausgearbeitetes politisches System zugleich mit dem Bewusstsein der Unverantwortlichkeit verleiht, die Regierung angriff, ihr das Odium der Verfassungsverletzung zuschob und wohl noch schlimmeren Argwohn zu erkennen gab, und wie dann diese Umgestaltung jenes Faktors, der im preussischen Staatsleben seit dem grossen Kurfürsten her für den vornehmsten galt, sich bald darauf als so notwendig beweisen, so herrlich bewähren sollte. Wohl mochte da König Wilhelm jenes Wortes seines königlichen Bruders: »Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition« gedenken und sich zweifelnd fragen, an welchen Zeichen man eine solche Gesinnungstüchtigkeit erkenne, und er mochte auch des anderen Wortes jenes hochgesinnten Dulders eingedenk werden: »Ich will nicht, dass sich ein Stück Papier zwischen mich und mein Volk eindränge«, wenn er sah, wie die Parteien zur Bekämpfung seiner wohlerwogenen Vorschläge sich fester und fester zusammenschlossen. Aber keine Romantik konnte ihn bewegen zur Zurückführung dessen, was unwiederbringlich dahin war, mochte es auch schöner gewesen sein, auch nur den geringsten Versuch zu machen. War das Neue noch nicht vollkommen, so musste es ausgebaut werden, und diesem Ausbau der durch die Verfassung geschaffenen neuen Zustände hat König Wilhelm seine volle Kraft gewidmet.

Zwar eingefleischte Parteiführer und -genossen zu überzeugen, diesen Versuch wird auch König Wilhelm als aussichtslos bald aufgegeben haben. Die Errungenschaften der neuen Aera, die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die Auflösung des deutschen Bundes, jenes verunglückten oder nur zu gut gelungenen Werkes der deutschfeindlichen europäischen Grossmachtspolitik von 1815, welches jede Weiterentwickelung Deutsch-

lands nach seinem grossartigen Aufschwunge hemmte und seine Spitze gegen Preussen richtete, endlich die Niederwerfung des Erbfeindes, der seine langjährige Petulanz endlich mit der verdienten Züchtigung büsste und zu der Einigung aller deutschen Stämme und Staaten, die lange in der Luft gelegen hatte, die willkommene Veranlassung bot, alle diese durch Preussens Kriegsbereitschaft erlangten, nur durch Blut und Eisen zu erlangenden Erfolge, welche Deutschlands Stellung nach aussen mit einem Schlage veränderten und seiner inneren Entwickelung bisher ungeahnte Prospekte eröffneten, acceptierte die gesinnungstüchtige Opposition; aber sie fuhr fort zu opponieren.

Gab ein solches Verhalten unserem Könige nur Veranlassung, seinen Gleichmut zu bewähren, so forderten die neuen Aufgaben, die mit der Bildung des neuen Reiches ihm gestellt wurden, seine schönsten Eigenschaften, werkthätige Milde, Verständnis für die Not des Volkes, für das, was uns allen not that, Liebe zu einer aufbauenden Thätigkeit, Geduld bei dem mühevollen Emporwachsen eines solchen Werkes, zur Bethätigung heraus. Schnell waren die glänzendsten Siege im Felde erfochten worden; langsam nur konnten materielle Not und geistige Roheit im Volke besiegt werden. Waren jene Siege ruhmvoll, so waren diese unscheinbar und brachten Undank und Verkennung. Aber gerade deshalb waren sie nach dem Sinne Kaiser Wilhelms. Zu jenen grossen Massenmorden, die man Kriege nennt, war er blutenden Herzens ausgezogen, nur zum Wohle und zur Rettung des Vaterlandes, und wir erinnern uns wohl, wie seine ernste Haltung von dem vorzeitigen Jubel seiner Gegner abstach, als er 1866 und 1870 von Berlin auf den Kriegsschauplatz sich begab. Aber freudig unternahm er das schwere Werk der Verbesserung der materiellen Lage so vieler Millionen Menschen, die, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, sich durch den ungeheuren Aufschwung selbst, den der Weltverkehr und die Fabrikarbeit genommen hatten, oft dem Mangel und Elend preisgegeben sahen. Er wartete nicht, bis Not und Verbitterung immer grösser wurden; frisch griff er das Werk der sozialen Gesetzgebung an. So hatte er schon bei seiner Ausrufung zum deutschen Kaiser in Versailles feierlich seinen Willen erklärt, »allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung«. In diesem Sinne wurden die kaiser-

lichen Botschaften vom 17. November 1881 und 14. April 1883 erlassen. Sie entrollten ein Programm sozialer Reformen, welches in dem Krankenkassengesetz von 1883 und dem Unfallversicherungsgesetz von 1884 noch zu seinen Lebzeiten eine teilweise Verwirklichung fand. Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz, welches nach jenen vorsichtigen Versuchen den vorläufigen Abschluss dieser Arbeitergesetzgebung bilden sollte, wurde dem Reichstag im Herbst 1888 vorgelegt, aber über den Beratungen starb Kaiser Wilhelm; ein Vierteljahr nach seinem Tode wurde es als Gesetz publiziert, und seit sechs Jahren übt es eine mehr und mehr sich erweiternde, auch die Gegner zur Anerkennung zwingende, segensreiche Wirksamkeit aus.

So hatte König Wilhelm den romantischen Traum von der Auferweckung Kaiser Rotbarts in nüchterne Wirklichkeit übersetzt, aus dem stahlgepanzerten Hohenstaufen war ein Kaiser Weissbart aus dem Hohenzollernstamm geworden, ein Mann im schlichten Bürger- und Militärrock, wie aus dem alten Kaiserreich auf der Grundlage des Lehnswesens ein Bund gleichberechtigter Fürsten, zur Förderung des Gemeinwohls ihrer Staaten und der gemeinsamen Wohlfahrt der deutschen Nation unauflöslich verbunden, ein moderner Verfassungsstaat. Sehr viel anders nahm dieser Bundesstaat sich aus, als er in den dichterischen Köpfen der Deutschen vorher ausgesehen haben mochte; statt des rosigen Schimmers der Verklärung lagerten über ihm finstere Wolken, und an die Stelle des milden Sonnenscheins trat der kalte Sturm. Aber Kaiser Wilhelm liess sich nicht abschrecken; zu praktisch verständig, um sich Illusionen hinzugeben, wusste er, dass jede neue Entwickelungsstufe auch neue Verwickelungen mit sich bringt, und dass jedes erreichte Ziel im Leben der Völker der Ausgangspunkt für eine neue Kraftanstrengung ist. Wer in diesem Wettlauf nicht zurückbleiben will, dem ist keine Rast vergönnt. Auch wusste er es nicht anders, als dass Arbeit der von Gott dem Menschen bestimmte Lebensinhalt und deshalb auch der Segen dieses Lebens ist, und noch auf seiner letzten Lagerstätte, als die Kräfte, die so lange seinen redlichen Willen unterstützt hatten. ihn verliessen, erklärte er, er habe keine Zeit, müde zu sein. Aber in diesem, dem schönsten Punkte ähnelt doch sein Kaisertum dem der alten römischen Kaiser deutscher Nation, dass er, wie sie, es für sein edelstes Privilegium hielt, ein Helfer der Armen, ein Retter der Bedrückten zu sein, Gutes zu spenden

und Wohlthun um sich zu verbreiten, und es wird vielleicht der schönste Stein in der Krone sein, die er selbst durch seine Thaten sich geschaffen hat, ein Stein, der um so heller leuchten wird, je mehr die anderen im Laufe der Zeiten erblassen, dass er der erste Monarch war, der es wagte, mit fester Hand die gefürchtete soziale Frage zu erfassen, und der zur Besserung des Loses der Enterbten auf dem Wege der Gesetzgebung die ersten kräftigen Schritte that.

So war König und Kaiser Wilhelm. Er stand uns in seinem Wesen und Wirken so nahe, er erschien uns so ganz als eine Verkörperung der Tugenden, die wir selbst erstrebten, dass wir darüber fast vergassen, dass er nun, wie die alten römischen Kaiser, der erste Herrscher der Welt geworden war, ein Herr, auf den ferne Völker und Fürsten mit Bewunderung und Verehrung blickten, und dass er Deutschland, das bisher viel umdrängte und verachtete, zu dem geachtetsten Staatswesen gemacht hatte. Wir liebten ihn nur und sorgten vielleicht zu wenig darum, wie wir ihn ehren und auszeichnen sollten. Nun hat er wie zum nachträglichen Hundertjahrs-Angebinde den Beinamen des Grossen erhalten. Dieser Name prangt auf dem morgen einzuweihenden Nationaldenkmal in Berlin, wie auf anderen Denkmälern und Büchertiteln; wird er in das Volk eindringen? Nach meinem Gefühl ist der erste Eindruck, den dieser hohe, stolze Beiname auf uns macht, der einer gewissen Entfremdung; es ist uns zu Mute, als würde der Mann, den wir so viele Jahrzehnte lang uns nahe wussten, dessen Geist uns auch nach seinem Tode noch umschwebte, uns plötzlich in eine unendliche Ferne, gleichsam unter die Sterne entrückt. Wir kennen aus der Geschichte die glänzenden Namen, welche mit dieser Auszeichnung geziert sind. Alexander der Grosse war ein Welteroberer; er vereinigte mit seinen halbwilden Macedoniern die militärische Tüchtigkeit der von seinem Vater unterworfenen Griechen und stürzte mit dieser vereinigten Macht das persische Weltreich; er drang bis an die äussersten Grenzen der damals bekannten Welt vor und kehrte nicht eher um, als bis sein Heer durch einen Aufstand ihn zur Umkehr zwang; er liess dann dies Heer wie zur Strafe auf seinem Rückwege durch die gedrosische Wüste fast zu grunde gehen. Er verbrannte die Königsburg Persepolis und gab sich Grausamkeiten und Ausschweifungen hin. Ein ungestümer Thatendurst beseelte und verzehrte ihn in jungen Jahren.

Karl der Grosse hat seine kriegsgewaltige Regierung ebenfalls durch Grausamkeiten befleckt, unter denen die Hinschlachtung eines ganzen deutschen Volksheeres, welches für seine alte Freiheit und für seine alten Götter gekämpft hatte, wohl die grösste, aber nicht die einzige war. Er brachte den tapferen Sachsen das Christentum mit Feuer und Schwert, statt mit dem Worte des Friedens und des Heiles, mit welchem Christus seinen Jüngern aufgetragen hatte, die Botschaft von der Erlösung zu verbreiten, und mit welchem die irischen und anglischen Sendboten es bisher verbreitet hatten. Er beraubte die Söhne seines Bruders Karlmann des ihnen gebührenden Anteils, den langobardischen König Desiderius seines Königreichs, nachdem er ihm Schmach zugefügt hatte. Allerdings wird das Bild dieser Männer ein anderes, wenn wir auf den Endzweck und Erfolg ihres Handelns sehen. Beide waren mit allen ihren Fehlern und Leidenschaften Kulturträger, gottgesandte Werkzeuge zur Beseitigung abgelebter Zustände und zur Herbeiführung höherer Formen im Leben der Menschheit. Der allgemeine Segen, den sie gestiftet haben, muss uns das besondere Herzeleid vergessen machen, welches sie anrichteten. Aber würde unser Kaiser Wilhelm jemals eingewilligt haben, das Gute um solchen Preis zu thun? Oder sind die Entthronungen deutscher Landesfürsten, die, im Gebiete der preussischen Machtsphäre befindlich, Preussen nicht seine ihm gewiesene Entfaltung gönnten, sondern auf seine Schädigung und Schwächung sannen, mit den Vergewaltigungen eines Alexander oder Carolus magnus zu vergleichen? Als König Wilhelm uns aus einer seit Jahrhunderten empfundenen, nach jedem Versuch, sie zu lösen, wieder neu befestigten Zwangslage befreite, wollte er aus Zartgefühl die alte Kaiserstadt, von welcher uns so lange nur Unheil gekommen war, nicht mit einer Kriegsmacht betreten, und als das Seine-Babel, in welchem man vor einigen Monaten keinen anderen Ruf vernommen hatte als: A Berlin! A bas les Prussiens! endlich aufhören musste, den deutschen Heeren Trotz zu bieten, begnügte er sich mit einer Scheinbesetzung der Stadt, von welcher alles Leid des Krieges ausgegangen war. Das war freilich auch gross gehandelt, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne.

Aber nicht bei fremden Völkern und aus fernen Zeiten brauchen wir uns die Beispiele zu holen, aus denen wir den Begriff der Regentengrösse feststellen wollen; wir sind in der Lage, sie aus unserer eigenen Landesgeschichte liefern zu können. Der

gesuchte Begriff wird uns alsdann in einem wesentlich andern Lichte erscheinen. Wir haben unter unsern Regenten den grossen Kurfürsten und den grossen König. Beide haben ihr Land wesentlich vergrössert; beide haben ihr Heer persönlich gegen den Feind geführt und ihre Siege selbst gewonnen; aber beide waren doch Männer des Friedens. Ihr Land aus jener schon erwähnten Zwangslage zu befreien, war ihr nächster Zweck; denn sowohl Georg Wilhelm im 30jährigen Kriege wie Friedrich Wilhelm I. hundert Jahre später hatten an der verderblichen habsburgischen Freundschaft festgehalten. Brandenburg bedrohte diese Freundschaft, die es der Übermacht der Schweden und Franzosen überliess, mit vollständiger Vernichtung; dem neuen Königreich Preussen wurden von jenem habsüchtigen Freunde die ihm nach Erbrecht zukommenden Ländergebiete schnöde vorenthalten. Aus dem Gedanken, einer Lage ein Ende machen zu müssen, in der ein Gedeihen Brandenburg-Preussens unmöglich war, aus dem Willen, die von den Vorfahren überkommene, von Gottes Gnaden auferlegte Herrscherpflicht, wie sie es verantworten konnten und mussten, zu üben, ist die weitere Handlungsweise dieser beiden Herrscher hervorgegangen; den einen führte seine Pflicht, nachdem er im westfälischen Frieden schon gezeigt hatte, was ein fester Wille und kluge Benutzung der Umstände zu erreichen vermögen, in die schwedisch-polnischen, dann in die holländisch-französischen Händel. In jenen liess er seinen ersten Verbündeten im Stich und trug zu seinem Untergange bei; aber dieser Verbündete war ein Eindringling, der die Ruhe und Sicherheit der getrennten kurfürstlichen Besitzungen gefährdete und dem Kurfürsten sein Bündnis aufgedrungen hatte; es war der König jener Schweden, die es immer noch nicht ganz verlernt hatten, jenseits des Meeres Beute zu suchen, um sich für die Armut ihres eigenen Landes zu entschädigen und die Friedrich Wilhelm dann im Herzen der Mark, wo sie als Räuber hausten, zur Befreiung seiner gequälten Landeskinder, zur Rettung seiner bedrohten Hauptstadt gründlich aufs Haupt schlug, wie 83 Jahre später der grosse König die von Osten in die Mark eingefallenen, gleich Barbaren mordenden und brennenden Russen. In dem Kriege mit Frankreich vertrat der grosse Kurfürst die von dem Kaiser schmählich verratene Ehre Deutschlands; aber vollständig von ihm im Stich gelassen, von dem mächtigen Ludwig XIV. in seinem eigenen Besitzstande bedroht,

musste er dies edelmütige Unternehmen aufgeben, und Strassburg kam in französische Gewalt.

Friedrich der Grosse begann allerdings, wenn wir seinen eigenen Versicherungen Glauben schenken dürfen, den Kampf um Schlesien, getrieben von Ruhmbegier; allein wie hat er diese jugendliche Äusserung eines lebhaften Charakters, die durch seine französischen Studien mit hervorgerufen sein mochte und vielleicht mehr eine Façon de parler der damaligen Zeit war, in der Drangsal der von ihm begonnenen Kriege, besonders des langen letzten, läutern gelernt! Wie hat er sich in jenen sieben Jahren nach dem Frieden gesehnt und manchmal sich und seinen Generalen das Unmögliche zugemutet und schwere Niederlagen erlitten, weil er mit einem grossen Schlage den Frieden erzwingen wollte! Aber freilich, Schlesien musste behauptet werden. Und als es glorreich behauptet war, als er, »wider den mehr Feinde sich gesellten — Als dir die Nachwelt glauben darf — Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten — Allein entgegenwarf« — in seine lange gemiedene Hauptstadt endlich zurückkehren durfte und durch Nebenstrassen nach dem königlichen Schlosse fuhr, wie hat er sich bemüht, seine Preussen die Drangsale dieses Krieges vergessen zu lassen, die er ihnen nicht hatte ersparen können, wenn er auch gesucht hatte, sie ihnen möglichst fern zu halten, sie vergessen zu lassen, dass er durch eine Münzentwertung auch ihren Besitz einst verringert, dass er seinen Soldaten zugerufen hatte: »Kerle, wollt ihr denn ewig leben!«

Immerhin bleibt zwischen den Gestalten Friedrichs II. und Wilhelms I. ein Unterschied bestehen, der nicht zu übersehen ist. Nicht in der Verschiedenheit der Zeit- und Machtverhältnisse ist dieser Unterschied begründet; denn bei der Abschätzung der persönlichen Leistung kann es nicht darauf ankommen, ob die Kriege mit Zehntausenden oder Hunderttausenden von Soldaten geführt wurden, ob Preussen eine Einwohnerzahl von 5 oder von 30 Millionen besass, und ob die Staatseinnahmen und -Ausgaben nach Millionen oder nach Milliarden beziffert wurden. Die persönliche Tüchtigkeit mochte bei beiden Herrschern dieselbe sein; aber die Art, wie sie sich äusserte, war bei jedem eine andere. Friedrich, der sich den ersten Diener seines Staates nannte, war auch sein eigener Minister und Feldherr. Dass er in einem Schwerin, Finkenstein, Zedlitz, Cocceji, Carmer, Suarez, Herz-

berg tüchtige ausführende Organe besass, dankte er seinem Scharfblick; aber er hatte keinen Bismarck und Moltke. Seine ganz persönliche Regierung liess solche genialen Organisatoren nicht neben ihm aufkommen, eben so wie Wilhelm schon durch die konstitutionelle Regierungsform, ausserdem aber durch sein bedächtig prüfendes, alle Umstände erwägendes, fremdem Urteil zugängliches Wesen an einer solchen Regierungsweise gehindert war. Friedrich war überhaupt in manchen Stücken anders als andere Menschen, und auch als andere Menschen sein sollen und wir selbst es sein möchten. Wir müssen für ihn Ausnahmen von dem gewöhnlichen Moralgesetz verstatten, wie wir es für jeden Mann thun, dessen Thätigkeit eine bedeutende Umgestaltung in den Weltverhältnissen zur Folge gehabt hat. So war es mit Friedrichs mehr oder weniger verneinender Stellung zur Ehe und Familie, zur christlichen Religion, zur deutschen Sprache und Litteratur. So kam es, dass er in seinem Greisenalter einsam dastand und mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu betrachtet wurde, er, der ein so weiches Gemüt besass und für Freundschaft so empfänglich, ja ihrer bedürftig war. Unser Kaiser Wilhelm lebte in seiner Familie und mit seinem Volke; er wollte in seiner Moral und Religion nichts vor dem gemeinsten Manne voraus haben; er nahm an allen geistigen Bestrebungen der Nation in Kunst, Wissenschaft und Sprache regen Anteil. Er war gross mit dem Herzen und Gemüt, gross in dem glücklichen und gesunden Gleichgewicht aller seiner geistigen Kräfte. Seine Grösse hatte nichts Abstossendes, keinen dunklen und geheimen Winkel, welcher der öffentlichen Betrachtung unzugänglich blieb oder vor dessen Betrachtung der gewöhnliche Sterbliche zurückwich. In allem war er uns ein Muster, und was er durch seine glückliche und hervorragende Begabung, mehr noch durch seine gewissenhafte Verwendung der ihm von Gott verliehenen Gaben und sein unerschütterliches Gottvertrauen geleistet hat, übertrifft alles von einem seiner Vorfahren Geleistete und erinnert an das Grösste, was Herrscher der grossen Vorzeit, Begründer grosser Reiche geleistet und erreicht haben. Soll einer solchen Thätigkeit die Bezeichnung der Grösse beigelegt werden, so wird der Begriff der Regentengrösse nicht erniedrigt, sondern erhöht und erweitert werden; er wird das Gute, Edle und Echtmenschliche künftig einschliessen. Wenn wir unsern über das Grab hinaus geliebten Kaiser Wilhelm I. künftig den Grossen nennen, so

werden wir nicht aufhören, ihn als den Gütigen, Frommen und Herzensreinen zu betrachten und zu verehren. Seinem Nachfolger aber, unserm jugendlich kräftigen, unermüdlich strebenden Kaiser Wilhelm II. danken wir, dass er seines Grossvaters Andenken in so hohen Ehren hält, dass er das höchste Prädikat, welches Völker ihren ausgezeichneten Herrschern beizulegen wissen, ihm beigelegt wissen wollte, dass er in seinen Spuren wandelt, fortsetzt und zeitgemäss erweitert, was jener kräftig und vorsichtig begonnen, dass seines Volkes Wohl ihm am Herzen liegt und dass er als ein wirklicher und kraftvoller Herrscher und liebreicher Landesvater sich für die Förderung dieses Wohles verantwortlich fühlt. Wir wünschen ihm, dass der Segen seines Grossvaters, wie seines Vaters, auf ihm ruhen möge, dass das von jenen erlauchten Herrschern begonnene Werk sich als eine feste Grundlage erweise, worauf ihm beschieden sein möge, den Bau der Macht und Wohlfahrt Preussens und des deutschen Reiches höher, schöner, stolzer emporzuführen, zum Segen aller, die unser Vaterland bewohnen. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät Kaiser Wilhelm II., unser allergnädigster König und Herr, lebe hoch! hoch! hoch!

Michelangelos Moses,

ein Deutungsversuch.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. Januar 1898

von

Dr. Richard Thiele,
Gymnasialdirektor.

Auf meiner im vorigen Jahre (1897) unternommenen Reise nach Italien führte mich während meines Aufenthaltes in Rom eine alte Neigung wiederholt zu der erhebenden Betrachtung von Michelangelos weltberühmter Mosesstatue, welche sich in der Kirche San Pietro in Vincoli, also auf der südwestlichen Anhöhe des alten Esquilin, befindet. Auf dem Platze vor der Kirche steht die schönste der neun Palmen Roms, am Abhange des Hügels, mit dem wundervollen Blick auf den Palatin und das Kapitol; in der Nähe lag einst das Landgut der Vanozza Catanei, der Mutter des berüchtigten Cesare und der Lucrezia Borgia.

Die Kirche San Pietro in Vincoli, in welcher einst Gregor VII. zum Papste gewählt wurde, soll Licinia Eudoxia, die Gemahlin des weströmischen Kaisers Valentinians III., zum Andenken an ein Wunder gebaut haben, welches die Legende folgendermassen berichtet: Die Kaiserin Eudoxia Athenais, Gemahlin Theodosius' II., übertrug die zwei Ketten, mit welchen Petrus in Jerusalem auf Herodes' Befehl gefesselt gewesen, und die ein kostbarer Schatz der Christengemeinde in Jerusalem geblieben waren, im Jahre 436 nach Konstantinopel; für die eine Kette, welche in der oströmischen Hauptstadt blieb, wurde daselbst eine herrliche Kirche gebaut, die andere sandte die Kaiserin kurz darauf, noch vor dem Einbruche der Vandalen, nach Rom an ihre oben genannte Tochter Eudoxia. Auf dem päpstlichen Stuhle sass damals Leo I. der Grosse; in Gegenwart des Volkes verglich er diese Kette mit derjenigen, mittels welcher Petrus zu Rom im Mamertinischen Kerker gefesselt gewesen war, — und siehe, aneinander gehalten sollen sich die beiden Ketten zu einer vereinigt haben. Zum Andenken an dieses Wunder errichtete die fromme Kaiserin

jene Kirche, in deren Sakristei in einem Schrein mit hübsch dekorierter Bronzethür die 28 Ringe zählende Kette aufbewahrt und auf Verlangen, allerdings nicht ohne umständliche Weiterungen, gezeigt wird; alljährlich pflegt sie auch am 1. August öffentlich ausgestellt zu werden. Hadrian I. erneuerte kurz nach 772 den Bau, und Leo III., sein Nachfolger, der bekannte Papst, welcher Karl den Grossen krönte, erhob sie zum Kardinalstitel. Als die berühmtesten Kardinäle waren die zwei Päpste aus dem Geschlechte der Rovere, Sixtus IV. (1471 – 1484) und Julius II. (1503 – 1513), ihre Protektoren. Ersterer wölbte das Querschiff der Kirche, letzterer liess, nachdem auch das Grabmal des geistesgewaltigen Kardinals Nikolaus Cusanus [1]) gebaut war, grosse Veränderungen in der Kirche vornehmen, besonders die fünfbogige Vorhalle bauen. Später kam noch unter anderen das Grabmal des trefflichen Kardinals Cinzio Aldobrandini hinzu, des hochherzigen Gönners und Beschützers des unglücklichen Dichters Torquato Tasso. Das aber, was alle Kunstliebhaber hinzieht, ist das Kenotaphion Papst Julius' II. — sein Leib ruht in St. Peter —, dessen herrlichster Teil wieder die Statue des Moses von Michelangelo ist. Weltbekannt und hochgerühmt ist dieses Bildwerk, und bewundernd ruht das Auge auf den ausdrucksvollen Zügen des gewaltigen Mannes, von welchem man annimmt, dass er, der Gesetzgeber seines Volkes, vom Sinai mit den Gesetzestafeln herabgestiegen, von dem Götzendienst der Israeliten erfährt; zornvoll schickt er sich an, den von Jehovah Abgefallenen, denen er eben sein heiliges Gesetz offenbart hat, ihr Unrecht mit Donnerworten vorzuhalten.

So weitverbreitet diese Ansicht ist, so ist sie doch nach meiner Meinung unhaltbar, und sie wurde und ist auch jetzt mehrfach bestritten.

Da nun die bedeutungsvolle Rolle, welche diese Statue und das Grabdenkmal Julius' II. in Michelangelos Leben und damit in der Geschichte der Plastik zur Zeit der Renaissance spielt, weniger genau bekannt ist, so glaube ich es unternehmen zu dürfen, nach einer kurzen Geschichte dieses Grabmales meine Auf-

[1]) Mit seinem eigentlichen Namen Krebs, Sohn eines Schiffers aus Cues an der Mosel, gest. 1465. S. Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I. S. 3—6. — I. J. 1451 war Nikolaus Cusanus auch hier in Erfurt, um den Ablass des Jubeljahres 1450 zu bringen; s. die Chronik Hartung Cammermeisters, herausgegeben von Reiche 1896, S. 127—131.

fassung darüber, was jene Statue bedeute, vorzutragen. Ich will dabei die zwei Fragen beantworten, einmal warum Michelangelo für jenes Papstgrabmal neben den anderen grade diese Statue wählte, die er noch dazu für das bedeutsamste Stück des ganzen Werkes hielt, weil er sie zuerst und so herrlich ausführte, und dann, was der grosse Meister mit ihr darstellen wollte.

Papst Julius II., vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri Giuliano della Rovere genannt, gilt für den Begründer des Kirchenstaates [1]) als eines im Gegensatze zum mittelalterlichen Lehnsstaate modernen Staatsgebildes und wird darum vielfach unter die grossen Päpste eingereiht. Ob er diese Auszeichnung verdient oder nicht, mag hier dahingestellt bleiben, da nach den neuesten Forschungen, namentlich von Moritz Brosch,[2]) auf Grund eingehender, besonders archivalischer Forschungen in Venedig, das Leben und die Thaten des gewaltigen Mannes in eine zwar hellere, aber oft nicht grade günstigere Beleuchtung gerückt sind, so dass von Julius II., welchen allerdings auch Brosch [3]) den kühnsten aller Herrscher auf Petri Stuhle nennt, mehr als von manchem Papste das Dichterwort gilt, es »schwanke sein Charakterbild in der Geschichte«. Doch darauf kommt es für unsere Zwecke weniger an, wichtiger ist, wie Julius II. seinen Zeitgenossen, zu welchen eben Michelangelo gehörte, genauer gesagt, wie er seiner Umgebung erschien. Und da verklangen, nach den schliesslichen Erfolgen des gewaltigen Papstes, der den Kirchenstaat als italienische Territorialmacht geschaffen hatte, »welche sich mit ihrem Besitze breit zwischen Oberitalien und Neapel lagerte,« [4]) die tadelnden Stimmen, die sich zuerst erhoben hatten, immer mehr. Namentlich die Niederwerfung des Herzogs der Romagna, des Cesare Borgia, welcher allerdings vom Standpunkte der Schaffung des Kirchenstaates dem grossen Rovere vielfach die Wege geebnet hatte,[5]) ferner Julius' II. trotz mancher Niederlagen im einzelnen doch im ganzen glückliche Kämpfe gegen Venedig und die Fran-

---

[1]) S. Leop. v. Ranke, Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16 und 17. Jahrh., I, S. 54

[2]) Im ersten Bande seiner Geschichte des Kirchenstaates, 1880, und schon vorher in einer vortrefflichen Monographie: Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates, 1878.

[3]) Geschichte des Kirchenstaates, S. 28.

[4]) Brosch, a. a. O. S. 28.

[5]) S. Leop. v. Ranke, a. a. O. S. 49—53.

zosen, und die schliessliche Herstellung des Patrimoniums Petri als eines festgefügten und wirklichen Staates,[1]) alles Gedanken, die ein Siebzigjähriger gefasst hatte, ein von Gicht und Krankheit geplagter Greis,[2]) liessen ihn seiner Zeit als einen grossen und glücklichen Herrscher nicht bloss der Kirche, sondern auch in seinem Reiche und in seinem Vaterlande Italien erscheinen. Hatte er ihm doch die Ziele seiner politischen Entwickelung in hehrem Prophetentone mit den stolzen Worten hingestellt: »Fort mit den Barbaren!« — und das hiess: man solle sich bestreben, auf der Apenninhalbinsel jedweder Fremdherrschaft ein Ende zu machen, Gedanken, die Rafael zum Teil in seiner Stanza dell' Eliodoro 1512 verherrlichte, und Ziele, die erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts von dem hochbegabten, aber so lange unglücklichen Volke erreicht sind; allerdings mit seltsamer Ironie des Schicksals in anderer Weise: nicht unter und von dem Papste, wie es auch noch ein Pius IX. in der ersten Zeit seines Pontifikates plante, sondern ohne denselben erreicht, damals aber als die kühnsten Ideen eines heldenhaften Patrioten gelten müssen, weil im Norden Italiens Frankreich, die Schweizer und der Kaiser, im Süden aber die Spanier herrschten. Michelangelo, einer der warmherzigsten Patrioten, welche Italien je besessen hat, denn er war nicht nur von heisser Liebe zu seiner Vaterstadt Florenz erfüllt, sondern auch zu seinem damals so unglücklichen Heimatlande, sah jedenfalls in Papst Julius II. den grossen Mann und den kühnen Helden, welcher Italien zum Teil befreit hatte und unentwegt von grossartigen Plänen erfüllt war, diese Befreiung zu befestigen und weiterzuführen. Darum nahm der Künstler, als ihn der Papst i. J. 1505 nach Rom berief, um das Grabmal des Herrschers noch zu dessen Lebzeiten für die Peterskirche auszuführen, diesen ehrenvollen Auftrag gern, ja mit Feuereifer an. Wie wenig ahnte er, welchen Schmerzensweg er dadurch beschritt, als er eine Aufgabe übernahm, welche ihm 40 Jahre seines Lebens, die der vollkräftigsten Schaffenszeit, vom 30. Lebensjahre an, verbittern sollte! Denn das ihm 1505 übertragene Werk, das ganz anders geplant war, als es nachher ausgeführt wurde, kam erst nach viermaliger Abänderung i. J. 1545 zum Abschluss. Vergegenwärtigen wir uns jetzt im Anschluss an bekannte Führer

---

[1]) S. Leop. v. Ranke, a. a. O. I, S. 55—57.

[2]) S. Brosch, a. a. O. S. 28.

(Knackfuss,[1]) Ludwig Geiger,[2]) Gsell-Fels[3]) u. a.) und auf Grund von Michelangelos eigenen Briefen kurz die Geschichte des merkwürdigen Grabmales!

Nach eingehender Rücksprache und Beratung zwischen dem Papste und dem Künstler wurde i. J. 1505 festgesetzt, dass das Grabmal von ausserordentlicher Pracht sein sollte, »ein vierseitiges Gebäude in zwei Geschossen, mit mehr als 40 überlebensgrossen Marmorfiguren und zahlreichen ehernen Flachbildwerken geschmückt«. Aufgestellt sollte es in der Peterskirche werden, und als diese sich zu klein, ja teilweise baufällig erwies, fasste der hochstrebende Geist des Papstes den Gedanken eines Neubaues der alten, schon gewaltigen konstantinischen Petersbasilika,[4]) für welchen sich bereits ein halbes Jahrhundert vorher (1450) Papst Nikolaus V. entschieden, den er aber nur kaum begonnen hatte. Der grosssinnige Baumeister Bramante musste den Plan der neuen Peterskirche entwerfen, dieser herrlichsten und grössten Kathedrale der katholischen Christenheit, in deren Rotunde das Grabmal des Bauherrn, des Papstes Julius' II., als Abschluss kommen sollte. Mit wahrem Feuereifer ging Michelangelo an die Ausführung des grossartig gedachten Werkes. Er begab sich sofort nach Carrara, wo er für 1000 Dukaten Marmorblöcke ankaufte, ja er nahm, kaum dass die Blöcke an Ort und Stelle roh zugehauen waren, sogleich ein paar Figuren für das Grabmal eigenhändig in Arbeit. Acht Monate, bis zum Ende des Jahres 1505, blieb er in Carrara; im Anfange des Jahres 1506 wurden die Marmorblöcke in Rom vor der Peterskirche abgeladen, und ein Haus am Petersplatze als Werkstatt für Michelangelo eingeräumt; es wurde mit dem Vatikan durch einen Gang verbunden, damit der Papst den Künstler zu jeder Zeit bei der Arbeit besuchen könnte. Es war das Jahr 1506, in welchem die Laokoongruppe bei den sette sale, die einst zu den Thermen des Tituspalastes gehört hatten, also nahe bei San Pietro in Vincoli, aufgefunden wurde; zu gleicher Zeit liess Julius II. den 10 Jahre vorher bei Antium gefundenen Apollo di Belvedere im Vatikan aufstellen! Aber merkwürdig: gerade in diesem Jahre erlahmte bedauerlicherweise der Papst in seiner Begeisterung für das Grabmal und übertrug dem grossen Meister

[1]) Michelangelo, 1895.

[2]) Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, 1882.

[3]) Rom und die Campagna [4], 1895.

[4]) S. u. a. Ranke, a. a. O. I, S. 69—70.

die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle, welche Julius' II. Oheim und dritter Vorgänger Sixtus IV. als päpstliche Hauskapelle i. J. 1473 durch den Florentiner Giovanni de' Dolci hatte bauen lassen. Michelangelo weigerte sich zwar zuerst; ja er nahm dem Papste, welcher über die Mahnung des Künstlers, das Grabmal erst zu vollenden, erzürnt gewesen zu sein scheint, die fast schnöde Behandlung, die er durch Julius II. erfahren musste, sehr übel. Lesen wir doch von ihr in dem Briefe Michelangelos an den Architekten Giulio da Sangallo vom 2. Mai 1506, dass der Papst ihn vom Karsamstag bis zum Freitage nach Ostern nicht vorgelassen habe. So unmutsvoll war Michelangelo, dass er am folgenden Tage Rom plötzlich und heimlich verliess, um sich nach seiner Vaterstadt Florenz zu begeben. Erst nach längeren Bitten des Papstes und auf dringende Vorstellungen seiner Freunde entschloss sich der Meister im November 1506 nach Bologna zu kommen, wo der Papst sich damals aufhielt, nachdem er diese Stadt durch den Marchese Francesco Gonzaga von Mantua, den Gemahl der geistvollen und edlen Isabella von Este,[1]) hatte unterwerfen lassen. Dort vollendete der Meister, mit Julius II. ausgesöhnt, das am 21. Februar 1508 aufgestellte, aber schon i. J. 1511 aus Parteihass von den Bolognesen zerstörte Kolossal-Erzstandbild Julius' II. und kehrte im Mai 1508 nach Rom zurück, um nun doch, dem Willen des gewaltigen Papstes sich beugend, die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle, wohl mit seine berühmteste und herrlichste Leistung als Maler, zu beginnen. Diese bewundernswerte Schöpfung, in deren Lob sich Jahrhunderte nicht genugthun konnten, beschäftigte ihn bis tief ins Jahr 1512 hinein. Bald darauf, am 21. Februar 1513, starb Julius II.; der Kardinal Giovanni de' Medici folgte ihm auf dem Stuhle Petri als Leo X. In den letzten Tagen seines Lebens, nach Vollendung der Sixtinischen Decke, war zwar Julius II. auf den alten Plan zurückgekommen und hatte dem Meister erklärt, er wolle ihn nun nicht länger von der Ausführung des so lange vernachlässigten Grabmales abhalten; aber da er fühlte, er würde die Vollendung nicht erleben, so übertrug er seinem Notar Lorenzo Pucci, nachmals Kardinal der Kirche Santi Quattro Coronati, und seinem Vetter Grossi della Rovere, Kardinal von Agen, testamentarisch, das geplante Grab-

[1]) Siehe: Eine italienische Fürstin aus der Zeit der Renaissance, von Henry Thode, Neue Heidelberger Jahrbücher, VI, 1896, S. 129—151.

mal nach seinen und des Künstlers ursprünglichen Absichten durch Michelangelo ausführen zu lassen. Da man befürchtete, der neue Papst, von früher Michelangelo wohlgewogen, ja befreundet, werde dem grossen Künstler weitgehende Aufträge geben, schloss man bereits am 13. Mai 1513 einen Vertrag über das Grabmal, welcher noch heute im Buonarrottischen Hausarchiv zu Florenz aufbewahrt wird, und dem der Meister eine Beschreibung des geplanten Denkmales und ein Holzmodell beigegeben hat. Innerhalb 7 Jahren sollte das jetzt nur nach 3 Seiten freie Grabmal für den Preis von 16500 Dukaten hergestellt werden. Knackfuss[1]) berichtet nach dem Vertrage über dasselbe und nach Michelangelos Beschreibung folgendes: »Der viereckige Unterbau, der in der Frontbreite 20 Palmen (ungefähr 5 Meter), in der Länge von der Vorderfront bis zur Kirchenwand 35 und in der Höhe 14 Palmen messen soll, bildet eine geschlossene Masse, die an jeder ihrer drei freien Seiten über einen ringsum laufenden Sockel durch 2 von Pilastern eingeschlossene Nischen belebt wird. In jede der 6 Nischen kommt eine Gruppe von 2 Figuren, vor jedem der 12 Pilaster eine einzelne Figur; diese 24 Figuren sind um ungefähr ein Siebentel grösser als lebensgross. In den Flächen zwischen den Tabernakeln — so werden die Nischen mit Einbegriff ihrer architektonischen Umrahmung von Pilastern, Fries, Architrav und Gesims genannt – werden halberhabene Bildwerke angebracht, bezüglich derer die Entscheidung noch aussteht, ob sie in Marmor oder in Erzguss ausgeführt werden sollen. Auf dem Unterbau steht ein von 4 Füssen getragener Sarkophag, auf welchem die Figur des Papstes Julius' II. ruht; zu seinen Häupten befinden sich jederseits 2 Figuren; ausserdem umgeben 6 sitzende Figuren (über jedem Tabernakel eine) den Sarkophag. Diese 11 Figuren bekommen doppelte Lebensgrösse. In dem Kapellchen, welches an der Wand über die Figuren des Obergeschosses emporwächst, befinden sich 5 Figuren, die, weil sie vom Auge des Beschauers am weitesten entfernt sind, grösser werden als alle übrigen. Die Höhe des Kapellchens wird auf 35 Palmen bemessen, so dass die Gesamthöhe des Grabmals ungefähr $12\frac{1}{2}$ Meter betragen würde.«

Im Obergeschosse sollten sich also 6 Figuren befinden: 2 weibliche, das thätige und das beschauliche Leben,

[1]) a. a. O. S. 54 f.

und 2 männliche, Moses und Paulus, sollten an den 4 Ecken sitzen; am Sarkophage aber sollte ein weinender Engel, die darüber trauernde Erde, dass sie einen Mann wie Julius II. verloren hat, und ein lachender Engel stehen, der Himmel, der sich über die Aufnahme desselben freut. Im Untergeschosse wurde geplant, an den Pfeilern gefesselte Gefangene hinzustellen, die man wohl mit Giorgio Vasari, Michelangelos jüngerem Zeitgenossen und treuestem Bewunderer, dem berühmten Verfasser der Geschichte der italienischen Künstler, am besten als Verkörperungen der vom Papste Julius II. der Botmässigkeit des päpstlichen Stuhles unterworfenen Provinzen ansieht. — Wir skizzieren natürlich hier nur das, was für unsere Frage wichtig ist, ohne auf andere Quellen zur Kenntnis jenes so herrlich und grossartig gedachten Grabmales einzugehen, von denen wohl am wichtigsten eine in der Sammlung der Uffizien zu Florenz aufbewahrte Skizze vom unteren Teile des Grabmales ist. Erwähnt sei nur noch, dass Michelangelo von jenen Gefangenen zwei ausgeführt hat. Der Meister hat sie später an den in Lyon ansässigen Florentiner Roberto Strozzi kurz vor der Vollendung des völlig veränderten Grabmales geschenkt, nachdem er in dessen Hause in einer schweren Krankheit gepflegt war. Sie gelangten dann in den Besitz des Kardinals Richelieu, von dessen Familie sie der französische Staat erwarb und im Louvre aufstellte, wo sie sich noch jetzt befinden. Vier andere dieser Gefangenen, allerdings nur aus dem Rohen gehauene Gestalten, stehen in einer Grotte des Boboligartens beim Palazzo Pitti in Florenz. — Mit dem ganzen Gluteifer, welcher seiner grossen Seele eigen war, widmete sich jetzt Michelangelo der Herstellung des Grabmales, und in der Zeit nach 1513, aber vor 1516 hat er den Moses ausgeführt: er stand noch unter den unmittelbaren Eindrücken, welche die gewaltige Gestalt des eben verblichenen Julius' II. auf ihn ausübte, zu der die meisten Zeitgenossen, besonders seine nähere Umgebung, mit Staunen und Bewunderung emporsahen. Trotz alledem ging die Vollendung des Werkes nicht so rasch von statten, als man erwartet hatte. Darum entschlossen sich die Testamentsvollstrecker Papst Julius' II. zu einer erheblichen Verkleinerung des Grabmales. Michelangelo willigte ein, und so kam der Vertrag vom 8. Juli 1516 zu stande: die Verkleinerung sollte in einer Verringerung der Tiefe bestehen, so dass[1]) »der Unterbau, dessen Gliederung

[1]) S. Knackfuss, a. a. O. S. 58.

durch Pilaster und Nischen, dem schon begonnenen Figurenschmuck entsprechend, beibehalten wurde, an den Seitenwänden nur je eine Nische bekam«. Da so die früheren Langseiten zu Schmalseiten wurden, auch der Sarkophag eine der Langseiten anstatt das Fussende nach vorn zeigen sollte, musste das Ganze um 11 Ellen verbreitert werden; Ober- und Untergeschoss sollten in Breite und Tiefe gleich werden, die Zahl der sitzenden Kolossalfiguren aber, da nur noch 4 Nischen vorhanden waren, auf 4 beschränkt und dieselben im Rahmen der Architektur, nicht mehr vor derselben aufgestellt werden. Bis 1525 sollte das Werk fertig werden, der Künstler aber vor der Vollendung kein anderes grösseres Werk übernehmen dürfen. Dieses Versprechen konnte freilich Michelangelo nicht halten, da Papst Leo X. nach einigem Abwarten wirklich die Dienste des Meisters in Anspruch nahm, ebenso der zweite Nachfolger und Verwandte desselben Clemens VII., der schon als Kardinal Giulio de' Medici den grossen Künstler zu gewinnen gesucht hatte und ihn nun als Papst die Mediceergräber in Florenz zu schaffen gewissermassen zwang. Die Kardinäle Pucci und della Rovere wurden von dem Papste mit dem Versprechen beruhigt, dass Michelangelo ab und zu auch in Florenz an den Figuren des Grabmales arbeiten dürfe. Somit wagte auch der nachste lebende Verwandte Julius' II., der Herzog von Urbino Francesco Maria della Rovere, nicht, dem so energisch kundgegebenen Willen des Papstes zu widersprechen. — So vergingen wieder mehrere Jahre, aber Michelangelo konnte keine Ruhe finden, ehe er nicht sein Versprechen den Erben Julius' II. eingelöst oder ihm der Rücktritt vom Vertrage gestattet worden wäre. Im Frühjahre 1532 war er deshalb wieder in Rom, um die Sache zu ordnen. Er bot 2000 Dukaten als Schadenersatz, wenn man erlaubte, dass das Grabmal von einem anderen fertig gemacht würde. Doch sein Freund Sebastiano del Piombo wies auf den unvergleichlichen Kunstwert dessen hin, was Michelangelo schon für das Grabmal gearbeitet hatte, und so gelang es ihm durchzusetzen, dass der Meister die 2000 Dukaten nicht nur nicht zu geben brauchte, sondern erhalten sollte, wenn nur unter seiner persönlichen Leitung und Beihilfe durch Zeichnungen und Modelle, die er anzufertigen hätte, das Grabmal vollendet würde; die Zahl der am Grabmale zu verwendenden Figuren wurde jetzt auf 6 beschränkt, die fertig in Rom oder angefangen in Florenz standen. Der dieses alles ordnende Vertrag wurde am 29. April 1532 ge-

schlossen, und in ihm wurde auch festgesetzt, da man nach der notwendig gewordenen Beschränkung von der Peterskirche absehen musste, das Denkmal in der Kirche San Pietro in Vincoli, deren Titel Julius II. als Kardinal gehabt hatte, aufzustellen. Doch auch jetzt war es dem Meister noch nicht vergönnt, zum Abschlusse zu kommen, da ihn nach Clemens' VII. Tode der neue Papst Paul III. (Alessandro Farnese) ganz für sich in Anspruch nahm, mit den charakteristischen Worten, als Michelangelo auf den Vertrag mit dem Herzoge von Urbino hinwies: »Dreissig Jahre habe ich mich danach gesehnt, und jetzt, wo ich Papst bin, soll ich's mir versagen; ich zerreisse den Vertrag!« Und dann übertrug er Michelangelo die Schöpfung des gewaltigsten aller Gemälde, in welchem selbst des grossen Meisters gottbegnadetes Genie sein Höchstes vollbringen sollte, des »Jüngsten Gerichtes« in der Sixtinischen Kapelle. Als dieses i. J. 1541 fertig geworden war, kam dann endlich auch das Juliusgrabmal zum Abschlusse, nachdem der Herzog von Urbino i. J. 1542 erklärt hatte, dass er mit den 3 für das Denkmal von Michelangelo bereits vollendeten Statuen, des Moses und der 2 »Gefangenen«, zufrieden sein wolle. Da die Gefangenen aber nicht mehr zu der jetzigen Gestalt des Grabmales passten, so entschloss sich Michelangelo, da er doch selbst 3 Statuen liefern wollte, für die unteren Nischen, indem er auf den allerersten Entwurf zurückging, die überlebensgrossen Statuen des beschaulichen und thätigen Lebens, Rahel und Lea, zu schaffen. Der letzte Vertrag datiert vom 20. August 1542, endlich i. J. 1545 wurde das Grabmal, wie wir es jetzt in der öfters genannten Kirche San Pietro in Vincoli erblicken, fertig. Der ornamentale Aufbau ist von Giovanni de' Marchesi und Francesco d' Amadore aus Urbino. Im Oberschosse liegt auf einem Sarkophage gebettet Papst Julius II. von Maso del Bosco; in den Nischen rechts befindet sich ein Prophet, links eine Sibylle, die Michelangelo begonnen, aber Raffael da Montelupo vollendet hat. Über dem Papste sitzt die Madonna mit dem Jesusknaben, welcher einen Vogel, das Symbol der Seele, hegt, nach dem Entwurfe Michelangelos. Der untere Teil des Denkmales zeigt die Anordnung, wie sie für das Obergeschoss des ursprünglichen Grabmales geplant war: zu den Seiten eines Mittelfeldes zwei von Hermenpfeilern (Giacomo della Luca schuf sie) eingeschlossene Nischen; in ihnen stehen Rahel und Lea, deren erstere Condivi eine Frau von seltener Schönheit nennt, die mit Antlitz und

Händen zum Himmel gekehrt nur Liebe atme, während Lea darum einen Spiegel halte, in welchem sie sich aufmerksam betrachte, weil jede That aus reifer Überlegung hervorgehen solle. In dem engen Mittelbau aber sitzt der gewaltige Moses, leider jetzt zu ebener Erde, obschon er ursprünglich für eine hohe Aufstellung berechnet war. —

Wie kam nun Michelangelo dazu, für das Grabmal des Papstes Julius' II. von allem Anfang an die Statue des Moses zu wählen? — Vielleicht hatte sie der Papst selbst gewünscht, da er sich ihm wahlverwandt fühlte und in ihm ein Vorbild seiner eigenen Bestrebungen sah. Wir wissen dies nicht, finden auch nirgends eine dahingehende Andeutung. Aber mag auch dem selbst so sein, so leiteten den Meister, falls es sich um eine Zustimmung, und nicht um eine eigene Idee, die ich aber annehme, handelte, doch noch andere Gedanken. Moses erscheint von Anfang an in der christlichen Kirche als Vorgänger des Heilandes. Schon Petrus weist in seiner gewaltigen Predigt im 3. Kapitel der Apostelgeschichte [1]) (nach den Worten des 18. Kapitels im 5. Buche Moses) auf Christus als auf einen Propheten in der Kraft des Moses hin. Petrus selbst aber gilt in der katholischen Kirche als der Statthalter Christi auf Erden, und als Petri Nachfolger haben die römischen Päpste sich selbst bezeichnet. Schon in den ergreifend einfachen Gemälden in den Katakomben Roms [2]) ist Moses oft sinnbildlich dargestellt, z. B. in der Katakombe der Domitilla, in den Kallistuskatakomben und anderwärts: Moses, welcher seine Sandalen auszieht, bevor er hingeht, um mit Gott im brennenden Busche zu reden, oder auf dem Berge Sinai das Gesetz aus Gottes Hand empfangen hat, versinnbildlicht die Ehrfurcht, »mit welcher der Christ sich zum Gebet mit Gott anschicken und den heiligen Geheimnissen nahen soll«. Besonders häufig aber wird Moses dargestellt, wie er aus dem Felsen Wasser schlägt (Katakombe der heiligen Agnes, Katakombe zu den zwei Lorbeerbäumen, Kallistuskatakombe) als Sinnbild der allen Durst nach dem Heile stillenden Gnade der christlichen Kirche, im besonderen der Taufgnade, nach einem Gesetze der sinnbildenden altchristlichen Kunst in Gegenüberstellung mit Christus, welcher den Lazarus auferweckt, wobei in beiden Bildern die göttliche

[1]) Vers 22.

[2]) S. A. Kuhn, Roma [3], 1887, S. 36. 62. 65. 70. 79. 83. 94 f. 113.

Allmacht dargestellt werden soll. Dem entsprach ja auch das, was Michelangelo, als er i. J. 1508 die Bemalung der Decke in der Sixtinischen Kapelle übernehmen musste, in dieser päpstlichen Hauskapelle vorfand, welche der erste der zwei Roverepäpste hatte bauen lassen, wie wir oben erwähnten: die vor 1484 vollendeten Gemälde; an der linken Wand, rechts vom Altar die Darstellungen aus der Geschichte des Moses durch die bis dahin tüchtigsten umbrischen und florentinischen Meister Pietro Perugino (den Lehrer Rafaels), Sandro Boticelli, Cosimo Roselli und Luca Signorelli, welche die Verheissung gleichsam aussprachen, während an der rechten Wand, links vom Altar, die jenen mosaischen Typen entsprechenden Darstellungen aus dem Leben Jesu die Erfüllung dazu darstellten, welche dieselben Meister und noch dazu Domenico Ghirlandajo schufen. — Wenn dann Moses in der Kallistuskatakombe auf dem Wege nach dem Sinai jugendlich und bartlos dargestellt wird, so entsprach das dem Alter, das die bildnerische Überlieferung für Moses annahm; wenn er aber eben dort in der Kraft des Mannes mit vollem Barte, das Wasser aus dem Felsen schlagend, erscheint, so ist er hier nicht der Moses der heiligen Geschichte, sondern ein Sinnbild des Mannes, welcher die Gnade der Kirche nach katholischer Auffassung verwaltet, Petrus, dessen überlieferte Züge er auch in diesem zweiten Gemälde trägt. Deshalb steht über dem Haupte dieser Gestalt charakteristisch auch von einer anderen Hand »Petrus« geschrieben. So fasst es auch die Lehre der katholischen Kirche auf, denn der Kirchenvater Augustinus nennt Moses das »Vorbild Petri«, da Moses für die Israeliten das ist, was nach katholischem Glauben Petrus für die durch Christus Erlösten ist, Führer und Haupt, ihr oberster Gesetzgeber, Richter und Lehrer, und Prudentius, der bedeutendste christliche Dichter des 4. Jahrhunderts, bezeichnet Petrus gradezu mit »Führer des neuen Israel«, der an den Felsen schlägt, welcher ist Christus, wie der Apostel Paulus sagt.[1] Diese Stellung des Moses vor und des Petrus nach Christus wird dadurch noch bekräftigt, dass ausser Christus nur Moses als alttestamentliche Figur und Petrus als Vertreter des neuen Bundes den Stab führen, das Sinnbild der Fülle hohenpriesterlicher Macht, denn diese vereint königliche und richterliche Macht. So finden wir ihn z. B. auf

[1]) 1. Kor. 10, 5.

mehreren Steinsärgen mit reichem Bildschmucke in den Sammlungen des Lateran. Erscheint somit Moses als alttestamentlicher Vorgänger des Petrus, so lag es für Michelangelo im allgemeinen nahe, ihn beim Grabmale eines Papstes, den er wie alle seine Zeitgenossen — wir befinden uns in den Jahren 1505 und 1506 als den Jahren der Konception der Idee, und i. J. 1516 als dem Jahre der Ausführung — für den Nachfolger Petri hielt, als sinnbildliche Figur anzubringen; damit stimmt noch überein, dass nach dem ersten Entwurfe (im Vertrage vom 13. Mai 1513) Moses die Parallelfigur zu Paulus, dem anderen Apostelfürsten neben Petrus, sein sollte. Und noch dazu dieses Papstes, Julius' II., mit welchem »il gran capitano degli Ebraei« noch eine besondere Ähnlichkeit hatte. Wie Moses als der eigentliche Begründer des israelitischen Staates, der Theokratie, gelten muss, gleichgiltig, wieviel er selbst davon ausführte, und dass er selbst nicht die Israeliten ins gelobte Land hineinführen, sondern es nur vom Berge Nebo aus von ferne sehen durfte und dann sterben musste,[1]) so ist Julius II. der Begründer des Kirchenstaates als eines wirklichen und modernen Staates gewesen. Denn was war dieser Staat vor ihm? Ein Gebilde,[2]) mehr zerklüftet als je das deutsche Reich, eine Hydra von Tyrannenköpfen in sogenannten städtischen Republiken, die aber nichts mehr von republikanischen Freiheiten besassen als den Namen. Geboten doch in diesen Mitteldingen zwischen Principat und Tyrannis in Città di Castello die Vitelli, in Perugia die Baglioni, in Pesaro die Sforza, in Rimini die Malatesta, in Camerino die Varano, in Faenza die Manfredi, in Bologna die Bentivogli, und herrschten doch mehr oder weniger gut über Forli und Imola die Riarii, in Urbino die Montefeltri und in Ferrara die Este; ja in Rom selbst waren nicht die Päpste die Herren, sondern die grossen Baronalgeschlechter, vor allen die Orsini und Colonna, — Verhältnisse, die nur denkbar sind, wenn man einen Grundsatz der damaligen Politik festhält, besonders in Italien, dass längere Zeit behaupteter Besitz diesen ipso facto zu einem legitimen mache. So kam es, dass alle die Länder und Landesteile, deren Gewaltherrscher zwar Lehnsleute des Papstes, aber oft zugleich Condottieri auswärtiger Mächte waren, ihren Lehnzins nur

[1]) S. 5. Buch Mosis XXXII, 49. 52 u. XXXIV, 1—5.

[2]) S. Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, I, S. 7 ff.

nach Gefallen zahlten, wobei die Mächtigeren diejenigen, welche ihnen zinsten, aber geringere Macht hatten, rücksichtslos auspressten, die päpstliche Herrschaft aber kaum dem Namen nach beachteten, oft kaum überhaupt nur anerkannten. Und wie hier im kleinen, war es denn im grossen anders? Hatten doch Neapel, das ja der römischen Kurie lehnspflichtig war, oder England, dessen Könige Heinrich II. und Johann ohne Land sich einst zu Vasallen des päpstlichen Stuhles erklärt hatten, oder Portugal, Arragon und Polen, alles Reiche, die vom päpstlichen Standpunkte aus als Lehnsgut St. Petri betrachtet wurden, schon längst sich volle Unabhängigkeit vom römischen Stuhle erworben. Man hat daher mit Recht gesagt:[1]) »Das päpstliche Staatensystem des Mittelalters konnte die kühnen Fiktionen, auf denen es beruhte, angesichts der gegebenen Machtverhältnisse nicht länger aufrecht erhalten.« Es gilt nur noch den unmittelbaren italienischen Besitz zu retten! Und dieses hat Julius II. vermocht, nachdem ihm Alexander VI. mächtig vorgearbeitet hatte![2]) Julius II. hat den Kirchenstaat, wie er als italienische Territorialmacht bis über die Mitte unseres Jahrhunderts bestand, geschaffen als »ein todesmutiger Krieger und Held, der an seinen Beruf sein Leben setzt und also das Leben in seinen vielfältigen Erscheinungsformen bezwingt.«[3]) Als so mächtiger Krieger wollte Julius II. dargestellt werden; denn als ihn Michelangelo, da er des Papstes oben erwähntes Erzstandbild für Bologna zu arbeiten begann, fragte, ob er ihn mit einem Buche — doch wohl der heiligen Schrift — darstellen sollte, antwortete ihm der Papst: »Was sprichst du mir von Büchern; gieb mir einen Degen in die Hand.« Und das Bild, das Rafael von dem gewaltigen Papste doppelt malte, vor dem wir staunend in den Uffizien wie im Pittipalast zu Florenz stehen, schildert A. Springer in seinem trefflichen Buche »Rafael und Michelangelo« (1876) herrlich so:[4]) »So wie er dasitzt, die Arme leicht auf die Lehnen des Stuhles gestützt, das tiefliegende Auge scharf prüfend auf den Beschauer gerichtet, mit festgeschlossenen Lippen, grosser kräftiger Nase, mächtigem, bis auf die Brust reichendem weissen Barte, ruft er die Beschreibungen der Zeitgenossen lebendig in

[1]) Brosch, a. a. O. S. 13.
[2]) S. Leop. v. Ranke, Die röm. Päpste. I. S. 48 ff.
[3]) Brosch, Gesch. d. Kirchenstaates S. 13.
[4]) S. Geiger, a. a. O. S. 277 f.

die Erinnerung. Ein gar gewaltiger Herr, unablässig thätig und mit grossen Plänen beschäftigt, auf die niemand Einfluss gewinnen kann, der dagegen alle beherrscht! Er hört wohl die Meinung anderer an, entscheidet aber nach seinem Gutdünken, nach seiner Einsicht. Alles an ihm überschreitet das gewöhnliche Mass, seine Leidenschaften wie seine Entwürfe. Sein Ungestüm, sein Jähzorn verletzten seine Umgebung, doch wirkte er nicht Hass, nur Furcht. Ebenso erregten seine Pläne wohl Staunen, aber nicht Unglauben, denn weit entfernt von phantastischen Träumen, hielt er stets für die Erfüllung seines Willens reiche Mittel bereit.« Darum nennt das Bild Gsell-Fels ein Gemälde von monumentaler Individualität, den Papst aber schildert treffend ein Zeitgenosse als »magnarum semper molium avidus«. Und so erschien er auch Michelangelo, welcher ihm in seiner Feuerseele kongenial war, kongenial auch mit dem kraftvollen und mutigen Gesetzgeber und Führer seines Volkes im alten Bunde, dem auch der gewaltige Zorn das hochschlagende Herz erfüllte, wenn er das eigne Volk so oft auch seine besten Pläne vereiteln sah. Und nun das Verhältnis, in welchem Papst Julius II. zur Kunst stand! So wenig er die Wissenschaft gefördert hat, so enthusiastisch liebte er das Schöne: er schmückte sein Rom mit grossartigen Bauwerken; war er es doch, der nach den Ansätzen unter Nikolaus V. wirklich den Gedanken fasste, die Peterskirche neu zu bauen und den Vatikan zum grössten Palaste der Welt auszubauen, und der Bramante beide Baue übertrug, wie er auch Rafael den Auftrag gab, die weltberühmten Stanzen in der früheren Wohnung Nikolaus' V. zu malen; allerdings wurden sie erst unter Leo X. vollendet. Hatte er doch auch das Glück, geistesgewaltige Mitarbeiter zu finden und in einer Zeit zu leben, in welcher man die wunderherrlichsten Reste des Altertums auffand, die Laokoongruppe und den Apoll von Belvedere. Und doch war es ihm nicht vergönnt, die Blütezeit der Renaissance in ihrer vollen Schöne zu sehen: wie Moses das heilige Land, sah er sie nur von ferne! Doch that er das Grösste und Beste: so Moses und nicht Josua, wie Julius II. und nicht Leo X., welcher der wahre Papst der Renaissance heisst,[1]) dem aber dieser Ruhmestitel unbilligerweise zu teil wurde. Wie nun der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten und ihr Leben in der Wüste bis zum Einzuge in das

[1]) S. L. v. Ranke, a. a. O. I, S. 71 ff.

gelobte Land der beste Teil ihres Heldenzeitalters ist, so ist »das Zeitalter Julius' II. das Heldenalter der italienischen Kunst«.[1]) Darum, meine ich, fasste der grosse Künstler Michelangelo den Plan, dem grossen Kunstbeschützer Julius dem Zweiten in des herrlichsten Grabmales hehrster Statue, dem Moses, den tiefsinnigsten Zoll der Dankbarkeit auch nach dieser Seite abzustatten. Und dem entspricht nun die Haltung, in welcher Moses dargestellt ist. Die Ansätze der Hörner an der Stirn sind verschieden erklärt, teils als Symbole der Kraft (in Anlehnung an die sonderbare Übersetzung der Vulgata, denn Exodus XXXIV, 29 hat sie das hebräische Wort karan mit cornutus wiedergegeben), teils als eine sinnbildliche Darstellung der Lichtstrahlen, die von Moses ausgehen, und dieses meint jene Exodusstelle, — weil er des Umganges mit Gott gewürdigt ist; sie stören jedoch nur, möchte man sagen. Aber die ganze Haltung ist die des sinnenden Ernstes. Wir haben im Berliner Münzkabinett[2]) eine Medaille von dem berühmten Mailänder Goldschmied und Bildhauer Caradosso, modelliert und gegossen 1506, welche auf der Vorderseite das Bild des Papstes Julius' II. zeigt, auf der Kehrseite die Ansicht der Peterskirche nach Bramantes Entwurf. Zwar ist hier der Papst in der Freiheit der Kunst, die man ihr zugestehen muss, bartlos dargestellt, aber die Züge erinnern an den Moses Michelangelos: dasselbe strenge Profil, hohe Stirn, hervortretende Backenknochen, energische Nase, fester Mund. Auf Rafaels Bildern, von denen wir oben berichteten, fehlt auch der langherabwallende weisse Bart nicht, den sonst die Bilder Julius' II. zeigen, ich erinnere nur an Rafaels Stanza dell' Eliodoro, linke Wand, die wunderbare Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem: Julius II. wird voll Majestät auf der Sedia gestatoria hereingetragen.

Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gemacht, wie ich noch einmal ausdrücklich betonen möchte, eine ästhetische Würdigung der Statue zu geben, welche ebenso überschwänglich gelobt worden ist als die höchste Schöpfung der modernen Plastik — »unsern Zeus von Olympia« nennt sie ein begeisterter Mund —, wie sie herbe von Kunstkritikern und aus anatomischen Rücksichten von Medicinern getadelt ist. Die Wahrheit liegt wohl, wie so oft, in der Mitte: schön, ja erhaben ist dies Bild-

---

[1]) So Geiger, a. a. O. S. 277.
[2]) S. Geiger, a. a. O. S. 277.

werk, und doch menschlich fassbar. Als Michelangelo den Moses schuf, war Papst Julius II. nicht mehr, es herrschte der Mediceer Leo X. So aber war dem Künstler der gewaltige Papst im Gedächtnisse, wie er sinnend auf seinem päpstlichen Throne sass, der Herrscher über Welt und Himmel, der Gesetzgeber seiner Zeit, ein grosser Politiker und Heerführer, in gewaltigem Herrscherzorne Könige und Staaten bannend. Darum sitzt auch Moses auf erhabenem Stuhle und stützt sich mit der rechten Hand auf das Gesetz, während die linke Hand in die Wellen des mächtigen Bartes greift, sinnend und doch mit verhaltenem Zorne im mächtigen Antlitz über seines Volkes oft gezeigte Schwäche und Abgötterei, über dessen Ungehorsam und Unbotmässigkeit.

Halten wir dieses in reiner Freude an des Meisters grossartigem Werke fest, das doch eine Schöpfung voll bitteren Schmerzes für ihn war! Der Blick in seine Seele, den wir thaten, um zu erfahren, was er mit diesem hehren Bildwerke wollte, wird ihn und sein oft so anstaunenswürdiges, herbes und gewaltiges, man möchte sagen übermenschliches Wesen hoffentlich uns näher gebracht haben. Zugleich aber freuen wir uns, mit unserem Ergebnis uns mit Knackfuss' [1]) einsichtsreichen Worten in voller Übereinstimmung zu finden, mit denen wir schliessen: »Durch nichts unterscheiden sich Michelangelos Gestalten so sehr von der Antike wie dadurch, dass sie gar nichts Allgemeingültiges haben, sondern nur die Äusserung rein persönlicher Stimmung sind.«

---

[1]) A. a. O. S. 80 f.

Wann ist das Erfurter Evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden?

Von

Dr. Carl Martens,
Oberlehrer.

Je mehr die Quellenforschung den Schleier lüftet, welchen die Jahrhunderte um die Erfurter Reformationsgeschichte gewoben, in desto höherem Grade erscheint die Vorstellung, dass in unserer Stadt wie mit einem Schlage in der Mitte der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts eine wohlgeordnete evangelische Kirche entstanden sei, als ungeschichtlich. Vielmehr hat sich die Neuordnung infolge der eigentümlichen politischen Verhältnisse Erfurts ungewöhnlich langsam vollzogen.

Für die Gründung und erste Geschichte des hiesigen Evangelischen Ministeriums als geistlicher Behörde habe ich diese allmähliche Entwickelung bereits in meiner Abhandlung über »Die Formula Visitationis Ecclesiae Erfurtensis aus dem Jahre 1557 und ihre Bedeutung für die Erfurter Kirchen- und Schulgeschichte« [1]) in kurzen Zügen darzuthun versucht. Ich habe es dort als durchaus feststehend bezeichnet, dass ein Ministerium in dem Sinne einer, und zwar thatkräftigen, Gemeinschaft der Geistlichen schon in den zwanziger Jahren, insbesondere im Jahre 1525 vorhanden gewesen ist. Auch die führende Stellung D. Johann Langs im Ministerium habe ich als sicher beglaubigt anerkannt, indem ich u. a. darauf hingewiesen habe, dass er im Jahre 1537 die Schmalkaldener Artikel im Namen seiner Amtsgenossen unterschrieb und 1546 für die evangelischen Kirchen Erfurts eine Danksagung für des Reformators seligen Heimgang anordnete, dass ferner in Schreiben an die gesamten Erfurter Geistlichen sein Name gewöhnlich ausdrücklich hervorgehoben und er in

---

[1]) Beilage zum Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums zu Erfurt 1896/97 (Gratulationsschrift zur Einweihung des neuen Schulhauses des Königl. Gymnasiums zu Erfurt am 3. Juli 1896). S. 7 ff.

Briefen Luthers und Melanchthons und sonst »Episcopus Erfordiensis«, »Ecclesiae Erfordiensis Episcopus«, »gubernans Ecclesiam«, »Erfurdianae Ecclesiae antistes«, »Superattendens« und ähnlich genannt wird. Aber ein vom Rate fest organisiertes Ministerium glaubte ich für diese Zeit nicht annehmen zu dürfen, einmal, weil dafür jegliches zeitgenössische Zeugnis fehlt, und sodann, weil der unfertige und unsichere Zustand der Erfurter evangelischen Kirche in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens einer solchen Annahme widerspricht; und dass D. Lang nicht berechtigt war, einen seiner leitenden Stellung entsprechenden bestimmten, ihm vom Rate verliehenen Titel zu führen, beweist sowohl die Verschiedenheit der ihm beigelegten Amtsbezeichnungen, als auch der Umstand, dass er sich unter den Schmalkaldener Artikeln, die er doch gewissermassen in amtlicher Eigenschaft unterschrieb, nur nennt »Doctor et Erphurdiensis Ecclesiae Concionator«. Ja, die Organisation seitens des Rates fehlt nach meiner, ebenfalls schon a. a. O. ausgesprochenen Meinung noch im Jahre 1557. Sonst würden die Geistlichen in der Visitationsurkunde [1]) dieses Jahres, in der sie den Landpfarrern gegenüber als eine Art behördlicher Gemeinschaft auftreten, nicht bloss geschrieben haben: »Nos Pastores Ecclesiae Christi in Urbe Erfurtensi permissione et consensu Prudentissimi Senatus nostri convocavimus Pastores Ecclesiarum extra urbem. quae sunt sub ditione Reipublicae Erfurtensis . . .« (vergl. den Anfang des Ministerialbeschlusses über die Ordination, unten S. 80). Auch dem Pfarrer an der Augustinerkirche, M. Andreas Poach, der nach späteren Berichten für diese Zeit meist als Senior aufgeführt wird, habe ich keineswegs eine hervorragende Stellung im Ministerium abgesprochen. Die Überlieferung jedoch, dass er die Amtsbezeichnung Senior gehabt habe, beruht nach meiner Ansicht auf einer Verwechselung dieses Titels mit senior = der Ältere, wie er sich zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne nannte. Poach wird einmal in einem amtlichen Schriftstück als »M. Andreas Poach der senior« bezeichnet; aber er selbst unterschreibt sich auch noch so in einem Briefe, als er garnicht mehr im Amt war, und dann nennt er sich in mehreren Druckschriften »A. P. der Elter«. Dass er im Jahre 1566 Professor confessionis Augustanae wurde, ist auch kein Beweis dafür,

[1]) Abgedruckt ebenda S. 4 f.

dass er wirklich Senior gewesen ist, da diese Professur erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit dem Seniorat ververbunden wurde.[1])

Die chronikalen Berichte aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus noch späterer Zeit muss man mit grosser Vorsicht aufnehmen. Die Verfasser operieren in der Darstellung der ersten Jahrzehnte der Reformation mit Begriffen, die ihnen aus ihrer Zeit geläufig waren, ohne danach zu fragen, ob diese auch für jene erste Zeit zutrafen. Sie kannten nur ein organisiertes Ministerium und übertrugen ein solches auch ohne weiteres auf die zwanziger Jahre. Hierzu möchte ich ein ähnliches, lehrreiches Beispiel aus der Reformationsgeschichte Wittenbergs anführen; es betrifft den Beginn der Ordination daselbst und ist um so bezeichnender, als es sogar noch dem zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts angehört. M. Johannes Aurifaber, später Pastor an der hiesigen Predigerkirche und Senior — der erste, für den diese Amtsbezeichnung sicher beglaubigt ist, durch seinen Grabstein in der Kirche — schreibt in dem Ergänzungsbande der Werke Luthers, welchen er 1564 in Eisleben herausgab: »Am Sonntag Cantate des Jahres 1525 hat D. Martin Luther die Ordination der Prediger nach Apostolischer Weihe wieder eingericht nach der Früpredigt zu Wittenberg und ist M. Georg Rörer der erste Ordinande gewesen.« Nun hat Professor Rietschel in seiner Schrift »Luther und die Ordination«[2]) festgestellt, dass unter dieser »Ordination« nur die kirchliche Einführung des Geistlichen in die Gemeinde, für welche er bestimmt war, zu verstehen ist, und dass die Ordination als Weihe für das geistliche Amt überhaupt erst 1535 von Luther eingerichtet ist. Aurifaber übertrug eben auch die im Jahre 1564 schon fast seit 30 Jahren in der evangelischen Kirche übliche Ordination auf die erste Zeit. Selbst amtlichen Aktenstücken, z. B. Erlassen des Erfurter Rates, aus dem 17. Jahrhundert, darf man, wenn sie über Verhältnisse der Vergangenheit berichten, nicht allzusehr trauen. So habe ich a. a. O.[3]) eine falsche Darstellung des Rates in folgendem Falle nachgewiesen. In dem Visitationsausschreiben

---

[1]) Motschmann, Erfordia literata continuata, S. 565 ff.: »Von der Theologischen Professur Augfpurgischer Confefsion.«

[2]) Georg Rietschel, Luther und die Ordination. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Wittenberg. 1889. S. 55 ff.

[3]) Meine Abhandlung über die Formula Visitationis, S. 6.

vom Jahre 1647 sagt er: »Also haben sie (die Vorfahren am Stadtregiment) mit zu thun E. E. Ministerii gleich bei eintretung des 1557. Jahres eine Christliche Kirchen und Schuel Visitation vor die Hand genommen . . .« Die Visitationsurkunde aber, die von den Geistlichen unterschrieben ist, beweist, wie oben angeführt, klar und deutlich, dass die Pfarrer die Visitation veranstaltet und der Rat dazu nur seine Zustimmung erteilt hat.

Ich habe nun auf grund von inzwischen neu erschlossenem Quellenmaterial, zeitgenössischen, meist amtlichen Zeugnissen, die Frage nach der Entstehung des Ministeriums von neuem geprüft, indem ich mir hauptsächlich zur Aufgabe gestellt habe zu untersuchen, von welchem jemaligen Zeitpunkte an und unter welchen Verhältnissen anfangs es seine wichtigeren Rechte ausgeübt hat; und zu meiner Freude kann ich feststellen, dass ich im wesentlichen zu demselben, nun aber tiefer begründeten Ergebnisse gelangt bin, wie in meiner »F. V.« Von den neuen Quellen erwiesen sich als besonders ergiebig die dreizehn Bände der auf dem Staatsarchiv zu Magdeburg aufbewahrten Erfurter Libri Communium (Korrespondenzen des Rates mit den Amtleuten und Pfarrern der Dörfer, den Behörden anderer Städte u. s. w.) der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Aber auch die Akten des hiesigen Städtischen Archivs lieferten manchen neuen schätzenswerten Beitrag, und in einzelnen Punkten gaben Auskunft Handschriften und Drucke der Königlichen Bibliothek zu Berlin, des Staatsarchivs zu Lübeck, des Geheimen Haupt- und Staatsarchivs und des Sächsisch-Ernestinischen Gesamtarchivs zu Weimar und der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Dass mir die Benutzung der Quellenschriften allerseits bereitwilligst gestattet wurde, dafür spreche ich auch an dieser Stelle meinen ergebenen Dank aus.

Es empfiehlt sich, bei der Untersuchung auszugehen von der ersten umfassenderen Ministerial-Instruktion, der am 30. Dezember 1580 vom Rate aufgerichteten und von den Mitgliedern des Ministeriums unterschriebenen Formula Pacificationis.[1]) Ihr Zweck war, wie schon aus dem Namen hervorgeht, in erster

[1]) Bibliothek des hiesigen Städtischen Archivs. III. 18.

Linie, die langjährigen Streitigkeiten zwischen den Geistlichen zu beseitigen und Frieden und Einigkeit unter ihnen aufzurichten. Der Rat schien seine Absicht wirklich erreicht zu haben. Die »Prädikanten« geloben alle Zwistigkeiten als beigelegt zu betrachten und sich fernerhin jeglichen Unfriedens zu enthalten. Mit ernsten Worten und sogar unter Androhung der Strafe der Amtsenthebung, die er im sog. Poachschen Streit aus gleichem Anlass schon ausgeführt hatte, ermahnt sie der Rat, ihr Wort zu halten, da er nicht gewillt sei, in Zukunft irgend welche »dissidia und contentiones« zu dulden. Aber trotz aller guten Vorsätze und Ermahnungen dauerte der Friede nicht lange, und der Rat sah sich in seiner Hoffnung, dass die durch seine Mühewaltung hergestellte »Pacification« eine dauernde Einigkeit zur Folge haben werde, getäuscht. In einem Erlass an das Ministerium vom 15. Januar 1584 [1]) spricht er sich sehr unwillig darüber aus, dass unter den Predigern von neuem Zank und Streit ausgebrochen ist. Er erinnert sie eindringlich an ihr Versprechen, stellt den Trotzigen die Vollziehung der angekündigten Strafe in Aussicht und droht ihnen weiter an, dass er der Bürgerschaft darüber Bericht erstatten werde; »was da einzelne für Ruhm und Glimpf erlangen würden, das wolle er ihnen mit Fleiss selbst zu erwägen hiermit anheim stellen«. Und wiederum nach vier Jahren brach der grosse Streit über die sonntäglichen Frühhochzeiten im Ministerium aus. [2]) In einem Schreiben vom 16. Juni 1588 [3]) mahnt der Rat die Geistlichen an ihre Pflicht, als Diener des Wortes Gottes ihren Pfarrkindern in der Einigkeit, Liebe und Geduld ein Vorbild zu geben, und warnt sie, mit der Linken einzureissen, was sie mit der Rechten gebaut, und dadurch das geistliche Amt bei den Gegnern verächtlich zu machen. Streng befiehlt er ihnen, ihre gegenseitigen Klagen und Vorwürfe nicht auf die Kanzeln zu bringen oder sonst in irgend einer Weise unter der Bürgerschaft zu verbreiten, sondern seine Entscheidung abzuwarten, und begehrt von einem jeglichen eine »runde und klare« Entschliessung; für den Notfall erklärt er scharfere Mittel anwenden zu wollen.

Entbehrte nach dieser Seite hin des Rates Eingreifen eines

[1]) Lib. Comm. Staatsarch. zu Magdeburg.

[2]) Akten dieses Streites in Abschrift: Chronica Thuringiaca. Städt. Archiv-Bibl.: Herrmannsbibl. I. 11.

[3]) Akten des Städt. Arch. X. A. I. 1 a.

dauernden Erfolges, so war das nicht der Fall mit den weiteren Verfügungen, die er in der F. P. traf.

Zunächst wird die Ordnung in den Sitzungen des Ministeriums bestimmt. Dabei wird die Vereinigung der Geistlichen als schon bestehend vorausgesetzt, auch von Lic. Galle (häufig auch Gallus genannt), damals Neunprediger und Professor confessionis Augustanae, gesagt, dass er das Amt eines Seniors bereits eine zeitlang »mit Bewilligung und Zulassung« des Rates verwaltet und jedesmal, wenn es nötig gewesen, seine Amtsbrüder habe zusammenfordern lassen. Der Rat ist damit einverstanden, dass er Senior bleibe, und »verordnet und setzt« ihn nunmehr ausdrücklich dazu: das ist das erste urkundliche Zeugnis für die Ernennung eines Seniors durch den Rat. In den Sitzungen soll nach dem Senior, der den Vorsitz zu führen hat, die erste Stelle M. Melchior Weidmann (oder Wedmann u. ä.), Pfarrer an der Kaufmännerkirche, die zweite M. Nicolaus Erbenius, Pfarrer an der Predigerkirche, einnehmen und so fort dann die übrigen Pfarrer und an sie die Diakonen sich anschliessen. Diese Reihenfolge der Ministerialen kann nicht nach der Zeit ihrer pfarramtlichen Thätigkeit in Erfurt aufgestellt sein; denn während z. B. Erbenius erst i. J. 1576 nach Erfurt berufen wurde, waren Amtsgenossen, welche in der Rangordnung hinter ihm stehen, nachweislich bereits 1572 und früher Pfarrer der Stadt. Da aber Weidmann, 1529 geboren, am 3. Mai 1553 in Wittenberg ordiniert wurde, um die Pfarrstelle an S. Andreas in Erfurt zu übernehmen,[1]) Erbenius, dessen Geburtsjahr nicht feststeht, seit 1556 nacheinander in Thalebra und Jechaburg (Giechenburg) im Schwarzburgischen, Höxter, Alfeld, Kreuzburg und Erfurt als Pfarrer, in Alfeld sogar als Generalsuperintendent, gewirkt hatte,[2]) der vierte in der Reihe, Johann Hiering, bereits 1562 Hospitalpfarrer in Erfurt war und 1594 von dem Pfarramt zu S. Michael wegen Altersschwäche zurücktrat,[3]) der fünfte, Bertholdus Sprocovius, 1557 auf die Erfurter Universität kam, 1561 Magister

---

[1]) Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch 1537—1560. Leipzig. 1894. S. 87, No. 1389. — Thiele, Neun Briefe von Matthaeus Dresser. Wissensch. Beilage zum Jahresber. des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt. 1897. S. 5 ff.

[2]) Seine Leichenpredigt, gehalten von D. Gallus, gedruckt zu Erfurt durch Johann Beck 1587. Herzogl. Biblioth. zu Gotha.

[3]) Friese, Geschichte der Michaeliskirche. Städt. Arch.-Bibliothek: Herrmannsbibl. I. 17.

und bald darauf Diakonus in Ilmenau wurde,[1]) der neunte endlich unter den Pfarrern, M. Adolarius Praetorius, geb. 1540, i. J. 1572[2]) an des abgesetzten M. Johannes Zabel Stelle Diakonus an der Kaufmännerkirche wurde,[3]) — so glaube ich annehmen zu dürfen, dass die Ordnung nach der Zeit ihrer pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt gemacht wurde. Weidmann war auch mit der ersten Stelle nach dem Senior nicht zufrieden, vermutlich, weil er länger im Amte war als jener — Galle wurde erst 1553 immatrikuliert,[4]) also in demselben Jahre, in welchem Weidmann ordiniert wurde —, vielleicht aber auch, weil er in Gotha bereits Superintendent gewesen war.[5]) Er beanspruchte geradezu eine Ausnahmestellung, und diese wurde ihm auch eingeräumt: wenn er vom Senior zur Sitzung geladen wurde, so war er nicht verpflichtet zu erscheinen; wiederum stand es in dem Belieben des Seniors, ihn zur Teilnahme an den Versammlungen der Geistlichen aufzufordern oder nicht.[6]) Ja, Weidmann hatte überhaupt gegen die Aufrichtung der F. P., und zwar als einziger unter den Geistlichen protestiert, als der Rat ihnen vertraulich von seiner Absicht Kenntnis gegeben. Dies geht aus einem Schreiben des Rates vom 15. Dezember 1580[7]) hervor, worin er seinen Rechtsbeistand, Dr. Wesenbegk in Wittenberg, um sein Gutachten ersucht, da er einerseits den lebhaften Wunsch habe, unter den Prädikanten einen beständigen Frieden herzustellen, anderseits verhüten möchte, dass M. Melchior oder sonst jemand ihm mit Grund vorwerfen könne, er habe gegen Recht und Billigkeit gehandelt.

Nachdem so der äussere Rahmen für die Beratungen hergerichtet ist, wird nun auch für ihren Inhalt gesorgt.

Die erste Anordnung betrifft die Behandlung theologischer Fragen. Fallen in Zukunft solche Händel vor, so sollen zuerst die Herren des Ministeriums für sich allein auf Erfordern des Seniors zusammenkommen und über die vorgetragenen Sachen

---

[1]) **Motschmann**, Erf. lit. contin. S. 526 ff.

[2]) Nach **Seebach**, Ministerium Erffurtense Evangelico-ecclesiasticum (auf dem Staatsarchiv zu Weimar) erst 1574.

[3]) **Motschmann**, Erf. lit. S. 540 ff.

[4]) **Weissenborn**, Acten der Erfurter Universität, 2. T., Halle 1884. S. 386.

[5]) **Thiele**, a. a. O.

[6]) Nachtrag zur Formula Pacificationis.

[7]) Lib. Comm. Staatsarch. zu Magdeburg.

»christlich, gottesfürchtig, sittsam und mit Bescheidenheit einer nach dem andern reden und seine Meinung offenbaren, und soll keiner dem andern, ehe die Ordnung ihn erlanget, einreden, wie biss dahero von etlichen soll geschehen sein; denn solches nicht allein ein Übelstand ist, sondern es macht und bringt auch allerley Verbitterung und Benachtheiligung«. Der Rat erklärt sich auch bereit, wenn es nötig erscheinen sollte, einige aus seiner Mitte zu den Beratungen abzuordnen, die fleissig darauf acht haben sollen, dass alles nach dem göttlichen Worte »christlich, friedsam und ehrbahrlich« verrichtet werde. Wenn künftig einer an dem andern einen Mangel an Lehre und Leben wahrnimmt, so soll er die Sache nicht in die Öffentlichkeit und vor den gemeinen Mann bringen, sondern zunächst unter vier Augen »brüderlich und freundlich« mit jenem reden und durch persönliche Einwirkung den Mangel zu beseitigen suchen, nötigenfalls dann die Vermittlung einiger seiner Amtsbrüder oder gar des ganzen Ministeriums in Anspruch nehmen. Kann die Sache auch so nicht beigelegt werden, sind die Kirchväter hinzuzuziehen, und im äussersten Falle sollen diese die Angelegenheit vor den Rat als die Obrigkeit bringen. Ähnliche, wenn auch nicht so ausführliche Bestimmungen über die Behandlung theologischer Streitfragen durch das Ministerium traf der Rat gelegentlich der Poachschen Streitigkeiten i. J. 1572.[1]) Die endliche Entscheidung wird auch dort dem Rate vorbehalten. Streng tadelt er, dass eine Gruppe der Ministerialen »von jren Cantzeln aus einer Zeddeln ohn einiges erkentnus Magister Johan Goldschmiden offentlich inn Bann gethan, so sie doch vber jnen keine Jurisdiction haben, vnd es hieuor alhie zu Erffurd nie erhört worden, das ein Predicant den andern dergestalt je in Bann verkündiget hette«. Dergleichen Sachen sollen nicht auf die Kanzeln, sondern erstlich vor das ganze Ministerium, und wenn man sich dort nicht vergleichen kann, in Klageschriften vor den Rat gebracht werden, der die Sache unparteiisch entscheiden lassen werde.

Weiter verfügt der Rat in der F. P., dass die theologischen Examina an keinem andern Orte als in der Augustinerschule,

[1]) Gründlicher vnnd warhafftiger Bericht, vnser des Raths zu Erffurdt, Aus was bestendigen vrsachen, die beide Pfarrer zun Barfussern vnd zu Sanct Thomas, Auch jre beide anhangende Cappellan, von jrem Dienst vnd Ampt, enturlaubt worden. Gedruckt zu Erffurdt, durch Melchior Sachsen. Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

und zwar öffentlich, abgehalten werden sollen. Bisher hatten die Prüfungen auch in dem Hause des Seniors stattgefunden, wie der Pfarrer Christophorus Reymann zu Andisleben berichtet, dass er im Jahre 1577 in Gallus' Hause examiniert sei.[1]) Jedenfalls wurde die Öffentlichkeit der Prüfung vom Rate jetzt neu und wohl deshalb angeordnet, weil er die Behandlung spitzfindiger theologischer Fragen möglichst vermieden und mehr das Bedürfnis der Gemeinde berücksichtigt zu sehen wünschte. Denn in der Polizeiverordnung v. J. 1583[2]) macht er es den Prädikanten ernstlich zur Pflicht, des unnötigen, gefährlichen und sehr ärgerlichen Disputierens, welches von etlichen Theologen zu geringer Erbauung der christlichen Kirche und der einfältigen Zuhörer erregt worden, sich gänzlich zu enthalten, ihre Gemeinden dagegen über die Artikel des christlichen Glaubens und die wahre Religion mit Hintansetzung aller unfruchtbaren theologischen Fragen einfach und auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Augsburger Konfession zu unterrichten. Die Anordnung des Rates über den Ort und die Öffentlichkeit der Prüfungen wurde fortan befolgt; denn in einer Erfurter Chronik aus dem sechzehnten Jahrhundert[3]) lesen wir, dass am 15. Mai 1590 M. Elias (nicht Johann) Zincke, welcher nach Alach ins Predigtamt berufen worden, »im Augustinerkloster wie bräuchlich examiniert sei«. Aber hinsichtlich der Prüfungsfragen hielt man sich nicht immer in den vom Rate wohl gewünschten Grenzen. So erzählt der Pfarrer zu S. Bonifacii in Zimmern infra Jonas Trawbote:[4]) Er sei am 7. Oktober 1586 zur Ablegung der Prüfung vor das Evangelische Ministerium gefordert und, weil er aus einer anderen Herrschaft ins Erfurtische berufen, »zimlich für andern seiner Mitexaminanden probiret«. Einer unter den Herren Examinatoren habe ihn versuchsweise mit etwas ungebräuchlichen Fragen angefasst. Er sei ihm aber, ohne Ruhm zu melden, »dermassen begegnet«, dass er davon habe ablassen müssen. Dies habe den

[1]) Akten der Erfurter Schul- und Kirchenvisitation v. J. 1618, nicht, wie es in der Aktenbezeichnung heisst, aus dem sechzehnten Jahrhundert. (Das letztere ist unmöglich wegen der in den Akten vorkommenden Jahreszahlen, und i. J. 1618 ist nachweislich im Erfurter Gebiet eine Visitation abgehalten worden.) Staatsarch. zu Magdeburg. Erf. Akten XIV. 5.

[2]) Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

[3]) Städt. Arch.-Bibl.: Herrmannsbibl. I. 10.

[4]) Akten des Städt. Arch. X. c. 157.

übrigen Herren Geistlichen wohl gefallen, weil jener seinem Brauch nach schon früher einigen in einer Weise »angesetzt habe, dass er sie bestürzt und schamrot gemacht und sie nicht gewusst, wie und was sie hätten antworten sollen«. Und von der Prüfung des M. Zincke wird a. a. O. berichtet: M. Melchior Weidmann habe ihm mancherlei Fragen vorgelegt, welche sein Schwager M. Johann Retsch asininas et impias quaestiones genannt. Als M. Melchior solches erfahren, habe er die quaestiones teils nach eigner Erinnerung, teils nach den Aufzeichnungen anderer zusammengestellt und mit einer Supplikation dem Rate übergeben. Die Streitenden hätten sich aber später versöhnt.

Urkundlich bezeugt ist die Vornahme der Prüfung zuerst für das Jahr 1557, dasselbe, in welchem die Geistlichen der Stadt mit Erlaubnis des Rates die Pfarrer der Erfurter Dörfer verpflichteten, auf Verlangen vor ihnen zu erscheinen und Rechenschaft über Lehre und Leben zu geben.[1]) Nach einem Beschlusse[2]) des Ministeriums aus diesem Jahre wurde die Ordination von dem Bestehen einer theologischen Prüfung abhängig gemacht.

Das Recht der Ordination wird in der F. P. nicht erwähnt. Jedoch für die Jahre kurz vor und nach 1580 wird seine Ausübung durch den Senior des Ministeriums bezeugt, so für 1575, 1577, 1586—88.[3]) Die erste Ordination berichtet Friese aus dem Jahre 1559 im Verzeichnis der Senioren im vierten Bande seiner Chronik;[4]) aber der Beschluss der Geistlichkeit über die Ordination wurde, wie eben gesagt, bereits im Jahre 1557 gefasst. Das Schriftstück, welches uns diesen Beschluss mitteilt, wird eingeleitet durch die Worte: »Nos Pastores Ecclesiae in Urbe Erfurtensi certis de causis certoque consilio Anno 1557 iterum coepimus ordinare ministros Evangelij juxta ritum et morem a R. Patre Dn. D. Luthero piae et sanctae memoriae institutum et in Ecclesia Vitenbergensi observatum.« Schwerlich haben die Geistlichen damit ausdrücken wollen, sie hätten bereits zum zweiten Male zu ordinieren angefangen. Die Ordination ist in der evangelischen Kirche nur ganz allmählich eingeführt worden. Wie

[1]) S. meine Abhandlung über die Formula Visitationis.

[2]) Abschrift auf der Königl. Bibliothek zu Berlin: Ms. boruss. Quart 140.

[3]) Lib. Comm. v. J. 1575 und Akten der Visitation v. J. 1618. Staatsarch. zu Magdeburg. — Erfurter Chronik bis zum Jahre 1593. Städt. Arch.-Bibl. II. B. 10. Akten des Städt. Arch. X. c. 157.

[4]) Städt. Arch.-Bibl.: Herrmannsbibl. 1. 16.

oben erwähnt, hat Luther, dessen Vorbild doch die Erfurter Geistlichen nach ihrem eigenen Zeugnis gefolgt sind, erst Mitte der dreissiger Jahre, nach einer bestimmten Form und in fester Ordnung wohl erst 1537 damit begonnen.[1]) Vorher hat er sich eben, wie bei dem Wittenberger Archidiakonus Georg Rörer, mit der kirchlichen Einführung des Geistlichen in die Gemeinde, für welche er bestimmt war, begnügt. Selbst dieser Akt ist für Erfurt speciell in den ersten Jahrzehnten durch nichts bezeugt und ebensowenig natürlich die Ordination. Die Vornahme der einen wie der anderen Handlung in dieser Zeit ist aber auch bei dem ungeordneten Zustande der evangelischen Kirche in Erfurt sehr unwahrscheinlich. Sicher ist in den Jahren 1540 bis zur Mitte der fünfziger Jahre in unserer Stadt nicht ordiniert worden. Wie sollten sonst wohl Kandidaten des geistlichen Amtes, die in Erfurt bereits als Schulmeister oder sonst thätig waren und in ein Pfarramt in der Stadt selbst oder deren Gebiet berufen wurden, noch nach Wittenberg gereist sein, um sich ordinieren zu lassen, anstatt die Weihe in Erfurt nachzusuchen? Und wenn sie es auch gewünscht hätten, in Wittenberg ordiniert zu werden, würden sie vom Rate oder den Geistlichen die Erlaubnis dazu erlangt haben? Im Wittenberger Ordiniertenbuche [2]) sind mehrere solche Fälle aufgezählt: Es wurden ordiniert z. B. 1540 (No. 242) Georg Igwiler aus dem Elsass, Schulmeister zu Erfurt, berufen zum Priesteramt (Diakonat) im Barfüsserkloster; 1551 (No. 1140) Adamus Ursinus von Mühlberg i. Th., Lektor in Erfurt, berufen nach Röhrensee ins Pfarramt; (No. 1160) Samuel Han von Erfurt, Schulmeister zu St. Andreas daselbst, berufen zum Priesteramt zu den Predigern; (No. 1161) Georg Grabick von Erfurt, Schulmeister daselbst zu St. Michael, berufen nach Mönchenholzhausen ins Pfarramt; 1553 (No. 1389) der schon erwähnte M. Melchior Weidmann von Erfurt, daselbst Ordinarius (Professor bonarum artium im Collegium Saxonum), berufen zum Pfarramt zu St. Andreas; 1554 (No. 1522) Johannes Biereye von Walschleben unter der Herrschaft Erfurt, Aedituus daselbst zu den Predigern, berufen nach Walschleben ins Priesteramt. Daran schliessen sich noch einige Beispiele aus der Umgebung Erfurts: 1539 (No. 83) Joannes Hopffgarten von Ronneberg, Schulmeister zu Königsee,

---

[1]) Rietschel, a. a. O.

[2]) S. S. 76, Anm. 1.

berufen nach Büssleben ins Pfarramt; 1553 (No. 1414) Philippus Soemmering von Tambach am Thüringer Walde, Schulmeister daselbst, berufen nach Mühlberg bei Erfurt ins Pfarramt; 1554 (No. 1520) Andreas Zinckeysenn von Gotha, Custos zu Apfelstedt, berufen nach Schmira ins Pfarramt. Im zweiten Bande des Ordiniertenbuches, d. h. für die Zeit nach 1560, finden wir bezeichnenderweise keine Namen von Geistlichen, die nach Erfurt ins Pfarramt berufen waren. Sicher ist die Zahl der für den Erfurter Pfarrdienst in der Zeit bis 1557 Ordinierten mit der Reihe der im Wittenberger Ordiniertenbuche Aufgezählten nicht abgeschlossen. Andere liessen sich an anderen Orten, wo eine geordnete Kirche vorhanden war, weihen. In der Zeit vor 1540 endlich sah man auch in Erfurt wie anderswo die Weihen als ausreichend an, welche die Geistlichen in der alten Kirche empfangen hatten. Ich erinnere nur an den Mühlberger Pfarrer Ulrich Bär. Dieser war nach seinen eigenen Worten »von der römischen Kyrchen verhört und zum Priester geweihet und hatte auch Pfarr regiret«. Als er von Luthers Predigt vernommen, war er aus der päpstlichen Kirche ausgeschieden, hatte sein Pfarramt niedergelegt und wurde, nachdem er in Mühlberg das Schuhmacherhandwerk betrieben, im Jahre 1537 ohne weitere Ordination evangelischer Pfarrer daselbst.[1]) Und aus dem ausführlichen Gutachten, welches Luther 1536 im Verein mit anderen Theologen über die Frage »ob in Erfurt wahre Kirche Christi sei?« abgab, geht klar hervor, dass sich die Erfurter Geistlichen auch nicht auf eine kirchliche Einführung in ihre Gemeinde berufen konnten.[2]) Deshalb glaube ich als sicher annehmen zu dürfen, dass vor 1557 in Erfurt nicht ordiniert ist und dass die angeführten Worte den Sinn haben sollen: Wir fingen an wieder zu ordinieren, nämlich nach apostolischer Weise; mit der Ergänzung: (im einzelnen) nach der von Luther hergerichteten Form. Diese Auffassung hat auch Friese, der in seiner Chronik zum Jahre 1557 schreibt: »Man fing an wieder zu ordiniren«, und an einer anderen Stelle findet sich der Zusatz »wie es in der ersten Zeit der Kirche geschehen war«.

Vier Bedingungen hatte der zu Weihende zu erfüllen: 1. er musste ein vom Erfurter Ministerium oder von der geistlichen

[1]) Des Pfarrers Bericht über seine Anstellung. Mitth. des Ver. für die Gesch. und Alterthumsk. von Erfurt. Heft 8, S. 69 ff.

[2]) Rietschel, a. a. O. S. 57 f.

Behörde seines letzten Aufenthaltsortes ausgefertigtes Zeugnis eines frommen und bescheidenen Lebens beibringen; 2. er musste sich darüber ausweisen, dass er in der wahren und heiligen Lehre des Gesetzes und des Evangeliums, wie sie die Bücher des Alten und Neuen Testaments überliefern, hinreichend unterrichtet sei; 3. er musste versprechen, dass er stets auf der neuen Lehre beharren und sich immerdar bekennen wolle zu den allgemeinen christlichen Symbolen, sowie zum Grossen und Kleinen Katechismus Luthers, der Augsburger Konfession und den Schmalkaldener Artikeln; 4. er musste geloben, die Lehre so, wie er sie bekannt, seiner Gemeinde zu predigen und sich selbst durch eifriges Studium immer fester in ihr zu gründen. — Hatte der zu Ordinierende sich tüchtig erwiesen, so sollte vor der heiligen Handlung in der Kirche für ihn und das geistliche Amt überhaupt gebetet werden.

In demselben Handschriftenbande der Königlichen Bibliothek zu Berlin, dem wir die erste Nachricht über die Erfurter Ordination verdanken, sind noch (in Abschrift) drei Beschlüsse des Ministeriums über die Zulassung der Kandidaten zum Predigtamt enthalten. Der erste ist zwar undatiert, aber nach dem vorliegenden Bericht bereits im Anfang der Reformation gefasst, später erneuert und stets gewissenhaft beobachtet. Er ordnet an, dass niemand in den Predigtdienst eintreten dürfe, der nicht, abgesehen von einem unanfechtbaren Zeugnis über Unterricht und Leben einige Jahre als Lehrer an einer öffentlichen Schule thätig gewesen sei. Dass die Erfurter Geistlichen vielfach zuerst Schulmeister waren, ist oben bereits bezeugt. Aber streng durchgeführt ist diese Massregel, wenigstens auf die Dauer, nicht; so lesen wir z. B. im Wittenberger Ordiniertenbuche unter dem 5. Oktober 1552 (No. 1306): »Johannes Zacharias vonn Rockenhausen bey Erffurdt, Aus dieser Vniversitet beruffen gein Ollendorff bey Erffurdt zum Pfarambt.« Wenn es dann in dem Beschlusse der Geistlichen weiter heisst, dass keinem eine Pfarrstelle vom Ministerium anvertraut werden solle, der nicht von der Gemeinde mit Zustimmung des ganzen Ministeriums berufen sei, dass aber eine Gemeinde, welche einen Geistlichen ohne die Genehmigung des Ministeriums annehmen werde, ihn behalten dürfe, natürlich ohne Verantwortung des Ministeriums, so ist dadurch ein Recht des letzteren jedenfalls nicht beglaubigt. — Der zweite Beschluss ist einem Manuskript des M. Modestinus Weid-

mann, eines Sohnes und des Nachfolgers im Pfarramt von M. Melchior W. und von 1606—1625 Seniors des Ministeriums, entnommen und fordert, dass die Kandidaten der Theologie sich zunächst ein oder zwei Jahre auf dem Lande üben, bevor sie in der Stadt predigen. Denn die discipuli Gymnasiaci Harmonici (die musikalischen Gymnasiasten) wagten früh, im Vertrauen auf die Beweglichkeit ihrer Zunge, die Kanzeln zu besteigen; aber sie müssten ihnen verschlossen bleiben, bis sie sich einer Prüfung unterworfen hätten. So werde beseitigt werden die *ἀπαιδευσία, αὐτοδιδαχή, ἀδιδαχή, κακοδιδαχή, ὑπερηφανία* und *δοκησισοφία*. Am Ende folgt die Bemerkung, dass dieser Beschluss zur Zeit des Seniors Gallus (von 1575 bez. 1580—1587) »propter sublimitatem Ministerii« genau und streng (*ἀκριβῶς καὶ ἀποτόμως*) ausgeführt und vom Rate durch den Syndikus Brandt am 17. Juli 1622, also 30—40 Jahre später, genehmigt sei. In dem Liber recognitionum der Vogteien Erfurts vom Jahre 1603 [1]) wird einem Nikolaus Schimmelpfennig aus Walschleben attestiert, dass er vom Ministerium examiniert und approbiert sei und sich auf das Predigtamt vorbereiten dürfe. Die Geistlichen auf dem Lande werden ermahnt, ihm zu seinem Vorhaben förderlich zu sein. — Der dritte Beschluss endlich ist i. J. 1623 gefasst und auch in demselben Jahre (unter dem 16. Juli) vom Rate bestätigt; er ist unterschrieben vom Senior Modestinus Weidmann und von M. Georg Silberschlag, Pastor zu den Predigern. Verlangt wird folgendes: 1. Vor Beginn der praktischen Vorbereitung haben die Kandidaten sich einem ersten Examen zu unterziehen und hierbei bereits ihr Bekenntnis schriftlich und mündlich abzulegen. Durch das letztere hofft man zu verhindern, dass sie, wie es manchmal vorgekommen, etwas ganz anderes predigten, als nach ihren Antworten auf die Prüfungsfragen zu erwarten gewesen. 2. Die Vorbereitungszeit auf dem Lande hat mindestens ein halbes Jahr zu dauern. Darauf haben sie sich wieder vor dem Ministerium zu stellen und die Erlaubnis zum Predigen in der Stadt nachzusuchen. Hierin sieht das Ministerium ein vorzügliches Mittel, um zu verhüten, dass die angehenden Geistlichen in der Beredsamkeit ihr höchstes Ziel sehen und dem Echo bei Ovid gleichen, von welchem nur die Stimme und der Mund übrig bleibe, während der übrige Körper in der Luft zerfliesse, dass sie sich nicht bloss

[1]) Akten des Städtischen Archivs. XXI. 11 a.

nach der Kanzel sehnen, sondern nach dem Pfarramt überhaupt und mit frommem Gemüt die hohe Würde des geistlichen Amtes betrachten und es nicht verächtlich machen. 3. Die jugendlichen Kanzelreder haben ihre Predigtentwürfe dem Ministerium vorzulegen, damit es sehen kann, ob ihre Ausarbeitungen nach Form und Inhalt genügen. Denn mehr als vor Schlangengift haben sie sich vor nicht gehörig vorbereiteten, in der Eile zusammengerafften Predigten zu hüten, damit sie nicht den Text auslegen, wie ein Hund, der aus dem Nil trinkt, oder eine Wasserspinne, welche die Flut kaum berührt.

Durch die Prüfung und Ordination gewann das Ministerium einen wesentlichen Einfluss auf die Besetzung des geistlichen Amtes in Stadt und Land, und durch die Visitation suchte es sich diesen auch auf die Person der im Amt befindlichen Geistlichen und Lehrer im Erfurter Gebiet zu sichern. In welchem Umfange es das ihm i. J. 1557 zugestandene Recht der Aufsicht über die Kirche und Schule auf dem Lande ausgeübt hat, lässt sich genauer nicht feststellen. Eine allgemeine Visitation wurde vor dem dreissigjährigen Kriege nicht wiederholt, und die v. J. 1618 wurde vom Rate abgehalten. Nur ganz vereinzelte Angaben bezeugen, dass eine solche Beaufsichtigung durch das Ministerium überhaupt stattgefunden hat. So schreibt der Senior M. Melchior Weidmann in einem seiner Schriftstücke in dem Streite über die sonntäglichen Frühhochzeiten, viele Pfarrer auf dem Lande hätten seinen Rat und sein Bedenken begehrt.[1]) Und im Jahre 1594 ist das Ministerium thätig in der Untersuchung wider den wegen Calvinismus verdächtigten und abgesetzten Pfarrer Trawbote zu S. Bonifacii in Zimmern infra.[2]) Auch mag der Rat in anderen Anklagesachen und den mancherlei Streitigkeiten zwischen den Pfarrern und ihren Gemeinden das Ministerium um seine Meinung gefragt haben. Und als er im Jahre 1615 an die Neuordnung des Kirchen- und Schulwesens ging, forderte er zunächst vom Ministerium ein Gutachten ein, welches M. Modestinus Weidmann zugleich im Namen seiner Amtsbrüder am 17. Mai erstattete,[3]) und in einem Erlass vom 2. Juli 1617 erwähnt der Rat die Klage des Ministeriums über die unzuläng-

[1]) S. S. 75, Anm. 2.

[2]) Akten des Städtischen Archivs. X. A. I. 1 a.

[3]) Akten des Städtischen Archivs. X. A A. II. No. 2.

liche Vorbildung der Bewerber um ein Kirchen- oder Schulamt.[1]) Bei dieser Neuordnung wurde das Aufsichtsrecht des Ministeriums über die Kirche und Schule im Erfurter Gebiet erneuert und erweitert. Aber die letzte Entscheidung, vor allem auch über die Amtsentsetzung, wurde nach wie vor dem Rate als der gebietenden Obrigkeit vorbehalten.

Für die Bestellung des geistlichen Amtes blieben die Rechte des Ministeriums bis zur eben berührten Neuordnung auf Prüfung und Ordination beschränkt. Alle übrigen Befugnisse lagen in der Hand des Rates, soweit nicht die Gemeinden selbst in Frage kamen.

Von der Wahl der Geistlichen in der Stadt schreibt der Pastor Praedicatorum, M. Johannes Aurifaber, i. J. 1567 an einen der Grafen von Mansfeld:[2]) »Der Rath alhier hat mit dem Beruff der Prediger und bestellung der kirchen gahr nichts zuschaffen, sondern sie stehet bej den altthar leuthen, Eldtisten vnd der Burgerschafft«, also der Gemeinde. Das schliesst nicht aus, dass sich der Rat gegebenen Falles für eine Gemeinde bei einem benachbarten Fürsten verwandte, damit sie den Geistlichen bekomme, den sie gern haben wollte. So schreibt er i. J. 1572 nach dem Tode des Pfarrers an der Kaufmännerkirche, M. Georg Silberschlag, an den Grafen Günther zu Schwarzburg:[3]) Die Gemeinde habe mit M. Wolfgang Mylius, Pfarrer in Arnstadt, der ihr empfohlen sei, verhandelt. Er sei auch nicht abgeneigt dem Rufe zu folgen, habe aber noch keine endgültige Zusage gegeben, indem er dort noch gebunden sei. Da der Rat Wert auf sein Kommen lege und Frieden und Einigkeit davon erhoffe, bitte er den Grafen, »den Magister von seiner Vokation zu Arnstadt zu enturlauben« und ihm zu gestatten, nach Erfurt zu gehen.

Für eine Landpfarre[4]) schlug der Rat meistens drei Personen vor. Nur, wenn diese noch nicht geprüft waren, was allerdings häufig der Fall gewesen zu sein scheint, wurde wohl die Zustimmung des Seniors zur Abhaltung der Probepredigt ein-

[1]) Städt. Arch.-Bibl. XIX a. 1.

[2]) Akten »M. Aurifabri vocation zum Superintendenten nach Lübeck belangend«. Staatsarchiv zu Lübeck.

[3]) Libri Dominorum. Städtisches Archiv. XXI. I a.

[4]) Die nachfolgende Darstellung gründet sich, wenn nicht eine besondere Quellenangabe gemacht ist, hauptsächlich auf mehr oder minder zahlreiche Belege aus den Libri Communium.

geholt.[1]) Nachdem jeder der drei Präsentierten einmal, gewöhnlich an drei aufeinander folgenden Sonntagen, vor der Gemeinde gepredigt, wählte sie aus ihnen ihren Pfarrer, in der Regel unmittelbar nach der letzten Probepredigt durch mündliche Stimmabgabe in der Kirche. Die Heimbürgen hatten die einzelnen Gemeindeglieder zu befragen. Zuweilen bestimmte der Rat zunächst nur eine Person, die ihm vielleicht besonders angenehm war, zur Probepredigt, in der Erwartung, dass diese der Gemeinde gefallen werde, erklärte sich aber, wenn sie ihr nicht genehm sein sollte, bereit weitere Bewerber zu schicken. Einmal, in einem Schreiben des Rates an den Pfarrer Adam Ursinus zu Tonndorf (v. J. 1575)[2]) heisst es, dass der Rat aus erheblichen Ursachen sich entschlossen habe — er fügt hinzu: mit Wissen und Willen des Ministeriums —, Ern Adolarius Hiringius, Pfarrer zu Hohenfelden, ins grosse Hospital und an seine Stelle M. Melchior Weisser nach Hohenfelden zu »verordnen«. Der Ausdruck hatte wohl seine Berechtigung für das grosse Hospital — diese Stelle wie die des Neunpredigers besetzte der Rat —, aber nicht für Hohenfelden. Dass er hierin seine Befugnis überschritt, fühlte der Rat selbst. Er spricht nämlich die Hoffnung aus, dass der Pfarrer, der das Patronat über die Stelle als eine Filiale von Tonndorf besass, und die Gemeinde sich diese Anordnung gefallen lassen würden. Der Geistliche soll auch noch eine Probepredigt halten, und der Rat ist der Zuversicht, dass er die Gemeinde zufriedenstellen werde. Auf diese Weise wurde die Form wenigstens einigermassen gewahrt. Im allgemeinen achtete der Rat das Wahlrecht der Gemeinde gewissenhaft. So wurde z. B. einem Pfarrer erlaubt, einen Substituten anzunehmen, unter der ausdrücklichen Bedingung, dass die Gemeinde nach des Pfarrers Tode nicht gebunden sei, den Substituten zum Pfarrer zu wählen, sondern für die Wahl freie Hand behalte.[3]) Ja, der Rat sah gelegentlich völlig von seinem Präsentationsrecht ab, wenn die Gemeinde den Wunsch aussprach, einen ihr besonders willkommenen Geistlichen berufen zu dürfen.

Die Bestätigung geschah durch die Stadtvögte in der Stadtvogtei in Gegenwart von Abgeordneten der Gemeinde, wobei

[1]) Akten der Visitation v. J. 1618: Bericht des Pfarrers Brommer über seine Berufung nach Hopfgarten.

[2]) Libri Communium. Staatsarchiv zu Magdeburg.

[3]) Liber recognitionum v. J. 1600. Städtisches Archiv. XXI. 11 a.

dieser und dem Pfarrer ihre gegenseitigen Pflichten vorgehalten wurden. In den ersten Jahrzehnten bekamen die Geistlichen keinen Schein über ihre Bestätigung in die Hand, sondern sie mussten sich mit der mündlichen Erklärung begnügen, dass der Rat sie schützen werde, wenn sie sich recht hielten. Dagegen überreichte der Mühlberger Pfarrer Bär im Jahre 1537 eine »Handschrift«, deren zwei wichtigste Punkte diese waren: 1. der Rat darf ihn, wenn er sich eines Pfarrers unwürdig hält, entsetzen, nachdem ein Vierteljahr vorher die Aufkündigung erfolgt ist, 2. sollte im Erfurter Gebiet die Neuordnung der Kirche wieder beseitigt werden, so muss er ohne allen Widerwillen auf die Pfarre verzichten und sie dem Rat zurückgeben.[1] Später wurde den Pfarrern eine schriftliche Vokation eingehändigt, die sie einerseits zur Treue im Amt ermahnt, anderseits ihnen den Genuss des Pfarreinkommens zusichert.[2] Seit dem Erlass der Polizeiverordnung vom Jahre 1583 wurden sie auf diese, besonders die ersten drei Artikel verpflichtet.[3] Danach sollten sie u. a. (vergl. oben S. 79) Einigkeit in der Lehre zeigen und einen des geistlichen Amtes würdigen Lebenswandel führen. Im Jahre 1604 teilt der Rat dem Amtmann von Sömmerda mit,[4] der Kaplan (Diakonus) M. Martinus Hugius habe ein ziemlich unbesonnenes Schreiben, »darin ehr schon widerumb fundamenta zu newem hadder vndt zanck wider den Pfarrherrn leget« neben einem unvollkommenen Revers an ihn geschickt. Der Amtmann soll ihm den »mutilirten« Schein wieder zustellen und ihm aufgeben, den Revers »aller massen und in allen Punkten, wie es vorgeschrieben, zu vollziehen« und, bis das geschehen, ihn nicht auf die Kanzel steigen lassen. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei nicht um einen allgemeinen Amtsrevers, sondern um eine vom Rate geforderte Erklärung, wie Hugius sich in Zukunft gegen den Pfarrer verhalten werde. Jedenfalls ist dieser Schein nicht bei der Bestätigung, sondern erst mehrere Jahre nach Antritt des Amtes eingereicht; denn M. Hugius wurde bereits i. J. 1601 von der Pfarre zu Rohrborn als Diakonus nach Sömmerda

[1] S. S. 82, Anm. 1.

[2] Z. B. Vokation des M. Nicolaus Girmarus zum Pfarrer von Azmannsdorf, 19. Sept. 1609. Lib. Comm. Städtisches Archiv. XXI. 1 b.

[3] Bericht des Pfarrers Trawbote zu Zimmern infra. S. S. 79, Anm. 4

[4] Lib. Comm. Städtisches Archiv.

berufen.[1]) Der ziemlich umfangreiche Revers, welchen die Pfarrer später unterschreiben mussten und der in vielen Exemplaren in den Akten des Städtischen Archivs vorhanden ist, wurde wohl, wie auch der des Schulmeisters, erst bei der Neuordnung des Kirchen- und Schulwesens aufgestellt. Der Rat hielt strenge auf sein Bestätigungsrecht. Im J. 1582 hatte der Pfarrer von Tonndorf einen Kaplan angenommen und für sich bestätigt. Sofort erhielt er ein Schreiben aus der Ratskanzlei. Darin wurde ihm bedeutet, der Rat sei dergleichen von seinen Unterthanen nicht gewohnt; zugleich wurde er ersucht, umgehend seine Gründe schriftlich mitzuteilen.[2])

Auch die Einführung wurde im sechzehnten Jahrhundert, wenn sie überhaupt stattfand, durch Beamte des Rates, die Stadtvögte, den Amtmann oder den Vogtschützen vollzogen. Nach dem Bericht des wiederholt genannten Mühlberger Pfarrers nahm sie folgenden Verlauf. Am Mittage versammelten sich auf ein Glockenzeichen die Gemeinde, mit dem Amtmann, dem Schulzen, den Heimbürgen und Altarleuten an der Spitze, der einzuführende Geistliche und vier dazu aufgeforderte Pfarrer aus der Nachbarschaft vor der Kirche. Der Amtmann übergab in einer Ansprache im Namen des Erfurter Rates dem neuen Pfarrer die Gemeinde, sie zu versorgen mit Gottes Wort, dem heiligen Evangelio Christi, ferner ihr die Sakramente zu reichen und sie mit allem zu versehen, was einem Pfarrer zu thun gebühre. Dafür sicherte er ihm alles Einkommen und alle Gerechtigkeit zu, wie sie sein Vorgänger gehabt; auch versprach er ihn von amtswegen zu schützen. Darauf sagte der Pfarrer seinen Dank und gelobte allen seinen Verpflichtungen nachzukommen, soviel Gott ihm Gnade verleihe. Dann begaben sich alle in die Kirche, wo nach dem Absingen des Te deum laudamus einer der fremden Geistlichen eine kurze Predigt hielt. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurde dem neuen Pfarrer das Pfarrhaus übergeben. Eine Bewirtung seitens des Amtmannes, wobei die Heimbürgen im Namen der Gemeinde und die Altarleute aus der Kirchkasse Geschenke überreichten, schloss die Feier.

Erst i. J. 1619, also wiederum zur Zeit der Neuordnung des

---

[1]) Lib. Comm. Städt. Arch.

[2]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg.

Kirchen- und Schulwesens gab der Rat genaue Vorschriften über die Bestellung der Landpfarren. Das Aktenstück befindet sich in zwei Exemplaren (in Abschrift, das eine ohne Datum, das andere mit dem Zusatz »Publicirt 1619«) auf dem Staatsarchiv zu Magdeburg. Es wird mit der Bemerkung eingeleitet, dass nach einhelligem Beschluss des Rates hinfort jederzeit »ohne fernere Verordnung vnndt bevhelich« bei Bestätigung der Pfarrer auf dem Lande die nachfolgenden Punkte in acht genommen werden sollten, »welches auch vmb nachrichtunge willen zue immerwehrendem gedechtnis vnndt schuldiger Continuation ins geheime Voigteybuch zue schreiben bevohlenn worden«. Im einzelnen wird folgendes angeordnet: 1. Von dem Ableben eines Pfarrers ist dem regierenden Herrn Ratsobersten Bericht zu erstatten. Der Rat bestimmt drei tüchtige Personen zur Probepredigt und lässt ihnen darüber Zettel in der Vogtei ausstellen. Die Namen der drei Personen meldet der Vogteischreiber noch vor dem Termin der Probepredigt dem Senior des Ministeriums und fragt an, ob etwa das letztere gegen eine oder die andere von ihnen in Lehre und Wandel etwas auszusetzen habe und sie nicht für tüchtig zum Predigtamt halte, damit man sich danach beizeiten richten könne. 2. Am Tage nach der dritten Probepredigt begeben sich Vogtschütze und Vogteischreiber an den Ort und sammeln die Stimmen der Gemeinde von jedem »absonderlichen, unvermerckt seiner Mitnachbarn«. Über den Ausfall der Abstimmung erstatten sie unverzüglich dem Rate Bericht und setzen zugleich dem Ausschuss der Gemeinde einen Tag, an welchem er auf dem Rathause zu erscheinen und gebührenden Bescheid zu empfangen habe. Beide Beamten erhalten für ihre Mühewaltung je einen Reichsthaler; weitere Unkosten dürfen sie der Gemeinde nicht verursachen. 3. Da der Gemeinde ihre freie, unverdächtige Wahl gegönnt wird, soll diejenige Person, welche die meisten Stimmen erhalten hat, in der Stadtvogtei alsbald in Gegenwart des Gemeindeausschusses zu ihrem Pfarrer bestätigt werden. Dabei werden beiden Teilen ihre Pflichten vorgehalten. 4. Darauf wird dem Gewählten der Revers eingehändigt und ihm aufgetragen, ihn in zwei oder drei Tagen unterschrieben und untersiegelt wieder einzuliefern. 5. Ist die erwählte und bestätigte Person vorher noch nicht im Pfarramt gewesen, so meldet der Vogteischreiber im Namen des Rates dem Senior des Ministeriums die Wahl und Bestätigung, und der Erwählte wie die Gemeinde oder deren Ausschuss bitten

den Senior um Abhaltung des Examens und Vornahme der Ordination. 6. Nach Erfüllung aller Bedingungen wird der neue Pfarrer 8 oder 14 Tage später an einem Sonn- oder Festtage durch den Senior und die Stadtvögte in der Kirche, wohin er berufen, in Gegenwart der ganzen Gemeinde gebührlich investiert, Dabei wird er erinnert, alle Punkte seines Reverses gewissenhaft zu erfüllen. Die Gemeinde aber wird ermahnt, ihn als ihren ordentlich berufenen Pfarrer anzuerkennen, sich zum Hören des göttlichen Wortes fleissig einzufinden, und was dergleichen christliche Ermahnungen mehr sind. 7. In der Vogtei soll bestmöglicher Fleiss darauf verwandt werden, zwischen des verstorbenen Pfarrers Witwe und Erben und dem Neuerwählten des Einkommens, besonders der Feldfrüchte wegen gütliche Vereinbarung zu treffen. Ist dies nicht zu erreichen, soll dem Rate die Sache zur schleunigen Entscheidung vorgelegt werden. 8. Die Altarleute haben das Inventarium der Kirchengeräte und ein Verzeichnis der jährlichen Besoldung des Pfarrers und Schulmeisters in Ordnung zu halten, damit nichts davon entäussert oder abgenommen werde. 9. Die Pfarr- und Schulgebäude sollen in gutem Zustande erhalten werden. Neue Hauptgebäude (Kirche, Schule, Pfarrhaus) dürfen nur mit Erlaubnis des Rates errichtet werden.

Neu ist in diesem Erlass, was das Ministerium anbetrifft, die Voranfrage bei dem Senior in der Allgemeinheit, wie sie hier gefordert wird. Neu ist ferner die Mitwirkung des Seniors bei der Investitur der Geistlichen. Und sicher sind beide Bestimmungen erst durch den vorliegenden Erlass eingeführt worden. Dafür spricht schon der Umstand, dass der Passus über die Voranfrage in der einen (undatierten) der beiden Handschriften als Zusatz von anderer Hand und erst in der zweiten als integrierender Teil des Textes erscheint, und dass in dem Abschnitt über die Investitur die Worte (durch) »den Herrn Seniorem des Ministerij vndt« in der ersten überhaupt fehlen und sich erst in der zweiten finden. Sodann erwähnt kein einziger der 24 Geistlichen, welche in den Visitationsakten von 1618 über ihre Einführung berichten, dass der Senior dabei beteiligt gewesen sei. Auch stimmt damit überein, dass Friese in seinen Nachrichten von der Michaeliskirche mitteilt, dass der Diakonus M. Jeremias Alberti am 14. April 1622 als erster von den Geistlichen dieser Kirche durch den

Senior, M. Modestinus Weidmann, die Kirchväter, Ratssenioren und die ganze Gemeinde investiert sei.

Nachdem der Senior einmal zur Einführungsfeier hinzugezogen ist, tritt er den Stadtvögten gegenüber in den Vordergrund: er ist fortan der Einführende, die Stadtvögte sind nur Zeugen der feierlichen Handlung. Sehr verdriesslich lässt sich ein für die Aufrechterhaltung der Befugnisse des Rates besorgter Berichterstatter über diese neue Einrichtung aus.[1]) Er schreibt: Wenn der Senior dem neuen Pfarrer seine Lektion vorgelesen, bestätige dieser es nur ihm gegenüber mit einem »Ja!« und Handschlag; den Herren Stadtvögten aber thue er gar kein Gelöbnis. Man wisse also nicht recht, »worumb vnnd weshalben die Herren Stadtvögte zugegen seyen«. Wenn den Pfarrkindern ihre Lektion vorgelesen sei, würden die Männer an den neuinvestierten Pfarrer gewiesen und aufgefordert, nach dem Gottesdienst solches gegen ihn zu bekräftigen. Nach Schluss der Feier gingen zu allererst die Herren Stadtvögte zu dem Pfarrer, der vor dem Altar stehen bleibe, und wünschten ihm Glück. Es könne aber leicht so scheinen, als thäten sie ihm, wie nachher die anderen, auch ein Angelöbnis. Die Missstimmung ist ungerechtfertigt. Die Investitur sollte eine kirchliche Feier sein, bei der die Vertreter des Rates eben nur als Zeugen zugegen waren, und da sie einmal zugegen waren, natürlich auch ihre Glückwünsche aussprachen. Die Verpflichtung des Geistlichen von seiten des Rates hatte bereits in dem Bestätigungsakt in Gegenwart der Gemeindeältesten auf dem Rathause stattgefunden; auch hatte der Rat ja den von jenem unterschriebenen und untersiegelten Revers schon in Händen. Weit besser gefallt unserem Erfurter augenscheinlich der Verlauf der Einführung in denjenigen Dörfern des Stadtgebietes, deren Kirchen unter sächsisch-gothaischem Patronat standen. Da muss, wie er uns auch berichtet, der Einzuführende dem gothaischen Superintendenten, dem gothaischen Amtmann und den als Vertreter der »ordentlichen Obrigkeit« anwesenden Erfurter Ratsabgeordneten mit Handschlag treuliche Erfüllung seiner Pflichten versprechen. Sodann müssen die Männer aus der Gemeinde gleichfalls allen diesen und dem neuinvestierten Pfarrer mit Handgebung Treue angeloben. Hier lag die Sache aber auch anders als vorher. Es

[1]) Dieses wie das folgende und die ebengenannten Schriftstucke befinden sich in den Erfurter Akten des Staatsarchivs zu Magdeburg. XIV. 5.

war noch keine Verpflichtung auf dem Rathause geschehen; sondern diese fand hier erst statt.

Betreffen die bisher besprochenen Rechte des Ministeriums hauptsächlich das geistliche Amt, so führt die F. P. nun weiter eine Befugnis an, die sich auch auf die Gemeinde erstreckt: die Untersuchung bez. Entscheidung in Ehe- oder Gewissenssachen. Ausüben soll dieses Recht das Ministerium als Ganzes unter Zuziehung der Kirchväter. Soviel wie irgend möglich, soll versucht werden, die Parteien in Güte zu vergleichen. Gelingt dies nicht, so soll das Ministerium den Kernpunkt des Streites in eine Frage stellen, diese den Parteien vorlegen und, wenn beide der Fassung zugestimmt, auf ihre Kosten einem Konsistorium, einer Juristenfakultät oder einem Schöppenstuhl zur Beurteilung übersenden. Ist aber auch auf diesem Wege eine Entscheidung der Sache nicht zu erwarten, so hat ein ordentlicher Prozess in folgender Form zu beginnen. Innerhalb vierzehn Tage reicht der Kläger beim Ministerium die Klage ein. Wiederum zwei Wochen nach Zustellung der Klageschrift übergiebt der Beklagte seine Klagebeantwortung. In einer gleichen Frist steht dem Kläger noch eine Replik und dem Beklagten eine Duplik zu. Diese Akten werden, wie oben angegeben, zur Rechtsprechung übersandt. Im Laufe des Prozesses darf noch wieder jede der beiden Parteien zur Führung des Beweises abwechselnd zwei Eingaben machen. Über Berufungsanträge seitens der Parteien oder der Kommissarien entscheidet der Rat. Die Verhandlung in solchen Sachen vor dem Ministerium findet zweimal in der Woche, am Dienstag und Donnerstag, statt. Ausdrücklich wird noch einmal hervorgehoben, dass nur das Ministerium als Ganzes zuständig sei und dass nicht etwa der Senior allein oder unter Hinzuziehung nur eines Teiles der Mitglieder beschliessen dürfe. Ein besonderer Abschnitt handelt von dem Verfahren gegen die malitiosi desertores. Danach geschah es oft, dass Ehemänner »aus lauterm fürwitz, muthwillen und frevel« von ihren Frauen liefen und sie grossem Elende preisgaben, aber auch, dass Männer von ihren Frauen im Stiche gelassen wurden. Damit nun in solchen Fällen dem unschuldigen Teil in seinem Gewissen geraten und gedient werden möge, soll der desertor, nachdem er zwei oder drei Jahre fortgeblieben, auf Antrag der Verlassenen von dem Pfarrer des Ortes, wo das Ehepaar bisher gewohnt, oder auch des Ortes, woher der Flüchtling gebürtig oder wo er sich vermutlich auf-

hält, öffentlich von der Kanzel aufgefordert werden, vor dem Ministerium zu erscheinen und sich auf die Klage seines Eheweibes zu verantworten; gleichzeitig soll eine schriftliche Vorladung mit dem Siegel des Ministeriums öffentlich an den Kirchthüren drei Sonntage nach einander angeschlagen werden. Erscheint der Angeklagte nicht, wird die Citation wiederholt mit der Androhung, dass auch im Falle seines Aussenbleibens die Sache werde entschieden werden. Zeigt er sich diesmal auch ungehorsam, wird er zum dritten Mal vorgeladen, um das Urteil anzuhören. Wenn er sich jetzt noch nicht einstellt, soll er für einen »öffentlichen und mutwilligen desertor« erklärt und sein Weib der Ehepflicht ihm gegenüber los und ledig gesprochen, ihr auch die Erlaubnis gegeben werden, sich wieder zu verheiraten, doch nur, nachdem sie den Rat des Seelsorgers, der Obrigkeit oder der Freundschaft eingeholt, und unter der weiteren Bedingung, dass die Hochzeit ohne »gepränge und öffentliche solennitäten« gefeiert werde. Der Schuldige muss das Erfurter Gebiet räumen. Ebenso wird gegen eine Ehefrau verfahren, welche ihren Mann verlassen hat.

Dass der Kurfürst von Mainz gegen die Übertragung des Rechtes, in Ehesachen zu verhandeln, an das Ministerium als einen Eingriff in die seinem geistlichen Gerichte zustehende Befugnis beim Kaiser protestierte und dass es sogar zur Klage darüber beim Reichskammergericht kam, habe ich in meiner Abhandlung über die Formula Visitationis bereits erwähnt.[1]) Erst im Jahre 1615, im Beginn der Friedensverhandlungen zwischen Erfurt und dem Erzbischof gab Mainz zu dieser Neuordnung seine Zustimmung, indem der Kurfürst Johann Schweikhard in seiner Religionsversicherung, dat. Aschaffenburg den 25. Aug.,[2]) dem Rate das Recht zugestand, Ehesachen zwischen Parteien, die beiderseits der Augsburger Konfession angehörten, durch seine Kommissarien entscheiden zu lassen. Für Mischehen blieb also auch dann noch das mainzische geistliche Gericht zuständig. Und diese Bestimmung hielt der Rat inne. Denn i. J. 1616 (den 22. März) schreibt er an zwei Gebrüder Neumeyer zu Ramsla:[3]) »Ob wir wol iedermenniglich vnd also auch euch vor vnserm Geistlichen consistorio alhier Rechts zuuorstatten vnd iustitiam

[1]) S. 14 f.

[2]) Abschrift im Städtischen Archiv.

[3]) Lib. Comm. Städtisches Archiv.

administriren zu lassen, vns vor schuldig erkhennen vnd willig sindt, so ist jedoch defsen vnsers consistorij cognition allein vf die Persohnen, so beiderseits der Augfspurgischen Confefsion verwandt vnd zugethan sind, gerichtet vnd gegründet.«

Der Rat hat aber trotz des Protestes von Mainz seit 1580 das Ministerium in Ehesachen verhandeln lassen. Das beweist zunächst ein Brief an den bereits genannten Dr. Wesenbegk in Wittenberg vom 19. Aug. 1581,[1]) worin er über zwei den Desertionsprozess betreffende Fragen ein Gutachten einfordert, um dadurch in seinem Ehegerichte aufgetauchte Zweifel zu beseitigen. Ferner bestätigt der Rat i. J. 1599 in einem Schreiben an das Konsistorium zu Weimar,[2]) dass das Ministerium neben den Personen aus dem Rate in Ehesachen thätig sei, und in einem Schreiben an die Gräfin von Schwarzburg zu Arnstadt vom 21. Sept. 1600[3]) erklärt er, dass Ehesachen vor seinem Evangelischen Ministerium und etlichen Zugeordneten aus seiner Mitte anfangs in der Güte verhört zu werden pflegten; da in der vorliegenden Sache keine Partei der anderen weichen wolle, lasse er sie ihre Klage schriftlich aufsetzen, um diese dann einem vereinbarten unparteiischen Schöppenstuhle zu überschicken.

Was nun die Frage anbetrifft, ob das Ministerium nicht schon vor dem Jahre 1580 das Recht gehabt habe, in Ehesachen zu verhandeln, so bezeugt ein in meiner Abhandlung über die F. V. mitgeteilter Brief des Pfarrers M. Andreas Poach an M. Melchior Weidmann in Gotha, dass es im Jahre 1568 diese Befugnis nicht hatte, und eine ebenfalls dort angeführte gerichtliche Urkunde lässt darauf schliessen, dass es Ende der siebziger Jahre dafür wenigstens in Betracht kam.[4]) Heute bin ich in der Lage, zur Beantwortung der Frage folgendes neue Quellenmaterial beizubringen.

Weidmann berichtet in seinem zweiten Schreiben in dem Streit über die sonntäglichen Frühhochzeiten,[5]) D. Lang und seine Amtsbrüder hätten den damals noch grösstenteils »papistischen« Rat nicht bewegen können, sich der Ehesachen anzunehmen, so dass auch die Lutherischen vor dem mainzischen

---

[1]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) S. 12 und 14.

[5]) S. S. 75, Anm. 2.

geistlichen Gericht ihr Recht hätten suchen müssen; die Pfarrer hätten darüber auch, wie aus ihren Schriften zu beweisen, oftmals um ein »rechtliches Bedenken« bei den benachbarten Theologen nachgesucht. — Im Jahre 1535 hatten die Amtleute zu Schmalkalden dem Rate die Klage eines ihrer Amtseingesessenen gegen eine Erfurterin wegen eines Ehegelöbnisses übermittelt. Der Rat stellte mit dieser ein Verhör an und meldete (Mont. n. Divis. apost.) als dessen Ergebnis: [1]) Das Mädchen habe jenem garnichts versprochen. Ihre Mutter wolle sie zwingen, ihn zu heiraten; sie aber habe weder ja noch nein gesagt, da sie ihn nicht möge. Übrigens gehöre die Sache, weil sie die Ehe betreffe, vor das mainzische geistliche Gericht. Bei diesem möge jener klagen, das Mädchen werde ihm daselbst »zu Recht stehen«. — Im Jahre 1538 (Freit. n. Tr. reg.) ersucht der Rat den Amtmann zu Gotha,[2]) dafür zu sorgen, dass ein Einwohner Frienstedts einem gewissen Claus Wiede seine Frau zurückgebe, die ihm unter Mitnahme eines Teils der Habe entlaufen sei und mit jenem lebe. — In demselben Jahre (Sonnab. nach Quasimodog.) befiehlt der Rat einem Einwohner Tonndorfs,[3]) der das Weib eines anderen bei sich aufgenommen und mit der Erklärung, er wolle die Frau gegen ihren Mann verteidigen, wider den ausdrücklichen Befehl des Amtmannes bei sich behalten hatte, sie zu ihrem Ehemaune zu entlassen; habe sie eine Klage gegen diesen, solle sie das Gericht in Anspruch nehmen. — Im Jahre 1542 (Mont. n. Vinc. Petr.) bittet der Rat den Amtmann zu Arnstadt,[4]) einen gewissen Peter Zacharias, der einem Mädchen aus Werningsleben die Ehe zugesagt, anzuhalten, dass er sein Versprechen erfülle. — Im Jahre 1550 hatte der evangelische Pfarrer zu Frienstedt ein Brautpaar aufgeboten. Der ebenfalls evangelische Pfarrer zu Ingersleben teilte ihm mit, dass einer seiner Pfarrkinder Einspruch erhebe, und ersuchte ihn, mit dem Aufgebot innezuhalten, bis die Sache rechtlich entschieden sei. Sein Verlangen wurde erfüllt, und die Parteien trugen die Sache dem Rate als ihrer Obrigkeit vor, der aber die Untersuchung ablehnte und die Sache als eine causa matrimonialis vor die mainzischen geistlichen Richter verwies. Diese verfügten eine Citation beider

[1]) Lib. Comm. Städtisches Archiv.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda.

Parteien und übersandten die Vorladung den beiden Pfarrern, um sie jenen zuzustellen. Während die Frienstedter zum festgesetzten Termine vor ihnen erschienen, hatte sich der Ingerslebener Pfarrer geweigert, die Zustellung auszuführen, wie die geistlichen Richter vermuteten, in der Absicht, den Rechtsstreit den Visitatoren zu Gotha zu unterbreiten. In einem Schreiben an den Pfarrer nehmen sie das Recht der Entscheidung in solchen Sachen voll und ganz für sich in Anspruch. Im Namen des Erzbischofs mahnen sie ihn dringend an den Gehorsam, welchen er seinem »Ordinario« (dem Erzbischof) von Rechts wegen schuldig sei, und wiederholen unter Androhung des Bannes und einer Geldstrafe von 30 Gulden den Befehl, sowohl seine Pfarreingesessenen zum Erscheinen vor dem geistlichen Gericht aufzufordern, als auch selbst an einem bestimmten Tage sich einzustellen, um in dieser Ehesache sein Zeugnis abzugeben und darauf das gerichtliche Erkenntnis zu erwarten. Das Urteil werde gesprochen werden, ob er komme oder nicht. Nach Ablauf des Termins sei sein Einspruch hinfällig. In einem zweiten Schreiben an die Grafen Philipp und Ernst von Gleichen erklären die geistlichen Richter: Wenn sich der Pfarrer damit entschuldigen wolle, dass er auf Befehl der Grafen sich ausserhalb der Grafschaft vor kein anderes Gericht citieren lassen dürfe als vor den Erfurter Rat, seine weltliche Obrigkeit, so sei darunter doch nur das weltliche Gericht zu verstehen. Solche Ehesachen gehörten allein »ohne alle Mittel« vor die ordentliche geistliche Obrigkeit und ihre Gerichte. Sie verlangen, dass die Grafen den Pfarrer wegen seines Ungehorsams »alſso Bhemisch hielten und halten lieſsen«, bis er von solcher Obrigkeit in forma ecclesiae absolviert sei, und schliessen mit der Drohung, im Weigerungsfalle an den Erzbischof gehen zu müssen, und das könne für die Grafen auch noch Weiterungen nach sich ziehen. In den über die Sache von Weimar eingeholten Gutachten wird besonders die Sinnlosigkeit der Drohungen der geistlichen Richter gegen die evangelischen Grafen und den evangelischen Pfarrer betont und diesen dementsprechende Ratschläge für ihr ferneres Verhalten gegeben. [1]) — Im Jahre 1558 (Freit. n. Tr. reg.) schreibt der Rat an die in Ehesachen Verordneten der Superintendentur zu Gotha: [2]) »Hoch-

---

[1]) Sächsisch-Ernestinisches Gesamtarchiv zu Weimar. G. 140. No. 3.

[2]) Lib. Comm. Staatsarchiv zu Magdeburg. In denselben Büchern und

gelarte, Achtbare, Ersame vnd weiſſe, gunstige herren vnd guthen freunde! Wir haben Euer schreiben, vnsern burger Hansen Volprecht, das wir denselbigen Inn eyner ehesache vor Euch citiren wollten, belangende, Innehalts hörenn lessen vnd wollen Euch daruff freuntlicher meynunge nicht verhaltenn, das vns In sachen, dye ehe belangende, alhie keyne Juriſdiction zustehet. Derhalben will vns auch nicht gepuren, vns In solchenn sachen der Juriſdiction mitt citation oder andern artibus anzumaſſen. Werdet derhalben solche Ewre notturfft an andern gepurlichen örtthern zu suchen wissen. Vnd seynt Euch sonsten fr. zu dyenen willig.« Die Gothaer beruhigten sich bei diesem Bescheide nicht, sondern wiederholten ihren Antrag noch dreimal. Aber ebenso oft (Mont. a. T. Valentini, Dienst. n. Oculi, Mittw. n. Cantate 1558) wurde ihnen die Antwort, dass es der Rat bei seiner Erklärung bewenden lassen und eine Citation des Erfurters ablehnen müsse. — Ein Schreiben aus der Ratskanzlei v. Mittw. n. Judica 1558 lautet: »Guthen freundt. Wir haben Ewer schreiben, Micheln Mangoldts Sohn zu Elxleben belangende, Inhalts hören leſsen. Weill wir dan daraus befinden, das die geschwengertte person Ihnen vmb Eyn Ehe ... gelübde zubesprechen gedenckt, So wollen wir Euch zu fr. bericht nicht verhalten, das vns nach vermuge der vortrege vnd herkohmmens In solchen sachen, dy Ehe belangende, keyne Juriſdiction zustehet; Sondern solche sachen müssen gesucht vnd geclaget werden vor vnsers gnedigsten Herrn, des Ertzbischoffs zu Meintz, verordneten Sigler alhier, welchs Ampt Itzo Doctor Eoban Ziegler verwaltet, vnd zweiffeln nicht, do Ewre Amptsvnderthanen doselbst vmb proceſs ansuchen, Er werde die pilligkeit hierinne zuuerfinden wiſsen. Vnd seint Euch sonsten zudienen willigk.« — In demselben Jahre wurde der Rat von der Superintendentur zu Arnstadt ersucht, in einer Ehesache zwei Zeugen, einen gewissen Otto Natz und den Pfarrer zu Groſs-Sömmerda, über etliche eingeschickte Artikel zu verhören. Der Rat antwortet (Donnerst. n. Severi ep.): »... Weil wir nun befunden, das solcher handel causa Matrimonialis ist, So haben wir In denselbigen In vnsern gerichten keyne Juriſdiction; Sondern dieselbige ist vnserm gnedigsten herrnn, dem Ertzbischoffe zu Meyntz, vnd ahn S. g. stadt deren

---

auf demselben Archiv befinden sich sämtliche noch aufgeführte Schriftstücke, bei denen etwas anderes nicht ausdrucklich bemerkt ist.

geistlichen Richtern allhie zustendigk. Dorumb will vns nicht geburen, vns in dieß benannter Jurißdiction in der Zeuge verhörunge eintzulaßen. Zu deme, das wir aus Inhalt deß Siebenden beweiß artickels befinden, das Otto Natz und der angegebene pfarnner In vnsern gerichten zu Großen Sömmerda nicht, sondern zu Gangloffs Sömmerda geseßen, derwegen thun wir Euch die beweiß artickel beyliegendt widder vbersenden, fr. bittende, vns aus erwenthen vrsachen Hierinnen entschuldiget zuhalten, vnd seint Euch sonsten freundlich zudienen willigk. — Im folgenden Jahre (1559, Donnerst. n. Cantate) schreibt der Rat an den Magister Nicolaus Michel: »Erbar, wohlgelarther, guther freund. Ewer zwey schreiben, Eins Hansen Arnolt, das ander seyne schwester belangende, haben wir Inhalts hören leßen vnd Ihnen dasselbige beyderseyts fürhalten laßen. Was sy nuhn dorauff zur antwortt geben, das vbersenden wir Euch Inliegendt zuuornehmen. Dieweil denn beyde theyl Ewres angebens, sonderlich Hansen Arnolts schwester, des angegebenen Ehegelübde nicht gestendigk vnd vns in solchen Ehesachen keyne verschaffunge oder erkenthnis zuthun gepürt, Sondern den geystlichen Meintzischen Richtern alhier, denen solchs zu richten zustehet, So werdet Ihr doselbst des Ehegelübdes halben Ewer notturft zusuchen wißen, do Euch ahne zweiffel, was recht vnd billich ist, mittgetheilt wirdt werden ....« — Und in demselben Jahre (Sonnt. a. T. Elisab.) erhält die schwarzburgische Superintendentur zu Arnstadt wiederum folgenden Bescheid vom Rate: »Guthen freunde. Es hat vns gegenwertiger bott von Euch eyn offene citation, Elßen Mauers belangende, heuth dato vberantwort, doraus wir Euer bitte, das wir dieselbige alhier an offene stellen anschlahen wollten, vernommen. Wiewol wir Euch nuhn In dem vnd andernn allen nachparlichen willen zu ertzeygen willig vnd geneygt, So können wir Euch doch nicht pergen, weil vns alhie In Erffurt In geystlichen ehesachen keyn Jurißdiction zusteet, wie das dye vortrege, ßo wir mitt dem Ertzstifft haben, außweisen; So haben wir uns auch biß dohin solcher Jurißdiction wedder mit citation noch andernn nicht anmassen wollen, vngeacht, das wir von vhilen örthern gleicher gestalt auch ersucht werden. Thun Euch derhalben die Citation widder vbersenden, mitt fr. bitt, vns hyr Inne auß berurten vrsachen entschuldigt zu halten. Vnd werdet sonder Zweifel solches bey den Meinzischen Richtern alhie zu suchen wissen ...«

Nach diesen amtlichen Zeugnissen stand also die Sache bis zum Ende der fünfziger Jahre so: Das Recht, in Ehesachen, auch in solchen Evangelischer, zu entscheiden, wurde nicht nur von den mainzischen geistlichen Richtern beansprucht, sondern ihnen auch vom Rate zugestanden, und zwar auf grund der zwischen dem Erzbischof und dem Rate vereinbarten Verträge. Weder die Missbilligung auswärtiger Theologen, noch die zahlreichen, von den verschiedensten Seiten gestellten, gelegentlich sehr dringenden, Anträge konnten den Rat bewegen, in dieses ihm nicht zustehende Recht einzugreifen. Niemals liess er sich auf eine eigentliche Untersuchung ein; ebenso lehnte er es ab, einen Erfurter vor eine auswärtige Behörde zu citieren oder die Citation einer solchen in der Stadt oder deren Gebiet anschlagen zu lassen. Dagegen zeigte er sich bereit, auf Ersuchen von anderswoher ein Verhör anzustellen. In dem einen Fall, wo er auch dies abweist, tritt doch noch hinzu, dass die zu verhörenden Zeugen irrtümlich als Eingesessene seines Gebietes bezeichnet waren. Ebenso suchte er durch eine einfache Verfügung an einen seiner Amtleute oder durch ein an eine auswärtige Obrigkeit gerichtetes Ersuchen die Sache, wenn es möglich war, aus der Welt zu schaffen. Von dem Ministerium ist in allen diesen Fällen mit keinem Worte die Rede.

Wie der Rat sich in den sechziger Jahren den Ehesachen gegenüber verhielt, bezeugen uns folgende Thatsachen:

Am 20. Febr. 1566 übersendet der Rat dem Grafen Ludwig zu Gleichen die Klage einer Erfurter Unterthanin zu Utzberg gegen einen Mann, der sich unter des Grafen Jurisdiction zu Blankenhayn aufhalten sollte. Der Rat ist der Meinung, dass der Beklagte der Klägerin eine rechte christliche Ehe zugesagt hat, und bittet den Grafen, ihn anzuhalten, dass er das zugesagte Ehegelübde ohne fernere Weigerung nach christlicher Ordnung vollziehe.[1]) — Unter dem 23. Januar 1567 ersucht der Rat den Schösser zu Weimar, einen seiner Bezirkseingesessenen in einer Ehesache in subsidium iuris zu citieren. Er soll an einem bestimmten Tage vor dem Rate erscheinen und seine Aussage in betreff des Eheversprechens »vom Munde in die Feder vorbringen« und das Ende des Termins abwarten. Kommt er nicht, soll auf des gehorsamen Teiles Erscheinen ergehen, was

[1]) Lib. Dominorum. Städtisches Archiv.

recht ist. — In einem Schreiben an den Rat zu Sömmerda vom 6. Sept. 1567 teilt der Rat mit, vergangene Walpurgis sei durch seine »Verordneten« zwischen einem gewissen Heupt, der bisher an Geistesstörung gelitten und noch leide, und seiner Vertrauten ein Vertrag dahin abgeschlossen worden, dass sie die Ehe mit einander eingehen sollten, wenn sich der Zustand des Kranken in einem Vierteljahre bessere und die Besserung dann noch ein Vierteljahr anhalte, dass sonst aber der Dirne erlaubt werden solle, sich anderweitig zu verheiraten. Da der Zustand derselbe geblieben und die Zeit fast verflossen ist, setzt der Rat Termin in der Sache an. — Und ebenfalls noch im Jahre 1567 (6. Nov.) schreibt der Rat an einen gewissen L. Findeeyssen: Er möge ohne Sorge sein. Sollten sein Weib oder ihre Freunde etwas gegen ihn an den Rat gelangen lassen, so werde er seine Antwort abwarten, bevor er Bescheid erteile. Darum möge er sich ohne Besorgnis nach Erfurt begeben; nur müsse er sich gegen jedermann friedlich halten. »Do ihr als dann", fährt das Schreiben wörtlich fort, »euer eheweib vmb die eheliche beiwonunge oder anderes halben besprechenn wollet, so muget ihr sie vf euer ankunft vor vns, wie sichs geburt, fordern lassen. So wollen wir In der sach notturftige verhoer vnnd handelunge furnehmen vnd als dan nach befindung vnd gelegenheit des handels pilliche weisunge oder verfügunge thun lassen.« — Im folgenden Jahre (1568, 28. Jan.) schreibt der Rat wieder in einer Ehesache an den Rat zu Sömmerda; dem Namen Heupt nach zu urteilen, handelt es sich um die Fortsetzung der oben erwähnten Verhandlung. Der Rat teilt mit, die von ihm »dazu Verordneten« hätten ihr »Bedenken« den Parteien zugestellt: das neue Verlöbnis habe dem Rate zuvor gemeldet werden müssen. Er ordnet an, dass der Amtmann den Pfarrer Adolarius Hegenolph und die Parteien, die Braut, den bisherigen und den neuen Verlobten auf den nächsten Tag vor den Rat bescheide, »damitt Inn dieser sachenn ohne gefhar weytter gebahret werdenn muge.« — Und in demselben Jahre sucht der Rat einen bereits lange dauernden Streit zwischen Alexander von Töpffer zu Vargula und dessen Ehefrau zu schlichten. Von der unaufhörlichen Zwistigkeit unter diesen Eheleuten vernimmt der Rat ungern und in Beziehung auf die Frau mit dem Gefühl des Mitleids. Da er sieht, dass die Sache ohne seine (der Obrigkeit) Verordnung nicht beendet werden kann, lädt er die Parteien vor sich. Nachdem das Ver-

hör gehalten, lässt er einen schriftlichen »Abschied« verfertigen und ihnen zustellen, den Ehemann aber noch ausdrücklich ermahnen, bis zur »Erörterung« der Sache sich gegen sein Weib friedlich zu verhalten. Andernfalls erwartet er von dem Amtmann Bericht und »wird sich dann mit fernerem Einsehen zu erzeigen wissen.« Auf eine erneute Klage der Ehefrau über den unordentlichen und ärgerlichen Lebenswandel ihres Gatten fordert der Rat den letzteren wieder vor sich, um ein neues Urteil zu erwarten. Er erscheint aber nicht. Nun befiehlt der Rat dem Amtmann, einen Tag zu bestimmen, an dem über den Streitpunkt, die Länderei betr., ein Vergleich vereinbart werden solle.

Legen wir auch auf die Behandlung der zuletzt angeführten Streitsache kein besonderes Gewicht, weil sie, streng genommen, vielleicht nicht ganz unter den Begriff einer causa matrimonialis fällt, da es sich dabei auch um Vermögensstreitigkeiten handelte, so bezeugen doch schon die anderen Fälle für die zweite Hälfte der sechziger Jahre folgendes Verhalten des Rates den Ehesachen gegenüber. Er stellt nicht nur an eine auswärtige Behörde das Ersuchen, auf Erfüllung eines gegebenen Eheversprechens zu dringen, sondern er citiert auch die Unterthanen einer anderen Obrigkeit vor sich, indem er natürlich deren Vermittlung in Anspruch nimmt. Durch seine »Verordneten« lässt er nicht allein ein vorläufiges Verhör, sondern eine wirkliche Untersuchung vornehmen, durch sie einen Vergleich zwischen den Parteien aufstellen und Verfügungen in der Sache treffen. Die Verordneten können nicht die Mitglieder des Ministeriums sein. Einer solchen Annahme widerspricht der oben erwähnte Poachsche Brief an Weidmann, indem es heisst: »... tu scis nos nullam habere jurisdictionem in hujusmodi causis, desertricem citare non possumus, potestatem pronunciandi in hac causa non habemus, judices sedis Moguntinae in nostra urbe, qui de talibus rebus judicant, nobis id non permittunt, et ut ablegemus homines nostros ad eos judices, religio est.« [1]) Es galt also auch jetzt noch das mainzische geistliche Gericht in Erfurt offiziell als die in diesen Sachen zuständige Behörde. Auffallend aber ist, dass Poach nicht den Rat als einen Gerichtshof erwähnt, vor dem Ehesachen zum Austrag gebracht werden könnten. Wäre wirklich eine Thätigkeit des Rates in der Untersuchung bez. Entscheidung von

[1]) S. S. 95.

Ehesachen an der Tagesordnung gewesen und hätte Poach ihm etwa nur das Recht dazu bestritten, so würde er es in dem Briefe nicht verschwiegen haben. Daher komme ich zu dem Schluss, dass die mitgeteilten Fälle die ersten gelegentlichen Versuche des Rates darstellen, die vertragsmässig dem mainzischen geistlichen Gericht allein zustehende Befugnis auch für sich in Anspruch zu nehmen.

Für die siebziger Jahre ist zunächst wieder eine Sömmerdaer Ehesache wichtig. Aus einem Schreiben des Rates an Pfarrer und Rat daselbst vom 15. Februar 1572 geht hervor, dass die eine Partei sich an den Rat gewandt hat und dass nach dem Bericht der Sömmerdaer Behörde in der Sache ein Urteil gesprochen ist; von wem, wird nicht gesagt. Die Streitenden haben dem Rechtsspruch keine Folge geleistet. Deshalb soll die Untersuchung fortgesetzt werden. Etwaige Klageschriften soll der Rat zu Sömmerda nebst allen anderen ergangenen Akten an das Konsistorium zu Leipzig übersenden und das von diesem gesprochene Urteil unerbrochen nach Erfurt schicken. Alsdann werde in der Sache weiter geschehen, was recht sei. In einem zweiten Schreiben an die beiden Pfarrer St. Bonifacii und St. Petri und den Rat zu Sömmerda vom 21. März bestätigt der Rat den Empfang der Akten und ordnet an, dass die Genannten die Klageschrift der anderen Partei in Abschrift zukommen lassen und ihr auferlegen, sich innerhalb acht Tage abschliessend dazu zu äussern. Ebenso soll diese Antwort dem Gegner abschriftlich zugestellt und ihm aufgetragen werden, seinen »Schlusssatz« ebenfalls innerhalb acht Tage einzubringen. Mit den Akten soll dann verfahren werden, wie oben angegeben. Am 29. Mai befiehlt der Rat, dass Pfarrer und Rat die beiden Parteien vor sich bescheiden, ihnen das Urteil vorlesen, auf Verlangen auch schriftlich zustellen und für seine Befolgung sorgen. In demselben und zu Anfang des nächsten Jahres ergehen an den Rat zu Sömmerda in einer Ehesache, augenscheinlich der eben berührten, noch drei Anordnungen, die aber nur die Eröffnung und Vollstreckung des Urteils und die Uebersendung der Akten nach Erfurt betreffen (13. Aug., 17. Dec. 1572 und 2. Jan. 1573). — Ausserdem werden aus dem Jahre 1572 folgende zwei causae matrimoniales berichtet: In der ersten hat sich eine Erfurterin über eine Einwohnerin des Amtes Schloss-Grüningen und deren Sohn etlicher Schulden und eines Ehegelöbnisses

wegen beklagt. Der Rat ersucht den Amtmann in einem Schreiben vom 13. Mai, beide zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten. In der zweiten hat ein Erfurter Bürger über einen Prädikanten Andreas Sturmius ebenfalls wegen einer Schuldforderung und eines seiner Tochter gegebenen Eheversprechens beim Rate Klage geführt. Dieser sendet (6. Sept.) an den Rat zu Kornneuburg, wo sich der Beschuldigte aufhalten soll, das darüber aufgenommene Protokoll, worin u. a. bezeugt wird, dass der Geistliche sich schriftlich zu dem Ehegelübde bekennt und dass er auch bereits den Mahlschatz empfangen hat. Darum könne er sich, vornehmlich aber als Geistlicher, der Erfüllung der Zusage nicht entziehen. Der Rat ersucht ihn dazu anzuhalten und ihn vorher als Prädikanten nicht anzunehmen oder zu dulden. Glaube er aber ungeachtet seines gegebenen Wortes es vor Gott und seinem Gewissen verantworten zu können, seinem Versprechen nicht nachzukommen, und sei der Rat von Kornneuburg wider Erwarten damit einverstanden, so möge er ihn doch wenigstens veranlassen, diese Aufkündigung vor ihm als seiner Obrigkeit zu thun und das Heiratsgut oder dessen Wert zurückzusenden. — Besonders wichtig ist ein Erlass des Rates von Freitag nach Aegidii 1573. Danach hat eine gewisse Elisabeth Hessin eine Scheidungsklage gegen ihren Ehemann nebst einem jenaischen Urteil eingereicht. Der Rat antwortet, dass ihre Sache einen rechtlichen Prozess nötig mache, wie auch das Urteil aus Jena ihr auferlege, der Scheidung halber sich an ihre ordentliche Obrigkeit zu wenden. »Nun wissen«, heisst es wörtlich, »vnsere herren In solchen vnd dergleichen geistlichen sachen alhie keine andere ordentliche obrickeitt dan die Erzbischoffliche Churfurstliche Meintzische geistliche Richter, welche In solchen sachen Jus citandi vnnd Rechtlich zu procediren haben, wie dan auch vnsere herren mitt dem Ertzstifft Meintz einen sonderlichen vortragk haben, welcher Anno 30 der wenigern zhall vfgerichtet, welcher vermagk, dafs vnsere herren den Geistlichen vnd welttlichen Meintzischen gerichten alhie Ihren freien lauff lassen sollen. Derwegen wird gemeltte Elisabeth Hessin Ihre notturft vor den Meintzischen geistlichen Richtern disfals zusuchen wissen. Würde Ihr aber daselbst das Recht versagett oder würde Ihr sonst Vnbilligkeitt begegnen, So magk sie solches vnsern herren berichten. So wollen sie sich alfsdan nach Erfindunge mitt fernerem billichem bescheide zuuornehmen lassen wissen.« — In demselben Jahre

beklagt sich eine Erfurter Bürgerin über den Kaplan Ern Jacob Zugern zu Cölleda, ihren Ehemann. Der Rat ersucht den Pfarrer und den Rat daselbst, jenen zu der Erklärung zu veranlassen, dass er sie als sein Eheweib zu sich nehmen wolle (3. Juli). — Im Jahre 1574 bittet der Rat aus Anlass eines konkreten Falles das Konsistorium zu Leipzig um ein Gutachten darüber, ob eine Ehe zwischen zwei durch Schwägerschaft im dritten Gliede Verwandten noch zulässig sei oder ob nicht wenigstens ein Dispens gewährt werden könne (28. Okt.). — Im folgenden Jahre beschwert sich eine Ermstedterin über einen Ichtershäuser der »persuadirten Beschwengerung und darauf zugesagter Ehe wegen.« Der Rat hält ihre Angaben für richtig und ist der Zuversicht, dass es bei dem Schösser zu Ichtershausen nicht erst seines Ersuchens bedürfe, um den Verächter von Zucht und Sitte mit Strafe zu belegen (9. Juni). — Zwei Schreiben endlich vom 9. Nov. und 3. Dec. 1580 an den Rat zu Eilenburg betreffen ein Ehepaar, wovon die Frau den Mann, einen Erfurter Bürger, ohne Ursache vor drittehalb Jahren verlassen hat und mit einem anderen davongegangen ist. Geschieden sind sie nicht. Es geht das Gerücht, dass die Frau sich unzüchtig gehalten. Trotzdem erklärt sich der Ehemann vor dem Erfurter Rate bereit, sie wieder zu sich zu nehmen und sich auch zu dem Zwecke nach Eilenburg, wo sie gefangen genommen ist, zu begeben.

Sehen wir in einigen der zuletzt angeführten Fälle den Rat wieder wie früher bestrebt, mit Hilfe auswärtiger Behörden den Kläger zu befriedigen und die Bestrafung des Schuldigen herbeizuführen, so wird die Sömmerdaer Ehesache unter seiner Oberleitung durch die Pfarrer und den Rat daselbst in ganz ähnlicher Weise behandelt, wie es acht Jahre später die F. P. für das Ministerium vorschreibt. Andrerseits lehnt der Rat in der Scheidungsklage der Elisabeth Hessin das Schlussurteil ab und verweist die Klägerin auch jetzt noch an das mainzische geistliche Gericht, indem er sich auf den Vertrag vom Jahre 1530, den Hammelburger, bezieht, nach dem die geistlichen und weltlichen mainzischen Gerichte in Erfurt unbehindert fortbestehen sollten. Aber er verspricht ihr thatkräftigen Schutz, wenn sie dort etwa ihr Recht nicht finde. Ernstlicher also wie bisher stellt sich der Rat in dieser Zeit mit dem mainzischen geistlichen Gericht in die Schranken, und gegen Ende der siebziger Jahre kommt, wie bereits oben erwähnt, auch das Ministerium als in Ehesachen zu-

ständige Behörde in Betracht, da in einer gerichtlichen Urkunde des Jahres 1578 davon die Rede ist, dass eine Ehesache vielleicht vor das Ministerium gewiesen werde. [1])

Dieses zumeist aus den Verfügungen und Interventionsschreiben des Rates in den einzelnen Streitigkeiten gewonnene Ergebnis drückt den siebziger und in gewisser Beziehung auch den sechziger Jahren den Charakter einer Übergangszeit auf, indem mehr und mehr das Bestreben des Rates hervortritt, sich von den Fesseln des Vertrages vom Jahre 1530 zu befreien. Und das Ergebnis wird bestätigt durch die Begründung, welche der Rat seinen Anordnungen über die Ehesachen in der F. P. giebt. Sie lautet: »Dieweil bifs daher der Ehesachen halben wegen der noch zur Zeit haftenden Päbstlichen Beschwerungen, dardurch wir zu einem ordentlichen Consistorio noch zur Zeit nicht wohl füglichen kommen können, allerley confusion, mifsverstand und gefahrligkeiten sich zugetragen, auch die armen geängstigten Gewifsen oftmals mit Leibes und Seelen gefahr höchlichen betrübet und beschweret werden: So wollen, ordnen und befehlen wir hiermit und in kraft dieser Ordnung, dass, ungeachtet was für disputationes bey den gelehrten, vor wen und wohin die Ehesachen gehören, zubefinden, hinführo das ganze Ministerium beneben zuziehung derer jeder Zeit verordneten Kirchväter vorgemelten Ehesachen beywohnen, dieselbe verrichten . . . sollen.« Und ohne Zweifel wird dem Ministerium in diesen Worten das Recht zum ersten Male dauernd verliehen. Dass der Rat nicht eher, dem Beispiele anderer, vor allem der benachbarten sächsischen Länder folgend, die Geistlichen zur Mitwirkung in diesen Sachen heranzog oder ihnen vielmehr ihre Behandlung in erster Linie übertrug, das findet seine Erklärung in der lange Jahre hindurch im Ministerium herrschenden Uneinigkeit, welche ein gedeihliches Zusammenwirken seiner Glieder hinderte oder gar unmöglich machte, was doppelt verhängnisvoll werden konnte in einer Thätigkeit, die von vornherein den Widerspruch des Kurfürsten von Mainz hervorrief. Nun schien doch wenigstens infolge des Versprechens aller Geistlichen der Friede gesichert und damit die Vorbedingung für ein gemeinsames Handeln erfüllt.

Wodurch fand aber der Rat den Mut, im Jahre 1580 trotz des Vertrages mit Mainz auch formell die Entscheidung in Ehe-

---

[1]) S. S. 95.

sachen für sich und sein Ministerium in Anspruch zu nehmen? Die Antwort geben uns eine Reihe von Schreiben des Rates an den Kurfürsten aus den sechziger und siebziger Jahren.[1]) Wiederholt erklärt der Rat in ihnen, dass der allergrösste Teil der Bürgerschaft der evangelischen Kirche angehöre. Musste ihm diese Thatsache seine Verpflichtung, alle Ehesachen vor das mainzische geistliche Gericht zu verweisen, wirklich als eine unnatürliche erscheinen lassen — und zwar nicht nur im Hinblick auf die Personen der Richter, sondern auch auf das Recht, nach welchem sie entschieden —, so machte sich dazu noch, besonders während der siebziger Jahre, mehr und mehr eine Spannung zwischen dem Rate und der evangelischen Bürgerschaft auf der einen und den mainzischen Beamten und Geistlichen auf der anderen Seite geltend, die das gegenseitige Vertrauen ausschloss. Bald erregen Kompetenzstreitigkeiten des Rates mit den mainzischen Beamten auf dem Gebiete der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in der Stadt die Gemüter, bald sind es die heftigsten Angriffe von katholischen Geistlichen und auch schon von Jesuiten, zu denen dann auch die evangelischen Pfarrer nicht schweigen, bald die Pflichtvergessenheit des mainzischen Klerus, worüber der Rat in einem bis dahin unerhörten Tone Klage führt. Ganz besonders unzufrieden ist er mit dem Doctor juris und Domdechanten des Stiftes B. Mariae Theodoricus Baumeier, dem mainzischen Siegler und Vorsteher des geistlichen Gerichts. In einem an diesen gerichteten Schreiben von Freitag nach Ostern 1573[2]) hält er ihm die Amtsführung seiner beiden letzten Vorgänger Dr. Johann Ziegler und Dr. Johann Rodolffi als Spiegel seines Verhaltens im geistlichen Regiment vor, damit er sich danach richte und ebenso friedlich und rechtmässig regiere. Unter jenen beiden hätten gute und freundliche Beziehungen zwischen den mainzischen Beamten und dem Rate, zwischen Geistlichen und Laien bestanden. Wie er aber sein Amt führe und bei jedermann »demptis paucis suis assertis et confoederatis« Anstoss und Ärgernis errege und sich viele Feinde mache, darüber sei »communis vox et fama«. Er bekenne selbst in seinem letzten Schreiben, dass er viel Unglück und Widerwärtigkeit habe; wenn er aber hinzusetze, er sei daran nicht

---

[1]) Akten des Städt. Arch. XXI. 1a. No. 2.

[2]) Chron. Thur. — S. S. 75, Anm. 2.

schuld, so könne leicht das Gegenteil bewiesen werden. Täglich gelangten an den Rat Klagen über ihn von Geistlichen und Laien. Ohne Zweifel wisse er sich zu erinnern, dass der Rat, um Ruhe und Frieden wiederherzustellen, gegen einige evangelische Pfarrer vorgegangen sei. Daraus könne er leicht abnehmen, wie er gegen ihn gesinnt sei. Nicht nur werde er meist als Anstifter des Unfriedens zwischen den Stiftspersonen angesehen und ihm zum Vorwurf gemacht, mit dem Stiftsvermögen ganz unverantwortlich umgegangen zu sein, sondern es beklagten sich auch die Bürger, dass sie vom Siegler, wenn sie mit Stifts- oder geistlichen Personen zu thun hätten, »kein gleichmässig, unparteiisch, noch furdersambt« Recht erlangen könnten. Der Rat fordert, dass er Geistlichen und Weltlichen schleunig Gerechtigkeit widerfahren lasse, auch »consilia sapientium« von anderen Orten einhole, wenn es von den Parteien gewünscht werde, wo es aber angängig sei, den Streitenden einen gütlichen Vergleich vorschlage. Unter solchen Umständen ist es wohl erklärlich, dass der Rat gleichzeitig mit der Ordnung des Ministeriums sich offen von einem Vertrage lossagte, welchem die Entwicklung der Dinge längst seine Berechtigung entzogen hatte und der nicht gewissenhafte Beamte des Erzbischofs leicht einen verhängnisvollen Einfluss auf das evangelische Familienleben gewinnen liess.

Weitere Rechte werden dem Ministerium in der F. P. nicht übertragen. Erwähnt wird das geistliche Strafamt, in welches der Rat durch diese Instruktion nicht eingreifen will. Die anderen Akten bezeugen nur noch eine vom Ministerium auf dem Gebiete der Ordnung des Gottesdienstes ausgeübte Thätigkeit. Diese reicht naturgemäss in die erste Zeit der Reformation zurück, ohne dass sie ein Ministerium als Behörde im eigentlichen Sinne voraussetzt; sie vollzog sich zunächst auch nur mit Genehmigung des Rates, erst später unter seiner Mitwirkung. Zeigt sich das Ministerium im Anfange sehr unselbständig anderen Ordnungen gegenüber — ich verweise hier auf meine Abhandlung „Die Erfurter evangelischen deutschen Messen 1525—1543" —,[1]) so hat es in der späteren Zeit wohl einzelne Neueinrichtungen getroffen, etwas Ganzes aber in langer Zeit nicht geschaffen. Der Senior Melchior Weidmann beklagt in seinem zweiten Schreiben

[1]) Mitth. d. Ver. f. d. Gesch. u. Alterthumsk. von Erfurt. Heft 18, S. 91 ff.

über die sonntäglichen Frühhochzeiten den Mangel einer einheitlichen, sehr nötigen Erfurter Kirchenordnung.[1]) Höchstwahrscheinlich hielt man sich nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in der Stadt meist an die herzoglich-sächsische Agende. Auch eine besondere Eheordnung wurde vorläufig nicht ausgearbeitet. Als nämlich der Senior Modestinus Weidmann im Jahre 1616 von jemand um Zusendung der Eheordnung des Ministeriums ersucht wird, erklärt er in seinem Antwortschreiben vom 17. April, dass das Ministerium keine »sonderbahre beschriebene Eheordnung hat, sondern von demselben auf mafs und weise, wie bei andern der Augfpurgischen Confefsion zugethanen zugeschehen pflegt, procedirt wird«.[2])

Am Ende der F. P. verspricht der Rat über die Beobachtung der Ordnung ex officio als christliche Obrigkeit zu wachen, das Ministerium als Körperschaft und alle seine einzelnen Glieder zu schützen und ihnen mit Rat und That zur Seite zu stehen; wogegen das Ministerium sich verpflichtet, dem Rate als seiner „ordentlichen und christlichen Obrigkeit gebührliche Reverenz und Obedienz" zu erzeigen.

Durch meine Ausführungen glaube ich von neuem erwiesen zu haben, dass das Erfurter Evangelische Ministerium als geistliche Behörde nach und nach entstanden ist. Vier Hauptstufen der Entwicklung machen sich bemerkbar: 1. Die erste Ordnung des Gottesdienstes in den Jahren 1525 ff., 2. die Visitation der Kirche und Schule im Erfurter Gebiet und der Beginn der Prüfung und Ordination der Kandidaten des geistlichen Amtes im Jahre 1557, 3. der Erlass einer umfassenden Ministerialinstruktion und besonders die Verleihung des Rechtes der Entscheidung in Ehesachen im Jahre 1580, 4. die Erneuerung und Erweiterung der Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen und der Anfang der Investitur der Geistlichen durch den Senior in den Jahren 1615 ff. Auf den beiden ersten Stufen geht die Initiative vom Ministerium aus: es thut die ersten notwendigsten Schritte, den

---

[1]) S. S. 75, Anm. 2.

[2]) Lib. Comm. Städtisches Archiv. — Einige eherechtliche Bestimmungen enthält die i. J. 1583 vom Rate erlassene Polizeiverordnung: z. B. Kap. 25: Von denen in Ehesachen verbotenen vnd vnzuleslichen Gradibus der Blutuerwantnis vnd Schwegerschafft; Kap. 26: Von heimlichen Verlöbnissen; Kap. 39: Von Eheleuten, die one erhebliche vrsachen von einander lauffen; Kap. 40: Von Eheleuten, die sich vbel mit einander begehen. Städt. Arch.-Bibl. III. 28 b.

Gottesdienst zu ordnen, eine Organisation der Kirche in Stadt und Land wenigstens anzubahnen und die Gemeinden mit tüchtigen Geistlichen ordnungsmässig zu versehen, und der Rat lässt das Ministerium gewähren. Auf der dritten und vierten Stufe ist der Rat der Handelnde: er giebt dem Ministerium eine feste Ordnung, bestätigt ihm die bisher bereits ausgeübten Befugnisse und verleiht neue dazu, behält sich selbst aber die Oberleitung und Mitwirkung, soweit es ihm gut scheint, vor. Während die Massnahmen des Rates auf der dritten Stufe noch den Widerspruch des Kurfürsten von Mainz hervorrufen, erklärt er sich auf der vierten damit einverstanden.

Auch auf den drei letzten Stufen zeigt sich der Reflex der allgemeinen deutschen Geschichte. In dem Vorgehen des Ministeriums i. J. 1557 ist der Einfluss des Augsburger Religionsfriedens unverkennbar. Sollten ferner die Nichterfüllung der evangelischerseits auf Maximilian II. gesetzten Hoffnungen und die Befürchtungen, welche die Regierung Rudolfs II. hervorrief, nicht miteingewirkt haben auf den Beschluss des Rates v. J. 1580? Und wenn der Rat i. J. 1614 nach seinem eigenen Zeugnis wegen der »recentissima tragica exempla« (Donauwörth u. a.!) zum Frieden mit Mainz geneigter war als früher, so wirkte seine versöhnliche Stimmung naturgemäss auf das Verhalten des Erzbischofs ein.

Stellt uns dieser Ausschnitt aus der Erfurter Kirchengeschichte im Reformationszeitalter unsere Stadt auch nicht als eine solche dar, in der wie in den Reichsstädten der Volkswille der Reformation gleich anfangs unbedingt und dauernd zum Siege verhalf, so darf ihre Bürgerschaft und Geistlichkeit den vielleicht noch grösseren Ruhm für sich in Anspruch nehmen, trotz der widrigsten Verhältnisse treu und zäh am Evangelium festgehalten und dadurch allmählich die entgegenstehenden Hindernisse siegreich überwunden und dem Evangelium völlig freie Bahn errungen zu haben.

Die

Wirkung der Musik auf den Menschen.

Vortrag,

gehalten am 2. Dezember 1896 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

von

A. Fritzsche,

Pastor zu St. Thomas in Erfurt.

Vorbemerkung.

Nachstehender Vortrag kann nur als ein Versuch angesehen werden, die mannigfaltige Wirkung der Musik auf den Zuhörer darzustellen und zu erklären. Der Verfasser, der in seinen Erholungsstunden theoretisch und praktisch sich gern mit Musik beschäftigt, beabsichtigte mit diesem Vortrage, sich für die in der Akademie erhaltenen mannigfachen Anregungen dankbar zu erweisen; an eine Veröffentlichung durch den Druck, die jetzt auf Wunsch erfolgt, hatte er anfänglich nicht gedacht.

Aus der reichhaltigen Litteratur, die der Abhandlung zu Grunde gelegen, seien folgende Werke resp. Aufsätze besonders hervorgehoben und zum Vergleiche empfohlen:

W. A. Ambros, Die Grenzen der Musik und Poesie.
Paulus Cassel, Skizze eines Vortrags über Musik in »Sunem« 1881, No. 45.
Hanslick, Das Musikalisch-Schöne.
Köstlin, Geschichte der Musik.
Kullak, Das Musikalisch-Schöne.
Meinardus, Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst.
Reichard, Musik, insbesondere Hausmusik, Christoterpe 1896.
Reissmann, Die Hausmusik in ihrer Organisation und kulturgeschichtlichen Bedeutung.
Max Schasler, Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig?
Derselbe. Die moderne Oper und Richard Wagners Musikdrama.
Ferd. Schulz, Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung.
Stöckel, Die erzieherische Bedeutung der Musik.

Die Wirkung der Musik auf den Menschen.

I.

Die Musik ist unstreitig diejenige unter den Künsten, welche jederzeit am meisten gepflegt und verstanden worden ist. Sie ist so alt als die Menschenwelt überhaupt. Man könnte ebensowohl den Menschen ein singendes Geschöpf nennen, als mit Aristoteles ein redendes. Alle normalen Menschen sind geborene Musikanten, denn alle werden mit einer Anlage zum Gesange geboren. Ehe deshalb der Mensch meisselte oder malte, ehe er seiner Behausung künstlerische Formen, seiner Rede dichterischen Schwung zu geben vermochte, hat er sicherlich seine Freude oder seinen Schmerz austönen lassen im Ton seiner Stimme, sich selbst und anderen vielleicht unbewusst zum Troste oder zur Lust. Und dazu ist er durch das Klingen und Singen der Vogelwelt um ihn her angeregt worden. Wundervoll sind ja die Stimmungen, die der Wald erweckt. In ihm haben sicher die Menschen Musik gelernt. Der rauschende Bach — der singende Quell — die tosende Welle — das Flüstern des Laubdaches gab dem Menschen musikalischen Unterricht. Er ahmte nach. Musik war seine erste Kunst. Und ein Herz zu hören, zu empfinden, zu geniessen brachte er mit; die Flöte, die Zither, die Saite erfand er, um das Herz reden zu lassen und zu ergreifen. Musik ist die erste, die älteste Kunst, weil sie die allgemeinste, die elementarste ist. Jedes Volk kann sich rühmen, sie erfunden zu haben.

Und doch, »soweit zurück in der Geschichte der Menschheit das erste Lied liegen mag, das eine Mutter ihrem Kinde gesungen, es in den Schlaf zu wiegen; so alt die ersten wilden Kriegstöne

sein mögen, die Feinde im Kampfe haben wider einander erklingen lassen: zur wahren Kunst, die diesen Namen verdient, ist die Musik erst nach allen anderen Künsten geworden und ihren Höhepunkt hat sie nach mühevollem Ringen erst erreicht, nachdem Architektur und Plastik, Malerei und Dichtkunst längst in der Vollendung ihrer Leistungen das Schönste erzielt hatten, was sie vielleicht je zu erzielen berufen sein mögen«. Durch Palästrina war die mehrstimmige Gesangesmusik und zwar der strenge katholische Kirchenstil zu einer erstmaligen klassischen Vollendung gediehen. Aber erst seitdem, dass Händel und Bach ihre grossen Oratorien, Passionsmusiken, Motetten und Kantaten der Welt bescherten und die Orgel zur Königin der Instrumente machten, sie sowohl zur Begleitung ihrer Gesangeswerke benutzend als sie selbständig die Fülle ihrer Harmonieen entfalten lassend, hat auch die Instrumentalmusik, die eigentlichste Tonkunst, und mit ihr das ganze musikalische Leben den grossartigen Aufschwung genommen, daran wir uns heute erfreuen. Aber »von da an sind sie dann auch in ununterbrochener Reihe aufeinander gefolgt, — die Männer, welche der Welt das Ohr für alles Schöne in Tönen geöffnet haben, jeder des anderen Spur folgend und seine Arbeit fortsetzend, um neue Tiefen im menschlichen Herzen zu entdecken, denen Ausdruck verliehen werden soll. Jeder fügt der Leier, die der andere ihm gereicht, zahlreiche Saiten hinzu, auf denen neue Lieder erklingen sollen. Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven, Weber und Schubert, Mendelsohn, Schumann und Wagner, um nur die deutschen und die hervorragend schöpferisch begnadigten unter ihnen zu nennen, sie haben uns das Höchste gegeben, was die Tonkunst geben kann, um ihrer Aufgabe zu entsprechen, im melodischen Tone wie im harmonischen Klange das wiederzugeben, was kein Wort aussprechen, keine Farbe, kein Marmor darstellen kann, weil es zu tief und zu hoch ist, was aber mit elementarer Gewalt in der Seele lebt und nach einer Offenbarung ringt mit einer Macht, die sich durch nichts bezähmen lässt«.

Unsere Aufgabe soll es nun sein, die eigenartige Wirkung der Musik und ihren mannigfachen Einfluss auf die Menschen darzustellen. Müssen doch die Tonformen, da sie aus einem eindringlicheren, unmittelbar wirkenden Material geschaffen sind, nachhaltigeren Einfluss auf die Psyche ausüben, als die aus totem, nur bedingt wirkenden Material. Die Bildung des Geistes an

schönen Formen wird deshalb durch schöne Musikformen am meisten gefördert werden.

Die klingenden Tonformen dringen mit unwiderstehlicher Gewalt in unser innerstes Seelenleben. Die Sage des Orpheus, der mit seinem Gesange seine Gattin Eurydice aus der Unterwelt zurückholte, die wildesten Tiere, selbst Bäume und Felsen bezauberte, drückt solches aus. Der Ruf der Trompete erfüllt das Pferd mit Mut und Schlachtbegier, die Geige begeistert den Bären zu Balletversuchen, die zarte Spinne und der plumpe Elefant bewegen sich horchend bei den geliebten Klängen. Um von schmelzender Melodie ergriffen zu werden, bedarf es keiner Vorbildung. Plastische Kunstwerke haben die Barbaren nicht verstanden, aber das Klagelied und das Sturmlied versteht auch ihre Empfindung. Auch Pescherähs und Feuerländer haben Freude an Musik. Plinius erzählt von einem Kunstwerk eines Demetrius, der die Athene mit dem Schilde der Ägide, auf dem der Schlangenkopf der Medusa war, abgebildet habe. Die Schlangen gaben eine Resonanz von sich, wenn vor der Bildsäule musiziert wurde. Damit ist der Gedanke ausgedrückt, dass der elementaren Macht der Musik auch die böse Schlange nicht widersteht; wie nach der nordischen Sage Gunmar so meisterhaft die Harfe zu spielen verstand, dass er sich, solange er dies that, das Leben im Schlangenturm unter giftigen Nattern erhielt. Ja, was die Griechen ihrem Sonnengott zuschrieben, dass er auch der Meister der Musik sei, als wären die Sonnenstrahlen Saiten einer goldenen Harfe, das haben sogar die alten Mexikaner in Verzerrung wiedergegeben. Das Wunder dieser elementaren Macht, mit der die Musik jedes Volk, jedes Geschlecht, jedes Alter, jede Bildung ergreift und fortreisst, gleicht völlig der Einwirkung der Natur auf unser Herz. Die Musik wirkt wie das Rauschen des Waldes, das Tönen der Wellen. Die ahnungsvolle Stille, in der Blätter flüstern und Vogelstimmen klingen, äussert sich mit einem physischen Eindruck auf unsere Nerven und bringt nach ihrer Bewegung in uns selber und in allen Stimmungen hervor, die in der Seele schlummern, wie wenn die Sonne am Morgen sich erhebt und ein leiser Wind ihren Aufgang den Wäldern in keuschem Flüstern meldet.

Diese intensive Wirkung der Musik auf unser Nervenleben, das Magnetisch-Zwingende des Eindrucks, den gewisse Akkorde, Klangfarben und Melodieen auf den ganzen Organismus des Menschen ausüben, ist als Thatsache von der Psychologie wie von

der Physiologie vollständig anerkannt. Aber manchem Musikfreunde dürfte es vielleicht nicht bekannt sein, dass wir eine ganze Litteratur über die körperlichen Wirkungen der Musik und deren Anwendung zu Heilzwecken besitzen. Von Pythagoras, der zuerst Wunderkuren durch Musik verrichtet haben soll, bis auf unsere Tage taucht zeitweilig immer wieder, mehr durch neue Beispiele als durch neue Ideen bereichert, die Lehre auf, man könne die aufregende oder lindernde Wirkung der Töne auf den körperlichen Organismus als Heilmittel gegen zahlreiche Krankheiten in Anwendung bringen. Peter Lichtenthal erzählt uns ausführlich in seinem »Musikalischen Arzt« oder „Abhandlung von dem Einfluss der Musik auf den menschlichen Körper und von ihrer Anwendung in gewissen Krankheiten«, Wien 1801, wie durch die Macht der Töne Gicht, Hüftweh, Epilepsie, Starrsucht, Pest, Fieberwahnsinn, Konvulsionen, Nervenfieber, ja sogar Dummheit (stupiditas) geheilt worden sei. Die höchste Konfusion erreicht diese Lehre bei dem berühmten Arzt Baptista Porta, in seiner »Encyclopédie, article musique«, welcher die Begriffe von Medizinalpflanze und Musikinstrument kombinierte und die Wassersucht mit einer Flöte heilte, die aus den Stengeln der Helleborus (Nieswurz, auch Christwurz oder Weihnachtsrose) verfertigt war. Ein aus der populus (Pappel) verfertigtes Musikinstrument sollte Hüftschmerzen, ein aus Zimmtrohr geschnitztes Ohnmachten heilen. Wir halten dem entgegen: »Die körperliche Wirkung der Musik ist weder an sich so stark, noch so sicher, noch von psychischen und ästhetischen Voraussetzungen so unabhängig, dass sie als wirkliches Heilmittel in Betracht kommen könnte. Jede mit Beihilfe der Musik vollführte Kur trägt den Charakter eines Ausnahmefalls, dessen Gelingen niemals der Musik allein zuzuschreiben war, sondern zugleich von speziellen, vielleicht ganz individuellen körperlichen und geistigen Bedingungen abhing.« Es ist schon bemerkenswert, dass die einzige Anwendung von Musik, welche wirklich in der Medizin vorkommt, nämlich in der Behandlung von Irrsinnigen, vorzugsweise auf die geistige Seite der musikalischen Wirkung reflektiert. Die moderne Psychiatrie verwendet bekanntlich Musik in vielen Fällen und mit glücklichem Erfolge. Dieser beruht aber weder auf der materiellen Erschütterung des Nervensystems noch wie man andererseits glaubt, auf der Erregung der Leidenschaften, sondern auf dem besänftigend aufheiternden Einfluss, welchen das halb zerstreuende,

halb fesselnde Tonspiel auf ein verdüstertes oder überreiztes Gemüt auszuüben vermag.

Ein Zuviel war es, wenn man der Musik einen direkten Einfluss auf die Gesundheit des Menschen zuschrieb, ja sogar sie ansah als ein Heilmittel für besondere Krankheiten. Ein Zuviel ist es wohl auch, wenn ein geistreicher Franzose und ein Mitglied der französischen Akademie Victor de la Prade sich also äussert: »Ich habe die Musik angeklagt, mitschuldig zu sein an allem sozialen Verfall und allem politischen Missbrauch, und der entnervende Verderber der verdorbenen Völker zu sein.« Er sucht das weiter auszuführen. Er will es namentlich an der Geschichte Italiens zeigen. »Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts öffnete sich für Italien die Ära der grossen Musiker parallel mit der Ära jeden Verfalls. Italien hörte auf, einen Maler hervorzubringen, einen Bildhauer, einen Dichter, der würdig gewesen wäre, von ganz Europa gekannt zu sein, und seine Komponisten, seine Sänger, seine Spieler regierten über die Welt.« Man könnte Beispiele anführen, welche scheinbar der Meinung de la Prades entsprechen. Im klassischen Jahrhundert der Athenischen Kraft wird man neben Äschylus und Sophokles und Phidias keinen Musiker stellen können. Denn den Flötenspieler Antigenides, der eine Zeitlang Lehrer des Alcibiades war, wird niemand dazu rechnen. In der Zeit des Samniten- und Karthagerkrieges stand nicht in jedem Hause Roms ein Pianino. Es war auch nicht um ihres vierhändigen Spiels willen, dass Kornelia ihre Söhne, die Gracchen, ihren schönsten Schmuck nannte. Dagegen in den üppigen Zeiten Asiens nach Alexander dem Grossen wurde an den Höfen der grossen und kleinen Tyrannen viel Musik geübt. Die Musiker sassen an Gastmählern, um zu ergötzen, und erwarben dabei goldene Ehren, zuweilen auch einen schnellen Untergang. Als am Hof des Dionysius ein Musiker, namens Demokles, angeklagt war, sprach er: »Ja, Herr, der Grund des Hasses meines Feindes war, dass jener Pindars Oden, ich aber deine spielen wollte.« Natürlich wurde er gerettet. Ein anderer von der Tafel des Cyprischen Königs verlor sein Leben, weil er, als die Fürstin eintrat und eine Mandel zertrat, ausrief: »Das war kein musikalischer Ton!« Besonders merkwürdig ist, was Ammianus Marcellinus von Rom des 4. Jahrhunderts nach Christi Geburt erzählt: »Bei solchen Sitten strömen denn freilich die wenigen Häuser, die sonst von Liebhabern ernsterer Wissenschaften besucht wurden,

von Tändeleien träger Unthätigkeit über und ertönen von Sängerchören und rauschendem Saitenklang. Statt des Philosophen ward der Sänger berufen, an die Stelle des Redners tritt der Lehrer possenhafter Künste; dagegen verfertigt man Wasserorgeln, Leiern wie Wagen gross, Flöten und ganze Lasten von Theatergeräten. Soweit, fährt er fort, ist sogar die Lockerheit gediehen, dass man vor kurzem (er erzählt vom Jahre 353) bei Besorgnis einer Hungersnot die Fremden schleunigst aus der Stadt trieb, dass man die Liebhaber edler Wissenschaften und Künste, so unbeträchtlich auch ihre Zahl war, ohne sie zu Atem kommen zu lassen, zum Thore hinauswies, hingegen wirkliche, vielleicht auch nur vorgebliche Anbeter von Theatermädchen bleiben liess, dass man, um 3000 Tänzerinnen nicht in ihren Luftsprüngen zu unterbrechen, sie und die Musikanten und ebenso viele Tanzmeister beibehielt.« — La Prade spottet über etwaigen Einfluss, den man der Musik auf die Sitten zuschreibt. Wir haben ja, ruft er ironisch aus, 1870 und 71 gesehen, als »die so musikalische deutsche Rasse« uns den Krieg machte, wie sehr die Musik die Sitten besänftigt, die Charaktere edelt, die Empfindungen und den Geschmack vergeistigt und Grossmut, Liebe und Uneigennützigkeit einflösst«. So redet freilich der Franzose, der nicht vergessen kann, besiegt worden zu sein.

Man kann ihm zugeben — und die Erzählung des Ammianus ist ein klassischer Beweis — dass von allen Künsten in den Zeiten des Verfalls die Musik allein sich erhalten habe, aber sie ist nicht der Grund des Verfalls. Es liegt nur in ihrem Wesen, dass sie in materiellen und ideallosen Zeiten, wo andere Künste verlieren, Blüte und Einfluss behaupten kann. Wenn sie den Geschmack für erhabene Tragik und ernste Schöpfungen verloren haben, haben die Völker doch den Sinn für Genuss behalten. Es war schon ein Wunder, dass Tacitus noch zu den Zeiten Trajans schreiben konnte, wie er schrieb, — aber auch dann, als niemand mehr wie er zu schreiben vermochte, wollte man doch noch geniessen. Die Musik hat die Kunst des Bacchus Dionysus. Sie zähmt und beruhigt und berauscht. Die Menschen, die nicht mehr denken können, wollen doch für Leiden und Langeweile einen Trost. Die Blasiertheit braucht einen Rausch, welchen sie durch die Melodieen und Konzerte empfängt. Wenn eine Statue des Altertums nicht bloss eine Puppe für den Beschauer sein soll, so braucht er ein Nachdenken über ihre Idee und Schön-

heit. Ebenso kann man auch Sophokles und Tacitus nicht lesen mit passiven Sinnen. Aber in der Musik vermag der Mensch passiv zu schwelgen. Es rauschen über ihn Wellen von Tönen, welche ihn wie das weiche Wasser eines Bades umgeben. Was darum niedersteigende und verfallende Kulturvölker bewahren, ist die Musik, weil sie in ihr den Genuss und den Reiz einer sinnlichen und sinnvollen Stimmung erfahren. Die Musik betäubt die Langeweile, sie bewegt die schlaffen Nerven, sie wirft — und wer möchte das entbehren — über das Menschenherz aller Zonen und Zeiten bald den Rausch der Vergessenheit, bald den der Erinnerung. La Prade sollte es nicht beklagen, dass in Zeiten des Verfalls die Musik in ihren grössten Erfolgen sich offenbart. Sie ist an ihm nicht schuldig, nein, sie hält ihn von dem Sumpfe zurück. Solange noch Klänge und Gesänge die Menschen fesseln, haben die Musen die Völker nicht verlassen. Es ist nicht uninteressant, dass die Musik allein von allen Künsten den Musennamen bewahrt hat. Es ist oft die einzige, die noch von den Menschen gehört ward, wenn auch nicht immer im olympischen Kleid. Aber noch als Phryne erinnert sie an ihre höhere Abkunft.

Das Leben bringt Stunden mit sich, wo es im Innern eines Menschen aussieht, wie in einer Wüste, so öde und leer, wo die Blüten und Blumen der Hoffnung verwelkt, die Brunnen des Lebens versiegt sind. Und solche Stunden bergen Gefahren in sich; sie können Verführer werden zur Melancholie oder zur Gleichgültigkeit und Stumpfheit, auch zu schlechten Thaten. In solchen Stunden den inneren Boden des Menschen zu begiessen und zu bepflanzen, zu bewirken, dass es wieder grünt und blüht, dass wieder neues Leben ersteht, ist die Musik mit imstande. Es wäre zu viel behauptet und hiesse die Wirkung derselben überschätzen, wollten wir sagen, dass die Musik das einzige und hauptsächlichste Mittel wäre, das in jedem Falle jedesmal helfen müsse, nein, sie ist nicht das einzige Mittel dazu und meinetwegen auch von untergeordneter Bedeutung, aber sie kann da mithelfen, denn sie beschäftigt Gemüt und Verstand zu gleicher Zeit, sie ist ein Mittel edler Unterhaltung. Sie gewährt einen schönen Genuss, indem sie eine Quelle der Freude, ein Schmuck unseres armen Lebens ist. Die Alten, die mit ihrem Innenleben mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart weilen, hören in der Musik Töne aus entschwundenen Tagen, Heimatklänge, die ihnen

die Bilder ihrer Jugendzeit, ihrer Jugendgespielen und jugendlichen Tummelplätze vor die Seele zaubern, dass ihr Herz erzittert in dem seligen Gefühle des Heimwehs. Die Jungen, die so sehnsuchts- und erwartungsvoll in die Zukunft schauen und, weil sie sich ihnen mit so prächtigen Farben vor die Augen stellt, die grosse schöne Welt sich nicht verbittern lassen, fühlen sich durch die Musik zu frohem Thatendrang und mutigem Vorwärtsstreben angeregt. Schon Aristoteles sah die Musik als ein Mittel geistvoller Beschäftigung (διαγωγή) und eines erheiternden Spieles (παιδία) an. Aber er meinte, dass durch das Anhören guter Musik auch eine Reinigung (κάθαρσις) der Seele geschähe. Wenn diese belastet sei von Leid und Kummer, dann nähme die Musik in klagenden Weisen gleichsam das Wort für die Seele und liesse mit der ausströmenden Melodie zugleich das Seelenleid mit ausströmen, so dass in der befreiten Seele ein Gefühl des Trostes zurückbliebe. Der alte Griechenheld Philoktet, welcher der Sage nach 10 Jahre lang an einer schlimmen Fusswunde leidend und fast aller Mittel zum Lebensunterhalte beraubt, einsam auf der wüsten Felseninsel Lemnos schmachtete, findet bei dem grossen Tragiker Sophokles Erleichterung seiner Leiden, indem er, seinen Schmerz den Lüften anvertrauend, die tauben Felsen von wilden Klagegesängen widerhallen lässt. Und der antike Dichter, welcher alles in das Bereich seiner Dichtung zog, was wirklich und wahrhaft Natur ist, durfte es wagen, seinen Helden so auf die Bühne zu bringen. Denn — so sagt Ferd. Schultz — die Laute menschlicher Stimme sind sowohl das natürlichste Ventil, die Brust von einem Druck, der auf ihr lastet, zu befreien, als auch der unmittelbarste und notwendigste Ausdruck dessen, was den Menschen im Innern bewegt. Und so strömt noch heute der rauhe Sohn der Alpen das Freiheitsgefühl, welches ihn auf den Schneegipfeln seiner Berge beseelt, in einem fröhlichen Jodeln aus, ebenso wie der schwermütige Bewohner des Thales seiner Sehnsucht Ausdruck gibt in einer wehmütigen Kantilene, wie wir sie etwa noch heut im Römischen bei einigen Ritornellis vernehmen können. Und wer es hört, empfindet Ähnliches nach. In der That, die Musik ist oft imstande, das seelische Leben in uns auf- und abzustimmen, trübe Gedanken zu verscheuchen, den Missmutigen aufzuheitern, Traurige zu trösten. Die starken Gefühle selbst, welche die Musik aus ihrem Schlummer wachsingt, und all' die heiteren wie schmerzlichen Stimmungen, in die sie uns Halbträumende

einlullt, sind ein Beweis dafür, dass zwischen ihr und dem menschlichen Herzen mit seinem geheimnisvollen Leben und Lieben ein tiefer Zusammenhang besteht. Ja, es gehört zu den schönsten, heilsamsten Mysterien, dass die Kunst solche Bewegungen der Seele ohne irdischen Anlass, recht von Gottes Gnaden, hervorzurufen vermag. »Wie in den Lüften der Sturmwind saust, man weiss nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt und wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.« — — Nur müssen wir schon hier betonen, dass jener Zusammenhang musikalischer Werke mit gewissen Stimmungen nicht immer, nicht überall, nicht notwendig, nicht als ein absolut Zwingendes sich nachweisen lässt, sondern gerade in der Musik unvergleichlich wandelbarer ist als in jeder anderen Kunst.

Es ist keine Frage, die Musik kann auch zum Mittel patriotischer Begeisterung werden. Wie die Trommel geht, schreitet der Fuss gewaltig vorwärts. Unter den Klängen einer schneidigen Regimentsmusik vergessen die Soldaten das feindliche Geschoss. Die Standarte weht, die Trompeten blasen, sie singen die Wacht am Rhein, — wer wollte da zurückbleiben? Es ist wie ein physischer Zauber, der die Nerven stärkt und die Stimmung bis in den Tod begeistert. Ja, wenn Kampfeslust die Seele belebt, wenn eine Nation sich erhebt, um ihre Freiheit zu wahren gegen frevelhafte Friedensstörer, wenn sie auffährt in heiligem Zorn, um mit Leib und Blut ihre höchsten Güter zu schirmen, dann geht es hinein in Kampf, Sturm und Tod mit begeisterten Liedern, mit Liedern, die, aus Heldenherzen geboren, neuen Helden die Geburt geben. »Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt die Hände noch feig in den Schoss?« so tönte es im Frühling 1813 durch das ganze deutsche Land, und in zahllosen herrlichen Gesängen dankte man bald dem Gott: »Der unsrer Feinde Macht zerblitzet, der unsre Kraft uns stets erneut, und auf den Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Die Musik regt die Kampfeslust in kriegerischen Weisen an; sie erfüllt die Seele damit, dass sie überströmen und die Kampfeslust sich äussern, sich bethätigen muss in kräftigem Handeln, in mutigem Angriff, in standhafter Abwehr. Ja, wer denkt dabei nicht auch an die Heimat, an die Lieder, die da gesungen wurden, wie »Ich bin ein Preusse, kennt ihr meine

Farben?« oder »Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!« mit ihren gewaltig fortreissenden Melodieen, an Krieges- und Siegesmärsche, die in den siebziger grossen Jahren aller Orten von Alt und Jung gesungen wurden und die Begeisterung mitgeschaffen und erhalten haben? »Nun lasst die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm.« — so sang am Sedantage Emmanuel Geibel uns allen aus dem Herzen heraus und wir haben's mitgesungen. Das begeisterte Herz muss eben singen, wenn es nicht zerspringen soll. Und wie klingen sie so schön, die vaterländischen Weisen, wenn man sie einmal draussen hört in der Fremde! Wie rufen sie uns da das Bild der Heimat mit all ihrem Schönen und Guten vor die Seele! Fürwahr, durch die Volks- und Vaterlandslieder wird die Liebe zum angestammten Volke, zu Fürst und Vaterland mächtig gehegt und gepflegt!

Was aber die sog. *moralischen Wirkungen* der Musik betrifft, so hat kein Geringerer als Martin Luther sowohl auf ihr Vorhandensein wie ihre hohe Bedeutung wiederholt hingewiesen. Die Schrift selbst bezeuge es, »dass durch die Musik der Satan, welcher die Leute zu allerlei Untugend und Laster treibet, vertrieben werde, wie denn im König Saul angezeigt sei, über welchen, wenn der Geist Gottes kam, so nahm David die Harfe und spielet mit seiner Hand, so erquicket sich Saul und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.« Und gewiss — die Musik kann mit bestimmten Klangfarben, Melodieen und Harmonieen beruhigend und versöhnend auf das Gemüt des Menschen wirken, so dass sich die wilden Wogen des Zorns, des Hasses, der Leidenschaften legen. Auch bei den Griechen, Arabern und Persern wird der sittliche Wert, die ethische Bedeutung der Musik stark hervorgehoben. In der Abhandlung der »Brüder der Reinheit« wird Musik in persischen Versen mit orientalischem Redeschwung gepriesen. Mild wie Milch, feurig wie Wein klingt Musik; sie lockt wilde Tiere, bezwingt menschliche Herzen, der Liebe Lust und Leid tönt aus ihr. Ein arabisches Sprichwort sagt: »Wer nicht jagt, wer nicht liebt, wer von den Tönen der Musik nicht durchbebt und vom Blumenduft nicht entzückt wird, der ist kein Mensch.« Namentlich von der Macht der Musik über das *Gemüt* wird dort Manches erzählt. Ein Musiker rettet einen Verurteilten vom Tode, indem er das Herz des strengen Richters durch seine Kunst zum Mitleid rührt.

Ja, einmal sollen sogar 30000 dem Tode verfallene Gefangene auf diese Weise von dem sie bedrohenden Geschick gerettet worden sein.

Man hat gesagt: die Musik stehe besonders deshalb so hoch, weil sie nie der Ausdruck von etwas Unmoralischem, Schlechtem, Obszönem, wie andere Künste, werden könne; sie deute wohl das Scherzhafte, Fröhliche, Leichte im Leben an, sowie das Ernste und Schwere, könne auch mit Üppigkeit und Frivolität in Verbindung gebracht werden, werde aber nie unmittelbarer Ausdruck davon. Und zweifellos, schon die Übung der Musik setzt sittlichen Ernst voraus. Während man ein Musikstück ernstlich übt oder es hörend daran sich geistig nährt und herzlich freut, weichen die bösen Gedanken, bekommt die Seele Flügel, dass sie sich schwingt wie über das Allgewöhnliche, so auch über das Gemeine hinweg in die Sphären einer höheren Welt. Hierin liegt endlich auch der Zusammenhang wie der Kunst überhaupt so der Musik im besonderen mit der Religion.

Niemand wird bestreiten, dass die höchste Kunst zu allen Zeiten die religiöse Kunst gewesen ist. Ein Rafael würde auch heute wieder zu religiösen Motiven greifen, wenn er höchste Kunst darstellen wollte, und die höchste Vision eines Michelangelo ist nicht zufällig ein Moses gewesen. Die höchsten Ideen sind die religiösen Ideen. Und gerade von der Kunst aus könnte man einen Beweis erbringen, dass die christliche Religion die vollkommenste aller Religionen ist. Die griechische Kunst ist eminente Kunst. Aber die Anschauung eines antiken Werkes vermag uns doch nicht zu der höchsten Jdee zu erheben — zu Gott. Sie ist rein ästhetisch. Und wenn man uns fragte, was grösser sei, ein Werk von Praxiteles oder etwa die Sixtinische Madonna, wir würden ohne Bedenken der Madonna den Vorzug geben. So ist es nun auch mit der Tonkunst. Die Tonkunst, die religiöse Stoffe bearbeitet, wirkt am unmittelbarsten auf die Seele. Diese Kunst, — wir denken an die grossen Werke eines Palästrina, eines Bach — versenkt uns in eine harmonische, beglückende Anschauung, die uns loslöst von allem, was die Erde an Tendenziösem, an Bedrückendem und Beengendem in sich birgt. Nicht, wie man so oft sagt, eine Sehnsucht nach dem Unendlichen erregt die Musik; indem ich sie höre, sehne ich mich nicht nach etwas noch Fernem oder Unsagbarem, sondern indem ich höre, habe ich es, ich ver-

gesse die Welt und habe in jenem Genusse des Idealen ein zwar nur momentanes, aber doch auch in der Erinnerung fortdauerndes Analogon dessen, was wir Seligkeit nennen. Wenn wir den Beginn eines bedeutenden Musikwerkes erwarten — zumal an geweihter Stätte, so ist uns immer zu Mute, als sollte ein hohes, überirdisches Geheimnis uns enthüllt, ein Blick in den Himmel uns gewährt werden; wenn der Kapellmeister mit dem Stabe klopft, so klopft uns das Herz, als nahete der Moment einer grossen Entscheidung; die ersten Akkorde — wir denken an die H-moll-Messe oder die Johannes-Passion, an Händels Messias oder Mendelsohns Elias — die ersten Akkorde sind wie die goldenen Pforten, durch die wir, alles vergessend, in eine ideale Welt eintreten. Darin liegt der Nexus zwischen Musik und Religion; die Idealität, durch welche die letztere, die Religion, den Menschen über die Welt erhebt, kommt auch jener, der Musik, ihrem innersten Wesen nach zu; das wonnige Schweigen, das die Musik in dem bewirkt, der Ohren hat zu hören, ist psychologisch ein ganz ähnliches Verhalten wie das, was wir Andacht nennen. In solchem Bunde aber mit der Religion kann die Musik ein Mittel zur Erbauung werden. Denn die Andacht, welche das Gemüt im Anschauen der herrlichen Gotteshelden und in dem geistigen Miterleben ihrer Leiden, Kämpfe und Siege empfindet, die Andacht, in welcher alle die einzelnen Gefühle und Wallungen sich milde auflösen, die wir vom wirren Geräusch der Strasse und von des Lebens leidvollen Stürmen mit in das Heiligtum gebracht haben, weht auch aus den Klängen kirchlicher Musik uns an. Diese Musik fasst an, aber sie regt nicht auf, sie zieht das Gemüt in die milde Ruhe des Himmels hinein. Sie trägt den Charakter einer verklärten, über die leidenschaftlich bewegten Stimmungen der einzelnen hoch erhabenen Ruhe und Objektivität; uns ist beim Hören, als schauten wir über die ruhige, endlose, majestätische See. Der in Wohllaut verklärte Ernst dieser Musik stimmt auch uns zur Ruhe und zum Frieden. Aber darin liegt — und zwar im höchsten Sinne des Worts — ihre erzieherische Bedeutung, ihr erzieherischer Wert. Das letzte Ziel und Ende jeder rechten Erziehung ist das Ziehen zu Gott hin, die Erbauung auf dem ewigen Grunde. Und darum ist die Musik auch zu aller Zeit von der Kirche, in der die Religion ihre Leiblichkeit gewinnt, so hoch geachtet und so mütterlich gepflegt worden. Was fehlte unseren Gottesdiensten, wenn die Tonkunst darin fehlte? Gewiss

der schönste Schmuck. Aller anderer Schmuck könnte zur Not darin entbehrt werden, die Musik schwerlich. Sie stimmt die Herzen andächtig und wird damit eine Gehilfin des Gebets; sie begleitet die Gebete der Gemeinde; sie macht die Herzen mit empfänglich für die Aufnahme des Wortes Gottes; sie hilft den Eindruck, den die Verkündigung des göttlichen Worts gemacht hat, mit erhalten, denn im Liede klingt das Wort der Predigt nach. Gewiss die Kunst der Musik ist es vor allen anderen Künsten, die als Dienerin mitwirkt, dass unsere Gottesdienste, wie der Psalmist sie nennt, schöne Gottesdienste werden.

Überschauen wir alles, was wir über die Wirkung der Musik auf den Menschen bisher gesagt haben, so werden wir bekennen müssen: die Wirkung ist mannigfaltig, sie ist gross und gewaltig, sie erstreckt sich auf alle Altersstufen, sie kommt dem ganzen, der Gemeinschaft wie dem einzelnen zu gute, sie berührt Leid und Freud des Lebens, ja das Tiefste und Heiligste, was sich in der Brust eines Menschen findet. Aber damit ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst. Wir haben gesehen, eine Wirkung ist da, eine Wirkung mannigfaltigster Art. Die Frage ist nun nur die, wie erklärt sich diese Wirkung? Ist sie der Musik als solcher etwa eigen? Oder spielen dabei noch andere Faktoren mit herein? Wir wollen sehen.

II.

Urton ist die menschliche Stimme; alle übrigen Stimmen der Welt sind nur ferner Nachhall jener Stimme. Die Menschenkehle ist das erste, reinste, vortrefflichste Instrument in der Schöpfung. Sie ist es teils dadurch, dass sie die schönsten, tiefsten Töne des Basses bis zu den höchsten Tönen des Soprans hervorzubringen vermag, teils wegen der Verschiedenheit des individuellen, so vielfach modifizierten Timbres seiner Töne, durch die Modulationsfähigkeit der Tonstärke, durch die Möglichkeit, die Töne lange anhalten oder im schnellsten Tempo aufeinanderfolgen lassen zu können, sie zu binden, zu stossen u. s. w. Ausserdem hat der Kehlkopf vor jedem anderen Blasinstrument den Reiz des un-

mittelbar Persönlichen voraus. Schon der gewöhnliche Sprachton, das Organ eines Menschen ist von höchster Bedeutung; es trägt viel zu der Sympathie bei, welche sich zwischen uns und einem anderen Menschen entwickelt. Nun erst der Gesang —! Die Innigkeit des Gefühls kann durch kein Instrument so wahr, so naturgemäss, so sympathisch, sei sie lust- oder schmerzbewegt, auf die Seele wirken als durch die Stimme. Menschen, die von Instrumentalmusik nichts verstehen, werden doch von dem Gesange — ein- oder mehrstimmig — ergriffen. Freilich, es sind nicht die Töne allein, die da wirken, sondern mit ihnen zugleich auch der Inhalt des Textes. Und wie die Stimmung im Texte sich verändert, so muss die Tonweise sich mit ändern. Oft kann sie von einer eben erst angefangenen Form nur einen Teil geben; zuweilen bringt sie nicht eine einzige Tonform ganz zu Ende, wenn der Text weiter und weiter drängt. Man vergleiche Schuberts Wanderer: »Ich komme vom Gebirge her.« Da geht ohne Verarbeitung eine Melodie in die andere über; es liegt so im Worte. Aber was das Wort vom Gefühle andeutet, das führt der Gesang mit Wärme aus, er gibt die Farbe zu dem leeren Umrisse, das kleine Atom von Empfindung legt er unter mikroskopische Beleuchtung und erweitert es zu einem gross und selbständig gewordenen Ganzen.

Das eine Mal ist die Musik eine Kunst für sich, das andere Mal scheint sie wie geschaffen für die Poesie, als trüge sie ihre ganze Bestimmung darin, der Poesie zu dienen, oder vielmehr den Dienst, den sie von ihr empfängt, noch entgegenkommender zu erwidern. Dass beide Künste zusammenzutreten streben, dass jede von der anderen entlehnt, liegt in der Natur der Sache — die Zweiheit ist doch in höherem Sinne zugleich auch eine Einheit. Diese Einheit der Musik und Poesie repräsentiert in geistlichem Sinne am vollständigsten das Oratorium, im profanen Sinne die Oper. Beide verwenden die Instrumentalmusik nicht bloss als begleitendes Element, sondern auch als selbständiges. Jedes Vorspiel, jede Ouverture aber ist schon eigentlich eine Instrumentalmusik, die mit der Poesie in äussere Verbindung getreten ist, und sucht ihren Gedanken nicht mehr rein in sich selbst, sondern — in dem Drama. Ebenso die Zwischenspiele und eingelegten Instrumentalsätze, Märsche u. dergl.

Einen Reiz anderer Art hat das Melodrama. Es ist eine Kunstgattung, welche eigentlich nur äusserlich die Elemente anders

gemischt hat als die Oper, innerlich aber auf demselben Standpunkt steht. Die Musik hat da noch mehr Freiheit als beim Gesange. Aus der Fessel, die sie sich dort in dem Hingeben an den parallel laufenden rhetorischen Faden des in ihr eigen Element aufgenommenen Textes selbst gelegt hatte, ist sie hier herausgetreten. Sie geht um einen Schritt naher zu ihrem eigenen reinen Wesen zurück, sie entfaltet sich instrumental selbständiger, freier. Aber das Melodrama zeigt auch die Spalte zwischen Ton und Text deutlicher; die Phantasie muss von dem einen Element zum anderen und dann wieder zurück, hin und herüber schweifen, und der Verstand muss sich zur Erkenntnis der Idee als Vermittler einmischen. Ähnlich ist es mit der sogenannten neuerdings reich geübten Programmmusik. Eine poetische Einleitung versetzt den Hörer in die Stimmung, die in der Musik nachher weitere Ausführung erhalten soll; oder sie gibt irgend einen historischen Stoff an, der durch die Musik ausgedrückt wird. Die Oper ist auf die dramatische Form hingewiesen; die Programmmusik ist episch, lyrisch und dramatisch; sie nimmt einen viel freieren Gesichtskreis zum Inhalt. So schrieb schon Sebastian Bach eine Phantasie, worin er eine Reise seines Bruders erzählte. Da kommt ein Satz vor, welcher die verschiedenen Zufälle vorstellt, die ihn auf der Reise treffen könnten. Pietro Raimondi (1777 in Amsterdam) gibt ein musikalisches Schauspiel, das die Geschichte Telemachs und der Kalypso vorstellt. Eine Ouverture malt einen Seesturm, hierauf erfreuen sich in einem Duett zwischen Violine und Cello Telemach und Mentor ihrer Rettung, die Kalypso naht sich in den zärtlichen Melodieen einer Flöte, zuletzt zerstören die Nymphen das Schiff, was durch ein grosses Tutti ausgedrückt wird. Das sind dramatische Scenen. Programmmusik aber kann auch der menschlichen Beziehungen ganz entbehren. Sie kann ein Landschaftsgemälde geben, z. B. eine gewitterschwüle Nacht am Strande, wobei die Fluten laut tosen, in welchen einzelne Blitze zucken und die Winde brausen, worin aber zuletzt der Aufruhr sich legt und in ein besänftigtes, vom Mondlicht magisch beleuchtetes Bild des Friedens übergeht. Oder umgekehrt. Ja, auch die Geisterwelt, das Zaubermärchen hat hier seine Stelle. Was der Zuhörer nicht schaut in klaren Umrissen, das lebt um so mächtiger, geheimnisvoller in seinen inneren Tiefen. Die Programmmusik findet hier den reichlichsten Stoff für ihre Kunst. Da kann z. B. die Loreley einsam auf dem Felsen sitzen,

mit Blumen und Wellen spielend. Ihr liebeseliger Gesang mischt sich mit dem Geräusch der Wellen und des Strudels, der von Zeit zu Zeit dumpf an die Tiefe des feuchten Abgrundes mahnt. Der Nachen mit dem Schiffer naht. Sehnsüchtig antwortet sein Lied. Der Strudel verschlingt alles, und die Wellen rauschen weiter. — Das ist schon mehr Musik, Musik in reinerem Sinne als die Oper. Es ist Musik, gefärbt von dem Hauche einer bestimmten Poesie, während die Oper umgekehrt Poesie war, schattiert von dem wärmenden Kolorit der Musik. Die Programmmusik hat von der Poesie den Gedanken, aber nicht mehr das Wort. Sie verarbeitet die Gedanken der Einleitung, nicht ihre Worte, wie der Gesang. Ihr Band mit der Poesie ist mithin geistiger. Und — die Wirkung, die sie erzielt? Das Bild, das sie in der Seele des Hörers hervorzaubert? Das Programm gab den Schlüssel zum Ganzen; ohne denselben war die Musik ein Rätsel, etwas durchaus Unverständliches und Unvollständiges.

Aber so ist alle Wirkung wohl schliesslich auf den Text, auf das Wort, auf die Macht der Poesie zurückzuführen, und von einem wirksamen Einfluss auf die Seele des Menschen nach der oder jener Richtung kann bloss in der Vokalmusik: der Oper und dem Oratorium oder in der Programmmusik und dem Melodrama die Rede sein? Wir wollen nicht verhehlen, dass in dem Zusammenwirken, in der Umarmung beider Kunstarten, der Gesanges- und Instrumentalmusik das Grösste geschaffen worden ist, was vielleicht zu schaffen war, und dass die Wirkung, die hier erzielt wurde, demnach auch die mächtigste ist. Allein manches gilt doch auch von der reinen Instrumentalmusik.

Zunächst haben die Töne an und für sich die besondere Kraft, auf die Stimmung einzuwirken. Selbst wenn jeder Anklang an einen bestimmten Inhalt fehlt, reizen sie das Gefühl. Ein lang und einförmig gehaltener Ton vermag unheimlich und aufregend zu wirken; bei abnehmender Stärke bis zum Verschwinden kann seine Wirkung sogar beängstigend werden. Während nun die rasch und unruhig vorübersausenden Tonfiguren Gemüt und Gedanken recht wohl zu verwirren geeignet sind, ist der wohlüberdachte Wechsel dieser Erscheinungsformen (feste Melodie) von angenehmster Wirkung. Und die in gewissem Sinne rohe, rein materielle, elementare Naturgewalt des Tones, die so mächtig wirkt, wird durch das künstlerische Schaffen durchaus nicht aufgehoben, sie bildet vielmehr die natürliche Grundlage desselben.

Ein Ton allein angegeben, verursacht nur eine rein sinnliche Wirkung in unserem Ohr; aber wenn ein zweiter und dritter von verschiedener Höhe oder Tiefe oder auch verschieden im Klange hinzutritt, wenn so ein Ton dem andern folgt, werden noch andere Geisteskräfte in uns rege.

Dazu kommt die Macht des Rhythmus. Das ganze Tonmaterial tritt nicht als ein räumliches Nebeneinander, sondern als ein zeitliches Nacheinander auf. Es erscheint daher in beständiger Bewegung. Und der Bewegung wohnt, wie dem Tone, eine elementare Kraft inne, welche mit physischer Gewalt erregend und antreibend auf uns einwirkt. Wir erfahren dies am stärksten, wo sie, abgezogen vom Tone, als blosses Geräusch auftritt; z. B. wenn beim Schall der Trommel unsere Füsse unwillkürlich sich zum Marschieren regen, oder Naturvölker durch das Gerassel des Tambourins und das Geklapper der Kastagnetten unwiderstehlich zum Tanze hingezogen werden (cf. S. 123). Es beruht dies auf der Mitbewegung unserer Nerven. So oft nämlich ein Nerv in Erregungszustand gesetzt wird, schwingen, je nach der Stärke der Erregung, eine oder mehrere andere Gruppen von Nerven mit und treiben dazu an, die der Erregung zu Grunde liegende Bewegung mitzumachen; wie man das an Zuhörern zuweilen bemerken kann, die bei lebhaften, fasslichen Melodieen unwillkürlich mit dem Kopfe hin und her schaukeln oder mit der Hand den Takt dazu trommeln, wenn sie nicht gar mit den Füssen die rhythmische Bewegung nachmachen. Ja, das rhythmische Element hat schon rein an sich ein solches Lustgefühl im Gefolge, dass wir bestrebt sind, selbst aus verworrenen Geräuschen, wie dem Gerassel der Räder und dem Klirren der Fensterscheiben, aus dem Klappern der Mühle und dem Galopp eines Pferdes einen Rhythmus herauszuhören, ein Umstand, welcher bei einem Mozart Veranlassung wurde, dass er Kompositionen beim Fahren im Wagen zu entwerfen liebte.

Als drittes und zwar als das Hauptelement kommt noch hinzu die Harmonie. Aus ihrem Schosse erwächst der bildende Geist des Ganzen. Weder der Rhythmus, noch die Melodie bieten irgend welchen Reichtum für den Geist der Form wie des Inhaltes des Musikstückes. Ihre Ideen sind bald erschöpft. Die Harmonie ist das flüssige Blut, das jene Adern durchströmen muss, damit der Körper lebe. Ja, auf dem Boden der Harmonie entwickeln sich erst die Bilder der Tonkunst zu lebensvollem, all-

seitigem Umfange. Dabei erfolgen die Fortschreitungen, zu denen die Harmonie fortlaufend auffordert, nach ganz bestimmten Naturgesetzen. Ein Thema tritt als Hauptgedanke im Anfang auf. Die Harmonie schattiert es, leitet das Ganze in grössere Mannigfaltigkeit und Abwechselung hinüber. Die modulatorischen Färbungen zeigen es in immer neuer Beleuchtung; und je vielseitiger seine Eigenschaften hervortreten, je mehr es in Konflikt gegen Kontraste und andere Elemente gerät, um so mehr ändert sich auch das harmonische Gewebe. Die Ruhe geht in ein Wogen und Treiben der Akkorde über, die Einfachheit derselben hat sich aufgetürmt, die Schlichtheit und Bescheidenheit der ersten Klänge hat ihre Elemente zu lauter schreiender Leidenschaft entfaltet, das Lächeln hat sich unter Wolken der Aufregung verdüstert. Aber die gärenden Elemente toben sich aus, die harmonischen Massen wallen nicht mehr so voll, sie legen sich allmählich und aus der Unruhe tritt siegreich der milde Strahl des Anfangs noch einmal ruhig und verklärt hervor.

Schon der Eintritt eines längeren crescendo oder decrescendo in einem Musikstück, das uns eine Zeitlang in einer reinen Tonempfindung erhielt, kann eine bestimmte Wirkung auf uns ausüben. Es ist, als schwebe man nach und nach hoch in die Wolken hinauf, und alles um uns dehnt sich immer mehr und mehr aus; dann — als senkten wir uns wieder sanft herab. Alles wird stiller, ruhiger, verklingt bis zum letzten Hauch. Tritt aber plötzlich bei solcher Stimmung ein energisches Forte in festem Rhythmus auf, so erschrecken wir; damit verbindet sich dann die Vorstellung des Aufraffens aus einem weichlichen, thatenlosen Hindämmern: so z. B. bei dem Forte-Einsatz in Es-dur gegen das Ende des Adagios von Beethovens 9. Symphonie. Auf- und Abbewegungen gebundener Töne in Dreiklängen mit gleichartig rhythmischer Bewegung und langsamem, harmonischem Wechsel rufen in uns die Vorstellung von Wellenbewegung, von Schiffahrt, Schwimmen und Schweben hervor — wir denken an die Einleitung von Wagners Rheingold. Kolossale Tonmassen aber, zumal von einer grossen Orgel ausgehend, erzeugen in uns das Gefühl, als wenn auf einmal alle Töne, die wir überhaupt zu vernehmen imstande sind, auf uns einstürmten; wir empfangen dadurch den Eindruck des Grossartigen, des Erhabenen, des Überwältigenden; wir werden fast von Tönen erdrückt.

Es ist wahr: es gibt eine ganze Reihe von Arten und Formen

der Musik, die in erster Linie, wenn auch nicht allein, auf den ästhetischen Genuss am reinen Spiel der Töne berechnet sind, wie die zahlreichen Trios, Quartetts, Quintetts u. s. w., welche für die in verschiedenster Weise miteinander kombinierten Instrumente von allen grösseren Komponisten mit besonderer Vorliebe geschaffen wurden. Und solches »Spiel« mag man wohl, wie es Hanslick thut, mit einer flüssigen Arabeske oder mit dem wechselnden Farben- und Formenspiel eines Kaleidoskops vergleichen, indem es auch in stets sich entwickelnder Abwechselung immer neue Formen und Farben bringt, bald sanft übergehend, bald scharf kontrastierend, immer zusammenhängend und doch immer neu. Indessen man würde auch der reinen Instrumentalmusik doch nicht gerecht werden, wollte man ihr nur die Fähigkeit zuschreiben, einen solchen rein ästhetischen Eindruck auf die Gehörnerven hervorzubringen, und die Empfindung, die wir beim Anhören etwa eines Rondos, einer Sonate, einer Symphonie oder Fuge haben, auf das Wohlgefallen an den auf- und niedersteigenden Tonbewegungen, an dem Wechsel der Harmonieen u. s. w. beschränken. Denn schon der Unterschied, der dem musikalischen Gegensatz der dur- und moll-Tonarten, sowie der Taktteile und der Tempi (Allegro, Adagio und sofort) zu Grunde liegt, kann einen Eindruck mehr ernsterer oder heiterer Natur hervorrufen.

Aber es vermag die Instrumentalmusik unserer Vorstellung auch eine bestimmtere Richtung zu geben. In Haydns Schöpfung erkennen wir die Sonne an ihrem Strahlenaufgang, den Mond an seinem stillen Wandel, die Sterne an ihrem Flimmern; hier glauben wir nicht nur den Löwen mit seinem Gebrülle zu hören, sondern auch den gelenkigen Tiger, ja das zackige Geweih des Hirsches, das dieser stolz erhebt, zu erblicken, bis endlich die Krone der Schöpfung, der Mensch, ersteht, dessen aufrechten Gang wir zu schauen vermeinen. Das ist Charakteristik in der Musik, oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, Tonmalerei, also dass Jean Paul nach einer Aufführung dieses Musikwerkes an Thieriot schreibt: »Ich habe Haydns Schöpfung beinahe gesehen.« Fast bis zu einer Art Plastik schreiten auch die grössten Meister nach dieser Richtung bisweilen vor. So lässt z. B. Bach in der berühmten Arie der Matthäus-Passion »Buss' und Reu'« zu den Worten: »dass die Tropfen meiner Zähren« ein Staccato zweier Flöten in abwärts gerichteter Bewegung ertönen, welches mit

sinnlicher Lebendigkeit ein Bild jenes Vorgangs in der Seele des Hörers hervorruft. Und Händel wählt in dem herrlichen Chor des Samson: »Zum glanzerfüllten Sternenzelt schwingt seine Seele sich empor« eine aufwärts steigende Tonbewegung, um dem Hörer das Bild von dem Aufschwung der Seele zu Gott vor das geistige Auge zu stellen und — erreicht seine Absicht. In wie genialer Weise alle Klänge der Natur künstlerisch umgestaltet und für die Zwecke der Kunst verwertet werden können, das zeigt vor allem Beethovens Pastoral-Symphonie, in welcher unsere Phantasie vom sanften Murmeln des Baches durch Regen und Gewitterschauer hindurchgeführt wird bis zur allmählichen Beruhigung der aufgeregten Elemente bei klarer, heiterer Bläue des Himmels. Allerdings ist es nicht die rohe Natur, die uns in diesem unerreichten Kunstwerk entgegentritt, sondern es ist die Natur, wie sie sich im Gemüt des Künstlers widerspiegelt; selbst die Stimmen der Vögel sind nicht bloss »musikalische Citate«, wie man dergleichen wohl genannt hat, sondern sie sind ein Wiederhall des Eindrucks, den sie auf unsere Seele gemacht haben. Beethoven äussert sich hierüber zu Schindler bei Beschreibung seines Aufenthalts in Heiligenstadt im Sommer 1808, wo er, an dem kleinen Bach mit Nussbäumen liegend, dem Gesang der Vögel gelauscht und komponiert habe: »Hier habe ich die Scene am Bach geschrieben, und die Goldammern da oben, die Wachteln, Nachtigallen und Kuckucke ringsum haben mit komponiert.«

Und wenn nun in solcher Weise der musikalische Ton Anklänge aus dem Naturleben gibt, so wird die Vorstellung des Hörers zu dem wirklichen Objekte hingeleitet. Tönt das Brausen des Meeres in Klängen wieder, so schweift die Einbildungskraft am Strande und schaut die Wasserflut in wallender Bewegung. Eigene Erlebnisse und Situationen tauchen aus dem Schoss der Erinnerung auf und mischen sich in die ideale Stimmung. Vernimmt das Ohr eine lustige Jagdmusik unter den Klängen des Waldhorns, so eilt die Phantasie in die Räume des grünen Waldes, malt sich Jäger, Hunde, Hirsch, den kräftigen Waldesduft und die ganze Lust der Jagd aus. So werden durch das Waldhorn Vorstellungen vom Jägerleben, durch die schmetternden Fanfaren der Trompeten solche vom Soldatenleben in uns wachgerufen. Eine Musik mit Glockenklängen und dem Trauerrhythmus eines Totenmarsches zaubert das ganze Leichenbegängnis mit seinem schwarzen Pomp in langsamem Trauer-

schritt vor die Seele, während beim Klange der Orgel uns das Bild einer andächtigen Gemeinde vor Augen tritt, und der Posaunenton an das jüngste Gericht erinnert.

Dazu kommt, dass die musikalischen Klangmittel die Naturerscheinungen in einer Weise verklären, wie kein anderes Kunstmaterial sein natürliches Objekt idealisiert. Das Ganze klingt wie aus einer fremden Welt; der Zusammenhang mit der Natur ist unverkennbar, aber sie selbst erscheint in einem so zauberhaften Lichte, dass sie die Wirklichkeit ganz abgestreift hat und in eine Sphäre hineinreicht, in welcher nur die Spiele der zartesten Einbildungskraft herrschen können. Es liegt noch mehr darin als blosse Poesie. Denn die letztere stellt nur vor; die Töne aber machen das sinnlich und wirklich, was die Poesie sich vorstellt. Das Wasser rauscht wirklich in einer verklärten Zaubermusik, der Abendwind flüstert mit Geisterklängen im zitternden Laube, die zarten Elfenreigen schwingen luftig und duftig ihre tanzenden Glöckchen durcheinander, und der Erlkönig lockt so süss und innig, wie die Poesie dies alles nur vorstellen kann. Wo aber von irgend welchen Naturerscheinungen keine Rede ist, wo sich gar keine Beziehung findet zu einem bestimmten Gegenstande, da ist es vielleicht eine rein »musikalische Idee«, die in der Seele des Komponisten aufgestiegen ohne irgend welche bestimmte Gefühle und Empfindungen; aber die Töne klingen wie Flüstern oder wie gewaltiges Wogen und Stürmen, und indem wir es hören, zaubert uns wieder die Phantasie eigene Erlebnisse und bestimmte Situationen vor die Seele, wir meinen, das Flüstern der Zärtlichkeit, das Wogen der Leidenschaft, das Drängen der Sehnsucht oder das Stürmen der Kampfeslust zu vernehmen. »Hier steigt in der Phantasie eines Komponisten eine Melodie auf. Sie soll vielleicht nichts anderes sein als sie selbst. Aber wie jede konkrete Erscheinung auf ihren höheren Gattungsbegriff, auf die sie zunächst erfüllende Idee hinweist, und so fort immer höher und höher bis zur absoluten Idee, so geschieht es auch mit den musikalischen Ideen. Und so wird z. B. dieses sanfte, harmonisch ausklingende Adagio die Idee des Sanften, Harmonischen überhaupt zur schönen Erscheinung bringen. Die allgemeine Phantasie aber, welche die Ideen der Kunst gern in Beziehung setzt zum eigenen menschlichen Seelenleben, mag dies Ausklingen noch höher, vielleicht als den Ausdruck milder Resignation eines in sich versöhnten Gemüts auffassen und kann

vielleicht so fort bis zur Ahnung eines ewigen, jenseitigen Friedens aufsteigen.«

Worin liegt also die mannigfache Wirkung der Musik begründet, von der wir geredet haben? Teils in dem Wesen der Töne selbst und ihrer unwiderstehlichen elementaren Macht, in dem Reiz der Melodie, in dem Fluss der rhythmischen Bewegung, in dem Wohllaut wechselnder Harmonieen — teils in dem reichen Associationsvermögen der Phantasie des Hörers, auf die die Töne wirken, und die sozusagen den Kommentar bildet zu der in den verschiedensten Tönen sich an uns wendenden Sprache des Herzens. La Prade hatte unserer Kunst grosse Vorwürfe gemacht; aber sie waren nicht zutreffend, weil er ihr eine Aufgabe zuschrieb, die sie gar nicht hat. Mag sie auch zuweilen Herz und Gemüt des Menschen erheben, reinigen und läutern, so ist sie doch nicht zur Regeneration der Menschheit geschaffen; sie wird vielmehr selbst von den ideal regenerierten Menschen erhoben und vergeistigt. Anderseits gedeiht die Musik nicht zum Segen der Gesellschaft, wenn sie die übrigen Künste überschwemmt, sie muss mit ihnen wetteifern. Sie hat ihren Geistesquell nicht in dem wunderbar geübten Finger, der die Tasten oder Saiten bewältigt, sondern in dem Herzen, welches den Anschlag vergeistigt. Wollte man darum die Musik erneuern, so würde es nicht ausreichen, dem Menschen ein neues Ohr oder eine neue Hand zu geben, sondern einen neuen Kopf und ein neues Herz! Der Apostel Paulus forderte seine Gemeinde auf zu lieblichen Liedern — er war ein Freund der Musik, in welcher man Psalmen anstimmt. Aber nicht bloss mit der Harfe in der Hand zog er zu den Menschen, sondern mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Die Eroberung der Welt, die Gewinnung der Herzen für das höchste Ideal geschah allein durch das Wort.

Zur Geschichte

der

Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose).

Von

Dr. Bernhard Schuchardt,
Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat zu Gotha.

Zu Ausgang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts wanderte ein junger Student der Mathematik aus Breslau in den Ferien von seinem Heimatsdorfe aus wiederholt nach Gräfenberg in Österr.-Schlesien im Sudetengebirge (632 m über dem Meere) und lernte daselbst die Anstalten des intelligenten Bauern Vincenz Priessnitz und die Kaltwasserbehandlung aller möglichen Krankheiten durch denselben kennen. Es war dies Gustav Adolph Robert Hermann Brehmer, welcher, den 14. August 1826 zu Kurtsch, einem schlesischen Dorfe des Kreises Strehlen, geboren, von Ostern 1840 an das St. Elisabeth-Gymnasium in Breslau besucht hatte, den 13. April 1847 nach absolvierter Maturitätsprüfung in die Zahl der Philosophie Studierenden der Universität Breslau aufgenommen wurde und besonders durch den bekannten Gymnasial-Mathematiklehrer Kambly in Breslau veranlasst wurde, Mathematik zu studieren. Er hörte daselbst in den folgenden 3 Jahren bei Peuker Grammatik der neugriechischen Sprache, bei v. Boguslawsky praktische Astronomie, verbunden mit Besprechungen über Astronomie, bei Roepell neuere Geschichte, verbunden mit kritischen Übungen in Geschichte, bei Kummer Differential- und Integralrechnung, elliptische Funktionen, Zahlentheorie, analytische Mechanik, verbunden mit mathematischen Übungen, bei Rosenhain Differentialrechnung, Anwendung der Differentialrechnung auf Geometrie, bestimmte Integrale, bei Pohl Wärme und Licht, perpendikulare Bewegungen, Elektro-Magnetismus, bei Glocker vulkanische Erscheinungen, bei Duflos Elemente der allgemeinen Chemie, organische, populäre und analytische Chemie, Gifte und Gegengifte, bei Nees v. Esenbeck Naturgeschichte, Botanik, Einleitung in die spekulative Philosophie und Encyklopadie.

In Gräfenberg lernte Brehmer die beiden Schwestern v. Colomb kennen, mit deren jüngeren er sich verlobte und später verheiratete. Die ältere Schwester Marie v. Colomb, eine etwas ältliche, verwachsene, sehr excentrische Dame, hatte, wie sie in der Vorrede ihrer im Jahre 1852 erschienenen Schrift »über die Berechtigung der Wasserheilmethode« erzählt, von den Ärzten Breslaus und Posens aufgegeben, in Gräfenberg durch die Wasserkur ihre Gesundheit wieder erlangt, und hatte durch einen 6jährigen Aufenthalt in Gräfenberg unter Vincenz Priessnitz die Wasserheilmethode empirisch erlernt. In der 1850 von ihr herausgegebenen Schrift,[1]) welche sie als Programm zur Eröffnung einer Wasserheilanstalt zu Görbersdorf schrieb, sagte sie in der Einleitung (S. 9—11): »Möchte die hier ausgesprochene unerschütterliche Überzeugung von der ausserordentlich grossen Heilsamkeit der Priessnitzkur einige Beachtung finden! Und möge diese meine Schrift einiges Vertrauen zu Priessnitzens Wasserkur erwecken! Sie ist als Ergebnis einer sechs Jahre langen Beobachtung und eigenen Erfahrung in dem Wohnorte und unter den Augen des grossen Entdeckers entstanden, indem die Verfasserin, welche an einem sechzehn Jahre alten, chronischen Magenübel gelitten und als letztes Mittel zu der Wasserkur in Gräfenberg ihre Zuflucht genommen, dort nach einem dreijährigen strengen Gebrauche der Kur das alte Übel spurlos verloren hat, ohne dass ihr Körper gelitten oder schwach geworden wäre. Während und nach ihrer eigenen glücklichen Genesung hat sich die Verfasserin nicht minder nach dem Krankheitsverlaufe bei vielen ihrer Leidensgefährten in Gräfenberg erkundigt. Sie legt hier ihre Beobachtungen und Erfahrungen nieder« u. s. w.

Marie v. Colomb hatte im Jahre 1849 in dem Dorfe Görbersdorf in Preuss.-Schlesien (561 m über dem Meere) ein Mühlengrundstück gekauft, auf welchem jetzt die beiden Brehmerschen Kurhäuser stehen, und war im Jahre 1850 zur Gründung einer Kaltwasserheilanstalt daselbst nach Priessnitzschem Muster geschritten. Auch hatte sie mehrere Bauern im Dorfe veranlasst, Kurvorrichtungen à la Gräfenberg, natürlich primitivster Art, einzurichten. Sie äussert sich in der letzterwähnten Broschüre

[1]) Vinzenz Priessnitz und dessen Wasserheilmethode zu Gräfenberg. Als Programm zur Eröffnung der Wasserheilanstalt zu Görbersdorf unterhalb Furstenstein im schles. Gebirge. Breslau, 1850, 8° (79 S.).

(1850) über diese Anlage selbst (S. 77—79): »Meine unerschütterliche Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Wasserheilmethode trieb mich vor Jahren schon, vorliegende Broschüre zu schreiben. Bald jedoch genügte mir das Wort allein nicht, und ich sann darauf, solches selbst in That zu verwandeln, um dadurch die gute Sache, die Wasserheilmethode, fördern zu helfen. Die Erfahrung, dass der Meister der Wasserheilkunde, Herr Vincenz Priessnitz zu Gräfenberg, mit Kurgästen stets überhäuft ist, sowie der von vielen Seiten laut gewordene Wunsch meiner Landesgenossen, im Vaterlande eine Wasserheilanstalt besuchen zu können, brachten meinen Entschluss zur Reife. Nach unsäglicher Mühe und Arbeit und nachdem ich noch Studien in der Anatomie, Physiologie, Geburtshilfe und in der Diagnose gemacht habe, ist mir die Vergünstigung geworden, vom Königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten die Erlaubnis zur Anlegung einer Wasserheilanstalt zu erhalten.

Ich bin in der Wahl der Örtlichkeit für das neue Etablissement besonders glücklich gewesen, als ich mich für Görbersdorf entschied. Nur drei bis vier Stunden von Schlesiens Hauptstadt entfernt, bietet die mit allen Reizen der Natur geschmückte Gebirgsgegend die Erfordernisse zu einer Wasserheilanstalt: als schönes und überreiches Quellwasser, Berge, Kiefernwald u. s. w. in grösster Fülle und Vollkommenheit dar. Nicht minder ist für die nötigen Baulichkeiten in der ganzen Umgegend gesorgt, dergestalt, dass die Kurgäste nicht allein in meinem eigenen Hause zu Görbersdorf, sondern auch nach Bequemlichkeit in den Dörfern Görbersdorf, Blitzengrund, Schmidsdorf und dem Städtchen Friedland im Waldenburger Kreise, unterhalb Fürstenstein eine Wohnung nehmen, und überall unter meiner Anleitung und Aufsicht die Kur mit gleichem Erfolge gebrauchen können.

Möchte das verehrte Publikum diesem meinem Unternehmen einige Aufmerksamkeit schenken!

Im Interesse der leidenden Menschheit hoffe ich, dass eine so selten glückliche Lokalität nicht unbenutzt bleiben, vielmehr, wie sie es durch ihre schöne und grossartige Naturanlage verdient, zu einer hydropathischen Mutteranstalt für Schlesien, Kraft, Gesundheit und Leben von sich ausströmend, heranwachsen werde.

Görbersdorf, unterhalb Fürstenstein im schles. Gebirge.«

Durch die wiederholten Besuche Grafenbergs und die er-

wähnten Verhältnisse bestimmt, wandte sich Brehmer nun dem Studium der Medizin zu. Er war schon 1850 nach Berlin übergesiedelt und war den 27. April 1850 daselbst noch in der philosophischen Fakultät inskribiert worden. Jetzt liess er sich dagegen im Herbste desselben Jahres in die medizinische Fakultät einschreiben. Er hörte in Berlin in den folgenden Jahren bei Rud. Leubuscher empirische Psychologie, bei George Logik, bei Rose Mineralogie, bei Braun Pflanzenphysiologie, bei Dove Experimentalphysik, bei E. Mitscherlich Experimentalchemie, bei Schultz Botanik, bei Lichtenstein Zoologie, bei C. G. Mitscherlich Materia medica, bei Joh. Müller Anatomie des menschlichen Körpers und der Sinnesorgane, pathologische und vergleichende Anatomie, allgemeine Physiologie und Physiologie der Zeugung, bei Romberg spezielle Pathologie und Therapie, bei Simon allgemeine Pathologie und Therapie, bei Credé Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, bei Traube Auskultation und Perkussion, bei Juengken Chirurgie, bei Langenbeck Akiurgie bei Wagner Verbandlehre, bei Casper gerichtliche Medizin, bei Joh. Müller und Schlemm anatomische Präparierübungen, bei Langenbeck Operationskursus und besuchte die verschiedenen Kliniken bei Wolff, Traube, Leubuscher, Simon, Schoenlein, Romberg, Juengken, Langenbeck, Busch und Wagner. Er promovierte den 5. August 1853 zu Berlin, wobei er die später angeführte Dissertation schrieb und absolvierte 1854 die Staatsprüfung.

Mittlerweile war Marie v. Colomb bemüht gewesen, ihre neugegründete Anstalt in Görbersdorf in Aufnahme zu bringen. Ihre Douche hatte sie im Blitzengrund, wohin die Patienten zweimal täglich gehen mussten. Alles war in Gräfenberger Art auf das Allerprimitivste eingerichtet, leichte Holzhäuser und Holzbaracken. Als die Schwierigkeiten sich häuften und die Anstalt nicht vorwärts gehen wollte, berief Marie v. Colomb in den Jahren 1850 etc. schon wiederholt den Studenten Brehmer, ihren zukünftigen Schwager, als Beirat und wissenschaftliche Stütze nach Görbersdorf. In diese Zeit fällt ihre zweite Schrift, [1]) deren Vorwort datiert ist: Görbersdorf bei Friedland im Waldenburger Kreise Schlesiens den 15. Januar 1852. Dies Vorwort lautet:

[1]) Die Berechtigung der Wasserheilmethode vom wissenschaftlichen Standpunkte aus. Berlin, 1852, 8° (56 S.).

»Als ich, von den Ärzten Breslaus und Posens aufgegeben, in Gräfenberg durch die Wasserkur meine Gesundheit wieder erlangt hatte, war mein ganzes Streben dahin gerichtet, auch meinerseits etwas beizutragen, dieser Heilmethode, der gleich mir Tausende ihr Leben verdanken, mehr und mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke suchte ich, nachdem ich durch einen sechsjährigen Aufenthalt in Gräfenberg unter Vincenz Priessnitz die Wasserheilmethode empirisch erlernt, mir die nötigen Kenntnisse zu verschaffen, um sie wissenschaftlich zu begründen und dadurch den Vorwurf, der der Wasserkur gewöhnlich gemacht wurde, dass sie in den anerkannten Wahrheiten der medizinischen Wissenschaften keine Begründung finde, zu heben. Hierin unterstützte mich ganz besonders Herr Professor Dr. Purkinje in Breslau mit grosser Freundlichkeit, doch wurde er leider bald nach Prag berufen und mir so der weitere Unterricht aus seinem Munde entzogen. Aber die Keime, die er in meine Studien gelegt, drängten zur weiteren Entwicklung, welche ich ihnen durch das Selbststudium der Physiologien von Valentin und besonders von Johannes Müller zu geben bemüht war.

Beim Studium dieser beiden Autoren sind die nachfolgenden Blätter entstanden, die daher ursprünglich auch nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Der Zufall führte sie jedoch in die Hände eines in der gelehrten Welt hochstehenden Naturforschers und Arztes, welcher sich in der anerkennendsten Weise darüber aussprach und mich dadurch bewog, diese Schrift durch den Druck zu veröffentlichen.

Das Urteil, dem ich hierbei folgte, steht in einem Privatschreiben des gedachten Gelehrten an einen seiner vertrauten Freunde, aus welchem ich nach eingeholter Erlaubnis des Verfassers eine Stelle anführen will, damit der Leser selbst urteilen möge, inwiefern ich Unrecht that, mich dadurch leiten zu lassen. Es heisst daselbst: »Die Verfasserin hat die Idee der Heilung in spekulativer Weise vortrefflich aufgefasst und auf das Wasser, als Universalmittel, angewendet. Sie hat sich als Philosophin gezeigt und kann in beiden Fakultäten darauf promovieren. Die Grundfragen: was heisst heilen, was ist Heilmittel, was ist Krankheit? hat sie gefasst, wie meines Wissens kaum Einer . . . Ihre Schrift wird alle Vernünftige erfreuen, alle unvernünftige Schlendrianisten aber, deren die Medizin viele zählt, gehörig ärgern. Ihre klare Auffassung des organischen, — und namentlich des

menschlichen Lebens, seiner Störungen und seiner Heilungen stellt sie über die Klasse derer, die nur empirische Mittel zu wählen und Rezepte zu schreiben gelernt haben und zum grossen Teil nicht ahnen werden, wohin die Verfasserin therapeutisch zielt.«

Dennoch übergebe ich das Werkchen nicht ohne eine gewisse Befangenheit der Öffentlichkeit. Denn die Ärzte der Schule werden darüber vornehm lächeln, und das Publikum ist grösstenteils der Autorität derselben blindlings ergeben, obgleich es sich hier um das kostbarste Kleinod des Menschen — seine Gesundheit — handelt, und meine Schrift ist daher eigentlich nur für diejenigen geschrieben, welche über dies wichtige Gut sich unterrichten und selbständig darüber denken und urteilen wollen, weshalb ich denn auch nach einer populären Darstellung gestrebt und diese soviel wie möglich einer strengwissenschaftlichen vorgezogen habe.«

In dieser ganzen Schrift ist der Name Brehmer nicht erwähnt und es ist daher müssig, näher zu erörtern, ob Brehmer ihr bei Abfassung derselben behilflich gewesen wäre, ob er vielleicht bei Beschaffung der litterarischen Hilfsmittel dazu behilflich gewesen sei oder ob die Schrift ganz selbständig verfasst ist. Auffallend ist an vielen Stellen die Anwendung der Mathematik und manche Stellen lassen sogar eine beträchtliche mathematische Kenntnis voraussetzen, was an den Mathematiker Brehmer denken lässt.

Als trotz aller Anstrengungen Marie v. Colomb die Anstalt nicht halten konnte und die ganze Unternehmung im Jahre 1854 total verkrachte und Marie v. Colomb sogar nach Waldenburg in das Schuldgefängnis wandern musste, wo sie von wohlthätigen Waldenburgerinnen unterhalten wurde, übernahm Brehmer, welcher gerade seine Staatsprüfung absolviert hatte, das ganze Besitztum seiner Schwägerin für eine sehr geringfügige Summe, wobei er sich überhaupt gegen dieselbe in ihren Bedrängnissen nichts weniger als hilfreich gezeigt haben soll.[1])

[1]) Im Jahre 1860 gab Marie von Colomb noch eine weitere Schrift heraus (Das Wasserheilmittel in dreiundsechzig Wasserheilformeln gegen alle Nerven- und Säfte-Krankheiten des Menschen. Berlin. in 8°, 64 S.), in welcher sie sich nennt: »Ehemalige Vorsteherin der Wasserheilanstalt zu Gorbersdorf, Kreis Waldenburg in preuss. Schlesien.« Das Vorwort beginnt: »Wie der Bergknappe muhsam und mit Lebensgefahr das Gold an's Tageslicht schafft, damit es geläutert als Münze, für Alles und für Alle nützlich werde, wie der

Auf diesem Grund baute nun Brehmer seine ganze künftige Thätigkeit auf. Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den nun erworbenen grösseren Grundstückskomplex zu einem möglichst einträglichen Etablissement zu machen, und er kam auf den Gedanken, die in Gräfenberg mit der Anwendung des Wassers, der Einwirkung einer staubfreien, durch den Duft der Wälder und den Ozongehalt derselben erfrischend wirkenden Luft und einer erhöhten Gebirgslage auf Kranke gemachten Erfahrungen, insbesondere soweit sie Lungenkranke betrafen, in Görbersdorf weiter auszunutzen. Er hat an die Erreichung dieses Zieles seine Lebensaufgabe gesetzt, er hat mit grossem Geschick und Glück und einer anerkennenswerten Ausdauer in Görbersdorf alle Einrichtungen, welche zum Aufblühen seiner Kurhäuser daselbst dienen konnten, getroffen und dabei ein grosses administratives Talent gezeigt. Aber auch seine ganze schriftstellerische Thätigkeit war nur auf diesen einen Punkt gerichtet, für Görbersdorf Propaganda zu machen. Er gerierte sich dabei vielfach so, als ob die in dieser Beziehung in Betracht kommenden Faktoren von ihm erst aufgefunden worden wären, und gleich in seiner ersten Schrift, welche über diesen Gegenstand im Jahre 1856 erschien, stellte er nach dieser Richtung hin Behauptungen auf, welche nicht überall mit der Wahrheit übereinstimmten. Es kann und soll hier nicht meine Aufgabe sein,

Schiffer auf dem Meere oft sein ganzes Hab und Gut von den stürmischen Wellen verschlungen sieht, wie der Gläubige, der verfolgt, gegeisselt und verhöhnt das »Kreuz« küsst, das ihn zu leiden heisst; wie Galilei ausrief: »Und die Sonne (?!) bewegt sich doch«, so habe auch ich in dem tiefen Schacht der Wasserheilanstalt zu Gräfenberg unter Leitung des grossen Wasserarztes Vincenz Priessnitz sechs volle Jahre mühsam und mit Lebensgefahr gearbeitet, habe »Gold« gefunden und habe es zum »Nutzen« der Menschheit gegeben; auch ich habe in den zürnenden Wellen des Lebens, bei Errichtung der von mir gegründeten Wasserheilanstalt zu Görbersdorf, Kreis Waldenburg in preussisch Schlesien, mein ganzes Hab und Gut verloren, und dennoch steure ich, auf einem Brette nur, nach dem von mir entfernt liegenden Lande, wo ich in jedem Hause, in jeder Wohnung eine »eigene Wasser-Heilanstalt« sehe; auch ich bin von Verfolgern befeindet und von Bedrängniss heimgesucht und küsse das »Kreuz« unseres Gottes, der mich zum Wohle der leidenden Menschheit die »Wasserkur« verkünden lässt, auch ich rufe meinen Gegnern überzeugungsfest wie Galilei zu: »Und die Wasserkur ist das grosse Heil der Menschheit« etc. Weiterhin stellt sie diese Broschüre als einen Bruchteil aus einem grossen »Lehrbuch der ganzen Hydrurgie« dar, welches sie jetzt schreibe. Veröffentlicht ist ein solches nicht. Wahrscheinlich ist sie nicht lange nachher gestorben.

nach allen Richtungen hin nachzuweisen, wie Brehmer sich um die Geschichte der Heilbestrebungen gegen Lungenschwindsucht, wenigstens in seinen ersten Schriften, wenig eingehend bekümmerte, wie er seinen Anhängern und Lesern direkt oder indirekt den Glauben beibringen wollte, als ob diese Anschauungen ihm zu verdanken seien, als ob seine Ideen etwas ganz Neues seien.

Ich will nur zwei Punkte hier näher berühren. Brehmer bemüht sich, in seiner ersten grösseren im Jahre 1856 erschienenen Schrift im weiteren Verfolgen seiner Doktordissertation den Nachweis zu führen, dass er zuerst die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht sicher erwiesen habe; er geht dabei über die von ihm angeführten Untersuchungen von Benno Reinhardt (1850),[1]) welche sich mit dieser Frage direkt gar nicht befassen, hinaus, indem er sie teilweise zu widerlegen sucht. Er hat dabei aber weder in seiner Dissertation (1853),[2]) noch in der erwähnten ersten grösseren Schrift (1856)[3]) eine spätere Arbeit von Reinhardt, welche im September 1852 nach Reinhardts Tode (14. März 1852) von Rudolph Leubuscher veröffentlicht wurde,[4]) und in welcher Reinhardt (S. 73) auf das Bestimmteste sagt, dass dem gleichzeitigen Auftreten der Tuberkulose in verschiedenen Organen, dem Tuberkulisieren der Exsudate ein Allgemeinleiden, eine Verderbnis der Säftemasse zu Grunde liegt, sei gewiss mit Entschiedenheit anzunehmen, und dass dafür vor allem die hereditäre Anlage spreche, und welche ihm deshalb schon bei der Abfassung seiner Dissertation bekannt sein musste, irgendwie erwähnt. Ich gehe auf die Unrichtigkeit dieser Behauptung Brehmers in Bezug auf die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht hier nicht näher ein, sondern verweise nur auf die unzähligen Beweise derselben, welche

[1]) Über die Übereinstimmung der Tuberkelablagerungen mit den Entzündungsprodukten: Annalen des Charitékrankenhauses zu Berlin. Berlin, 1850, I. S. 362—389.

[2]) De legibus ad initium atque progressum tuberculosis pulmonum spectantibus. Dissert. inaug., Berolini. 1853, 8⁰ (29 pp.).

[3]) Die Gesetze und die Heilbarkeit der chronischen Tuberkulose der Lunge. Ein Beitrag zur pathologischen Physiologie. Berlin, 1856, 8⁰ (86 S.).

[4]) Benno Reinhardts pathologisch-anatomische Untersuchungen. Nach seinem Tode zusammengestellt und herausgegeben von Rud. Leubuscher. Berlin, 1852, 8⁰ (XII. 144 S.). IV. Tuberkulisierung der Exsudate und Tuberkulose überhaupt (S. 63-75).

Ullersperger[1]) aus der medizinischen Litteratur von Hippokrates bis auf Brehmer und über ihn hinaus vorgebracht hat.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Bedeutung des Einflusses des Höhenklimas auf die Lungenschwindsucht. Als Brehmer im Jahre 1854 die verkrachte Kaltwasserheilanstalt seiner Schwägerin erworben hatte, suchte er sie für anderweitige Zwecke nutzbar zu machen, und er kam infolge seiner früheren Beschäftigung mit der Lungentuberkulose, welche er in seiner Dissertation gezeigt hatte, auf den Gedanken, dort Lungenkranke aufzunehmen und die daselbst gegebenen Heilagentien zur Heilung derselben zu verwenden. In seiner Dissertation vom Jahre 1853 ist von der Behandlung der Lungentuberkulose überall nicht die Rede. Ob in der deutschen Bearbeitung derselben, welche im Jahre 1854 erschienen sein soll, eine solche Erweiterung des Themas enthalten ist und ob dieselbe geschrieben ist, als Brehmer sich schon in Görbersdorf angesiedelt hatte, ist mir unbekannt, da ich diese deutsche Bearbeitung trotz aller Bemühungen mir nicht habe verschaffen können. Sie ist weder in Göttingen, noch in Berlin, noch in Jena vorhanden, noch antiquarisch zu erlangen, ja ich habe selbst ihren Titel und ihren Umfang in keinem der bibliographischen grossen Nachschlagewerke auffinden können, so dass ich sehr daran zweifle, ob dieses Werk überhaupt jemals existiert hat. Die erste Arbeit, welche nach dieser Zeit erschien und deren Vorwort vom Januar 1856 aus Görbersdorf datiert ist, geht, nachdem sie die Heilbarkeit der Lungentuberkulose erörtert hat, auf dazu zu verwendende Mittel über, beschäftigt sich indessen zunächst nur mit der Prophylaxe. Er sagt (S. 62, 63): »Wir wissen nun jetzt — was uns bisher gefehlt hat, — welche Wege die Natur zu ihrer Heilung eingeschlagen hat, resp. einschlagen kann. Wir können diese nunmehr, da wir sie jetzt kennen, auch betreten und so also die Tuberkulose auch durch unsere Kunst heilen, da wir nicht mehr gegen die grosse unbekannte »Dyskrasie« operieren, wir vielmehr klare und bestimmte Indikationen uns stellen und dieselben auch erfüllen können.«

»Dies genauer auszuführen gehört jedoch nicht hierher und würde ohne genaue Krankengeschichten auch kaum möglich sein. Ich breche daher hiervon einstweilen ab, will jedoch hier an

[1]) Die Frage über die Heilbarkeit der Lungenphthisen, historisch, pathologisch und therapeutisch untersucht. Würzburg, 1867, 8° (VIII. 275 S.).

dieser Stelle noch einiges über die Prophylaxis sagen, die nie von den zur Tuberkulose Prädisponierten ausser acht gelassen werden sollte.«

»Obenan steht hier, wie auch Frey (Vierordts Archiv 1851 S. 70) angibt:

1. Gymnastische Übungen;
2. Aufenthalt auf hohen Bergen, resp. wie ich modifizierend hinzufüge, Aufenthalt im Gebirge.«

Brehmer sucht nun die Behauptungen Freys, dass infolge davon, dass auf hohen Bergen wegen der daselbst verdünnteren Luft weniger Sauerstoff eingeatmet werde und deshalb der Körper gezwungen werde, tiefere Einatmungen zu machen, um die nötige Sauerstoffmenge aufzunehmen, damit zu widerlegen, dass er nachweist, dass die zahlreichen Untersuchungen der atmosphärischen Luft in der Ebene, an der Meeresküste und in den verschiedenen Höhenlagen stets absolut die gleiche prozentische Zusammensetzung der Luft ergeben habe. Brehmer bedenkt nicht, dass es bei dieser Frage sich darum handelt, dass mit der grösseren Erhebung über dem Meere, mit jedem weiteren Hinaufsteigen auf die Berge die Luft verdünnter wird, sich dabei ausdehnt und so dasselbe Luftgewicht einen grösseren Raum einnimmt, so dass also auf den höheren Bergen ein Kubikfuss als Gemäss überhaupt weniger Luft dem Gewichte nach enthält, als an den nur wenig oder gar nicht über dem Meere sich erhebenden Ebenen, dass also auch der Gehalt an Sauerstoff, der Quantität nach, ein geringerer ist, während natürlich das Prozentverhältnis zwischen Sauerstoff und Stickstoff der atmosphärischen Luft in jeder Höhenlage absolut dasselbe bleibt. Es ist also unbestreitbar wahr, dass infolge des geringeren Quantums Sauerstoff in einer gegebenen Menge Luft auf den Bergen der Mensch dort, wenn er das gleiche zu seinem Leben notwendige Quantum Sauerstoff in seine Lungen aufnehmen soll, die Kapazität der Lungen vermehren muss, also genötigt ist, tiefer zu atmen, was dann in Verbindung mit manchen anderen Faktoren die bekannten, freilich nicht immer günstigen Einwirkungen auf krankhafte Zustände der Lungen hat. Später in seiner 1857 erschienenen Schrift hat Brehmer[1]) selbst

[1]) Die chronische Lungenschwindsucht, ihre Ursache und ihre Heilung. Für vorurteilsfreie Ärzte und gebildete denkende Laien dargestellt. Berlin, 1857, 8° (X. 204 S.).

schon manche der schon vor seiner ersten Schrift publizierten, von anderen angegebenen Thatsachen für den günstigen Einfluss der Luft der höheren Gebirge auf den Stoffwechsel im allgemeinen und auf die Verhütung und Heilung von Lungenschwindsucht im speziellen angeführt und insbesondere die im Jahre 1853 erschienene medizinische Geographie von Caspar Friedrich Fuchs vielfach benutzt. Es dürfte indessen von nicht geringem Interesse sein, die von Brehmer nicht angeführten Schriften über den Gebrauch und die Einwirkung der Höhen-, resp. Gebirgsklimate bei Lungenschwindsucht, welche schon im Altertum und durch das Mittelalter hindurch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts veröffentlicht worden sind, vorzuführen, wobei ich mich, abgesehen von dem Altertum und dem Mittelalter, nur auf die in deutscher Sprache veröffentlichten Schriften beschränke, da mir bekannt ist, dass Brehmer fremder neuer Sprachen, insbesondere der englischen, nicht mächtig war.

Schon im frühesten Altertum kannte und schätzte man den günstigen Einfluss des Aufenthaltes auf Bergen und in Wäldern auf die Gesundheit. Vercoutre[1]) führt (Tom. 6 pag. 273ff.) näher aus, dass die Asklepiostempel Sanatorien gewesen seien, welche durch ihre Lage auf Bergen und in Wäldern sehr geeignet waren, den dahin gebrachten Kranken Heilung zu verschaffen.

[1]) La Médecine sacerdotale dans l'antiquité grecque: Revue archéologique, Paris, 1885, Tome 6, pag. 273—292; 1886, Tome 7, pag. 106—123. Vergl. auch: Vercoutre, La Médecine publique dans l'antiquité grecque: daselbst, Févr.—Juin 1880, N. Sér. Vol. 39, pag. 99—110; 231—246; 301—321; 348—362. - Die oben erwähnte (p. 273ff.) Stelle lautet: »De demontrer que la thérapeutique des temples d'Esculape les seuls temples vraiment médicaux de l'antiquité, a été rationelle et scientifique.« Und pag. 274: »Les principaux de ces temples nous sont assez bien connus: observez, que pour la plupnrt, ils étaient situés dans des lieux salubres, soit que les uns fussent construits sur le sommet de montagnes, soit que les autres, sinon tous, comme le soutient Littré (Hippocr. Oeuvres t. I. pag. 10), fussent entourés d'un bois sacré: remarquez encore, que beaucoup avaient été élevés dans le voisinage de sources minérales. N'est-il pas clair que cette situation même des temples devait être merveilleusement propice à la guérison des malades, lesquels en outre du voyage qu'ils venaient, pour la plupart, d'accomplir, trouvaient dans ces abris sacrés un air nouveau, assaini soit par l'altitude, soit encore par la vigueur de la végétation? N'est-il pas évident que, dans ces conditions, les malades, en proie surtout aux affections endémiques particulières à un pays chaud et fiévreux, se rendaient à de véritables Sanatoria, établis justement dans des conditions hygiéniques qui président à l'installation de nos propres lieux de refuge et de guérison?«

Insbesondere war dies bei Lungenkranken der Fall. Später (pag. 286) gibt Vercoutre einige Beispiele, dass man in diesen Tempeln die Phthise mit Eselinnenmilch und Trinken von Ochsenblut geheilt habe. Ein anderer, von schwerer Hämoptysis befallener Kranker erhielt Fichtensamen mit Honig vermischt, den Tag über zu nehmen, worauf die Hämoptysis stand. Man benutzte in diesen Tempeln auch gymnastische Übungen zur Heilung von Krankheiten.

Hippokrates (460—375 v. Chr. Geb.) spricht an verschiedenen Stellen seiner Schriften, besonders in der *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* (de aëre, aquis et locis) über die Einflüsse des Klimas, der Winde, der Jahreszeiten etc. auf die Entstehung und Heilung von Krankheiten, allein bestimmte Angaben über Höhenklimate und ihre Beziehungen zu Lungenkrankheiten finden wir bei ihm nicht.

Aretaeus aus Cappadocien (gegen Ende der Regierung Neros lebend; andere, wie Ermerins, lassen ihn einen Zeitgenossen Galens sein) spricht sich über die Behandlung der Phthisis durch Ortswechsel und Milch ausführlicher aus,[1]) allein auch er erwähnt nichts von Höhenklima und seinen Beziehungen zur Verhütung oder Heilung von Lungenkrankheiten.

Cajus Plinius Secundus Caecilius, der Neffe (62—107 nach Chr. Geb.) spricht in seinen Briefen[2]) von einem Freigelassenen Zosimus, welchen er wegen Bluthustens zuerst längere Zeit nach Ägypten mit gutem Erfolge schickte und dann, als derselbe nach seiner Rückkehr bald wieder von dem Übel befallen wird, zu

[1]) Aretaei Cappadocis quae supersunt. recensuit et illustravit Franc. Zach. Ermerins. Trajecti ad Rhenum, 1847, 4°, pag. 259, 431.

[2]) Epistolarum Lib. V. No. XIX. Es heisst daselbst: »Quod si essem natura asperior et durior, frangeret me tamen infirmitas liberti mei Zosimi, cui tanto major humanitas exhibenda est, quanto nunc illa major aget.« »Accedit longa jam caritas hominis, quam ipsa pericula auxarunt. Est enim ita natura comparatum, ut nihil aeque amorem incidet et accendat, quam carendi metus, quem ego pro hoc non semel patior. Nam aliqnot annos, dum intente instanterque pronuntiat, sanguinem rejecit, atque ob hoc in Aegyptum missus a me, post longam peregrinationem confirmatus rediit nuper: deinde dum per continuos dies nimis imperat voci, veteris infirmitatis tussiculo admonitus, rursus sanguinem reddidit. Qua ex causa destinavi eum mittere in praedia tua, quae Forojulii possides. Audivi enim te saepe referentem, esse ibi et aera salubrem, et lac ejus modi curationibus accommodatissimum. Rogo ergo, scribas tuis, ut illa villa, ut domus pateat.«

einem Freunde auf dessen Villa in der Nähe von Forum Julii [1]) schicken will, damit er daselbst gesunde.

Zur Anwendung des Aufenthaltes von Lungenkranken auf Bergen in seiner Zeit und in den folgenden Jahrhunderten trug am meisten die Empfehlung von Claudius Galenus, dem grossen pergamenischen Arzte (130—200 nach Chr. Geb.), bei. Galen empfahl, wie er an mehreren Stellen in seinen Schriften mitteilt, [2])

---

[1]) Ersch und Gruber, Encyklopädie, 1848, T. 47, S. 33 sagen: Forum Julii oder Julium, in Noricum gelegen, im Lande der Karner; ob durch Cäsar oder einen andern des Geschlechtes der Julier angelegt, wissen wir nicht, wahrscheinlich sollte es als Mittelpunkt der karnischen Bevölkerung, die hier ihren Gerichtssitz hatte, dienen, daher auch Plinius (Naturalis Historiae Lib. III, Cap. 19, Sect. 23) Forojulienses, cognomine Transpadani anführt. Später, als die Volker des Nordens in Italien eindrangen, ward der Ort im 6. Jahrhundert von den Longobarden besetzt und erhob sich bei dem Sinken des nahen Aquileja zum Sitze einer Herrschaft und zum Hauptorte von Istrien (vergl. Paulus Diaconus, II. 14, IV. 38, VI. 51, und Cassiodor. Varro XII. 26, Civitas Forojuliensis), bis später infolge wiederholter Verheerungen die Stadt wieder herabsank und jetzt noch in dem heutigen Friaul (Friuli, Cividal di Friuli) erkenntlich ist (s. Cluverius, Philipp., Italia antiqua. Guelferbiti, 1659, 4°, pag. 140. 141). — Mannert, Konrad, Geographie der Griechen und Römer. T. 9, Abt. 1, S. 79, Leipzig 1823, 8°. sagt: Forojuliensis, s. Ptolemaeus Julium (τὸ φόρος Ἰουλίου), später Friuli. Später soll die Stadt Venzone genannt sein, Grenzfestung in den Alpen zwischen Aquileja und der Donau.

[2]) Clandii Galeni. Opera omnia. Editionem curavit D. Carol. Gottl. Kühn, Tom. X, pag. 360 etc. Methodus medendi Lib. V. Cap. XII. »Equidem ulcera quae in asperae arteriae interiore sunt tunica, et potissimum quae laryngi sunt vicina, aut etiam in ipsa, haec et curationem recipiunt et nos non paucos ita laborantes sanavimus. Sane curationem eorum hinc maxime invenimus. In gravis hujus pestilentiae initio, quae utinam aliquando cesset, juveni cuidam, quum novem jam dies negrotasset, totum corpus ulceribus scatebat, veluti omnibus fere qui evaserant. Eo die etiam tussiebut paullulum. Postride vero ubi se laverat, illico et vehementius tussivit et tussi expulit crustulam, quam ephelcida vocant. Eratque homini sensus manifestus ulceratae portis in aspera, quae in collo est, arteria prope jugulum. Quin aperto quoque hominis ore fauces ejus inspeximus, numquid in iis alicubi ulcus esset; sed nec sic inspectantibus apparuit affectum esse; et plane laboranti sensus ejus aliquis manifestus ex comestorum bibitorumque transitu fuisset, si illic ulcus fuisset. Quin etiam ex aceto et sinapi certioris notitiae causa quaedam ei devoranda dedimus. Sed nec horum quicquam eum momordit, et sensus doloris manifeste in collo erat, quo loco etiam adeo irritabatur, ut tussire impelleretur; suasimus itaque reniti quantum posset nec tussire. Quod et fecit eo certe facilius quod exiguum erat, quod procitabat, et nos omnibus modis operam dedimus, ut ulcus ad cicatricem perveniret, foris medicamentum aliquod siccaret imponentes, tum cubanti supino humidum aliquod ex iis medicamentis quae ad ejusmodi ulcus facerent exhibentes, ac jubentes id

den Aufenthalt auf Bergen in der trockenen leichten Luft da-

---

in ore continere, paulatimque permittere in asperam arteriam defluere. Sic igitur faciens sentire se manifeste ajebat adstringentis medicamenti circa ulcus vim, sive ea vis huc transmissa est, sive medicamentum ipsum roris specie in arteriam ad ulcus defluxit, et tanquam percolatum est. Erat autem nec aeger ipse medicinae imperitus, sed ex iis quidam qui ex usu et exercitatione empirice medicabantur. Ergo sentire se ajebat tum medicamentum in arteriam defluere, tum tussim quoque aliquando movere; obluctabatur tamen plurimum ac tussim cohibuit. Igitur ipse quoque sua sponte Romae quidem, ubi correptus fuerat, triduum etiamnum post nonum diem est moratus; post hoc conscenso navigio primum per flumen ad mare navigavit; quarto die post navi pervenit ad Tabias, ususque est lacte, quod et mirificam plane vim habet, nec sine causa praedicatus. De cujus usu aliquid dicere oblatum nunc tempus videtur, nec de eo tantum quod apud Tabias habetur, verum etiam de alio omni. Neque enim iis modo qui Italiam incolunt est succurrendum, sed quoad fieri potest, qui ubivis habitant gentium, Igitur ad lac quod in Tabiis habetur commendandum multa concurrunt, et locus ipse satis editus et aër illi circumdatus siccus et pascuum pecoribus salubre. Atque hoc quidem alibi quoque arte praeparare licebit, si quis in colle modice edito herbas fruticesque serat, qui salubre simul adstringensque lac reddant, quorum exempla paulo post dicentur. Caeterum ut ambientem aëra similem reddas fieri omnino nequit, eligere tamen simillimum ex ea quae datur aërum copia licet. Simillimus autem is fuerit cui eadem adsunt quae illi, altitudo collis mediocris, via a mari ad ipsum triginta stadia, ampliusque aliquid, sed non multo; locus autem ipse versus mare, nempe Tabiae, in imo maxime sinu est qui inter Surrentum et Neapolim conspicitur, magis tamen in latere quod ad Surrentum pertinet. Porro totum id latus collis est satis magnus, longitudine ad Tyrrhenum mare porrectus. Inflectitur autem leviter collis hic ad occasum, nec in meridiem in totum plane procurrit. Ergo hic collis ventis orientalibus, euro, subsolano et boreae apertum servat sinum. Conjungitur illi in imo sinu alter collis non parvus, quem et veteres Romani in historiis et qui nunc diligentiores sunt Vesuvium nominant. Celebre nunc novumque nomen Vesuium est, omnibus hominibus notum propter ignem qui in eo ex terra submittitur; quae res non parum mihi ad ambientis aëris siccitatem conducere videtur, et alioqui praeter ipsum ignem, nec stagnum propinquum, nec palus nec fluvius alicujus momenti usquam in sinu habetur. Omnibus vero ventis qui ab arcto ad aestivum occasum perflant, Vesuvius collis objicitur, multusque cinis ab eo ad mare usque pervenit, reliquae videlicet materiae tum quae in eo combusta est tum quae nunc etiam uritur. Omnia haec aërem efficiunt siccum. Licet porro et alibi terrarum eligere collem simili modo siccum, nec longe a mari, nec adeo magnum, ut ventorum impetui sit expositus, nec adeo humilem, ut subjectorum camporum halitum prompte recipiat. Caveatur autem ne ad septentrionem sit versus, ita enim esset aversus a sole. Quod si etiam in temperato orbis loco collis sit, veluti is qui ad Tabias conspicitur, longe majis ad rem pertinent. Hoc in collo sunto herbae quidem agrostis et lotus et polygonon et melissophyllon, frutices vero lentiscus et arbutus et rubus et hedera et cytisus, aliique his similes, atque ita tibi collis praeparatus. Pecora vero quae in colle ad Tabias pascuntur boves sunt. Estque ejus

selbst und den Gebrauch einer Milchkur und erzielte mit dieser Behandlung so zahlreiche günstige Erfolge, dass diese Behandlung der Lungenschwindsüchtigen Jahrhunderte hindurch gehandhabt wurde. Galen empfahl besonders den Ort Tabiae in den Bergen am südlichen Abhange des Gebirgsstockes des Vesuvs. Es ist jetzt schwer, ja wohl ganz unmöglich nach den vielen vulkanischen Umwälzungen, welche die dortige Gegend vor und nach den Zeiten Galens erlitten hat, die von Galen als Tabiae bezeich-

animalis lac spissum ita, ut asinorum tenue. Ego vero ne quod lactis genus usui desit, ex vaccis crassum, ex asinis tenue, ex capris medium amborum et boves et asinos et capras in pascua depulerim. Veteres vero etiam mulierum lactantem iis qui phthoe consumerentur adstare voluerunt, quorum sententiae ipse quoque accedo et quod familiare id sit et quod priusquam ab ambiente aëre refrigeretur, id sumi voluerint. Atque hoc tibi de lactis usu pro maximo praecepto sit, ut ii quibus eo est opus, omnino id est ante animali statim mulctum bibant, etiam melle injecto, si cui cogi in ventriculo soleat; quod si ipsum descendere ad alvum citius cupias, etiam sale. Atque ille quidem adolescens. quum ulcus in arteria ex pestilenti morbo haberet, sanatus est, ac post eum similiter alii. Alter vero adolescens annos natus circiter decem et octo, quum multis diebus ex destillatione laborasset, primum quidem sanguinem floridum cum tussi expuit non saue multum, postea vero etiam tunicae ipsius partem, quae tegens intrinsecus totam arteriam, in fauces et os per laryngem ascendit. Videbatur autem mihi tam ex crassitudine ejus conjectanti tum aegri sensu ipsius laryngis esse internum corpus; quia etiam laesa illi homini ex eo vox est, atque sic longiore quidem tempore, sed tamen sanatus est. At qui ex pestilentia hoc vitio laborarunt, propterea mihi facile sanari videntur, quod praesiccatum iis praepurgatumque totum corpus fuerit, quippe quum et vomuerint ex iis nonnulli, et omnibus venter profluxerit. Atque quum ita jam vacuati essent qui evasuri erant, iis exanthemata nigra toto corpore consertim multa apparuerunt, ulcerosa quidem plurimis, omnibus certe sicca. Eratque intuenti perspicuum reliquias eas esse sanguinis qui in febre putruerat; quas veluti cinerem quempiam natura ad cutim trusisset, sicuti alia ex superracuis nonnulla trudit. Verum medicamentis ad ejusmodi exanthemata opus non fuit, quum siderent sua sponte ad hunc modum; aliis quidem quibus videlicet exulcerata summa pars fuit, decidit ipsa ulceris summa superficies, quam ephelcida nominant; deincepsque quod reliquum fuit propinquum sanitati erat, ac post unum duosve dies ad cicatricem pervenit, aliis quibus scilicet ulcerata summitas non est, exanthema quidem ipsum et asperum et scabiosum erat, decidit vero veluti squama quaedam. ac dehinc omnes fuere sani. Nihil itaque miri si etiam ii, quibus ejusmodi exanthemata in pulmone sunt orta, propter ulcerum siccitatem sunt sanati. Quem namque in caeteris ulceribus universis supra monstravimus curationis esse scopum, hic jam iis quae ex pestilentia sunt orta praesto fuit. Omnia namque sicca et aspera fuere, plurima quidem scabiei, quaedam vero etiam leprae similia. Ergo quum experientia rationi attestetur ulcerum curationem hunc habere unum sanationis finem, ut siccentur, poterit quispiam ex iis, qui sanguinem ex pulmone rejiciunt, servare permultos, ita ut nos fecimus.«

nete Lokalität auf eine bestimmte Gegend der jetzt dort vorhandenen Konfiguration zurückzuführen. Jedenfalls kann es wohl das am Meer gelegene Stabiae (das jetzige Castellamare) nicht gewesen sein, da dieser Ort im Jahre 79 nach Chr. Geb., also schon vor Galen zugleich mit Pompeji durch die grosse Eruption des Vesuvs verschüttet worden war und schwerlich zu Galens Zeiten schon wieder aufgebaut worden war. In neuerer Zeit haben besonders Friedr. Küchenmeister in Dresden [1]) und H. Jul. Thomas, Arzt in Badenweiler [2]) sich eingehend bemüht,

[1].) Küchenmeister sagt in: Geschichte und Darstellung der Lehre von dem Nutzen der Höhenklima besonders für Phthisiker. Wien 1869, S. 14 Anmerk. (Sep.-Abdr. aus der Allg. Wien. Med. Ztg.): »Wahrscheinlich lag das alte Tabiae näher dem Gebirge selbst, 30 Stadien = etwa 1 deutsche Meile hinter Stabiae. Der Höhenzug. von dem Galen spricht, ist der, der sich von Punta della Campanella gegen den 2800 Par. Fufs hohen Monte Albino hin zieht. Man sieht auf der Karte, er geht im allgemeinen gegen Westen hin abfallend, hält aher mehr die Richtung nach SW. ein; einzelne Ausläufer gehen nach Chyerolo, S. Lazaro und Mafori hin ganz gegen Süden. Der geschlossenste Distrikt des ganzen Gebirgszuges ist der folgende: westlicher Flügel: Capparica südlicher oder südöstlicher Flügel: von M. St. Angelo bis zu dem Hügelzuge, der nach S. Lazaro geht; dann der östliche oder nordöstliche Flügel bis gegen den M. Ceriti hin. Gerade dieser Distrikt, mit der Hügelkette von Capparica bis Monte Ceriti im Rücken und mit dem offenen gegen den Sarno gerichteten Land von Cap d'Orlando über Castellamare, Stabiae und von da in gerader Linie über Casola bis zum M. Ceriti scheint das Gebiet gewesen zu sein, wohin die Römer ihre Lungenkranken sendeten. Und in der Umgegend von Pimonte wird man das eigentliche Tabiae der Alten zu suchen haben. Man sieht, es war dies ein ausserordentlich geschützter Raum, der vor den widerwärtigsten von Afrika und Grossgriechenland herwehenden Süd- und Südost- und Ostwinden ganz geschützt war, nur spärlich nordöstlichen und Nordwest-Winden den Zutritt gestattete, am meisten den letzteren, vor ganz direkten Nordwinden aber durch den freilich etwas entfernt liegenden Vesuv geschützt war. Wenn auch von diesem der Schutz nicht allzugross war, so bleibt jener Distrikt doch immerhin ein herrliches Asyl gegen die quälendsten und hässlichsten Winde Italiens und zumal die im Fruhling wehenden. Wenn uns die italienische Regierung personlichen Schutz und Sicherheit in jenen Gegenden garantieren könnte, dann würde jenes schöne Gebirgsthal auf der zwischen den beiden zum etrurischen Meere gehorigen Golfen, dem Golf von Neapel und dem von Salerno gelegenen Landzunge ein heilsames Asyl für unsere Lungenkranken wiederum werden konnen, die wir von gegen Anfang März bis zum Mai von den Alpen dahin senden wollen.« In einem späteren Aufsatz: Noch einmal das Hohensanatorium der Galen, in der Nähe von Tabiae (Stabiae, heute: Castellamare) in: Allg. Wien. Med. Ztg 1870 No. 19 und 20, gibt Küchenmeister an der Hand einer kleinen Kartenskizze noch weitere Erläuterungen uber die dortige Gegend.

[2]) Nach ausfuhrlichen, oben berührten Erorterungen kommt Thomas (Über

die Lage dieses Ortes festzustellen. Thomas erörtert ausführlich die Kontroverse, ob Tabiae und Stabiae identisch seien, und bespricht den im Mittelalter viel erörterten Mons lactarius (τὸ γάλακτος ὄρος, Milchberg, jetzt Monte Lettere genannt), an welchem der letzte König der Ostgoten Teja im J. 552 mit dem Reste seines Volkes zu Grunde ging, und vermutet, dass in der Nähe des heutigen Lettere das alte Tabiae Galens gelegen haben müsse. Es dürfte übrigens gegenwärtig sehr schwierig, ja wohl unmöglich sein, jetzt noch die damaligen Örtlichkeiten nach 13, resp. 18 Jahrhunderten näher festzustellen, da dieselben in diesen Zeiträumen offenbar durch Lavaergüsse, Erdbeben etc. vielfach verändert worden sind. Übrigens hat sich der Ruf von Tabiae noch lange nach Galen erhalten, wie u. a. ein Brief von Symmachus (4. Jahrh. nach Chr.)[1]) beweist.

Aus dem Mittelalter führe ich weiterhin nur die Äusserungen von Paracelsus (1493—1541) über den mächtigen günstigen Einfluss des Gebirgsklimas auf die verschiedenen Krankheiten an.

den klimatischen Kurort Galens Tabiae: Göschens Deutsche Klinik, Berlin, 16. Januar 1875, S. 17—21) zu folgendem Ausspruche: »Nach allem dem glauben wir berechtigt zu sein, mit Cluverius (Italiae antiquae Tom. 2. Lib. 4. Lugd. Batav. 1624 fol.) das heutige Lettere, 1¾ Stunden (circa 30 Stadien) ONO. von Castellamare als denjenigen Ort zu bezeichnen, dessen Umgebung Galen mit Tabiae gemeint hat. Die kleine Stadt, welche Sitz eines Bischofs ist und circa 4000 Einwohner zählt, hat eine herrliche Lage zur Seite des reich mit Wein bepflanzten Gebirges und gewährt eine prachtvolle Aussicht auf die lachende Umgebung und das Meer. Ein Beweis, für wie gesund man die ganze Umgebung des heutigen Castellmare hielt, geht auch aus dem Namen hervor, welchen das von Karl II. von Anjou (also im 13. Jahrhundert) erbaute Haus zu verschiedenen Zeiten erhielt. Damals hiess dasselbe Casa sana (gesundes Haus) und es diente in der neapolitanischen Pest dem König Ladislaus und seiner Schwester Johanna II. zur Wohnung; nach der Renovierung unter Ferdinand I. (1759 bis 1825) wurde das Schloss Quisisana (Qui-si-sana, hier gesundet man) genannt.«

[1]) Der Brief lautet: Symmachus Nicomachis filiis: »Amicitia animis non annis aestimatur; rudis igitur tibi eorum non videntur aspectus, quorum in te cultus annosus est. hoc eo spectat, ut noveris Auxentium et Marianum filios meos prudentissimos juvenes inter laudatores tuos loco priore censeri, atque ideo non cognoscendos novo aditu, sed amoris foedere et religione recolendos, nunc illis proficiscendi adtulit causam medicorum coactu imperata curatio nam Stabias ire desiderant, ut reliquias longae aegritudinis armentati lacte depellant; sed majorem indicant in tuo congressu esse medicinam tibi igitur adsignabitur eorum sanitas, si remediis herbarum salubrium fomenta benignitatis adjiceris vale.« (O. Aurelii Symmachi Quae supersunt. Edidit Otto Seeck, Berolini, 1883, 4°, pag. 158 (Lib. VI. Epist. XVII (XVIII) in: Monumenta Germ. historica etc.)

Derselbe hatte 1525 auf einer Rückreise von Italien nach der Schweiz das Veltlin genauer kennen gelernt [1]) und rühmt die heilende Einwirkung der Luft dieses Thales (in seinem oberen Teile, wo Bormio 1448 m oder 4460 Pariser Fuss über dem Meere liegt).[2])

Aus dem 17. Jahrhundert will ich hier nur auf das berühmte Werk von Richard Morton (1635—1698) hinweisen,[3]) in welchem

[1]) Meyer-Ahrens, Ostrhätische Studien. S. 25.

[2]) Paracelsus sagt in seinem Buche: Von den tartarischen Krankheiten im Kap. 15, welches von der »Ordnung und Regimine, wie im Tartaro procedirt soll werden« handelt: »Darumb soll man nit allemal bleiben in dem (was) des Lands Art ist und des Land gibt, sondern suchen, das gesund ist, der Frömbde in solchen Nöten sich nit äussern zu ersuchen. Also soll je ein Land dem andern Hülf beweisen, der Rhein der Donau, die Donau dem Rhein, Welschland dem Teutschland, Teutschland dem Welschland, ein jegliches an dem, in welchem dem andern mag geholfen werden« ... »Dann allemal findt man Guts und Böses in einer jeglichen Art; dazu gehört das Examen, dass ein Arzt wisse, was in einer jeglichen specie sey, damit nicht verboten werde ein Ding, und ein böseres erlaubt. wie dann die doctrinae librorum copiose anzeigen, deren Regimen, Diät, gar aus keinem Examen hervorgeht, sondern allein aus Gedunken, das doch einem Arzt übel ansteht.« ... »Wer da will ein Arzet sein und sitzet in seinem Vaterland mit Ruh, der soll wissen, dass er seines Vaterlandes Art und Tartarum kenne und nachfolgend dasselbig an jeder species besonders der Speis und des Tranks erkenne. Denn so Du in Deinem Lande sitzest und bist wohnhaft dazu eine lange Zeit gewesen, und weisst nicht das Examen des ganzen Lands, was in jeglichem Ding sey: so bist Du nicht werth, dass Dich der Erdboden tragen soll, von wegen Deiner Unwissenheit.« ... »Wo in Cura (Tartari) das Regimen nicht gehalten wird, so ist alle Medezin vergebens, und es bedarf ein Arzet wohl, dass er vorsehe in solchen Dingen, er sey in welchem Lande er wolle der ganzen Welt. Dann kein Ort ist, da Tatarische Krankheiten nicht zustünden. Wiewol das ist, dass ich für meine Person solcher Länder nie keins erfahren hab', da ich Tartareae aegritudines so wenig gefunden hätt' als allein im Veldtlin: Dessgleichen hat weder Germania, weder Italia, weder Francia, weder das Occident noch der Orient in Europa. Dann im selbigen Land Veldtlin ist in ihren geborenen Einwohnern kein Podagra, noch Colica, noch Contractura, noch Calculus nie erfunden oder erhört worden, dass ich mich auch zum Theil gross wundern muss, und das von viel mehr Ursach halben, so ich hier nicht beschreib: und so ein gesunds Land, in dem was in ihm wächst, dass nicht viel gesunder Ort gefunden mögen werden, soweit mir das Wandern geben hat. Vielleicht mögen solche Regiones mehr seyn, mir aber unwissende: Acht' aber nicht, dass in Europa solche Regiones mehr gefunden werden.«

[3]) Phthisiologia, seu exercitationes de phthisi tribus libris comprehensae. Totumque opus variis historiis illustratum. London, 1689, 8° (411 pag.). Deutsch übersetzt, Helmstädt, 1780, 8° (292 S.).

aber nur ganz allgemein eine gesunde reine Landluft empfohlen wird, neben Mineralwasserkuren und Milchdiät.

Aus dem Ausgange des 18. Jahrhunderts führe ich L. Friedr. Benj. Lentin (1736—1804) an. Er sagt in der Einleitung des unten verzeichneten Buches:[1] »Es gibt da (zu Klausthal im Oberharz) auch eine Jahreszeit, in welcher die Luft ein Gas führt, das jeden Nerven belebt, und das Gefühl der Gesundheit, wenn ich es auf einen anderen Sinn, der mehr bestimmtes hat, übertragen darf, recht anschaulich macht. Dies ist die Zeit der allgemeinen Blüte der Tannen. Wer je in dichtbepflanzten Weinbergen, zur Zeit der Blüte des Weinstocks die Gerüche, die die Luft auf sanften Fittigen entgegenträgt, empfunden hat, wird sehr viel Ähnlichkeit mit dem angenehmen, weinigten und balsamischen Dufte finden, der sich von hohen Tannen in kühle schattige Thäler herabsenkt. Gesünder kann wohl die Luft zu keiner Zeit sein, so gefährlich man auch die Gerüche macht, die Blumen in verschlossene Zimmern streuen. Fünf bis sechs Stunden lang reiset man dann im Walde und fühlt sich bei jedem Atemzug durch den wohlthätigen Geruch gestärkt, nie wird man seiner überdrüssig, und nie macht er müde. Oft habe ich gedacht, drei Wochen Aufenthalt in solcher herrlichen Luft würde die langwierigsten Lungenschäden sicherer und weit angenehmer heilen, als das Kontubernium im Kuhstalle.«

Johann Heinrich Wilh. Klinge, Arzt in St. Andreasberg a. Harz (1766—1840)[2] sagt daselbst S. 29, 30: »Der Ausbildung des skrophulösen und rhachitischen Übels in seinen verschiedenen Formen scheint unsere hohe Gebirgslage nicht sehr günstig zu sein, so sehr auch wohl alle in der Erziehung und Lebensweise liegenden Bedingungen dazu Vorschub zu leisten scheinen. Nur bei gewissen Witterungskonstitutionen kommen unter den Kindern, jedoch nicht sehr häufig und meistens mit kurzer Andauer, Kopfausschläge, Drüsengeschwülste, grindige Nasen, Augenentzündungen als schwache Äusserungen einer skrophulösen Diathesis vor.« Und S. 33: »Obgleich chronische Brustkrankheiten aller Art, und namentlich asthmatische Beschwerden, Brustwassersuchten, mit und ohne Schleim-

[1]) Beyträge zur ausfuhrenden Arzneiwissenschaft. Bd. I, S. 10, 11; Leipzig. 1797, 8°.

[2]) Fragmente aus dem Tagebuche eines Arztes auf dem Oberharz. Stendal, 1812, 12° (166 S.).

husten häufig vorkommen und vorzüglich Bergleute aufreiben, so gehört doch die eigentliche Lungensucht, wenn ich darunter Abzehrung mit wahrem Eiterauswurf verstehe, immer zu den selteneren Erscheinungen, obgleich mehrere Brustübel den trügerischen Schein derselben haben.«

Carl Adolph Ludwig Koch, Arzt in Laichingen, Württemberg,[1]) beschreibt die Bodenverhältnisse Württembergs ausführlicher und erörtert, wie nach der Gebirgsformation sich die darauf wachsende Pflanzenwelt und die Beschaffenheit der Tierwelt richtet. »Ferner spielt die Wärme eine Hauptrolle. Insbesondere ist auch die Sterblichkeit der Menschen von der Lebenswärme abhängig, indem im Januar die meisten Greise und Kinder, im Juli die wenigsten sterben. Die Gebirgsarten besitzen nun aber eine verschiedene Fähigkeit, Wärme an sich zu halten, so dass die Erde auf Sandstein eine weit grössere, Wärme haltende Kraft besitzt, als dies bei Thon, Kalk und humusreichen Böden der Fall ist. Die uns umgebende Luft ist wohl zu allen Jahreszeiten, in allen Weltgegenden, bei jeder Höhe etc. in ihrer inneren Mischung überall gleich, 79 : 21, Stickstoff : Sauerstoff. Ziehen wir jedoch die verschiedene Dichtigkeit der Luft in Betracht, am Meeresgestade und auf Bergen, so leuchtet ein, dass bei einem Atemzuge am Meere mehr Sauerstoffgas den Lungen dargeboten wird, als auf hohen Bergen, oder: ein gleiches Volumen atmosphärischer Luft muss am Meeresgestade viel mehr Sauerstoffgas (und ebenso auch Stickstoffgas) enthalten, als dasselbe Volumen atmosphärischer Luft dieses Gas auf hohen Bergen enthalten kann. Bei einer Höhe von 600 Pariser Fuss über dem Meere und bei einer mittleren Temperatur von $+ 7{,}5^0$ R. findet sich in einem Pariser Kubikschuh atmosphärischer Luft 152 Gran Nürnberger Med.-Gewicht Sauerstoff und 572 (genauer $571^{17}/_{21}$) Stickstoff; bei 4000 Pariser Fuss mit einer mittleren Temperatur von $+ 0{,}7^0$ R. im gleichen Raume 135 Gran Sauerstoff und 508 ($507^6/_7$) Gran Stickstoff. Hieraus ergibt sich, dass unter gewissen Bedingungen (gleich tiefes, schnelles Atmen etc.) ein Mensch dem Gewichte nach mehr Sauerstoff in den tieferen Gegenden einatmet, als in den höher gelegenen. Da wir wissen, dass der Sauerstoff es vornehmlich ist, welcher die Lebensthätigkeit anfacht und z. B.

[1]) Ueber den Einfluss der Gebirge und der Gebirgsformationen auf die Krankheiten des Menschen: v. Ammon, Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie. Leipzig, 1838, Bd. 1, S. 357—368.

Schwindsüchtige so schnell dem Grabe zuführt, so sollte man folgern dürfen, dass in niedergelegenen Orten mehr entzündliche Krankheiten herrschen müssen, als dieses auf hohen Gebirgen der Fall sein könnte. Gerade das Gegenteil lehrt die Erfahrung u.s.w.«

A. E. Flechner in Wien [1]) praktizierte von 1834 an 5 Jahre lang als Bergwerksphysikus in österreichischen und steyerischen Gebirgen. Er hebt vor allem hervor (S. 2), »dass die Gebirgsluft (es versteht sich von selbst, dass hier nicht von Gegenden die Rede ist, die durch anmutigen Wechsel von Thälern und mässigen Hügeln, durch üppigen Pflanzenwuchs und liebreiche, aber lichte Haine sich auszeichnen, sondern von Mittel- und Hochgebirgen es sich handele, deren Verhältnisse sich wesentlich von jenen unterscheiden) keineswegs, wie es gewöhnlich angenommen wird, als oxygenreicher zu betrachten sei, denn die wesentlichen Bestandteile der atmosphärischen Luft, Azot und Oxygen, zeigen immer dasselbe gegenseitige Verhältnis. Nun bleibt es durch das Gesetz der Gravitation entschieden, dass mit steigender Höhe der Gegenden die Luft dünner (das Barometer stand in dem Gebiete der Gebirgspraxis des Verfassers im mittleren Durchschnitte über 11 Linien tiefer, als in Wien), daher in einem bestimmten Volumen, bei unverändert bleibendem Mischungsverhältnisse der Bestandteile, der absolute Gehalt an Oxygen immer geringer werde, folglich bei jedesmaligem Einatmen weniger Sauerstoff dem Blute in den Lungen dargeboten werden müsse, und wohl noch weniger dargeboten würde, wenn nicht durch das bei geringerem Luftdrucke stattfindende tiefere Atmen und die stärkere Ausdehnung des Lungenparenchyms die Natur jenem Verluste so viel als möglich abzuhelfen suchte.« S. 5: »Bergsteigen und Lastentragen werden durch Störung des Atmungsprozesses und des Kreislaufes eine der vorzüglichsten Ursachen von den in Gebirgen so zahlreichen organischen Fehlern des Herzens und der grossen Gefässe, den häufigem Dyspnöen und asthmatischem Leiden.« S. 7: »Einen Gegensatz zu den oben erwähnten Krankheiten der Brustorgane bildet die Tuberculosis, denn diese, und namentlich Lungentuberkulose, ist ziemlich selten in Gebirgen.« Am Schlusse kommt Flechner auf die Arbeit von A. Sauter, Bezirksarzt

[1]) Betrachtung der Gebirgsluft und der Lebensweise der Gebirgsbewohner in Bezug ihres Einflusses auf Blutbereitung und auf das Vorkommen gewisser Krankheitsformen. Med. Jahrbücher des k. k. österr. Staates. Wien. 1840, Bd. 32 (N. F., Bd. 23), S. 1—10.

in Mittersill an der Salzach im Pinzgau, derzeit Kreisarzt in Ried,[1]) welcher gleichfalls die Seltenheit der Lungentuberkulose im Hochgebirge des Pinzgaues beobachtete.

Einen sehr wertvollen Beitrag zum Einflusse des Höhenklimas auf Lungentuberkulose lieferte Brockmann zu Klausthal.[2]) Er sagt: »Nichts ist häufiger und allgemeiner verbreitet, als die Ansicht, die klimatischen Verhältnisse des rauhen Oberharzes seien der zarten Organisation der Lungen feindselig, nichts deshalb auch natürlicher und gewöhnlicher, als die Besorgnisse und Klagen derer, welche, mit irgend einer Schwäche der Respirationswerkzeuge behaftet, vom Schicksale in diese alpinischen Regionen geführt werden. Ärzte und Laien stimmen in dieser Ansicht häufig dermassen überein, dass man glauben sollte, Theorie und Erfahrung haben diesen Satz unumstösslich erwiesen. Und doch ist dem nicht so. Mag immerhin theoretische Induktion und vorgefasste Meinung jenen Ansichten das Wort reden, die Erfahrung liefert ganz andere Resultate, und darauf gestützt muss ich den Satz geradezu umdrehen und, so paradox es auch klingen mag, behaupten: Nichts sei für ein kräftiges Gedeihen, für die Immunität gesunder und selbst für die Heilung kranker Lungen wohlthätiger, als ein Aufenthalt auf diesem Gipfel des nördlichen Deutschlands. Während einer längeren, ausgedehnten Praxis auf dem Oberharze habe ich für die Wahrheit dieser Behauptung so vielfache Belege gefunden, dass ich es wohl an der Zeit halte, die mir nicht unwichtig erscheinenden Resultate meiner Beobachtungen dem ärztlichen Publikum vorzulegen. Und so bitte ich den geneigten Leser mir zu folgen, wenn ich zuvörderst zwei Erfahrungssätze beleuchte, welche vorurteilsfreie Beobachtung zur Genüge bestätigt hat. Diese sind:

1. Die tuberkulöse Lungenschwindsucht ist auf dem Oberharze bei Eingeborenen und solchen Individuen, welche von Jugend auf daselbst gelebt haben, eine ungemein seltene Krankheit;

2. bei einem längeren Aufenthalte auf dem Oberharze ge-

[1]) Die Ursachen des seltenen Vorkommens der knotigen Lungensucht im Pinzgau des Herzogtums Salzburg: Österr. Med. Jahrbucher, Wien, 1836. N. F., Bd. 20. St. 1, S. 57.

[2]) Der Oberharz, ein Schutz- und Heilort für tuberkulose Schwindsucht: Holschers Hannov. Annalen f. d. gesammte Heilkunde. Sept. u. Okt. 1843. N. F., 3. Jahrg., 5. Heft. S. 507—557. Vergl. auch dessen: Über die Lungenmelanose der Bergleute. Das. 1844. N. F. IV, S. 389, 521.

langt unter irgend begünstigenden Umständen die Lungentuberkulose, selbst wenn sie wirklich ausgebildet ist, zu vollkommener Heilung.«

Er bemerkt sodann weiter, dass sich unter der Summe von 80000 Krankheitsfällen, welche er auf dem Oberharze behandelte, nur 23 Kranke aufgezeichnet finden, welche der tuberkulösen Lungenschwindsucht erlagen. »Von diesen aber waren nur 14 Individuen auf dem Oberharze geboren, oder von Jugend auf daselbst anwesend gewesen; die übrigen 9 waren erst in weit vorgerückten Stadien der Lungenschwindsucht dahin versetzt worden. Und von jenen 14 Kranken lebten 11 in den dürftigsten Verhältnissen, welche dem Fortschreiten der Krankheit ungemein günstig waren; bei zweien aber, einem 30jährigen Bergmann und 16jährigen Knaben, fanden Komplikationen statt, welche dem Lungenleiden reiche Nahrung geben mussten.«

»Vorzugsweise selten aber ist die Lungentuberkulose auf den freien Plateaus des Oberharzes, und es lässt sich das Gesetz feststellen: Je höher und freier die Gebirgsfläche, desto seltener die Tuberkulose. Daher steht in dieser Beziehung oben an die Bergstadt Klausthal und Zellerfeld. Am ersteren Orte ist die Lungenschwindsucht so selten, dass von sämtlichen daselbst vorkommenden Todesfällen nicht mehr als 1 Prozent derselben anheimfällt. Häufiger schon, wenngleich im Verhältnisse zu anderen Landesteilen immer noch selten, finden wir die Krankheit in der auf ziemlich gleicher Höhe, jedoch mehr von hohen Bergesgipfeln eingeschlossenen, nicht so frei gelegenen Bergstadt Altenau. Viel häufiger noch in dem viel niedriger und in einem engen Thale liegenden Bergdorfe Lerbach. Dies sind die mir genau bekannt gewordenen Resultate der meinem Bezirke einverleibten Ortschaften.«

Er führt weiter an, dass man früher auf diese Thatsachen nicht gekommen sei, weil man, aus Mangel genauer Untersuchungsmethoden, wie man sie jetzt in der Auskultation und Perkussion besitze, die verschiedenen chronischen Lungenerkrankungen nicht getrennt habe. »Es gibt allerdings auf dem Oberharze eine Lungenphthise, welche daselbst alljährlich manches Opfer fordert, und welche in ihrem ersten Erscheinen von der tuberkulösen Lungenschwindsucht nicht genau unterschieden werden kann, sobald man nicht die mühsam zu erringenden Resultate der Auskultation und Perkussion in sorgfältige Erwägung zieht. Dies ist

die unter dem Namen der Bergsucht bekannte, dem Bergmann eigentümliche Melanose der Lungen. Dieser Krankheit erliegen auf dem Oberharze alljährlich viele Menschen, welche allerdings in dem Totenregister als an Lungenschwindsucht verstorben aufgeführt werden.« So erklären sich die Angaben früherer Ärzte, z. B. Lentins (Memorabilia circa aërem, vitae genus, sanitatem et morbos Clausthaliensium, annorum 1774—1777. Gottingae, 1779. 4°. (144 pp.). pag. 16). »Auch sonst kommen auf dem Oberharze langwierige, meist durch arthritische Einflüsse herbeigeführte Blennorrhöen vor, welche nach vieljähriger Dauer unter hydropischen Erscheinungen tödlich werden.« Auch bei diesen, ebenso wie bei den Melanosen, hat Brockmann bei Sektionen niemals eine Spur von Tuberkulose gefunden.

»Endlich mag auch wohl theoretische Präoccupation mitgewirkt haben, dass die Beobachter durch die Brille sahen. Denn der erste Eindruck, den die Harzluft auf gesunde, und mehr noch auf kranke Lungen macht, ist allerdings derart, dass er wohl glauben machen kann, es sei hier ein arger Feind, der die Lungen bedrohe. Brustschmerzen, Husten, Blutauswurf — das ist die gewöhnliche Reihe von Erscheinungen, welche ein irgend geschwächtes Atmungsorgan hier erleidet, Erscheinungen, welche, wie wir demnächst sehen werden, die heilkräftigen Bestrebungen der Natur deutlich verraten. Aber wie leicht können sie falsch gedeutet werden! Wie natürlich war es, dass selbst Ärzte glaubten, solche Einwirkungen seien ganz geeignet, tuberkulöse Lungen zu gefährden!

Worin, fragen wir nun wohl mit Recht, liegt der Grund zu dieser Seltenheit der Lungentuberkulose auf dem Oberharze? Ich glaube, wir müssen ihn in allgemeinen und örtlichen Verhältnissen suchen.

Zu den ersteren gehört die Seltenheit der Skrophulosis, oder der, meiner Ansicht nach, damit identischen Tuberkulosis überhaupt auf dem Oberharze. Denn es ist eine höchst auffallende Thatsache, dass wir skrophulöse Leiden und überhaupt das, was wir, um es kurz zu fassen, mit Clark tuberkulöse Kachexie nennen, d. h. die eigentümliche Krankheit der Ernährung, deren Produkt unter dem Namen der Skrophel oder Tuberkel allgemein bekannt ist, auf dem Oberharz ungemein selten finden.« Dies ist um so auffallender, als sonst auf dem Oberharz sich alle Bedingungen zur Entwickelung der Skrophulose finden, ungeregelte

Lebensweise, Anstrengung der jugendlichen Kräfte, schlechte Bekleidung, mangelnde Reinlichkeit, erbärmliche Nahrung etc. »Suchen wir eine Erklärung hierfür, so müssen wir drei Punkten vor allem unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden:

1. der herrlichen, reinen Atmosphäre, welche mässig kalt, mässig feucht, bei ihrer Leichtigkeit leicht bewegt und durch unaufhörlich wechselnde Windzüge in regem Leben und unaufhörlichem Wechsel erhalten, zu einer kräftigen Blutbereitung und somit auch zu einer kräftigen Ernährung die sichersten Hilfsmittel darbietet;

2. der unausgesetzten Belebung und Kräftigung aller animalischen Funktionen, der wunderbaren Anregung aller Lebensaktionen, wozu das kräftige Muskelspiel, welches jeder bald ab-, bald aufwärts gleitende Schritt hervorruft, täglich und stündlich Veranlassung gibt;

3. vielleicht auch dem trefflichen, fast chemisch reinen Wasser, welches die Natur hier spendet, und von dem schon Lentin sagte: Incognitum nobis est flumen, quod potum saxea reddit viscera, quod tactis inducit marmora rebus.

Die Vereinigung dieser von der Natur selbst dargebotenen Heilmittel ist wohl imstande, manche Unbilden auszugleichen, welche eine zweckwidrige Ernährung und so viele andere bei der ärmeren Klasse sich täglich erneuernden Potenzen hervorrufen müssen. Wenn aber auf solchem Wege die konstitutionelle Ausbildung der Skropheln verhindert wird, so kann auch nicht so leicht ein örtliches Leiden dieser Art in den Lungen sich entwickeln. Ja es gibt sogar manche Gründe, welche erwarten lassen, dass auf dem Oberharze selbst dann, wenn unter begünstigenden Verhältnissen ein mehr oder minder bedeutender Grad von Skrophulosis dem Organismus aufgedrungen sein sollte, das krankhafte Produkt derselben sich eher in einem anderen Organe, als in den Lungen ablagern werde. Und dies sind die dem Oberharze eigentümlichen Einflüsse auf das Respirationsgeschäft, in denen wir die oben erwähnten, der Ausbildung von Lungentuberkulose ungünstigen örtlichen Verhältnisse finden.

Nachdem Brockmann sich über das so häufige Befallenwerden der Lungen von Tuberkulose äussert und dies in der mangelnden Dekarbonisation des Blutes wesentlich sucht, sagt er: »Hieraus folgt, dass zur Verhütung der Lungentuberkulose eine rasche und vollkommene Dekarbonisation des Blutes in den

Lungen von der grössten Bedeutung ist. Um aber diese zu erreichen, ist neben einem ungeschwächten Bestehen der vitalen Respirationskräfte ein kräftiger, ungetrübter Mechanismus und Chemismus des Respirationsprozesses notwendig erforderlich, und es lässt sich der Satz aufstellen: Je kräftiger und vollkommener diese Bedingungen erfüllt werden, desto rascher und vollständiger geschieht die Dekarbonisation, desto vollkommener gestaltet sich die Beschaffenheit des Blutes.

Es entsteht nun die Frage, ob den eben gestellten Anforderungen durch die eigentümlichen Verhältnisse des Oberharzes in solcher Weise Genüge geleistet wird, dass die in Rede stehende Thatsache dadurch erklärt wird? Und ich glaube dies bejahen zu müssen. Denn

1. der Mechanismus des Respirationsprozesses wird auf dem Oberharze zu einer so grossen Vollkommenheit gebracht, wie es im flachen Lande kaum möglich ist.« Bergan- und Absteigen, tiefste Inspirationen etc.

2. der Chemismus des Respirationsprozesses geht auf dem Oberharze in einer möglichst vollkommenen Weise von statten. Zu einer vollkommenen Entkohlung des Blutes in den Lungen ist erforderlich:

a) dass das Blut in möglichst grosser Menge den Lungen zugeführt werde;

b) dass ein möglichst reiner Sauerstoff in der erforderlichen Menge den Lungen dargeboten werde;

c) dass sowohl der aufnehmende, als der aufgenommene Teil für einen freien Stoffwechsel keine Hindernisse darbiete.

Allen diesen Erfordernissen wird auf dem Oberharze in einer möglichst vollkommenen Weise entsprochen. Niedrige Temperatur, geringer Luftdruck (mittlerer Barometerstand 314‴), reine Luft etc.

»Dürfen wir endlich der von Ramadge gemachten Beobachtung Glauben schenken, dass das sicherste prophylaktische Heilmittel der Lungentuberkulose in einem chronischen, katarrhalischen und asthmatischen Leiden bestehe, so können wir die häufigen Katarrhalaffektionen, wozu die rauhe Harzluft Veranlassung gibt, als die dritte Ursache des seltenen Vorkommens von Lungentuberkulose auf dem Oberharze betrachten. Denn in der That ist daselbst, aus leicht einzusehenden Gründen, nichts häufiger als chronische Lungenkatarrhe, welchen mindestens

zwei Dritteile der dem Arzte in die Behandlung fallenden Krankheiten angehören. Nach der Ansicht des englischen Arztes soll ein chronischer Lungenkatarrh ein Vesikular-Emphysem in den Lungen zur Folge haben und dieses wiederum eine schützende Kraft gegen Lungentuberkulose entwickeln.«

Weiter stellt Brockmann den Erfahrungssatz auf, dass bei längerem Aufenthalte auf dem Oberharze die Lungentuberkulose, selbst wenn sie wirklich ausgebildet ist, unter begünstigenden Umständen zur Heilung gelangt. Er führt 22 exquisite solche Fälle auf, welche er hinreichend scharf und lange beobachtet hat, von denen er sagt, dass alle gegenwärtig auf einem Punkte stehen, wo er mit Recht annehmen zu können glaubt, sie seien der drohenden Gefahr glücklich entkommen. Er fährt dann fort:

»Ausser diesen dem Leben entnommenen, trotz aller scheinbaren Gewissheit immer noch ungewissen Beweisen habe ich aber auch durch Sektionsbefunde zwei Punkte häufig bestätigt gesehen, denen ich eine Beweiskraft für unseren Satz wohl beilegen zu können glaube. Diese sind:

1. bei solchen Kranken, bei denen alle Zeichen der Lungentuberkulose früherhin stattgefunden haben, späterhin aber zurückgetreten waren, welche demnach den Glücklichen zugezählt werden mussten, die der Lungenschwindsucht entkamen, habe ich zu mehrfach wiederholten Malen, wenn sie endlich einer anderen Krankheit, gewöhnlich der Lungenentzündung, tödlich erlagen, die deutlichsten Spuren von Vernarbung oder Verödung der Lungentuberkulose wahrgenommen, so dass es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen konnte, dass die frühere Diagnose richtig gewesen und eine vollkommene Heilung der Lungentuberkulose stattgefunden habe;

2. bei solchen Kranken dagegen, welche nicht so glücklich waren, dem tödlichen Leiden zu entrinnen, fand ich, wenn sie längere Zeit auf dem Oberharze gelebt hatten, bei der Nekroskopie fast immer die eigentümliche Erscheinung, dass der Destruktionsprozess der Lungen auf Eine Seite, meistens sogar auf Eine grosse Höhle beschränkt blieb, während der übrige Teil der Lungen vollkommen gesund geblieben war etc.

»Leider habe ich wiederholt die Erfahrung gemacht, dass solche Individuen, welche der Lungentuberkulose verdächtig, auf dem Oberharze jahrelang einer wenig getrübten Gesundheit sich erfreut hatten, dem gefürchteten Übel erlagen, sobald sie für

längere Zeit aus diesem ihnen so befreundeten Medium in die Landluft (die Ebene) versetzt worden waren.

Ein Beispiel dazu lieferte eine junge Dame, welche ich von Jugend auf zu beobachten Gelegenheit hatte. Aus einer phthisischen Familie gebürtig, zeigte sie seit jeher manche Anlagen, welche mit gerechtem Misstrauen auf ihre Gesundheit blicken liessen, ohne dass jedoch jemals irgend ein Zeichen bedenklichen Brustleidens sich kundgegeben hätte. Es schien vielmehr die tuberkulöse Anlage sich zu erschöpfen in einem grindigen Ausschlage, dessen Bedeutung zur Verhütung der Lungentuberkulose wir später näher betrachten werden. So waren ungeachtet vielfachen körperlichen Übelbefindens die Lungen der Kranken doch immer verschont geblieben bis zu ihrer im 20. Lebensjahre stattfindenden Verheiratung, welche sie von unseren Bergen in das flache Land brachte. Dort hatte sie kaum 3 Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt, als sie einer ausgebildeten Lungentuberkulose zum Opfer fiel. Ich glaube hinzufügen zu können, vorzüglich infolge dieser Aufenthaltsveränderung.

Ein anderer, aus dem flachen Lande gebürtiger Beamter, dessen Mutter und zwei Geschwister der Lungenschwindsucht erlagen, und der selbst mit einem unverkennbaren phthisischen Habitus behaftet war, hatte 14 Jahre auf dem Oberharze gelebt, zwar vielfache Katarrhe und andere Brustbeschwerden, wie sie gereizten Lungen eigentümlich sind, erlitten, aber im ganzen eine gesunde Beschaffenheit der Lungen sich erhalten, bis zu seinem 40. Lebensjahre. Schon glaubte ich, er sei der drohenden Gefahr vollkommen entgangen, als eine Versetzung ins flache Land ihn der ihm so wohlthätigen Harzluft entzog. Vom Anfange seines Aufenthaltes in der Ebene begann der sonst kräftige Mann unaufhörlich zu klagen, und als er nach 2 Jahren zu uns zurückkehrte, blühte auf seinen Wangen die Rose des Todes, der nach Jahresfrist ihn aus unserer Mitte rief. Bei der Sektion war es auffallend, dass die ganze linke Lunge durchaus gesund war, und dass nur in dem oberen Lappen der rechten Lunge eine grosse Kaverne gefunden wurde, welcher in der nächsten Umgebung einzelne kleine Höhlen von geringfügiger Bedeutung sich anschlossen.

Ähnliche Erfahrungen stehen mir mehrere zu Gebote, jedoch will ich nicht durch Aufzählung derselben die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Aus derselben Ursache geschieht es, dass

Phthisische, sobald sie von den Höhen des Harzes sich entfernen, kränker zu werden pflegen, als zuvor. Oft habe ich, wenn solche Kranke nach einem Aufenthalte im flachen Lande von wenigen Monaten zu uns zurückkehrten, gestaunt über die nachteilige Veränderung ihres Zustandes. Aber ebenso rasch pflegten sie sich auch wieder zu erholen, sobald sie sich auf den Bergen eine Zeitlang ergangen hatten.

Endlich muss ich als Beweis für die Salubrität des Oberharzes noch des Umstandes erwähnen, dass Phthisische sich stets am wohlsten befinden, je mehr sie in freier Luft bergansteigen. Aus diesem Grunde fällt die Mehrzahl derer, welche auf dem Oberharze der Lungentuberkulose erliegen, dem weiblichen Geschlechte anheim, welches tagaus tagein in dumpfer Stubenluft brütend, von den wohlthätigen Einflüssen, deren wir oben erwähnten, wenig partizipiert, sowie auch demjenigen Teile des männlichen Geschlechtes, welcher mehr im Zimmer, als im Freien beschäftigt ist, namentlich Schreibern, Schlossern, Schmieden u. dgl. Am seltensten erliegt dagegen der Wind und Wetter Trotz bietende Fuhrmann, sowie der über und unter der Erde täglich bergansteigende Bergmann.

Wenden wir uns nach diesem negativen Beweise für unseren Satz zu den positiven Thatsachen, so müssen wir zunächst die Frage beantworten: Ob, wann und wie die Lungentuberkulose zur Heilung gelangt? Die erste Frage ist längst entschieden, und zwar bejahend für jedes Stadium. Die dritte Frage (wie?) hängt von der Erfüllung zweier Heilindikationen ab, die Hebung der allgemeinen Anlage der Krankheit oder der tuberkulösen Kachexie, und die Entfernung des örtlich abgelagerten Lungentuberkels. Letzteres wird in Bezug auf den Oberharz ausführlicher erläutert. Die vorzüglichsten Momente sind hier:

1. die Häufigkeit der In- und Exspirationen, besonders durch das Bergsteigen;

2. die Kraft der In- und Exspirationen, wodurch die Lungen wohlthätig ausgedehnt werden;

3. die Kälte der eingeatmeten Luft, welche wohl auch entzündliche Vorgänge in den Lungen hervorrufen kann, aber auch reizend, und somit lösend, resorbierend auf die Tuberkeln einwirkt;

4. die dünne und leichte Beschaffenheit der Luft im Oberharze bei einem Luftdrucke von etwa 314‴;

5. die grosse Feuchtigkeit.

So kommt es allmählich zur Heilung, sei es durch Resorption, oder Erweichung und Ausstossung, oder durch Verirdung.

Brockmann bespricht ferner ausführlich (S. 536—541) den semiotischen Ausdruck, worunter dieser Vorgang der Heilung der Tuberkulose sich kundgibt. Er sagt dann weiter: »Und das alles ist ein Werk der Autokratie der Natur! Aber ganz müssig darf allerdings der Arzt nicht immer dastehen bei diesen grossen Vorgängen. Wie schon oben erwähnt wurde, muss er zuweilen die Summe der einwirkenden Reize mässigen, zuweilen sie verstärken. Darin aber besteht auch fast die ganze Aufgabe der ärztlichen Thätigkeit. Wichtig genug zwar ist dieselbe, und immer bedarf sie der sorgfältigsten Prüfung, wenn der Erfolg der Kur nicht unserer Erwartung geradezu widersprechen soll. Aber schwer lässt sich in gedrängter Kürze alles wiedergeben, was der individuelle Fall in dieser Hinsicht erfordert. Daher kann ich hier nur Weniges und Ungenügendes vorlegen, darf jedoch nicht unterlassen, wenigstens die allgemeinen Grundsätze zu bezeichnen, wonach ich die hier betrachteten hygieinischen Beziehungen zu einem Kurmittel zu gestalten pflege.

Um einen angenehmen Reiz in den Lungen zu erregen, habe ich alle meine Kranken in der freien Luft sich möglichst viel bewegen lassen auf mässigen Promenaden. Wo aber eine grosse Neigung zu Kongestionen nach Brust und Kopf stattfand, wo stechende Brustschmerzen und Bluthusten leicht erregt wurden, da habe ich sie immer auf mehr ebene Spaziergänge verwiesen, einen langsamen Gang dringend anempfohlen und von den freien, den Windzügen ausgesetzten Hochebenen sie häufig verwiesen in die geschützten Thäler oder in die balsamischen Tannenwälder, welche, wie schon Lentin bemerkte, einen ungemein wohlthätigen Einfluss auf gereizte Lungen ausüben. In der That bieten letztere, wie ich vielfach erfahren, das sicherste Beruhigungsmittel dar, wenn auf dem Oberharze die Atmungswerkzeuge durch die mächtig einwirkenden Einflüsse zu sehr gereizt werden, was bei reizbaren, der Heilung bedürftigen Lungen so leicht geschehen kann. Mit Recht glaube ich daher annehmen zu können, dass ein grosses Mittel zum Gelingen der Kur, welche wir hier besprechen, darin besteht, dass wir zwei so wichtige Heilmittel, ein Reizmittel für die träge und ein Beruhigungsmittel für die aufgeregte Lungenthätigkeit, so dicht nebeneinander finden.

Wo ein noch grösserer Erethismus in den Lungen bestand, da habe ich zuweilen erst mit Spazierfahrten in offenem Wagen beginnen lassen, oder das Reiten empfohlen, und bin erst allmählich übergegangen zu Fusspromenaden in mässiger Stärke. In solchen Fällen habe ich auch selten örtlicher oder allgemeiner Blutentziehungen und innerer kühlender Heilmittel entbehren können. Im Frühling wurde dann meistenteils eine Molkenkur unternommen, im Sommer die Wässer von Selters, Ems, Obersalzbrunn getrunken, unter Umständen auch eine Dosis Digitalis gereicht.

Wo dagegen das Leiden ganz den Charakter der Atonie trug, da habe ich gleich mit anstrengenderen Fusspromenaden begonnen und vorzugsweise die Höhen zu diesem Zwecke ausersehen. Selten oder niemals habe ich da der Blutentziehungen und anderer temperierender Heilmittel bedurft, sondern in der Regel den ganzen Prozess der Natur überlassen, ohne Zuziehen medikamentöser Hülfe.

Dass aber diese hygieinisch-medizinischen Massregeln nicht allein nach dem verschiedenen Charakter des Leidens verschiedene Modifikationen erleiden, sondern auch nach dem verschiedenen Stadium, worin die Lungentuberkulose sich befindet, je nachdem Resorption oder Erweichung und Ausstossung des Tuberkelstoffs und nachfolgende Vernarbung seiner Kavernen erzielt werden soll, lässt sich leicht erachten. Jedoch würde es zu weit führen, wenn ich aller der Einzelheiten, welche die Behandlung des individuellen Falles erfordert, hier erwähnen wollte. So auch würde es die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden, wenn ich hier der verschiedenen medikamentösen Eingriffe gedenken wollte, welche je nach den Erfordernissen des vorliegenden Falles vielleicht noch in Anwendung zu ziehen sein dürften. Nur so viel sei erwähnt, dass ich in der Mehrzahl der Fälle weniger oder gar keiner anderen Heilmittel bedurfte, und das grosse Geschäft der Heilung lediglich der Natur überlassen konnte.

Nicht immer jedoch gelingt es der Natur, das schwere Werk der Heilung zu vollenden in der Weise, welche wir bislang besprochen. Oftmals vielmehr scheinen die krankhaften Ablagerungen in den Lungen zu bedeutend zu sein, als dass der Parasit[1])

---

[1]) Brockmann scheint schon eine Ahnung von der parasitären Natur der Krankheit zu haben, welche fast 40 Jahre später erst durch seinen grossen Landsmann Robert Koch festgestellt wurde.

auf die oben erläuterte Weise völlig eliminiert werden könnte. Die krankhafte Beschaffenheit des Blutes scheint zu gross, als dass sie verbessert werden könnte, ohne dass der Krankheitsstoff eine andere Richtung nimmt, als die ihm ursprünglich angewiesene. Er sucht sich daher eine andere Ablagerungsstätte, und die Natur ruft noch andere Hilfsmittel ins Leben, um das Leiden von dem wichtigeren Organe einem minder wichtigen zuzuwenden. Wir gewahren hier ein in der That wunderbares Naturspiel, nicht minder interessant für die Beobachtung, als wichtig für die Heilung, und der Arzt knie nieder in demütiger Verehrung vor der unsichtbaren Macht, die mehr vermag, als alle reichen Spenden des grossen Arzneischatzes, mehr fast, als selbst ihre Diener wissen und verstehen. Gewiss hat die Natur mehrere solcher Asyle für den tuberkulösen Krankheitsstoff, wo er Schutz finden kann, wenn er von den Lungen ausgestossen ist. Die vorzüglichsten aber, wenigstens diejenigen, welche auf dem Oberharze sich vorzüglich geltend machen, sind:

1. Die Haut. Ausschläge, grindige, besonders am Kopfe etc.;

2. Die Schilddrüse. Wenngleich ich nicht mit Hamburger[1]) glaube, dass die Lungenschwindsucht durch die künstliche Hervorrufung eines Kropfes unter allen Umständen geheilt werden müsse, und wenngleich ich nicht mit Ramadge für meine Kranken eine kropfähnliche Maschine konstruieren lassen würde, so habe ich doch so viele Fälle gesehen, wo nach Ausbildung einer Struma ein tuberkulöses Lungenleiden glücklich gehoben wurde, dass ich nicht zweifele, es könne die Natur auch dieses Hilfsmittels zur Heilung der Lungentuberkulose sich bedienen. Zwar kennen wir die physiologische Bedeutung der Schilddrüse noch zu wenig, als dass wir aus ihrem Erkranken sichere Schlüsse auf andere pathologische Zustände uns erlauben dürften. Aber welches auch ihre eigentliche Bedeutung sein möge, so viel ist gewiss, dass sie zu dem Kreislaufe in wesentlicher und sehr naher Beziehung stehe. Daraus mag es sich zum Teil erklären, weshalb Lungenleiden so leicht der Schilddrüse sich mitteilen. Ihre heilkräftige Einwirkung auf die Tuberkulose der Lungen aber scheint vorzüglich aus einem zwiefachen Gesichtspunkte aufgefasst werden zu müssen, nämlich:

---

[1]) Hamburger, Wolfgang, Vorschläge zur Heilung der Lungenschwindsucht, gestützt auf jahrelange Beobachtungen eines merkwürdigen Verfahrens der Naturheilkraft. Dresden und Leipzig. 1848, 8° (XII. 70 S.).

a) insofern die Schilddrüse als drüsiger Körper auch zur Aufnahme des dem lymphatischen und Drüsensystem ursprünglich angewiesenen tuberkulösen Stoffes geeignet ist. Aus diesem Grunde kann es leicht geschehen, dass der aus den Lungen verwiesene Tuberkelstoff in der Schilddrüse seinen Sitz aufschlägt. Dieselbe Rolle, welche, wie wir gesehen haben, zuweilen die äussere Haut übernimmt, wird hier dieser Drüse übertragen, welche eine der Form nach verschiedene, dem Wesen nach gleiche Funktion übernimmt, wie unter entgegengesetzten Verhältnissen die Lungen gethan haben würden. Infolgedessen erschöpft sich daselbst der Krankheitsstoff und die Lungen bleiben unbeteiligt;

b) insofern durch jede irgend bedeutende Anschwellung der Schilddrüse eine Beeinträchtigung der Respiration hervorgebracht wird, welche kräftige und tiefe Inspirationen zur Folge hat, und somit die Vorteile erhöht, welche wir dem Bergsteigen erfahrungsmässig zuschreiben können, und zuweilen auch durch das Hinzutreten anderer asthmatischer Anfälle erreicht sehen. Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Ansicht, welche meines Wissens zuerst von Ramadge aufgestellt wurde, vieles für sich hat. Jedoch möchte ich diesen mechanischen Nutzen des Kropfes jedenfalls der vitalen Bedeutung desselben unterordnen.

Die Ablagerung des tuberkulösen Stoffes auf die Schilddrüse als Heilmittel für die Tuberkulose der Lungen finden wir nicht viel seltener, als die Absetzung desselben auf die Haut. Soll sie aber von wirklich heilsamer Bedeutung sein, so muss die strumöse Anschwellung nicht allein von erheblicher Intensität, sondern auch von längerer Dauer sein. Geringfügige Grade können keinen Einfluss haben. Sie finden sich auf dem Oberharze so häufig, dass es fast keinen Menschen gibt, der, mit irgend einer Störung der Cirkulation, möge dieselbe von der Brust oder vom Unterleibe ausgehen, behaftet, nicht ab und zu ein Leiden dieser Art wahrnehmen liesse. Sie finden sich namentlich auch bei fast allen Phthisischen gegen das Ende der Krankheit, wo sie als das letzte Mittel der heilkräftigen Natur zu betrachten sind, wenngleich sie kein wahres Heil mehr zu bringen vermögen. Denn hier bewirken sie nichts anderes, als eine traurige Verlängerung des qualvollen Daseins. Wo aber eine Struma zeitig sich entwickelt, wo sie zu einem bedeutenden Umfange anschwillt und jahrelang besteht, da habe ich zu oft wiederholten Malen ihren salutären Einfluss erkannt und sie stets willkommen geheissen.

Der günstigste Zeitpunkt, wo die Struma erscheinen kann, ist das Stadium der Roheit des Tuberkels, oder ein noch früherer Zeitraum. Kommt sie später zu Tage, so habe ich einzelne Male noch wohl einen heilsamen Einfluss davon gesehen, aber in der Mehrzahl der Fälle ist das Hilfsmittel der Natur alsdann zu ohnmächtig, um noch Rettung zu bringen, und trägt, wie bereits erwähnt wurde, nur dazu bei, das traurige Dasein noch eine Weile zu fristen.

Die Heilung der Lungentuberkulose durch strumatöse Anschwellung scheint, wenn auch nicht dem Oberharze eigentümlich, doch vorzugsweise häufig auf demselben zu sein. Was ist auch natürlicher, als dass hier, wo jede Disharmonie im Blutlaufe so leicht der Schilddrüse sich zuwendet, das Leiden daselbst eine Zufluchtsstätte findet, welches, wie wir oben gesehen haben, durch so enge anatomische und physiologische Banden mit diesem Organe vereinigt ist! Mehr aber noch als die Haut wird die Schilddrüse durch die eigentümlichen Verhältnisse des Oberharzes in Anspruch genommen. Leichter noch, als zu der Haut, kann daher zu ihr der Krankheitsstoff seine Zuflucht nehmen. Leichter noch und darum auch häufiger kann auf solchem Wege das tuberkulöse Lungenleiden Heilung finden.«

3. Die Tonsillen scheinen zuweilen eine ähnliche Rolle zu übernehmen, wie die Schilddrüse, indem sie dem von den Lungen verdrängten Krankheitsstoff einen Sitz gestatten etc.

4. Das Herz. Die vielfachen Hypertrophieen und Dilatationen des Herzens, welche auf dem Oberharze im jugendlichen Alter sich ausbilden, tragen vielleicht mit dazu bei, dass Lungentuberkulose daselbst nicht so häufig vorkommt. Dass die Ausbildung dieser Leiden eine beginnende Tuberkelkrankheit der Lungen zur Heilung brachte, habe ich wenigstens in mehreren Fällen mit Bestimmtheit wahrgenommen etc.

Am Schlusse sagt Brockmann: »Nachdem wir auf vorstehenden Blättern die schützende und heilende Kraft des Oberharzes für die Lungentuberkulose zu zeigen bemüht gewesen sind, müssen wir zum Schlusse noch fragen: Ob diese heilsamen Einflüsse denn lediglich auf die Eingeborenen des Oberharzes und diejenigen, welche der Zufall dort hinführt, beschränkt bleiben sollen, oder ob nicht vielmehr die praktische Medizin eine allgemeinere Nutzanwendung davon zu machen berechtigt sein dürfte? Bei einer so deletären Krankheit, wie die Lungenschwind-

sucht, ist wohl jeder Wink hochzuachten, den die Natur uns gibt zu ihrer Heilung. Und wenn es in der That gelingen kann, auf dem einfachen Wege, den wir bezeichnet, eine Krankheit zu heilen, welche, den Heroen unseres gesamten Arzneischatzes hartnäckig trotzend, auf allen anderen Heilwegen, die der menschliche Scharfsinn ersonnen, fast immer einen tödlichen Ausgang nimmt, wenn es gelingen kann, in der Nähe eine Heilung zu finden, welche wir in weiter Ferne, unter einem fremden Himmel so oft vergeblich suchen, dann glaube ich, lohnt es sich wohl der Mühe, den oben genannten Thatsachen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Und so muss ich denn insbesondere meinen benachbarten Herren Kollegen das vaterländische Heilmittel empfehlen, welches zur Bezwingung einer grossen gefahrvollen Krankheit ihnen geboten wird. Insbesondere dürfte dieses so naturgemässe Heilmittel wirksam sein für diejenigen Krankheitsfälle, welche in der Ebene entsprossen und herangebildet, unter dem Himmel, der sie erzeugt, auch ihre reichste Nahrung finden. Ihnen wird der Oberharz ein wahres Heilmittel werden, indem er alle die Bedingungen hebt, welche unter dem Fortbestehen früherer Verhältnisse nur zu sehr geschaffen sind, den glimmenden Funken anzufachen, den unentwickelten Krankheitskeim zu einer verderblichen Blüte zu entfalten. Eine neue Welt muss solchen Kranken auf unseren Bergen sich eröffnen, und manches hoffnungsvolle Leben könnte, glaube ich, erhalten werden, wenn man zeitig eine solche Übersiedelung vornähme. Zeitig allerdings muss dieselbe geschehen, denn es wurde schon oben bemerkt, wie im letzten Stadium der Lungenschwindsucht das hier in Rede stehende Heilmittel wohl dazu dienen kann, die namenlosen Qualen zu steigern und zu verlängern, aber niemals dieselben zu heben. Deshalb sollte man den Oberharz auch viel mehr als prophylaktisches, denn als eigentlich kuratives Mittel benutzen. Man sollte diejenigen Individuen, welche einer phthisischen Familie entsprossen, in ihrem ganzen Äussern den phthisischen Bau verraten, noch ehe die Symptome des gefürchteten Leidens sich deutlich kund geben, auf unsere Berge schicken. Man sollte das Alter der Mannbarkeit, diese beachtenswerte Periode, wo so oft das Wohl oder Wehe eines Individuums, einer ganzen Familie entschieden wird, nicht heranrücken, wenigstens nicht vorübergehen lassen, ohne dem Kranken die Wohlthat einer neuen Lebensweise angedeihen zu lassen. Gerade alsdann, wenn der Thon

noch so bildsam, wenn die räumlichen Verhältnisse des Thorax noch so leicht umzugestalten, wenn die Textur der Lungen noch so leicht einer Umwandlung fähig, wenn vielleicht ein örtliches Leiden noch gar nicht ausgebildet ist, gerade dann ist der Zeitpunkt, wo die Einflüsse des Oberharzes wahrhaft heilbringend werden können.

Schwierig und mit mancherlei Umständen verbunden bleibt freilich immer eine Kur, welche, wie die hier in Rede stehende, den Kranken auf längere Zeit, vielleicht selbst auf Jahre von seinem Wohnorte entfernt, und dadurch vielleicht Veranlassung wird, dass die Laufbahn, welche er betreten, eine wesentliche Änderung erleidet. Aber ist die Grösse solcher Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten in Parallele zu stellen mit der Grösse und den schweren, schrecklichen Folgen der Krankheit? Und was wird mehr störend auf die demnächstige Laufbahn des Erkrankten einwirken, ein Leben voller Qualen, welches einen frühen jammervollen Untergang in Aussicht stellt, oder eine zeitweilige, wenngleich länger anhaltende Veränderung des Wohnortes, der Lebensweise und Beschäftigung? Hat erst das Leiden weitere Fortschritte gemacht, so scheut man sich nicht, alljährlich weite Badereisen zu unternehmen, und der letzte Hoffnungsanker wird manchmal nach einem südlichen Himmel geworfen, leider! nur zu oft vergeblich. Wie viel leichter und weniger störend ist dagegen die empfohlene Emigration auf unsere Berge! Und ich glaube auch hinzufügen zu dürfen, einen wieviel zuverlässigeren Erfolg bietet sie dar!

Dabei bedenke man immer, dass der Aufenthalt in unseren Bergeshöhen, zu einem so wichtigen Heilmittel er sich auch gestalten kann, doch eigentlich nur eine hygieinische Massregel ist. Der Kranke hat nicht nötig, täglich stundenlang seiner Kur ängstlich zu widmen. Wo er steht und geht, wirkt das Heilmittel auf ihn ein, und die Promenade, welche er täglich zu machen hat, diese gesunde Leibesübung, die niemand sich versagen sollte, ist die einzige Zeit, welche die Kur für sich in Anspruch nimmt. Alles, was der Kranke zu thun hat, um gesund zu werden, drängt sich ihm von selbst auf, wenn er hier sein Leben so fortsetzt, wie er es in anderen Verhältnissen gethan haben würde. Der Knabe und das Mädchen kann nach wie vor die Schule besuchen, der Jüngling kann seinen Studien nachgehen, die Jungfrau für ihre Bestimmung ungestört sich vorbereiten, und allen schmiegt

nach und nach ein grösseres Wohlbefinden sich an, und sie wissen selbst nicht, auf welchem unsichtbaren Wege.

Die Vorteile und die segensreichen Früchte der einfachen Kurmethode, welche wir bisher besprachen, lassen sich, glaube ich, nicht allein auf dem Oberharze suchen. Vielmehr glaube ich voraussetzen zu können, dass eine jede Gegend, welche mit dem Oberharze gleiche terrestrische und klimatische Verhältnisse teilt, auch von gleich wohlthätigem Einflusse auf die Lungentuberkulose sein werde. So sind auch ähnliche Erfahrungen schon von anderen Ärzten, namentlich Sauter und Flechner (s. oben) bekannt gemacht worden. Nicht allein nach dem Oberharze, sondern auch nach anderen Gebirgsgegenden mögen daher Lungensüchtige sich begeben. Da ich aber nur den Oberharz in dieser wichtigen Beziehung kennen gelernt habe, und da ich, wie oben erwähnt wurde, auf dem Oberharze selbst wieder grosse Verschiedenheiten gesehen in der heilsamen Einwirkung, die wir hier besprochen, so kann ich zu dem proponierten Aufenthalte auch nur die oben genannten Bergstädte aus Erfahrung empfehlen. Diese bieten aber auch noch andere Vorzüge dar, welche dem Alter, wofür ein Aufenthalt auf den Bergen vorzugsweise geeignet erscheinen muss, zu Gute kommen. Dies sind die vortrefflichen Bildungsanstalten, deren die Hauptstadt des Oberharzes sich erfreut, und welche nicht wenig dazu beitragen müssen, die für das körperliche Wohl empfohlene Kur zugleich für die geistige Ausbildung wenig störend zu machen. Das Knaben- wie das Jünglingsalter findet dort vielseitige Gelegenheit, für die bevorstehende Laufbahn sich würdig vorzubereiten, und selbst dem gereifteren Alter bieten die vielfachen wissenschaftlichen Interessen, welche der Oberharz darbietet, ein weites Feld der Unterhaltung und Ausbildung dar. Ja, es gibt vielleicht nur wenige Orte, welche für die Jugend so geistig anregend, für den ausgebildeteren, namentlich der Naturwissenschaften empfänglichen Geist so dauernd unterhaltend werden, als gerade unsere Bergstadt und ihre Umgebungen. Und darum glaube ich es um so mehr rechtfertigen zu können, wenn ich hier den Oberharz vorzugsweise empfehle als einen Aufenthaltsort zur Verhütung und Heilung des traurigen Leidens, welches, wenn es auch in unserem Vaterlande nicht wie in England und anderen Ländern den dritten Teil der Bevölkerung dahinrafft, doch immer und alljährlich so zahlreiche Opfer fordert, so manches glückliche und beglückende Leben trübt und

so manche Familie verwaist, die unter anderen Verhältnissen für Welt und Nachwelt segensreich fortblühen könnte.

In einer weiteren Schrift vom Jahre 1851 [1]) erörtert Brockmann S. 8, dass die Mehrzahl der Harzbewohner und auch der Bergarbeiter auf den grossen, etwa 1800 Fuss über der Meeresfläche erhabenen Plateaus des zwischen 27° 35′ bis 29° 9′ östlicher Länge und 51° 35′ bis 51° 7′ nördlicher Breite gelegenen Harzgebirges wohnt. Dann sagt er (S. 9) weiter: »Die wohlthätige Folge dieses Bergan- und Bergabsteigens und der daraus resultierenden, von Minute zu Minute wechselnden Muskelaktionen ist eine kräftige Ausbildung der gesamten Muskulatur — das Prärogativ des gesunden Bergbewohners. Die gerade Haltung des Körpers, die schöne Wölbung des Thorax, die gleichmässige Rundung der Extremitäten sind davon der sprechende Ausdruck.

Wie aber die willkürlichen Muskeln durch diese oft und gleichmässig wiederholten Anstrengungen zu kräftigem Tonus gelangen: so jedoch nicht immer zu gleichem Heile auch die unwillkürlichen. Das Herz insbesondere wird dadurch leicht überreizt und hypertrophisch.

Der äusseren Bildung des Thorax entsprechend, befinden sich in der Regel auch die Lungen in einem vollkommen gesunden Zustande. Die häufigen und kräftigen Inspirationen, wozu das Bergansteigen antreibt, bedingen eine so vollkommen respiratorische Thätigkeit, dass etwaige Lungenstockungen mit ihren ominösen Folgen nicht zur Ausbildung gelangen können. Darum liefert Stethoskop und Plessimeter fast immer die günstigsten Resultate und Phthisis pulmonum gehört zu den seltensten Erscheinungen des Oberharzes. Nur stärkere Adhäsionen der Brustfelllamellen, emphysematöse Anschwellungen einzelner Lungenteile und Bronchiectasieen werden häufiger gefunden. Am häufigsten aber ist das äussere Analogon der Herzhypertrophie, eine mehr oder minder starke Anschwellung der Schilddrüse.« — Und S. 13: »6. Fremdartige Zumischungen der Atmosphäre. Wir schweigen hier noch von allen Veränderungen, welche die Atmosphäre in der Umgebung metallurgischer Werkstätten erleidet. Aber gedenken müssen wir der von den aus-

---

[1]) Die metallurgischen Krankheiten des Oberharzes. Osterode a Harz. (1851, Februar). 8° (XIV. und 376 S.).

gedehnten Fichtenwaldungen verbreiteten balsamischen Düfte. Schon Lentin betrachtete sie als wahres Heilmittel für kranke Respirationsorgane. Dabei scheint jedoch auch die dadurch bedingte Herabsetzung des atmosphärischen Sauerstoffvolumens beachtenswert.«

Auf S. 116—148 schildert Brockmann ausführlich die nur bei Bergleuten als Folge ihrer Arbeit vorkommende Pneumomelanosis metallurgica, welche er schon in Holschers Hannov. Annalen (N. F. 4. Jahrg., 1844) ausführlich geschildert hat, und hebt auch hier insbesondere ihre Unterschiede von der Tuberkulose der Lungen hervor.

Eine weitere Schrift Brockmanns,[1]) welche sich vorzugsweise mit der Bedeutung und Anwendung der Fichtennadelstoffe in den verschiedensten Formen befasst, beginnt: »Einleitende Bemerkungen. Am westlichen Abhange des schönen Harzgebirges liegt, 984 Fuss über dem Spiegel der Ostsee, von hohen, mit Fichten- und Buchenwaldungen umkränzten Bergen eingeschlossen, von grünen Matten freundlich umgürtet, die kleine Bergstadt Grund.

Wer aus dem flachen Lande zu ihr hinansteigt, den entzückt die balsamische, leichte, reine Luft, so freundlich den Atmungsorganen, so belebend für die Nerven. Wer von den Höhen des Harzgebirges zu ihr hinabsteigt, den erquickt die angenehme, milde Temperatur in diesem lieblichen Bergthale und mit nicht geringem Behagen schlürft auch er die würzige Atmosphäre.

Das eine Urteil wie das andere ist uns zu oft wiederholten Malen kund gegeben. Darum können wir nicht zweifeln, dass die Luft an dem Orte, dessen balneologische Beschreibung wir unternehmen, eigentümlich wohlthätige und angenehme Kräfte in sich vereinige.

Eine Erklärung dieser interessanten Wahrnehmung dürfte grossenteils gefunden werden in der Verbindung des, den Höhenverhältnissen unserer Bergstadt angemessenen, geringen Luftdrucks mit einer Mesotherme von 6,806° R.

Zu erwägen ist ausserdem aber auch, dass ein bedeutender Feuchtigkeitsgehalt die Atmosphäre von Grund charakterisiert,

[1]) Die Kuranstalt zu Grund am Harze. Nach ihrer therapeutischen Bedeutung dargestellt. Osterode a H., 1856. 8° (IV. und 43 S.). Die Vorrede datiert vom Februar 1856.

und dass unser Thal, während heftigere Windstösse, namentlich aus Norden und Osten, ihm fern zu bleiben pflegen, einer fortwährenden angenehmen Luftströmung sich zu erfreuen hat.

Der Genuss dieser trefflichen Atmosphäre gestattet aber gewisse Modifikationen, je nachdem derselbe geschieht in tiefer gelegenen Thälern, oder auf den über 1700 Fuss sich erhebenden Gebirgskuppen.

Diese Verschiedenheiten beziehen sich nicht allein auf die Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre, auf das verschiedene Sauerstoffvolumen, welches sie den Atemzügen darbietet, und die dadurch bedingte Anregung zu häufigeren oder selteneren Inspirationen, sie erstrecken sich auch auf die verschiedenen Zumischungen, welche der Luft gemacht werden von den aromatischen Düften kräuterreicher Bergwiesen, oder den balsamischen Ausströmungen der ausgedehnten Tannenwaldungen. Je nachdem individuelles Bedürfnis oder Behagen das eine oder das andere vorzieht, gestattet Grunds Umgebung eine in der That reiche Auswahl.

Und nicht minder gestattet dieselbe eine Auswahl, je nachdem es angemessen, oder besonderen Rücksichten entsprechend erscheint, auf ebenen Strecken zu wandeln, oder im Bergauf- und Bergabsteigen die Wirkungen eines mannigfaltigen Muskelspieles zu geniessen.

Wie die frische Gesichtsfarbe, die kräftige Muskulatur, die schön gewölbte Brust, die ungehemmte Cirkulation der Säfte, die kräftigen Energieen des Nervensystems bei den gesunden Bergbewohnern die heilsamen Einflüsse des Bergauf- und Bergabsteigens repräsentieren, so geben sie auch ein physiologisches Bild von den endemischen Einflüssen unseres Kurortes — ein Bild voll lehrreicher Züge für Hygieine und Therapie.«

In Bezug auf die Heilindikationen für Grund bemerkt Brockmann auf S. 26 weiter: »Wir müssen hierbei zugleich erinnern an die durch unzählige Erfahrungen erwiesene antiskrophulöse Wirkung der Harzatmosphäre, welche bei Bekämpfung der Skrophulose stets als ein ungemein kräftiges Unterstützungsmittel betrachtet werden kann.

Übrigens macht es keinen Unterschied, ob der Krankheitsprozess in den Drüsen, in den Knochen oder in einem anderen Systeme seinen Sitz genommen hat. Alle Kranken, bei denen ein skrophulöses Grundleiden unzweifelhaft ist, können voll Ver-

trauen nach unserem Kurorte kommen. Ähnliche Verhältnisse wie die Skropheln bietet die Rhachitis.

Vor allem aber müssen wir die Aufmerksamkeit richten auf die Lungentuberkulose. Zwar haben wir davon in Grund erst einen einzigen Fall behandelt, mit anscheinend günstigem Ausgange. Aber mehrere glückliche Heilerfolge, welche in der Fichtennadelkuranstalt zu Klausthal bei dieser Krankheit erreicht wurden, lassen uns nicht zweifeln, dass für die Behandlung derselben auch dort ein sehr fruchtbares Feld sich eröffnen werde. Dabei bieten uns wieder die endemischen Verhältnisse unseres Kurortes den kräftigsten Beistand.

Schon vor 12 Jahren konnten wir auf den Grund zahlreicher Beobachtungen dem Oberharze eine Schutz- und Heilkraft für die Lungentuberkulose vindizieren (s. oben). Die damals gemachten Erfahrungen haben im Laufe der Zeit sich vollkommen bestätigt. Und was wir in der früheren Abhandlung unter spezieller Berücksichtigung der für Klausthal sich herausstellenden Verhältnisse berichtet haben, glauben wir in den meisten Beziehungen auch auf Grund anwenden zu können. Mögen darum auch hier jene herrlichen Wirkungen erprobt werden.«

Aus einem Briefe, welchen ich auf eine Anfrage meinerseits von Brockmann unter dem 15. Mai 1887 erhielt, sei das folgende erwähnt: »Es war mir eine grosse Freude, dass Sie eines vor langen Jahren von mir veröffentlichten Aufsatzes freundlich gedenken. Meine damals erst 10jährigen Beobachtungen, welche ich mit voller Überzeugung niederschreiben konnte, da eine vorher von mir betriebene mehrjährige Landpraxis die in der betreffenden Hinsicht auffälligen Unterschiede unzweideutig vor Augen geführt hatte, haben sich während des seitdem verflossenen langen Zeitraumes vollständig bestätigt, und bin ich stets bemüht geblieben, dieselben in angemessener Weise zu verwerten. Daher war es mir eine wahre Erquickung, als es mir nach jahrelangen vergeblichem Bemühen gelang, in Grund eine Kuranstalt ins Leben zu rufen, welche auch in der vorgedachten Richtung nicht bedeutungslos war. Nach den sehr befriedigenden Erfolgen dieser Anstalt wurde es nicht schwer, auch andere, höher gelegene Ortschaften zu ähnlichen Einrichtungen zu bewegen, und somit die Idee zu verwirklichen, welche vom Anfange an mich beschäftigt hatte, nämlich den gesamten Oberharz zu einem grossen Kurorte zu gestalten. Die sehr vielen Kuretablissements,

welche in den letzten Jahren hier entstanden sind und in jedem Jahre sich noch vermehren, bilden nun eine für Brustkranke ungemein wichtige Stufenleiter, deren Benutzung einerseits in den verschiedensten Fällen gestattet ist, anderseits bei andauernd fortgesetzter systematischer Verwendung zu den schönsten Erfolgen führt. Nur schade, dass ein richtiges Verständnis dafür nicht überall gefunden wird. Sonst würden diese häufig nur als einfache Erfrischungsorte betrachteten Etablissements noch viel häufiger zu wahren Heilorten sich gestalten.«

Zum Schlusse möge noch ein Bericht über die erste in Davos von Dr. Ruedi gegründete Anstalt zur Heilung skrophulöser Krankheitsformen folgen, wie ihn Meier-Ahrens[1]) aus der in den Berichten bündnerischer Ärzte über die Verbreitung des Kretinismus im Kanton Graubünden befindlichen Mitteilung des Dr. Ruedi in Davos über das Davoserthal anführt. Nach einer Beschreibung des Davoserthales und seiner Bewohner wird angeführt, dass Kretinismus und Intermittens dort unbekannt sind. Die Skrophulose ist daselbst fast unbekannt. Im Laufe von 17 Jahren, während welchen Zeitraumes Ruedi als Landschaftsarzt in diesem Thale seine Kunst ausübte, beobachtete er die Krankheit nie bei Kindern, niemals an ausser Landes gewesenen Eingeborenen des Thales, obgleich ihm nicht Eine Familie, nicht Ein Individuum dieser ganz allein auf ihn angewiesenen Bevölkerung unbekannt ist, hingegen hat er hinreichend Gelegenheit, diese Krankheit in jeder Form, im kindlichen und Jünglingsalter, bei aus dem Auslande Zurückgekehrten[2]) zu beobachten, und da sah er dann in Fällen allgemeiner und sehr weit vorgeschrittener Skrophelkrankheit die merkwürdigsten Naturheilungen in unglaublich kurzer Zeit, und zwar in allen Stadien und Formen, bloss unter dem Einfluss der Veränderung und Verbesserung klimatischer und diätetischer Verhältnisse erfolgen. »So kamen Kinder,« schreibt Ruedi, »die im eigentlichen Sinne in Pflaster

[1]) Kurze Mitteilung über das Klima des Davoserthales im Kanton Graubünden, dessen Heilsamkeit gegen Skrophulosis und die von Dr. Ruedi gegründete Anstalt zur Heilung skrophulöser Krankheitsformen: Schweizer. Zeitschrift f. Med., Chir. u. Geburtsh. Zürich, Jahrg. 1845, S. 91—97.

[2]) Fast ein ganzer Dritteil der männlichen Bevölkerung wandert als Zuckerbäcker nach Frankreich, Norddeutschland und Russland, und diese Ausgewanderten kehren dann früher oder später gewöhnlich mit Familie in ihr heimatliches Thal zurück.

gewickelt, oder solche, die nur Kopf und Bauch, oder solche, die blind und lahm waren, oder solche, die an Phthisis in verschiedenem Grade litten. Von allem ist nichts übrig als Narben.« Er erzählt die Geschichte eines Knaben, der von Fiume, in Dalmatien, nach Davos gebracht worden war, weder gehen noch sitzen, noch selbst essen konnte, einen unförmlich grossen Kopf und Bauch, säbelförmige Beine, gekrümmtes Rückgrat hatte, äusserst mager und bei starkem Appetite hartleibig (woher bedeutender Prolapsus ani), auch unfähig war, sich anders als durch ein unartikuliertes Geräusch zu äussern, sich aber in Davos bei Pflege, Diät und dem Gebrauche von Bädern unter dem Einfluss dieses Klimas so weit erholte, dass er ein munterer Junge wurde, der im Jahre 1841, zur Zeit als Ruedi seinen Bericht erstattete, 8 Jahre alt und geistig und körperlich so vollkommen entwickelt war, dass man ihn gern sah und sprach. Auch die zwei älteren, schwachen und kleinen, sehr krankhaft aussehenden Brüder dieses Menschen erholten sich hier zusehends. Der Vater dieser drei Söhne war als gesunder Knabe von Davos nach Triest gewandert, hatte sich später zu Fiume niedergelassen und verheiratet, und war dann daselbst gleichzeitig mit seiner Frau an der Cholera gestorben.

Solche Fälle bewogen Dr. Ruedi, eine Anstalt zur Pflege und Heilung skrophulöser Kinder zu errichten und nach Einreichung seines Berichtes erhielt er vom bündnerischen Sanitätsrate die Bewilligung zur Errichtung einer solchen Anstalt. Damals, im Jahre 1841, konnte Ruedi an 12 Kranke aufnehmen; nach einer brieflichen Mitteilung, die Meier-Ahrens erst kürzlich von ihm erhielt, konnte er gegenwärtig (1845) 16—20 Kranke in 5—6 Zimmern unterbringen. Mangel an Geräumigkeit der Gebäulichkeiten in Davos, Mangel an finanziellen Kräften, um einen grösseren zweckmässigeren Bau auszuführen, zum Teil auch seine ausgebreitete Praxis gestatteten es bis dahin Ruedi noch nicht, seiner Anstalt eine grössere Ausdehnung zu geben, und eine öffentliche Anzeige derselben unterliess er bisher, um nicht mehr Kranke aufnehmen zu müssen, als er gewissenhaft zu besorgen imstande ist.

Inzwischen hat Ruedi unter anderen bereits ein Mädchen aus dem Kanton Zürich zur Pflege und Heilung erhalten, die Tochter nämlich eines Herrn Johannes Baumann von Bauma, welcher der Aufenthalt in Davos sehr gut bekam. »Sie blüht,«

schreibt Ruedi an Meier-Ahrens, »obgleich sehr zarter Konstitution, jetzt wie ein Röschen empor, und wird ohne Zweifel eine Rose werden.«

Schliesslich teilt Meier-Ahrens aus der brieflichen Mitteilung des Dr. Ruedi über dessen Behandlung solcher Kinder und über die Erfahrungen, die derselbe dabei machte, noch folgendes mit:

Weit vorgeschrittene Phthisis endet in dieser reinen Luft bald mit dem Tode; der erhöhte Reiz, welcher daran Schuld trägt, hat aber auf äussere Geschwüre einen heilsamen Einfluss.

In therapeutischer Beziehung beschränkt sich Ruedi bloss auf Reinigung der ersten Wege und Darreichung der Milch und ihrer Präparate, namentlich der Ziegenmolken. Sonst werden keine Arzneimittel angewendet. Die Kranken brachten oft ganze Schachteln voll von Quecksilber-, Baryt- und Cicutapulvern mit, sie blieben aber in Davos unberührt. Die grösste Kunst bei der Behandlung liegt nach ihm in der zweckmässigen Anwendung der Milch, nach seiner Meinung neben der Luft das Hauptmittel. Voraus zu bestimmen, wieviel und in welcher Form sie anzuwenden sei, hält er für unzulässig, da sich die Gebrauchsweise ganz nach der Individualität richtet. Bei dem einen Individuum erzeugt die Milch hartnäckige Verstopfung, bei einem anderen lästigen Durchfall; bald stellt sich bei ihrem Gebrauche Engbrüstigkeit, Asthma, bald Kolik ein, bald leiden die Kranken an Appetitmangel, bald an Hunger, bald werden sie matt und träge, bald unruhig und schlaflos. Diese Wirkungen beobachtend und danach die Darreichung der Milch modifizierend geht Ruedi allmählich zu ihrer vollen Anwendung als Nahrungsmittel über. Strenge, aber gemischte Diät, wobei wieder als Hauptnahrungsmittel die Milch fungiert, Genuss der freien Luft, Sorge für Reinlichkeit, besonders für Reinlichkeit der Haut durch Bäder, sind ihm neben der methodischen Anwendung der Milch die wichtigsten Hülfsmittel zur Heilung seiner Kranken. Die schwächsten Kinder liess er austragen und ihren Tagesschlaf in freier Luft halten, wobei er sie bloss durch Bedecken mit einem weissen Tuche vor den Sonnenstrahlen schützte. Bei solchem Verhalten sah er die Entwickelungsperiode ungefährdet, wenngleich etwas spät eintreten. Ein Jahr machte aus diesen Kindern gleichsam andere Menschen, zwei, drei Jahre hoben jede Spur von Kranksein. Bei skrophulöser Augenentzündung und Fleckenbildung

war ihm der Winter nie, der Sommer hingegen vorzüglich günstig. Er hält in dieser Hinsicht den Schneeglanz, der ohnehin oft Augenentzündung hervorbringt, für die vorzüglichste Schädlichkeit des Winters; das schöne Grün der Wiesen und Wälder im Sommer dagegen — denn andere Farbe sieht das Auge nicht, wenn es nicht nach dem Himmel blicke — für eine gute Mithülfe der Heilung.[1])

Wir sehen aus allen den angeführten geschichtlichen Thatsachen, dass schon lange vor Brehmer, seit den ältesten Zeiten bis auf ihn, die Ärzte die Vorzüge des Höhen- und Gebirgsklimas zur Heilung von Krankheiten, besonders der Lunge (Lungenschwindsucht) gekannt und gewürdigt haben. Wir geben zu, dass Brehmer, indem er es sich zur Lebensaufgabe setzte, mit den ihm in Görbersdorf zu Gebote stehenden Mitteln die Lungenschwindsucht zur Heilung zu führen, die wirkliche Heilung derselben für viele Fälle erheblich weiter geführt hat. Es ist indessen im Laufe der Zeit von ihm und anderen vielfach über das Ziel hinausgeschossen worden, im einzelnen sind dabei zahlreiche Übertreibungen vorgekommen, und man ist dahin gekommen, von dem alten Grundsatze, dem Organismus die Beseitigung von Schädlichkeiten möglichst frei zu überlassen und ihn nur in die günstigste Lage zu versetzen, die Krankheiten zu überwinden, wobei aber eine stete, individuelle Überwachung des Arztes stattfinden muss, abzuweichen und zu meinen, dass man durch gewaltsame Eingriffe, durch Zwang auf den Organismus einwirken könne. Die vielfachen Übertreibungen, welche man sich dabei hat zu Schulden kommen lassen, insbesondere in Bezug auf eine forcierte Ernährung, namentlich das zu viele Milchtrinken, auf Lungen- und Atmungsgymnastik, auf Freiluftkuren, auf die übertriebene Anwendung der Alkoholika, auf die Furcht vor Ansteckung u. s. w. sind in den letzten Jahren besonders von Volland in Davos-Dorf in mehreren Aufsätzen[2])

---

[1]) Über das weitere Aufblühen von Davos in den sechziger Jahren (Hotel Strehla bei Davos am Platz, Dr. Spengler) s. Meyer-Ahrens und Chr. G. Brügger, Die Thermen von Bormio, Zürich, 1869, 8°, S. 61.

[2]) Über die Übertreibungen bei der heutigen Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: Therap. Monatshefte, Berlin, 1895, Sept., S. 457—460; Etwas über die Folgen der Magen- und Darmerschlaffung und Weiteres über die Übertreibungen bei der heutigen Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: daselbst, 1896, Juli, S. 355—365; August, S. 434—439; Noch etwas über die Behandlung der Lungenschwindsüchtigen: daselbst, 1897, Juni, S. 293—299.

in vortrefflicher Weise klargelegt worden. Ebenso ist von ihm darauf hingewiesen worden, dass man, wie bei der Behandlung von Krankheiten überhaupt, so insbesondere auch bei der Benutzung der Heilagentien gegen die Lungenschwindsucht jeden einzelnen Fall individuell behandeln müsse, dabei aber immer die Vis medicatrix naturae im Auge habend und des alten Ausspruches eingedenk: Natura (i. e. Organismus) sanat, medicus curat. Ich schliesse mit den Worten Vollands:[1]) »Die Phthisiatrie ist in der That noch sehr jung, wie jeder weiss, und steckt noch sehr tief in den Kinderschuhen. Sie hat schon sehr viele Kinderkrankheiten durchgemacht, akute und chronische, schwere und leichte, und wird deren noch viele durchmachen müssen. Denn den sich des kleinen Kindes annehmenden Ärzten fehlt es bis jetzt sogar noch an der Erkenntnis, nicht zu wissen, wie sie dem jetzt etwas verkrüppelten Geschöpf wenigstens nicht schaden. Haben wir erst diese unsere Unkenntnis erkannt und auch zugestanden, so wird in der Gesundung schon ein wesentlicher Schritt nach vorwärts gethan sein. Unsere Phthisiatrie wird sich aber noch zu einem ganz gesunden Jungen auswachsen, wenn wir erst ganz sicher wissen, wie wir keinen Schaden mehr bringen. Die Vollkommenheit wäre erreicht, wenn wir in jedem Falle erst ganz genau erkennen könnten, wie der jedesmaligen Vis medicatrix naturae erfolgreich zu Hülfe zu kommen sei. Dahin geht unser Streben. Erreicht wird diese Vollkommenheit aber nie werden, da der Begriff des Vollkommenen nicht mehr in das Menschenmögliche fällt. Es handelt sich ja stets um den einzelnen Kranken und nicht um die Krankheit, was den Arzt beschäftigen muss. So wenig wie ein Organismus dem anderen gleich ist, ebensowenig ist die Einwirkung der Krankheit auf das einzelne Individuum die gleiche. Jedes reagiert auf das krankmachende Prinzip anders. Da nun die ganze organische Welt und mit ihr der Mensch in fortwährender Neugestaltung und Umschaffung begriffen ist, der Arzt aber selbstverständlich dem gleichen Gesetz unterliegt, so muss das Studium und die ärztliche Kunst in der Behandlung des kranken Menschen ebenso unendlich sein, wie das Menschengeschlecht überhaupt. Man wird niemals am Ende der Erkenntnis angekommen sein. Gewisse Grundsätze, die auf einer im Laufe der Zeit abgeklärten Erfahrung be-

[1]) Therap. Monatshefte, 1896, August, S. 436.

ruhen, werden sich in der Phthisiatrie bleibenden Wert bewahren. Aber der feinere Ausbau der Krankenbehandlung wird sich stets zwischen Kranken und Arzt, also von Person zu Person, zusammenfügen. Zu ihm müssen die ärztliche Wissenschaft und die Kunst des Arztes in gleicher Weise Baumaterial beitragen.«

Mögen bei den in neuester Zeit auch für Unbemittelte errichteten zahlreichen Lungenheilstätten diese Grundsätze stets in vollstem Masse Berücksichtigung finden.[1]) Dann werden diese grossartigen humanitären Bestrebungen, an denen sich in erster Linie auch unsere Fürsten, allen voran Se. Königliche Hoheit Karl Alexander, Grossherzog von Sachsen, dessen Vollendung des achtzigsten Lebensjahres auch unsere Akademie feierlich begehen wird, beteiligen, zu einem wahrhaft fruchtbaren, segensreichen Ziele führen.

---

[1]) Penzoldt (Handbuch der Therapie innerer Krankheiten in sieben Bänden, herausgeg. von F. Penzoldt und R. Stintzing, 2. Aufl., 3. Band, S. 333, Jena, 1898, 8⁰) bezeichnet als Vorzüge, welche ein gut eingerichtetes und geleitetes Sanatorium vereinigen muss, im allgemeinen folgende: Günstige, windgeschützte Lage in reiner Luft, in der Nähe der Berge und des Waldes, inmitten von Anlagen, hygieinische Beschaffenheit der Wohngebäude in Bezug auf Lage der Zimmer, Ventilation, Heizung u. s. w.; bequeme Gelegenheit zu Liegekuren im Freien (Liegehallen, Veranden, Balkons u. s. w.); absolute Reinlichkeit, insbesondere in Bezug auf den Auswurf; vorzügliche Küche und gute Milchwirtschaft; Leitung der Anstalt durch einen in jeder Beziehung, speziell aber in der Phthisisbehandlung erfahrenen energischen Arzt mit absoluter Autorität über die Kranken; geschulte Hülfsärzte in genügender Anzahl; ausreichendes, geübtes Wartpersonal; Entfernung von den häuslichen Verhältnissen mit möglichster Erleichterung der Trennung durch liebevolle Aufnahme, erlaubte Zerstreuung u. s. w.; Unmöglichkeit aller Excesse; möglichste Fernhaltung von interkurrenten Erkrankungen.

Das Goethe-Nationalmuseum

zu

Weimar.

Von

Dr. Carl Ruland,
Geh. Hofrat.

Jahrzehntelang hatte das Haus auf dem Frauenplan, in dem Goethe die letzten vierzig Jahre seines Lebens verbracht hatte, sich für alle Verehrer des Dichters mit nur wenigen Ausnahmen verschlossen gehalten. Solange die Schwiegertochter noch in den niedrigen, aber traulichen Zimmern des Dachstockes residierte, vereinigte sie die Freunde des Hauses gern um ihren Theetisch; nach dem am 26. Oktober 1872 erfolgten Tode Frau Ottiliens hörte aber auch dies auf, und nur selten gelang es einem beharrlichen Besucher, in die Zurückgezogenheit der beiden Enkel einzudringen; die Räume des ersten Geschosses waren an Fremde vermietet, das Studierzimmer war hermetisch verschlossen, die Sammlungen des Dichters in zwei Zimmer zusammengedrängt, aber nur in ganz ausnahmsweisen Fällen öffneten sich diese seit 1842 dem Beschauer — für Zwecke des Studiums waren die von Goethe während seines ganzen Lebens angesammelten Kunstgegenstände jeder Art so gut wie nicht vorhanden. Man wusste, dass in den vierziger Jahren über einen Verkauf mit der damals einzigen Vertretung Deutschlands, dem Bundestag in Frankfurt, unterhandelt worden war, auch später noch andere Käufer sich gemeldet hatten; einige nach 1870 von Berlin aus gemachte Versuche, die Zukunft des Nachlasses des Dichters sicherzustellen, führten auch zu keinem Ergebnis. Genug, gerade für den wohlmeinenden Verehrer des Goetheschen Namens lag Grund zur Sorge vor. Da starb am 20. Januar 1883 der jüngere Enkel Wolfgang in Leipzig und die ganze Verantwortlichkeit für das grossväterliche Erbe ruhte auf den Schultern Walthers von Goethe: wie wird er darüber testieren? Lange blieb man nicht mehr in Ungewissheit, denn schon am 15. April 1885 folgte er seinem Bruder in Leipzig nach, und wenige Tage später schloss sich

die Gruft in Weimar über dem letzten Träger des grossen Namens. Bei der Eröffnung des am 24. September 1883 errichteten Testamentes nebst Kodizill vom 10. März 1885 ergab sich, dass Walther von Goethe über den grossväterlichen Nachlass in einer Weise verfügt hatte, die ihm, dem im Leben so wenig Gekannten, ja oft Verkannten, mit einem Schlage die dankbare Anerkennung des ganzen Vaterlandes, ja der Gebildeten aller Länder erwarb und sicherte. Hatte er doch dem vom Grossvater in seinem Testamente vom 6. Januar 1831 ausgesprochenen Wunsche, dass seine Sammlungen an eine öffentliche Anstalt, und zwar womöglich an eine weimarische, übergehen möchten, die beste Erfüllung zugesichert.

An einer anderen, wenig bekannten Stelle hat sich der Dichter noch eingehender ausgesprochen: »Meine Manuskripte, meine Briefschaften, meine Sammlungen jeder Art sind der genauesten Fürsorge wert. Nicht leicht wird jemals so vieles und so vielfaches an Besitztum interessanter Art bei einem einzigen Individuum zusammenkommen. Der Zufall, die gute Gesinnung meiner Mitlebenden, mein langes Leben haben mich ungewöhnlich begünstigt. Seit 60 Jahren habe ich jährlich wenigstens 100 Dukaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewendet, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen. Es wäre schade, wenn dies alles auseinandergestreut würde. Ich habe nicht nach Laune oder Willkür, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stücke meines Besitzes etwas gelernt. In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen gern conservirt sehen.«[1])

Das Testament Walthers von Goethe vermachte also dem weimarischen Staate »den ganzen Immobiliarbesitz, sowie die aus dem Nachlasse des Grossvaters herrührenden, im Goethehause verwahrten Sammlungen von Bildern, Medaillen, Mineralien und Kunstwerken aller Art, ebenso alles, was in den von dem Grossvater benutzten Vorzimmer, Studierstube und Schlafzimmer sich befindet« nebst einem Kapital von 10000 Thalern zur Instandhaltung. Die Übergabe einerseits und die Besitzergreifung anderseits sollte nur »durch Aushändigung und Empfangnahme

[1]) Die angeführte Stelle findet sich in dem im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen Fascikel »Goethes letztwillige Verfügung betreffend, 1830—1832« — einem Teile der Privatakten des Kanzlers v. Müller. Herr Geh. Hofrat Suphan hatte die Güte, die Mitteilung an dieser Stelle zu ermöglichen.

der betreffenden Schlüssel stattfinden«. Aus dieser Bestimmung folgte, dass nur über diejenigen Gegenstände zu Gunsten des Staates verfügt war, zu welchen die dem Vertreter des Staates ausgehändigten Schlüssel von Zimmern und Schränken den Zugang gewährten. Bei der ersten Prüfung des Sachbestandes ergab sich, dass durch diesen Wortlaut des Testamentes eine ganze Anzahl von Gegenständen dem Staate entzogen waren, die nach dem Sinne der Verfügung ihm zugedacht sein sollten. Im Laufe der Jahre hatten nämlich Frau Ottilie von Goethe wie ihre Söhne eine Reihe von Kunstgegenständen, Bildnissen, Büsten etc. den durch die oben erwähnten Schlüssel verwahrten Zimmern entnommen und zum Schmucke des von ihnen bewohnten Dachstockes verwendet. Sich an den Buchstaben des Testamentes haltend, musste das Gericht die in den Privatzimmern befindlichen Gegenstände zu dem Bestande an Barvermögen, Mobiliar etc. rechnen, über welchen Walther von Goethe laut § 8 des Testamentes in einem besonderen Kodizill hatte verfügen wollen. Da sich ein solches nicht vorfand, traten, wie er dies auch vorgesehen, insoweit die gesetzlichen Bestimmungen ein: das Gericht hatte etwaige Intestaterben zu ermitteln. Zum Glück waren diese in den Besitz des Intestatnachlasses einzuweisenden Seitenverwandten des Goetheschen Hauses, Graf Leo Henckel von Donnersmarck und Dr. Felix Vulpius, hochherzig genug, aus völlig freien Stücken ihren persönlichen Vorteil hinter den schönen Gedanken des Testamentes des letzten Goethe zurücktreten zu lassen. Vom ersten Tage an, als beide Männer vom Gericht in den Nachlassbestand eingewiesen waren, bestrebten sie sich, diejenigen Gegenstände auszusondern, welche zu den grossväterlichen künstlerischen oder wissenschaftlichen Sammlungen gehört hatten. Konnten in manchen Fällen Zweifel entstehen, so wurden sie stets in liberalstem Sinne geschlichtet. So enthielt z. B. das Testament keinerlei Bestimmung über Goethes Privatbibliothek, die in einem Nebenraum des Studierzimmers, aber unter ganz getrenntem Verschlusse aufbewahrt war. Graf Henckel wie Dr. Vulpius erklärten sofort, dass sie die Bibliothek als zu dem Studierzimmer gehörig betrachteten, und überwiesen sie dem staatlichen Vertreter. Als solcher hatte Schreiber dieser Zeilen vom Anfang an sich an allen diesen Ermittelungen und Arbeiten zu beteiligen: es ist für ihn eine Pflicht, aber auch eine Freude, den beiden trefflichen Männern, die leider nicht mehr unter uns weilen, ein Wort des

Dankes nachzurufen und für ihre edle Gesinnung auf Grund bester Kenntnis der Thatsachen auch an dieser Stelle rühmendes Zeugnis abzulegen.

Wochen waren über diesen Arbeiten im Vorsommer 1885 vergangen, mittlerweile auch der Gedanke gereift, in welcher Weise das dem Staate zugefallene Erbe im Sinne des Erblassers und auch in dem des Dichters selbst ausgestaltet und nutzbar gemacht werden könne. Schon am Tage nach der Testamentseröffnung sprach Se. Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander die Absicht aus, den ganzen Nachlass des Dichters in ein Goethemuseum zu verwandeln, d. h. in eine öffentliche Anstalt mit dem Zwecke, das Goethehaus nebst seinem Inhalte von persönlichen Andenken in pietätvoller Weise zu erhalten, die Sammlungen zu bewahren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde Stätte darzubieten.

Am 18. Juni 1885 war alles so weit gediehen, dass Graf Henckel und Dr. Vulpius dem Staatsministerium eine Urkunde überreichten, kraft welcher sie alle in ihren Besitz übergegangenen Gegenstände aus dem Nachlasse des Dichters in das zu errichtende Museum stifteten. Nun erst war die Absicht Walthers v. Goethe ihrem vollen Sinne nach zur Ausführung gelangt. Durch den am 8. August 1885 vollzogenen Stiftungsbrief trat das Goethe-Nationalmuseum ins Leben, und es lag zunächst die Aufgabe vor, sich über die Einrichtung schlüssig zu machen. Als Grundgedanken hatte der Grossherzog die Absicht ausgesprochen, das Goethehaus, soweit es sich mit dem Museumszwecke vertrug, in der Gestalt wieder herzustellen, die es zu Lebzeiten des Dichters gehabt hatte.

Vor allem handelte es sich darum, den baulichen Zustand des Hauses durch eine eingehende Untersuchung festzustellen. Das Ergebnis war leider wenig erfreulich; im wörtlichsten Sinne vom Dache bis zum Keller erwiesen sich gründliche Ausbesserungen als unerlässlich; überall waren die Holzteile schadhaft, zum Teil vom Schwamm durchfressen, ganze Fachwerkwände z. B. im Studierzimmer, im Junozimmer mussten entfernt und durch dauerhafte Backsteinmauern, die morschen Balken durch eiserne Träger ersetzt werden. Sobald die letzten Mieter Ende August 1885 das Haus geräumt hatten, ordnete das Grossherzogliche Ministerialdepartement des Kultus als vorgesetzte Behörde des zu gründenden Museums den Beginn der Arbeiten an, und trotz des harten

Winters gelang es der Bauleitung, wenigstens das Vorderhaus so weit fertig zu stellen, dass die Eröffnung des eigentlichen Museums am 3. Juli 1886 stattfinden konnte.

Die Vorschriften der Pietät erschwerten die Arbeiten an vielen Stellen: an manchen der morschen Wände waren die Freskomalereien Heinrich Meyers über den Thüren sorgfältig zu erhalten, — im Junozimmer mussten die Dekorationen von Decke und Wänden vor deren Abbruch genau kopiert werden, um sie dann in genauem Faksimile wiederherstellen zu können; — in dem Urbinozimmer war die 60 Jahre alte himmelblau moirierte Papiertapete mit ihrer bräunlichen Borte zu erneuern; keine Fabrik konnte eine gleiche liefern, es mussten erst neue Holzstöcke zum Druck angefertigt werden; — in dem Studier- und Schlafzimmer trat noch eine neue Schwierigkeit hinzu, indem die dortige Tapete ihre schöne Farbe dem berüchtigten arsenikhaltigen Schweinfurter Grün verdankte; da seine Verwendung für Papiertapeten heutzutage verboten ist, bedurfte es längerer Versuche, ehe es gelang, den richtigen Ton durch ungefährliche Chromfarbe herzustellen. [1])

Während die Besucher sich schon in den geöffneten Räumen des Vorderhauses drängten und an dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der dort ausgestellten Sammlungen erfreuten und erbauten, gingen die recht schwierigen Herstellungsarbeiten im Hinterhause ihren Gang weiter fort; ebenso wurde der Dachstock, die frühere Wohnung Augusts von Goethe und seiner Hinterbliebenen, so weit hergerichtet, dass die Räume zur Aufnahme der physikalischen und naturhistorischen Sammlungen dienen konnten. Diese waren bisher in den beiden kleinen Häusern im rückwärts liegenden Hausgarten untergebracht, aber in den engen, und zum Teil arg verfallenen Stübchen waren sie ebensowenig sicher als auch nur zugänglich. Da man Bedenken tragen musste, die schwere Last der Mineraliensammlung dem Gebälke des Dachstockes aufzubürden, so wurde für sie der frühere Pferdestall im Erdgeschoss des Hinterhauses einfach, aber würdig bereitgestellt. Ein entsprechender Raum unter dem Schlafzimmer nahm das Grabdenk-

[1]) Alle diese, zum Teil recht schwierigen Arbeiten wurden durch den Grossherzoglichen Baubeamten, jetzt Baurat, Wittchen ausgeführt. Der Referent im Departement des Kultus, Herr Staatsrat Dr. Kuhn, war mit der Leitung beauftragt nnd unterzog sich dieser Aufgabe bis in alle Einzelheiten mit der einsichtsvollsten Umsicht und Teilnahme.

mal Almas von Goethe auf, welches ihre Mutter zum Gedächtnis der früh Verewigten bei dem dänischen Bildhauer J. Adolf Jerichau 1849 bestellt, dann aber über drei Jahrzehnte unausgepackt hatte stehen lassen. Am 24. Mai 1887 waren die von Goethe selbst bewohnten Räume zum erstenmale wieder zugänglich, denen sich alles übrige bald anschloss. [1])

Wie oben bemerkt, hatte der Grossherzog angeordnet, das Haus soweit nur möglich so wieder herzustellen, wie es vor mehr als 50 Jahren die Besucher des Dichters zu sehen pflegten. Leicht war diese Aufgabe nur in Hinsicht auf Arbeits- und Schlafzimmer, denn von dem Inhalt der beiden Räume war nach Goethes Tode ein sorgfältiges Inventar aufgenommen worden, das den Standort jedes Möbels, jedes Buches, der Schreibzeuge u. s. w. angab. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass diese Zimmer heute noch genau so aussehen wie am Morgen von Goethes Hinscheiden. Von allen Vorderzimmern bestand aber keine ähnliche Aufzeichnung, höchstens noch eine kurze Notiz über die in dem sogenannten Deckenzimmer zum Schmuck der Wände dienenden eingerahmten Handzeichnungen; für alles andere war man auf die Erinnerungen noch Lebender oder auf flüchtige Erwähnungen in Briefen angewiesen, die von Besuchen des Dichters an Freunde gerichtet waren und von den empfangenen Eindrücken erzählten. Äusserst wirksam und hülfreich erwies sich die Teilnahme des Grossherzogs an den Einrichtungsarbeiten, da Seine Königliche Hoheit Sich von vielen Einzelheiten eine lebhafte Erinnerung bewahrt hatte, nur erstreckte sich diese, wie bei allen anderen, nur auf die eigentlichen Empfangsräume; — in die östlichen und südlichen Zimmer erhielt zu Goethes Lebzeiten der Besucher fast niemals Zutritt, sie dienten namentlich nach dem Tode der Gattin 1816 nur zur Aufbewahrung der vielfachen Sammlungen. Von dem Ergebnis der ganzen Arbeit kann man sagen, dass das Juno- und das Urbinozimmer im ganzen so aussehen, wie vor dem

---

[1]) Eine für die Sicherheit des Goethehauses und seines Inhaltes sehr wichtige Massregel wurde 1889 ergriffen, als ein in der Nacht des 1. Juli in der anstossenden engen Gasse ausbrechender Brand auf die von dorther drohende Gefahr warnend aufmerksam machte. Soweit die zunächst liegenden Fachwerkhäuser nicht schon dem Museum gehörten, wurden sie angekauft und niedergelegt. Eine feuersichere Brandmauer schliesst nun das Goethe-Nationalmuseum nach Osten ab, und ein zum Garten gezogener breiter Zwischenraum trennt es von den Häusern der Seifengasse.

22. März 1832. Im ersteren erblicken wir die grosse Junobüste, den Flügel, an dem der junge Mendelssohn spielte, den runden Tisch, auf dem Goethe seine Kupferstiche und Handzeichnungen Karl August und der Grossfürstin Maria Paulowna und deren Töchtern vorlegte, an den Wänden die Bildnisse von Goethe und Zelter, die Meyersche Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit etc. In dem daranstossenden Raume hängt wieder das Bild des Herzogs von Urbino, neben der Thür steht wieder wie ehemals das Regal mit den Kupferstichmappen. Als I. M. die hochselige Kaiserin Augusta am 8. September 1888 das Goethehaus besuchte, rief sie beim Anblick des Junozimmers: »Dies ist genau, wie ich mir den Raum so wohl erinnere!« — ein Wort der Anerkennung, auf das alle, die sich um die Wiederherstellung des Goethehauses bemüht, mit Recht stolz sein konnten.

Das grosse Eintrittszimmer, von dessen ursprünglicher Einrichtung sich die Büsten des Jupiter von Otricoli und des Antinous von Mondragone, das Bildnis Karl Augusts von Kolbe, Burys Kopie von Tizians Himmlischer Liebe, sowie die kolorierten Stiche nach Raphaels Farnesina an ihren ursprünglichen Plätzen wieder eingefunden haben, führt südlich in das von H. Meyer ausgemalte Büstenzimmer mit dem von König Ludwig von Bayern geschenkten Abguss des knieenden Niobiden in der Mitte, und weiterhin nach dem traulichen Gartenzimmerchen, in dem Goethe gern mit dem Grossherzog Karl August, oder mit vertrauten Freunden wie Schiller, zu plaudern pflegte. Die drei östlichen Zimmer, schon von Goethe seit 1816 für seine Sammlungen bestimmt, haben sie jetzt wieder aufgenommen, zum grossen Teil in den alten Schränken, das übrige in verglasten, neuen Schaukästen, die mit ihrem Inhalte wechselnd, den Beschauer über die verschiedenen Gruppen belehren wollen. Hat der Besucher in dem Arbeitszimmer mit seiner ernsten, einfachen Einrichtung, in den der Geselligkeit gewidmeten Räumen mit ihrem der Unterhaltung Anregung gebenden künstlerischen Schmucke einen sozusagen unmittelbaren Eindruck von der Persönlichkeit Goethes empfangen, so eröffnen ihm erst die Sammlungen einen richtigen Einblick in die wunderbare Universalität des Dichters, in das gewaltige Mass geistiger Arbeit, das allein schon dazu nötig war, um diese oft so heterogenen Tausende von Objekten zusammen zu bringen, zu einer Zeit, die noch nicht so weit vorgeschritten war, dass jeder reichgewordene Parvenu mit einem Auftrage an

einen grossen Kunsthändler und einem Blankocheck auf seinen Bankier eine gewählte Sammlung rasch in seinen Salons vereinigen konnte. Nur weniges findet sich im Goethehause, das nicht in jedes Museum mit Dank aufgenommen würde, aber an all diesen Gegenständen hängt ein Stück Geschichte: von allen hat Goethe, wie er selbst sagt, gelernt, sie sind die Zeugen einer geistigen Entwickelung, wie sie harmonischer sich wohl nie vollzogen hat. Es ist eine der lohnendsten Aufgaben, die feinen Fäden zu verfolgen, welche sich von Goethes Sammlungen in Goethes Werke hinüberspinnen. Das Ideal eines Katalogs wäre ein solcher, der stets die Nachweise lieferte für die von den einzelnen Objekten gegebenen Anregungen, für die aus ihnen gewonnenen Anschauungen. Ein amerikanischer Goetheforscher hat sich jüngst bemüht, aus der Kupferstichsammlung den Ursprung manches überraschenden Bildes im zweiten Teile des Faust nachzuweisen; mag auch bei solchen Untersuchungen unserer Kommentatoren die grösste Vorsicht anzuraten sein, so liegt dem Versuche doch Wahres zu Grunde. Für Goethe waren seine Sammlungen kein totes Kapital: sie befriedigten ein unabweisliches Bedürfnis nach geistiger Nahrung auf den Gebieten der Kunst und der Geschichte; das Beste dessen, das sie ihm gaben, lebt in seinen Werken fort. Betrachten wir sie in diesem Sinne, so werden sie auch uns und unseren Nachkommen noch manches zu sagen haben und niemals eine tote Zusammenstellung mehr oder minder wertvoller Raritäten werden.

Ehe wir, um auch weiteren Kreisen einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Goetheschen Sammlungen zu geben, die einzelnen Teile näher betrachten, ist noch ein Wort über das Treppenhaus und den Garten zu sagen. Jeder Eintretende ist von der Weitläufigkeit der zur Thür im ersten Geschoss mit dem SALVE auf der Schwelle führenden Treppe überrascht. In drei Windungen, und daher sehr sanft ansteigend, beansprucht sie einen Raum, der ausser Verhältnis steht zu den im ganzen doch mässigen Dimensionen des Hauses. Sie entstand bei Gelegenheit des ganzen Umbaus des von Karl August 1792 dem Dichter geschenkten Hauses, und zwar nach dessen noch erhaltenen eigenhändigen Skizzen und Massangaben. Goethe war dabei ohne Zweifel von Erinnerungen an die stattlichen Raumausmessungen italienischer Paläste geleitet, Nischen für Statuen und Büsten wurden vorgesehen, um die Wandflächen zu beleben.

So begrüssen uns noch heute der Adorant, der Faun, weiter oben die Gruppe von S. Ildefonso, von Goethe als Schlaf und Traum gedeutet. Die beiden grossen Kartons nach den Parthenonskulpturen, von W. Landseer und W. Bewick unter R. Haydons Leitung 1818 gezeichnet, kamen später aus London; den Spiegel der Decke hat Meyer mit einem Gemälde geschmückt.

In dem geräumigen Garten hinter dem Hause hat Goethe viele Stunden verbracht, in früheren Jahren mit Christiane und August, in späteren mit den jungen Freundinnen seiner Schwiegertochter. Aus erster Zeit stammt eine hübsche Zeichnung, die durch die Radierung in den von Lieber und Schwerdgeburth herausgegebenen Handzeichnungen bekannt geworden ist, — über die heiteren Gartenstunden der letzten zehn oder fünfzehn Jahre haben mehrere der Damen berichtet, die daran teilgenommen hatten. Danebenher war der Garten das bequeme Versuchsfeld für botanische Studien sowohl als für das Aufziehen wohlschmeckender Gemüse. Wie oft enthalten die Briefe an Christiane dahinzielende Aufträge. Die Einteilung des Gartens ist unverändert erhalten: unter den älteren Bäumen der Mitte hat Goethe noch selbst gesessen, zwischen den Buchsbaumheckchen ist er im gelben Hausrock auf- und abgewandelt, sich an den Kaiserkronen und den Rosen erfreuend, deren Abkömmlinge uns noch heute blühen.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Sammlungen, so gehören zu dem Gebiete der Kunst in engerem Sinne in erster Linie die Original-Handzeichnungen aller Schulen, über 1600 an der Zahl, zu denen noch mehrere hundert eigener Zeichnungen und Skizzen Goethes kommen, — und ca. 2400 Stiche, Holzschnitte und Lithographieen. Seine Schriften zur Kunst, die in den Propyläen und der Jenaer Litteraturzeitung niedergelegten Anschauungen gewinnen ungemein an Verständlichkeit, wenn wir uns mit dem Inhalt aller dieser Mappen näher bekannt machen. Die heutzutage besonders geschätzten Inkunabeln, die Meister des italienischen Quattrocento z. B., sind nur spärlich vertreten. Nur Mantegna hat Goethen ein lebhaftes Interesse abgewinnen können, als einer der ersten, die sich offen und mit Erfolg an die Antike anlehnen. Besonders reich gefüllt sind die Mappen, die die Stiche nach Carracci und den späteren Eklektikern, den Genuesen etc. enthalten. Tizian und die ihm folgenden Venezianer sind gut vertreten, namentlich in einer fast

vollständigen Sammlung der wirkungsvollen Jacksonschen Farbenholzschnitte. Unter den deutschen Meistern sind aus dem 16. Jahrhundert gute Blätter von Aldegrever, Altorfer, Beham, Hirschvogel u. a. vorhanden; das Werk Dürers zeugt von der so oft ausgesprochenen Bewunderung für ihn, aber alle diese werden an Schönheit durch eine Auswahl der seltenen Stiche Schongauers übertroffen; solche Abdrücke, wie den Tod der Maria oder die Jakobsschlacht, werden nicht viele Sammlungen aufzuweisen haben. Von den späteren Stechern und Radierern finden sich namentlich viele Landschaften von Beich, Bemmel und ihresgleichen; charakteristisch ist, dass der von Karl August so hoch geschätzte Chodowiecki nur mit drei kleinen Blättchen in Goethes Mappen erscheint. Unter den Niederländern begegnen wir guten Blättern von und nach Rembrandt, Rubens, Ostade, aber vor allem einer sehr reichen Sammlung der Radierungen Everdingens. Zahlreich sind auch hier die Vertreter der Landschaft: Franzisque, Genoels, Glauber, Saftleven, Swanevelt, Waterloo, ebenso wie in der französischen Schule die Claude, Poussin u. a. Wie fast alle Sammler seiner Zeit legte Goethe keinen übergrossen Wert auf frühe Abdrucksgattung oder Erhaltung eines Stiches; für ihn war die Komposition die Hauptsache, ja er konnte sich daran ergötzen, aus den unvollkommenen Andeutungen eines schwachen oder beschädigten Druckes die ursprünglichen Intentionen des Künstlers doch noch zu entziffern. Darum konnte er sich aber doch herzlich freuen, wenn ihm die Erwerbung eines schönen Abdrucks von Marc Antons Morbetto oder von oben erwähntem, jahrelang ersehnten Tod der Maria Schongauers gelungen war.

Die Sammlung der Handzeichnungen wird, als ein Ganzes genommen, auch den verwöhnten modernen Liebhaber noch befriedigen. Sobald die Mappen 1886 zugänglich waren, kam einer der gewiegtesten Kenner nach Weimar in der ausgesprochenen Absicht, einen, wenn nötig zwei Züge zu überschlagen, um Goethes Zeichnungen durchzusehen; drei lange Sommertage brachte er bis zum sinkenden Abend darüber zu, sich an dem vielen Schönen erfreuend, und dem Schreiber dieser Zeilen manche wichtige Belehrung hinterlassend. Jede Schule bietet Perlen ihrer Art; eine Aufzählung, auch nur des Besten, würde zu weit führen, Andeutungen müssen genügen. Unter den Altdeutschen finden wir mehrere ungewöhnlich schöne Blätter von Albrecht Altorfer, — vier Gouachen von Daniel Hopfer,

durch ihre Gegenstände wie die technische Ausführung interessant, — 32 zierlich kleine Illustrationen eines alten Testamentes von einem noch nicht bestimmten Künstler um 1530, — 15 der gegenwärtig so gesuchten Entwürfe für Glasgemälde von Lindmeyer, Stimmer u. a. Künstlerisch wie kulturhistorisch bedeutend ist die Aquarelle Peter Vischers des jüngeren, vom Jahre 1524, in der der Maler den Zusammenbruch des Vatikans und der weltlichen Gewalt dem trostbringenden Hinweis Luthers auf Christus als die alleinige Hilfe gegenüberstellt; Goethe hielt mit vollstem Rechte dies ihm 1818 vom Fürsten Biron zum Geburtstag verehrte Blatt besonders wert. Aus der Folgezeit sind Künstler, wie Elsheimer, Lingelbach, Roos, Hamilton, W. Kilian, Rottenhammer, Rugendas, wohl vertreten; in Oeser, Thiele, den beiden Kobells, Wilhelm Tischbein kommen wir zu den Künstlern, die auf Goethes »Zeichentalentchen« bedeutend eingewirkt haben. Ein Umschlag mit 43 trefflich gewählten Studien von Carstens führt uns zum 19. Jahrhundert und zu den in Goethes Sinne mit ihm Strebenden und Arbeitenden: Kniep liefert ihm Erinnerungen an die gemeinsame Reise durch Sizilien, Kraus zeichnet für ihn die granitreichen Bergthäler im Harz, H. Meyer bringt ihm Aquarellkopieen berühmter Gemälde in Italien oder hilft mit Ornamentzeichnungen aller Art für Medaillen, Denkmäler, Theaterdekorationen, für die Ausschmückung des Weimarer Schlosses etc. Aber auch die persönlich ferner stehenden, wie Cornelius, Pforr (mit 10 prächtigen Illustrationen zu Götz von Berlichingen), Schinkel, Neureuther, Schwanthaler, Hübner, Preller fehlen nicht. Die Bildhauer Schadow, Tieck, J. M. Wagner senden ihre Entwürfe zu freundlicher Begutachtung; nehmen wir noch alle die künstlerisch beanlagten Dilettanten hinzu, die sich Goethen so gern zu nähern pflegten, so staunen wir mit Recht über die Weite des Kreises, der den Dichter als seinen geistigen Mittelpunkt zu betrachten gewohnt war. Die Skizzen des für Rostock geplanten Blücherdenkmals, die Entwürfe für die Fresken der Münchener Glyptothek, die Berichte über die Aufdeckung von Mosaiken in Pompeji — alles wurde Goethes Kenntnisnahme unterbreitet.

Das direkt persönliche Interesse, das die Sammlungen der deutschen Handzeichnungen mit Goethe verknüpft, können wir bei den Italiänern, Niederländern, Franzosen nicht erwarten. Aber auch sie müssen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen;

ein Liebhaber, dem es gelänge, 7 vorzügliche Zeichnungen Rembrandts, die Madonnenstudie Van Dycks, F. Bols heilige Familie, die aquarellierte Ansicht von Bergen op Zoom von V. Kloots von 1671, die zierlichen Entwürfe J. de Wits, die vielen landschaftlichen Blätter von P. Brill, Beerstraten, Asselyn, J. Both, Poelenburg, Waterloo, Saftleven, Swanevelt, T. Wyck, die schönen Bloemarts etc. in seinen Mappen zu vereinigen, würde auch heute unser aller Anerkennung gewiss sein, denn sein feines Verständnis der grossen Niederländer wäre erwiesen. Daneben aber finden wir eine vorzügliche kleine Auswahl der zierlichsten französischen Zeichnungen des 18. Jahrhunderts, eine Tänzerin von Watteau, mehrere ungewöhnlich gute Bouchers, Greuze, Lafage, Picart, vortreffliche Landschaften von Claude Lorrain, den beiden Poussins, Baudouin u. a. Bei den Italiänern liegt der Schwerpunkt, wie in der Kupferstichsammlung, bei der späteren römischen Schule und namentlich bei den Bolognesen. Aus der grossen Winklerschen Auktion in Leipzig hätte Goethe vorzügliche ältere Meister, z. B. eine bedeutende Leonardosche Zeichnung, zu mässigen Preisen erwerben können, aber seine Aufträge scheinen sich, wie später bei der Campeschen Versteigerung, auf die Nachfolger Rafaels und der Carracci gerichtet zu haben. So ist denn sein Liebling Guercino mit 6 erlesenen Blättern vertreten, neben ihm Agostino und Lodovico Carracci, Guido Reni, Cantarini, Allori, von den Römern Giulio, Giovanni da Udine, Polidoro, Zuccaro, Pietro da Cortona etc. Ein einziges Blatt gehört dem 15. Jahrhundert an: eine Rohrfederzeichnung auf Pergament, einen Feldherrn zu Pferde darstellend, vielleicht von Masaccio. Mit dieser Ausnahme würde die Sammlung nicht der unlängst ausgesprochenen Ansicht widersprechen, dass die italiänische Schule erst von da ab für Goethe interessant wurde, wo sich der Einfluss der Antiken in ihren Erzeugnissen wahrnehmen lässt.

An Ölgemälden hat Goethe nur eine kleine Anzahl besessen, meist Geschenke fürstlicher und anderer Freunde, wie Rochlitz, von Klenze. Als Porträts interessieren alle Besucher am meisten die Bildnisse Anna Amalias von W. Tischbein, Karl Augusts von Kolbe, der Grossherzogin Luise (von einem tüchtigen Künstler, dessen Namen merkwürdigerweise nicht zu ermitteln ist), der schöne Greisenkopf Zelters von K. Begas. An eigenen Bildnissen besass der Dichter nur die von König Ludwig von Bayern ihm geschenkte Replica des in München befindlichen

Stielerschen Gemäldes und die kleine Ölskizze von G. M. Kraus aus dem Dezember 1775, zu welchen noch die beiden fast lebensgrossen Kartonzeichnungen Goethes und Christianens von Friedrich Bury aus dem Jahre 1800 hinzukommen. Die wichtigen Gemälde von Angelika Kaufmann (1787), von Kolbe (1822) sind erst später den Sammlungen hinzugefügt worden. Ein wehmütiges Interesse wird immer das tüchtige Bild Grünlers erwecken, das den Sohn des Dichters in voller blühender Manneskraft darstellt; ursprünglich hatte es Frau Ottilien von Goethe persönlich gehört, erst durch die Stiftung der Intestaterben wurde es mit dem Museum vereinigt.

Sonst wäre noch besonders zu erwähnen die schöne Kopie F. Burys der einen Hälfte von Tizians himmlischer und irdischer Liebe im Palazzo Borghese und der von demselben Bury in Rom aufgefundene und später von Goethe erworbene sogenannte Herzog von Urbino, F. Baroccio zugeschrieben.[1]) Beide Gemälde befinden sich heute wieder an ihren alten Plätzen, der Herzog von Urbino umgeben von einer Anzahl kleinerer, zum Teil recht guter Bilder, die zu Goethes Lebzeiten wohl über die verschiedenen Zimmer verteilt gewesen waren; W. Tischbeins wenig erfreulicher Götz und Weisslingen, J. H. Tischbeins französierende Bildchen von 1756, das Bildnis des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und seiner Gemahlin, der Kopf einer h. Elisabeth von Overbeck, den August Goethe dem Vater 1814 aus Frankfurt mitgebracht hatte, verdienen immerhin Beachtung.

Gleichsam als ein Anhang zu den Stichen und Zeichnungeu ist die Porträtsammlung Goethes zu betrachten: sie sollte ihm die bedeutenden Männer der Vergangenheit wie die Mitlebenden und Freunde auch in ihrer äusseren Erscheinung vor das Auge führen. Das künstlerische Interesse tritt hier vor dem historischen zurück; für uns ist die Sammlung wichtig, weil sie uns mit allen bekannt macht, die zu irgend einer Zeit mit Goethe in persönliche Beziehung traten: ältere Freunde, wie Merck, Lenz, die Stolberg, Lavater, Jacobi u. a. finden wir durch Kupferstiche, häufig durch Silhouetten vertreten, in den letzten Jahrzehnten seines Lebens liess Goethe durch Joh. Joseph Schmeller die weimarischen Freunde wie hervorragende, ihn besuchende Fremde nach dem Leben zeichnen. Gegen 150 solcher Blätter haben

---

[1]) Vergl. Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band V, S. 23 ff. und 224 ff.

sich erhalten, lebensgrosse Köpfe, auf gelbem Tonpapier mit schwarzer Kreide gezeichnet; Schmeller hat ihnen allen eine leise Familienähnlichkeit gegeben, aber ohne Zweifel hat er doch die Gabe gehabt, zu »treffen«; — der ganze Kreis des Goethehauses lebt in seinen fleissigen Arbeiten vor uns wieder auf.

Unter den etwa anderthalb Hundert Silhouetten, die Goethe gesammelt, müssen wir nur einen Umstand beklagen, dass er fast nie daran gedacht hat, den Namen der dargestellten Person beizuschreiben. Schon dass er die Bilder jahrzehntelang in einer Lade des Schreibpults verwahrte, sagt uns, dass sie ihm von Wert waren. Eine Menge bedeutender Charakterköpfe, viele durch Schönheit anziehende Frauenbildnisse liegen vor uns, ohne dass eine Möglichkeit abzusehen wäre, sie jemals zu bestimmen. Wer sind z. B. die zwei eleganten Damen in ganzer Figur und in Lebensgrösse, wahrscheinlich von Goethe selbst silhouettiert, die das kleine Gartenzimmer schmücken? Der Dichter hat sie neben wertvollen Andenken, z. B. dem Stammbuch der Frau Rat, dem Bild der Klettenberg, aufbewahrt; jetzt werden sie wohl für immer anziehende, aber ungelöste Rätsel bleiben.

Zu der Porträtsammlung im weiteren Sinne gehören auch eine Anzahl Bildnisse, die Goethe im Laufe der Jahre geschenkt erhielt; unter anderen das schon vorhin erwähnte Bild der Klettenberg, die ihm zu Weihnachten 1819 gesendeten Kreidezeichnungen des Willemerschen Ehepaares, das zu Weihnachten 1822 von Karl August verehrte Bild des Grafen Kaspar Sternberg u. a., die, in den verschiedenen Zimmern verteilt, mit Recht die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich ziehen.

Wenden wir uns nun zu dem Gebiete der plastischen Künste, so fallen uns vor allem die zahlreichen Gipsabgüsse von Büsten in die Augen, die fast alle Gemächer schmücken. Es ist zwar nur ein einziges Marmororiginal darunter, — das zweite Exemplar der Trippelschen Herderbüste, — aber alle sind scharfe alte Abgüsse und interessieren uns wegen der dargestellten Persönlichkeiten oder wegen der Künstler, wie Rauch, Tieck, Schadow, Weisser u. a., die sie gefertigt. Natürlich finden sich darunter auch alle wichtigeren Büsten des Dichters selbst, und überraschen, so nebeneinander gesehen, durch die grosse Verschiedenheit der Auffassung; eine grosse Seltenheit ist die Büste Christianens, von Weisser, die wieder, wie zu Goethes Lebzeiten, von erhöhtem Platze in dem Büstenzimmer freundlich herabsieht. Eine Merk-

würdigkeit ist das kleine Büstchen Napoleons, zu dem der Kaiser nach der Niederlage bei Leipzig im Januar 1814 in Paris dem deutschen Modelleur Posch zu sitzen die Musse fand.

An die Büsten reihen sich die Medaillons, unter ihnen eine reiche Sammlung der Arbeiten des französischen Bildhauers David d'Angers, rund hundert an der Zahl, alle Berühmtheiten des Frankreichs der Restauration darstellend. Eine kleine Anzahl brachte David wohl mit, als er 1829 nach Weimar kam, um Goethe zu modellieren, die übrigen kamen im März 1830 und 1831, begleitet von biographischen und kritischen Bemerkungen über die Dargestellten, teils von David selbst, teils für ihn von Théophile Gauthier aufgezeichnet. Wir können uns lebhaft vorstellen, mit welchem Behagen Goethe die oft kaustischen, aber immer geistvollen Notizen der beiden über ihre Zeitgenossen gelesen und mit den in den Medaillons ihm vorgeführten Zügen verglichen haben mag.

Am natürlichsten reihen wir hier die Sammlung der historischen Porträtmedaillen an, überhaupt eine der Perlen des Goetheschen Nachlasses. Aus einer an Jacobi gerichteten Briefstelle erhellt, dass für Goethe die Porträts, die Medaillen und die Autographen [1]) ein ideelles Ganzes bildeten, dazu bestimmt, die grossen Männer der Vergangenheit der Nachwelt lebenswahr vorzuführen. Von diesem Gesichtspunkte aus begann er früh Porträtmedaillen zu sammeln, soviel wir nachkommen können, zuerst hauptsächlich die Meisterwerke der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts, allmählich die Zeit der späteren Mediceer, Serien der Päpste, deutsche, französische, schwedische und andere Medaillen anreihend. Die Versuchung liegt nahe, von diesem Teil der Goetheschen Sammlungen eingehend zu sprechen, aber wo anfangen? wo aufhören? Die Fülle des Vorhandenen, vor allem die Qualität der einzelnen Stücke ist so bedeutend, dass ein Eingehen auch nur auf das Allerbeste die Grenzen unseres Berichtes überschreiten würde. Ein Blick auf die zwei Schaukästen, in denen im Deckenzimmer des Goethehauses Proben ausliegen, gibt einen bessern Begriff von der weit über 1600 Stück enthaltenden Sammlung. Da liegen die italienischen Dynasten des 15. und 16. Jahrhunderts, die Malatesta, Este, Gonzaga,

[1]) Durch ein bedauerliches Versehen wurde bei der Erbauseinandersetzung im Jahre 1885 die Autographensammlung in das Goethearchiv übergeführt und ist dort verblieben.

Sforza, die ersten Mediceer, die Gelehrten und Dichter der Renaissance neben den Päpsten Paul II., Sixtus IV., Alexander Borgia, Julius II., Clemens VII., Paul III.; der Probeabguss eines Wachsmodells von Benvenuto Cellini, Ercole II. von Ferrara darstellend, — eine unbeschriebene Medaille eines Venezianer Patriziers oder Gelehrten nebst dessen jugendschöner Gattin Franceschina, — ein unbekannter Tasso, dann die Mediceer des 16. und 17. Jahrhunderts, die Orsini, Odescalchi, — und alles in Exemplaren tadelloser Erhaltung, die Bleigüsse des Pisano ebenso scharf wie die sorgfältig ciselierten Bronzen des Sperandei oder des Enzola, eine wahre Freude für den Liebhaber. Unter den Deutschen ist das 16. Jahrhundert sehr schön, das 17. und 18. ebenso gut als reich vertreten; unter den Nürnberger Porträtmedaillen sind Stücke vorzüglichster Qualität, ebenso selten als schön sind zwei Darstellungen Kaiser Karls V. Ein äusserst wertvolles Stück ist ein grosses vergoldetes Medaillon auf König Karl VII. von Frankreich, um 1450, ein anderes auf Louis XII., prächtige Medaillen von G. Dupré auf die Königin Marie von Medicis, auf den grossen Condé, auf die Häupter der Fronde, Mme de Longueville u. a. Eine Serie von Probeabschlägen französischer Medaillen aus der Zeit Ludwigs XVI., sowie die bekannten Napoleonischen Geschichtsmedaillen erhielt Goethe durch die Vermittelung des Baron Vivant Denon, der nach der Schlacht bei Jena bei ihm einquartiert gewesen war. Eine zahlreiche Serie von Medaillen auf die Königin Christine von Schweden beweist das Interesse Goethes an dieser geistvollen, aber bizarren Fürstin.

Diese kurzen Andeutungen mögen hinreichen, um von den vielfachen Anregungen einen Begriff zu geben, die Goethe aus seiner Medaillensammlung schöpfte, und die sie auch uns noch geben kann. Zuerst aus historischen Gesichtspunkten angelegt, entwickelte sie sich zu einer kunstgeschichtlichen Übersicht der Medaillenkunst von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1832, wie sie in gleicher Vollständigkeit vor Goethe wohl noch nicht versucht worden war. Es ist ein weiter Weg von Vittore Pisano und Sperandei zu Benvenuto Cellini, den Hamerani und endlich Putinati, Nesti oder Manfredini, — von den Nürnberger und Augsburger Künstlern des 16. zu Brandt, Loos u. a. am Anfang des 19. Jahrhunderts; — wir verstehen, wenn Goethe sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, Besuchern, die er ehren wollte, diese Sammlung selbst zu zeigen.

Unter weiteren Erzeugnissen der Plastik, die das Goethe-Nationalmuseum enthält, schliessen sich die Plaquetten am nächsten an die Medaillen an, kleine einseitige Bronzegüsse verschiedener Gestalt, wie sie die italiänischen Goldschmiede des 15. und 16. Jahrhunderts zur Verzierung von Hausaltärchen, Kassetten, Waffen und Rüstungen anzufertigen pflegten. Eine kleine Auswahl von 100 Stück, fast alle in tadellosen Exemplaren, gibt einen anschaulichen Begriff von dieser zierlichen Kleinkunst, die erst in neuerer Zeit durch Molinier sowie den Katalog der jungen, aber schon sehr reichen Sammlung des Berliner Museums eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren hat. Auch hier war Goethe so glücklich gewesen, eine Anzahl Stücke zu finden, die noch heute den Neid jedes Sammlers erregen.

Die kleine Sammlung der geschnittenen Steine, Intaglien wie Kameen, meist in Goldringe gefasst, geht in ihren Anfängen auf Goethes Aufenthalt in Rom zurück. In der jüngsten Zeit ist sie von Adolf Furtwängler einer kritischen Durchsicht unterzogen worden, deren Ergebnisse an anderer Stelle veröffentlicht werden sollen. Welchen Wert Goethe, wie alle Kunstfreunde seiner Zeit dem Studium der geschnittenen Steine beilegte, erhellt am besten daraus, dass er ausser den grossen Daktyliotheken von Stosch, Cadès, Behn, sich noch über 1600 Schwefel- und Gipsabgüsse von antiken Gemmen der verschiedensten Kabinette verschafft hatte.

Die kleinen Bronzen, darunter ägyptische, griechische, archäisch-italische, römische der Kaiserzeit, sowie treffliche Arbeiten der Renaissance, harren noch einer gründlichen Prüfung. Neben vorzüglichen Stücken scheinen sich andere eingeschlichen zu haben, an denen die heutige Wissenschaft zweifeln möchte; z. B. eine Viktoria, im Motiv der bekannten Kasseler ähnlich, die Goethe 1796 aus der Wackerschen Sammlung für sechs Louisdor erwarb, und stets sehr hoch hielt, erregt leider begründete Zweifel an ihrer Echtheit. Von grosser Schönheit sind dagegen eine stehende Venus, die Geh. Rat Bode Donatello zuschreibt, und ein vorzügliches Exemplar von Gian da Bolognas kauernder Venus nach dem Modell im Florentiner Bargello, sowie einige Abgüsse von Originalmodellchen, bei denen man sofort an Benvenuto Cellini denken muss.

Unter den sonstigen Arbeiten in Metall verdienen noch Erwähnung ein kleines Reliquiarium in Goldbronze, einen offenen

Sarkophag darstellend, der auf den Figürchen der vier Evangelisten ruht, und in dem der auferstehende Christus sitzt, — eine Arbeit, die vielleicht aus der von Bischof Bernward um das Jahr 1000 in Hildesheim begründeten Erzgiesserei hervorgegangen, — sowie ein in Eisen gravierter und mit Gold und Silber tauschierter Spiegelrahmen mit reizenden Ornamenten, Medaillons mit mythologischen Kompositionen, Fruchtgewinden u. s. w. geschmückt; wahrscheinlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts von einem im Tauschieren von Harnischen und Waffen geübten Augsburger Meister gefertigt. Über die Herkunft dieser beiden Stücke, die jedem kunstgewerblichen Museum zur Zierde gereichen würden, hat sich leider gar nichts ermitteln lassen. Es scheint Goethen, wie noch heute manchem Sammler, nicht erwünscht gewesen zu sein, Angaben über die Provenienz seiner Schätze zu machen, wenigstens hat sich nichts derart in schriftlicher Aufzeichnung vorgefunden; hier und da erwähnt er in einem Briefe den Neuerwerb eines interessanten Stückes, aber nach Durchsicht der Tausende bis jetzt veröffentlichten Briefe hat man nicht fünfzig genaue Angaben ermittelt. Selbst in den Tagebüchern sind die gelegentlichen Notizen so wenig bestimmt, dass man mehr als einmal nicht mit Sicherheit sagen kann, worauf sie sich beziehen Wenn die Weimarer Goetheausgabe sich einst entschliesst, auch die Briefe an Goethe uns zugänglich zu machen, wird sich hoffentlich noch manche Bereicherung unserer Kenntnis der Geschichte der Sammlungen ergeben.

Von den Porträtbüsten ist oben schon die Rede gewesen, eine Anzahl Abgüsse antiker Büsten vermehren den Schmuck der einzelnen Zimmer; so namentlich in dem grossen Salon die von Staatsrat Schulz 1823 erhaltene Juno Ludovisi, daneben der 1813 angekaufte Jupiter von Otricoli, der 1828 von Tieck besorgte Antinous von Mondragone. Zu dem ältesten Besitz gehört die Büste des Apoll von Belvedere, welche Herzog August von Gotha am 16. Januar 1782 Goethen schenkte, — die interessante Clytia, ein Geschenk des berühmten Naturforschers Blumenbach, 1793, als das Original sich noch bei Charles Townley befand, — und die Venus von Arles 1802 durch Wolzogen aus Paris bezogen. Grosse Freude bereiteten Goethen die Geschenke König Ludwigs von Bayern, die Medusa Rondanini 1826, und der knieende Niobide zum 28. August 1829. Die Abgüsse, welche Freunde wie Rauch, Tieck, Schadow u. a. von ihren Arbeiten

einsandten, einzeln zu besprechen, würde zu weit führen; noch heute wohlerhalten sind sie ein beredtes Zeugnis der Hochachtung, welche die ersten Künstler der Zeit für Goethe hegten; für ihre Gaben fühlten sie sich reich belohnt durch des Dichters einsichtsvolle, so oft geradezu beratende Teilnahme an ihren Arbeiten. Die Geschichte des Schadowschen Blücherdenkmals zu Rostock oder des von Rauch geplanten Goethedenkmals für Frankfurt bildet eines der interessantesten Kapitel von Goethes Korrespondenz mit Künstlern; die Belegstücke zu den vielen gewechselten Briefen bietet das Goethemuseum in den dort besprochenen Skizzen und variierten Entwürfen.

Von Originalen der antiken Plastik besass Goethe nur einige Fragmente, das beste vielleicht eine »Halbherme aus Rosso antico eines bärtigen Bacchus aus der Zeit Hadrians«, wie er sie in einem Briefe an Knebel vom 3. Januar 1813 beschreibt. Eine Anzahl zum Teil recht guter, kleiner Vasen, meist bei Gelegenheit der Erweiterung der Kölner Festungsbauten nach 1815 gefunden, führt uns zu dem kunstgewerblichen Gebiete hinüber, auf dem die Majolika- und Emaillensammlung die Aufmerksamkeit des Besuchers erweckt und in reichstem Masse verdient. Das Interesse an den farbenreichen Gebilden der italienischen Kunsttöpferei muss bei Goethe ziemlich früh erwacht sein, denn als er 1804 in der Jenaer Litteraturzeitung den bekannten Aufsatz »Über Majolikagefässe« veröffentlichte oder vielmehr durch seinen Freund Meyer verfassen liess, zeigte die beste der beigegebenen Abbildungen einen Teller mit der Geburt des Adonis aus seinem Besitze. Das Verständnis für den Wert der italienischen Majolika des 16. Jahrhunderts war unter den Zeitgenossen fast ganz erloschen, Goethe hielt es daher für angezeigt, auf »die Bilder von gutem Geschmack und schöner Erfindung« hinzuweisen, die viele der Vasen und Schüsseln zierten; wiederholt kommt er auf den guten Geschmack in den Darstellungen zurück, mit denen die Prachtgefässe von Castel Durante bemalt seien. Hundert und einige Stück hat Goethe im Laufe der Jahre zusammengebracht, prächtige Proben aller Hauptwerkstätten in Gubbio, Castel Durante, Urbino, Pesaro. Bei seiner Wahl hat er sich ohne Zweifel von der Vorliebe für »schön gedachte Darstellungen« bestimmen lassen; von den frühen, rein ornamentalen Stücken, von solchen mit leuchtenden, metallischen Reflexen, die sich unsere Liebhaber oft zu extravaganten Preisen streitig machen, findet sich fast

nichts. Wir machen hier dieselbe Beobachtung wie bei den Handzeichnungen und Kupferstichen: die herbe Schönheit der Frührenaissance, die uns heute besonders anzieht, tritt vor der formvollendeten, technisch durchgebildeten Hochrenaissance zurück. Die historischen Kompositionen von Stichen nach Rafael und Giulio Romano entlehnt oder von Orazio Fontana, G. B. Franco. u. a. für den Zweck erfunden, sind es, die Goethe am meisten anziehen. Und in der That, schöner ausgeführte und besser erhaltene Exemplare dieser Schalen und Teller als die in dem Goethemuseum wird man nirgends aufweisen können; der Liebhaber hat seine besondere Freude an einigen, so selten in gutem Zustande anzutreffenden Salzfässern, Leuchtern, Vasen, Fruchtschalen auf zierlichem Fuss. Eine Erwähnung verdienen zwei frühe und gute Teller aus Chaffagiuolo, und namentlich einer Altflorentiner Ursprungs, mit noch unentwickeltem Kolorit: Virgil und Dante vor dem mit der päpstlichen Tiara bekrönten Drachen der Unterwelt stehend, eine dem Gedankenkreis der revolutionären Reform Savonarolas entsprungene Komposition. Über die Provenienz der Goetheschen Majolika geben Briefe und Tagebücher einigen Aufschluss. Der in Nürnberg lebende pensionierte Hauptmann v. Derschau hatte in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Italien eine bedeutende Sammlung gebildet, die er der preussischen Regierung für die nach den Freiheitskriegen entstehenden Berliner Museen zum Kaufe anbot. Von dem Minister Stein von Altenstein damit abgewiesen, wandte er sich 1816 an Goethe, mit dem Wunsche, das ganze oder doch eine Auswahl des Besten in seinen Besitz als in die verständnisvollsten und würdigsten Hände übergehen zu sehen. Durch Vermittelung Dr. Seebecks wurde Januar ein Handel dahin abgeschlossen, dass Goethe für etwa 600 Mark unseres Geldes 19 auserlesene Majoliken nebst drei Emaillen erwarb! Kein Liebhaber würde für einen der 45 cm im Durchmesser haltenden *piatti* des Fra Xanto oder des Guido da Merlino eine so niedrige Summe heute zu bieten wagen. — Bei der nach Derschaus Tode 1825 abgehaltenen Versteigerung erwarb Goethe nochmals eine Anzahl Stücke; 1828 kaufte der Regisseur Genast für ihn weitere auf der Leipziger Messe, wenige Tage später sandte der Nürnberger Kunsthändler Schmiedmer fünf von der von Kressschen Familie angekaufte, grosse Platten für 60 Gulden. Diese sind besonders interessant, weil sie um 1540 für die Nürnberger Pa-

trizier in Urbino angefertigt und mit ihrem Familienwappen verziert wurden; einige scheint Goethe seinem fürstlichen Freunde überlassen zu haben, denn sie finden sich jetzt im Grossherzoglichen Museum.

Die oben erwähnten Emaillen sind drei prächtige Arbeiten Pierre Reymonds aus dem Jahre 1571, 1774 von Derschau in Rom gefunden, eine Schale und zwei Salzfässer; grau in grau gemalt und mit Gold gehöht, mit biblischen und antikisierenden Kompositionen und Ornamenten geschmückt. Wahrscheinlich auch aus Derschaus Besitz stammt eine vorzügliche Schüssel B. Palissys, unserem heutigen Geschmack viel mehr zusagend, als die mit Eidechsen und Früchten in hohem Relief bedeckten, häufiger vorkommenden Platten; die unsrige ist eine runde Schale, mit Vertiefungen zur Aufnahme von Salz und Gewürzen, die unter sich durch zierliche, durchbrochene Ornamente verbunden sind, ein durch die Feinheit der Masse wie die harmonische Färbung gleich mustergültiges Stück.

Wir haben uns nun noch kurz mit den naturwissenschaftlichen Sammlungen Goethes zu beschäftigen, die Schuchardt in dem III. Bande seines Katalogs verzeichnet. Wie in Goethes Leben das Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft einen breiten Raum einnahm — manche meinen oft zum Schaden seines dichterischen Berufes, — so erfüllen die zu diesem Gebiete gehörenden Sammlungen mehr als ein Zimmer des Goethe-Nationalmuseums; voran an Umfang wie an wissenschaftlichem Werte stehen die mineralogischen. Der Hauptteil füllt einen Raum im Erdgeschoss des Hinterhauses, hauptsächlich Suiten zur Veranschaulichung der geognostischen Struktur, vieles von Goethe selbst in Thüringen, Italien und Böhmen gesammelt und noch mit Beischriften von seiner Hand versehen, — die Karlsbader und Marienbader Sammlungen, — anderes vom Bergrat Voigt aus Ilmenau, von Charpentier aus Sachsen beigesteuert, — zwei grosse Schränke mit pflanzlichen und tierischen Versteinerungen, ein kleinerer mit 700 geschliffenen Proben aller von den Römern zu ihren Prachtbauten verwendeten Steinarten vom Granit und Porphyr bis zu allen Arten Marmor, Alabaster, Onyx, Achaten etc. In der Mitte des Saales ein über 2 Meter langer Elephantenzahn und verschiedene Mammuthkiefer aus der Umgegend von Weimar. Bei der Neuaufstellung ist man sorgfältig

auf Erhaltung der Goetheschen Anordnung bedacht gewesen; manches würde die heutige Wissenschaft anders zusammenstellen, aber so wie die alten Goetheschen Schränke mit ihrem reichen Inhalte vor uns stehen, verkörpern sie ein Stück Geschichte der Geologie in anschaulichster Weise. Die zur Klassifizierung und Beschreibung der einfachen Mineralien dienenden Teile der Sammlung hatte Goethe in dem Vorraum des Arbeitszimmers in vier grossen Schränken untergebracht. Dem Besucher fallen sofort eine Menge sogenannter »Aufsatzstücke« ins Auge, grosse Drusen von Kalkspat, Bergkrystall, Amethyst, Cölestin, prachtvolle Stufen von Mangan- und Eisenerzen etc.; ein Lederkästchen unter der alten Uhr aus dem Frankfurter Vaterhause enthält die prächtige Sammlung sibirischer Mineralien, die Staatsrat Loder Goethen 1828 gesandt hat. Ein in sich geschlossenes Ganze bilden zwei im Dachstock aufgestellte Schränke mit sächsischen Erzen und Mineralien, vom Oberberghauptmann von Herder für Goethe zusammengestellt und wissenschaftlich verzeichnet. Ein Fachmann, der sie vor einiger Zeit untersuchte, erklärte es für unmöglich, eine solche systematische Darstellung der Gänge und Mineralien des sächsischen Erzgebirges noch ein zweites Mal zusammen zu bringen, weil viele Adern seit Herders Arbeit sich erschöpft hätten. Wenn wir zum Schlusse sagen, dass das Inventar der mineralogischen Sammlung nicht weniger denn 17873 Nummern verzeichnet, so wird auch der Laie sich einen Begriff von ihrer Bedeutung machen können.

Der Natur der Sache nach sind die botanischen Sammlungen nicht so schön und unberührt erhalten; jahrzehntelang ohne Pflege in fast nie betretenen Kammern bei Seite gelegt, ist vieles langsam zerfallen. Für einen Kenner wie Ferdinand Cohn haben allerdings auch die Reste der Herbarien, so wie sie sind, und was sich sonst noch vorfindet, grossen Wert, und Geh. Rat Cohn hat, wie er selbst versichert, für seinen geistvollen Essay »Goethe als Botaniker« (im ersten Band der »Pflanze«) sich manche Notiz aus dem Goethemuseum holen können. Wohl erhalten sind unter anderem mehrere Mäppchen mit sorgfältig aufgelegten und getrockneten Seepflanzen, zum Teil ein Geschenk der Frau von Richthofen, geborenen Prinzess von Holstein-Beck, aus dem Jahre 1823, sowie eine Kollektion von 115 Musterstücken der deutschen Nutzhölzer.

Indem wir die kleinen Sammlungen von Konchylien,

Insekten, ethnographischen Kuriositäten nur erwähnen, verweilen wir noch einen Augenblick bei dem die osteologischen Stücke enthaltenden Schranke, denn wir sehen hier das Material für die Studien zur Schädellehre, für die »Anschauung vom Wirbelbau des Hauptes«, vom sogenannten Zwischenknochen des Kiefers vor uns, — Entdeckungen, deren Wert auch Goethen sonst wenig geneigte neuere Forscher anzuerkennen nicht umhin können. Zum Verständnis von seinen Abhandlungen zur Osteologie, entstanden seit 1795, aber erst 1820 veröffentlicht, bieten diese Belegstücke die grösste Hülfe, namentlich im Verein mit den auch noch erhaltenen, unter Loders Leitung entworfenen Zeichnungen, vergleichenden Darstellungen verschiedener Tierschädel zum Beispiel, deren Originale wir hier vor uns haben. Einen Beweis für die thätige Teilnahme an der neuen Wissenschaft der Phrenologie sind mehrere bezifferte und mit den Abgrenzungen der verschiedenen Organe versehene Schädel, der eine von Gall, der andere von Goethe selbst beschrieben, Zeugen des lebhaften Gedankenaustausches im August 1805.

Noch ein Wort ist über die physikalischen Sammlungen zu sagen. Mit welchem Eifer und wie lange sich Goethe mit optischen Studien beschäftigte, bis sie sich allmählich 1791 zu den »Beiträgen zur Optik« und 1808 zur Farbenlehre kondensierten, ist allbekannt. In einem Schranke des Dachstocks sehen wir die Apparate, mit denen Goethe seine Versuche angestellt; zum Teil sind sie von grosser Einfachheit, z. B. die grossen Hohlprismen zur Brechung des Lichtes, die mit den Grundfarben Blau, Gelb und Rot bemalten runden Papptafeln, durch deren Rotation es ihm natürlich nicht gelingen konnte, ein reines Weiss darzustellen. Auch Mikroskope, Polarisationsapparate, Prismen von den verschiedensten Brechungswinkeln, Glas- und Glimmerplättchen für entoptische Versuche haben sich erhalten. In einem zweiten Schranke hat man alle Apparate für elektrische und galvanische Versuche, Leydener Flaschen von allen Grössen, zwei Maschinen zur Erzeugung von Reibungselektrizität, Elektroskope, ein Knallgaspistol u. s. w. u. s. w. vereinigt. Auch sie sind so einfach als möglich, aber sie haben doch genügt, um Goethen einen so tiefen Einblick in das Wesen der Elektrizität thun zu lassen, dass er die tiefsinnigen Worte sprach: »sie ist das durchgehende, allgegenwärtige Element, das alles mate-

rielle Dasein begleitet; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken.« [1])

Unsere Wanderung durch das Goethe-Nationalmuseum ist beendet; nur bei wenigem, und auch da nur kurz haben wir verweilen können, aber die Bemerkungen dürften doch über den so reichen Inhalt des altehrwürdigen Hauses orientieren, seine Bedeutung für die vertiefte Erkenntnis von Goethes geistigem Leben, Lernen und Schaffen erkennen lassen, und so vielleicht manchen noch anregen, sich mit dem Goethe-Nationalmuseum näher bekannt zu machen. Dies wäre der schönste Erfolg der kleinen Arbeit. Freilich erzählt uns ein geistreicher französischer Schweizer, Eduard Rod, in seinem *Essay sur Goethe* der Besuch des Weimarer Museums habe seine ursprüngliche Bewunderung für den Dichter herabgestimmt. Man könnte sich den Kopf darüber zerbrechen, wie solch' eine Wirkung möglich ist, wenn uns die weiteren Ausführungen Rods nicht der Verpflichtung enthöben, seine *Boutade* ernst zu nehmen. Entweder führt er Dinge an, die gar nicht vorhanden sind (z. B. die Tabatieren Goethes, des geschworenen Feindes des Tabaks in jeder Gestalt, — oder die Bildnisse der Geliebten gruppiert um das Porträt der legitimen Gattin!), oder er spricht z. B. von der oben in ihrer Bedeutung gewürdigten Mineraliensammlung als von den »Kieseln, die Goethe von seinen Spaziergängen mit nach Hause brachte«.

Wenn etwas bei der Gründung des Goethemuseums vermieden wurde, so war es jede Förderung eines banalen Reliquienkultus. Dass in einem Schaukasten die Trauringe Goethes und Christianens, die von ihm gewöhnlich getragenen Orden (darunter die ihm von Napoleon verliehene Ehrenlegion), oder eine Locke des ihm auf dem Totenbette von Dr. Vogel abgeschnittenen weissen Haares aufgelegt sind, hat noch niemand beanstandet, aber Hunderte und Tausende haben die wenigen Andenken mit warmer Teilnahme betrachtet. Goethes Persönlichkeit bildet natürlich den Mittelpunkt des Museums; wir freuen uns, wenn

[1]) Über Goethes elektrische Studien vergleiche man den interessanten Aufsatz Dr. O. Heuers in der von der Frankfurter Elektrischen Ausstellung 1891 herausgegebenen Zeitung, S. 39f.

die Sammlung der authentischen Bildnisse, Büsten, Medaillen sich noch vermehrt, aber höher als die äussere Erscheinung steht das geistige Leben, die Welt, in der der Dichter lebte und webte. Von der Ausdehnung und der Vielseitigkeit seines geistigen Arbeitsfeldes, von der gewissenhaften Gründlichkeit aller in dem langen Leben betriebenen Studien Zeugnis abzulegen, — dazu ist das Goethe-Nationalmuseum berufen. Der Dichter erkannte es als seine oberste Pflicht, die ihm von Gott verliehene Persönlichkeit harmonisch und vollständig auszubilden. Wer, sich dessen erinnernd, in dem Museum all das Material vereinigt findet, dem Goethe seine geistige Förderung entnahm, der wird sich überzeugen, dass auf ihn, wie auf nur sehr wenige Menschen, der schöne Spruch des alten Terenz Anwendung findet: Homo sum: humani nihil a me alienum puto!

Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.

Vortrag,

in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 9. Juni 1898 gehalten

von

Dr. Wilhelm Heinzelmann,
Professor.

Es gehört bekanntlich zur Eigenart des Goetheschen Genius, dass alle seine poetischen Schöpfungen ein Ausdruck des Selbsterlebten sind. Sie entsprangen dem unabweisbaren individuellen Bedürfnis des Dichters, wie er im 7. Buche von »Wahrheit und Dichtung« sagt, »dasjenige, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschliessen, um sowohl seine Begriffe von den äusseren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen«. So sind sie sämtlich »Selbstbekenntnisse«, der poetische Nachklang der eigenen inneren oder äusseren Erfahrung des Dichters, »Bruchstücke einer grossen Konfession«.

Das gilt in erster Linie von den lyrischen Gedichten Goethes, insbesondere aber von jener unter dem Titel »Vermischte Gedichte« in seinen gesammelten Werken vereinigten Gruppe von Liedern und Gesängen, welche zu dem Bedeutendsten und Eigenartigsten gehören, was in deutscher Sprache geschrieben ist. Es sind die in freien Rhythmen reimlos und im Odenstil abgefassten zwölf Gedichte aus den Jahren 1772—1782, welche Goethe selbst im Jahre 1788 in der Ordnung zusammengestellt hat, in der sie noch jetzt in allen Ausgaben seiner Werke sich finden (Goethes Werke. Weimar, 1888. 2. Bd., S. 53—85). Den Reigen dieser merkwürdigen poetischen Schöpfungen eröffnet die Ode »Mahomets Gesang«; den Beschluss bildet das Lehrgedicht »Das Göttliche«. Das bekannteste und eigenartigste ist das in ihrer Mitte befindliche Lied, welches die Überschrift trägt: »Harzreise im Winter«.

Überblicken wir die umfangreiche Goethe-Litteratur der letzten Jahrzehnte, so überzeugen wir uns, dass für die Einzelerklärung

dieser Oden bereits manches Treffende beigebracht ist. Aber diese wunderbaren Blüten Goethescher Lyrik und Lehrdichtung verdienen es sicherlich, dass man sie nicht bloss im einzelnen versteht und geniesst, sondern sie auch als Ganzes nach ihrem ethischen Gehalt, wie nach ihrem ästhetischen Wert im engen Zusammenhang mit der persönlichen Entwickelung des Dichters in umfassenderer Weise würdigt, als dies bisher geschehen sein dürfte. Wir versuchen es, einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe zu geben, indem wir zuerst den für die Gesamtbeurteilung dieser Gedichte massgebenden Gesichtspunkt feststellen und sodann zusehen, wie sich derselbe an der Einzelerklärung der wichtigsten und für das Verständnis schwierigsten Oden bewährt.

I.

Goethe selbst hat, angeregt durch die ihm vom Gymnasialdirektor Dr. Kannegiesser in Prenzlau im Dezember 1820 übersandte Einladungsschrift »Über Goethes Harzreise im Winter«, einen kurzen Kommentar über dieses Gedicht verfasst, in welchem er uns durch Mitteilung der persönlichen Verhältnisse, auf die dasselbe Bezug nimmt, den Schlüssel zum Verständnis dieser Ode giebt. Er sagt dort: »Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, dass sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfasst worden, deshalb sich selbst nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, dass bei besondern äussern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.« Diese Äusserung wird durch eine andere Bemerkung ins hellere Licht gestellt, die wir im 12. Buche von »Wahrheit und Dichtung« fanden, an der Stelle, wo er uns in die Entstehung seines »Werther« einführt (Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. 28. Bd. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Dritter Teil, S. 149). »Das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten,« lesen wir dort, blieb jener alte Vorsatz, die innere und äussere Natur zu erforschen und in liebevoller

Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen,« oder, wie er gleich darauf hinzufügt, »jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äussere nach ihren Eigenschaften auf mich einfliessen zu lassen.« Daraus ergibt sich dann jene wunderbare Übereinstimmung des Innern und des Äussern, des Sinnlichen und Geistigen, des Ethischen und des Ästhetischen, jene eigentümliche Verbindung des Individuellen, Charakteristischen mit dem Typischen, Allgemeinen und Symbolischen, kurz jener »Einklang, durch den er alle Herzen zwingt«, indem er »das einzelne zur allgemeinen Weihe ruft« und auf welchem die einzigartige, harmonische, den ganzen Menschen befriedigende Wirkung der Goetheschen Poesie beruht, eine Wirkung, die er selbst am schönsten mit den bekannten Worten in »Wahrheit und Dichtung« beschreibt: »Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, dass sie als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äusseres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiss, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und lässt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mässigen« (Goethes Werke. a. a. O. S. 213 f.). Diese Meisterschaft zeigt uns Goethe zuerst in seinem nach Sprache und Gehalt, Anschauung und Empfindung unübertrefflichen Roman »Werther«. Und wie erreichte der Dichter diese Wirkung? Er selbst giebt uns den Schlüssel zu diesem Geheimnis, indem er uns die echt poetische Grundstimmung schildert, in der er sich während seines Aufenthaltes in Wetzlar befand: »Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äussere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur fasslich sein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so dass ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche durch den freund-

lichen Fluss belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen« (Goethes Werke, a. a. O. S. 149f.).

Hat uns der Dichter damit den Hauptgesichtspunkt an die Hand gegeben, unter dem wir auch die um diese Zeit entstehende Odendichtung zu betrachten haben, so erhellt von selbst, wie unentbehrlich für ein befriedigendes Verständnis jener Gedichte die gleichmässige Berücksichtigung jener beiden Momente ist, auf deren harmonischer Einigung der Reiz der Goetheschen Poesie beruht, wie nötig es ist, sich neben dem Ideellen, Höheren, Typischen und Allgemeinen, das jene Gedichte zum Ausdruck bringen, zugleich die besonderen, in den äusseren Lebensumständen des Dichters gegebenen persönlichen Anlässe zu vergegenwärtigen. Das gilt, wenn auch insbesondere von der »Harzreise im Winter«, so doch auch von allen anderen Oden aus den Jahren 1772—1782. Dabei haben wir den Begriff des Persönlichen nicht auf die äusseren Erlebnisse zu beschränken, wir haben ihn selbstverständlich auszudehnen auf die durch zahlreiche persönliche Bekanntschaften und durch vielseitige Studien empfangenen Eindrücke und Stimmungen, wie auch auf die ihn jeweilig beherrschenden, in seinen gleichzeitigen Schriften oder brieflichen Äusserungen niedergelegten geistigen oder sittlichen Anschauungen, ohne deren Kenntnis eine Anzahl von Gedichten geradezu unverständlich bleibt.

Ist es doch auch die für die innere Entwickelung des Dichters wichtigste Zeit, um die es sich hier handelt, und als deren bemerkenswertestes Denkmal wir jene Oden betrachten dürfen, die Zeit des Götz und des Werther, die Sturm- und Drangzeit, in welcher der Geist des Dichters mit den höchsten Problemen beschäftigt ist und sein Gemüt sich in beständiger namenloser Aufregung befindet, ferner die Zeit der für sein inneres Leben in geistiger, wie in sittlicher Hinsicht entscheidenden ersten Jahre in Weimar, die sogenannte Genieperiode. Sollte es sich nun an der Hand jener Gesamtkenntnis der persönlichen Verhältnisse des Dichters nachweisen lassen, dass wir gerade in jenen odenartigen Gedichten die einzelnen Stufen und Wendepunkte seiner inneren Entwickelung vor uns haben, dass jene als Ganzes betrachtet eine fortschreitende Bewegung seines inneren Lebens darstellen in ethischer wie in ästhetischer Hinsicht, so leuchtet von selbst ein, wie ein

zureichendes Verständnis und ein dadurch bedingter voller Genuss jener Gedichte an die richtige chronologische Aneinanderreihung derselben geknüpft ist. Denn erst auf diesem Wege kommen sie uns nach ihrer vollen persönlichen Bedeutung, als getreuer Abdruck der stufenmässigen Entwickelung seines inneren Lebens zum Bewusstsein.

Ja, mehr als das. Dieser Weg allein ist es, der uns zugleich eine volle Würdigung ihres typischen und symbolischen Gehaltes, jenes Ideellen und Allgemeinen, welches jene Gedichte zum klassischen Ausdruck bringen, verbürgt. Denn in jenen, für die persönliche Entwickelung des Dichters entscheidenden Jahren der Sturm- und Drangzeit, wie in der sog. Genieperiode, also in der überaus wichtigen Zeit des Werdens und Wachsens, des allmählichen Ausreifens des Jünglings zum Manne erfasst der Goethesche Genius sich selbst nach seinem Wesen und Beruf, nach seiner höheren Bestimmung, nach seiner ethischen, allgemein-menschlichen, wie nach seiner besonderen Bestimmung als Dichter, er wird sich selbst gewahr und, was die Hauptsache für uns ist, er bringt dieses sein höheres Selbst in diesen odenartigen Gedichten unmittelbar zur Darstellung. Das verleiht ihnen unter allen Goetheschen Dichtungen einen ganz eigentümlichen Reiz und hebt sie aus der Zahl der kleineren Gedichte als ein für sich zu betrachtendes Ganze hervor, so dass es nicht unangemessen sein dürfte, dieser Gruppe von odenartigen Gedichten einen besonderen Namen beizulegen und sie als die Goethesche Geniusdichtung in dem soeben dargelegten engeren Sinne des Wortes von den übrigen kleineren Gedichten Goethes auszuzeichnen.

Hieraus ergiebt sich uns die nächste Pflicht, diese Gruppe von Gedichten behufs eindringenden Verständnisses gegen die gleichzeitigen verwandten Dichtungen schärfer abzugrenzen und vor allem das chronologische Prinzip für ihre Anordnung etwas folgerichtiger zur Anwendung zu bringen, als es von seiten des Dichters selbst in der seit dem Jahre 1788 herkömmlichen Aneinanderreihung namentlich in Bezug auf die in den Jahren 1772—1777 abgefassten Gedichte geschehen ist. Denn gerade durch die herkömmliche, von der Autorität des Dichters selbst gedeckte Ordnung wird das Gesamtverständnis jener Dichtungen aufs äusserste erschwert; und was W. Scherer in dem 4. Bande

des Goethe-Jahrbuchs vom Jahre 1883 (über die Anordnung Goethescher Schriften S. 73 f.) zur Motivierung derselben im einzelnen beigebracht hat, mag als unanfechtbar gelten, aber es hat doch einen lediglich historischen Wert und ist in keiner Weise geeignet, jene Ordnung irgendwie zu rechtfertigen. Bestimmen wir aber die Reihenfolge der Gedichte streng chronologisch, soweit sich ihre Abfassung an der Hand der gegenwärtigen Forschung feststellen lässt — und es ist das unseres Erachtens der einzige Weg zur tieferen und umfassenderen Würdigung jener ganzen Gruppe von Gedichten — so erhalten wir folgende Ordnung:

1. 1772, April: Wanderers Sturmlied.
2. 1773, April: Mahomets Gesang.
3. 1773, April: Adler und Taube.
4. 1774, 10. Oktober: An Schwager Kronos.
5. 1774, Dezember: Prometheus.
6. 1776, 11. September: Seefahrt.
7. 1777, Dezember: Harzreise im Winter.
8. 1778, Frühjahr: Ganymed.
9. 1779, 9. Oktober: Gesang der Geister über den Wassern.
10. 1780, 15. September: Meine Göttin.
11. 1780, unbestimmt: Grenzen der Menschheit.
12. 1782, 19. November: Das Göttliche.

Überblicken wir die vorstehende Tabelle, so gewährt uns die hier gegebene chronologische Anordnung unleugbare Vorteile im Vergleich zu der herkömmlichen. Zunächst hat das Gedicht »Wanderers Sturmlied« den ihm zukommenden Platz am Anfang der Gruppe erhalten. Man kann freilich im Hinblick auf die Regellosigkeit seiner Rhythmen, die Kühnheit seiner vielfach unverständlichen Ausdrucksweise, die sprunghafte Entwickelung des Gedankens, den ganzen, sehr wenig abgeklärten, dithyrambischen Ton des Gedichtes im Zweifel sein, ob man es mit den folgenden, nach Gehalt und poetischer Form ihm weit überlegenen Oden in eine Klasse rechnen darf, und das um so mehr, als der Dichter selbst in »Wahrheit und Dichtung« dieses allzu geniale Sturmlied als einen »Halbunsinn« gekennzeichnet hat. Gleichwohl eignet es sich nach dem Grundsatz der Lessingschen Gradation und des Horazianischen »Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem« durchaus, die Reihe jener auserwählten

Gedichte zu eröffnen, in welchen der Genius mit steigender Klarheit sich selbst gewahrt und uns sich offenbart. Stellt er uns doch den Anfangspunkt jener gewaltigen inneren Bewegung in der Seele des Dichters dar, die erst mit der »Harzreise im Winter« ihren vorläufigen Abschluss finden soll. Ferner treten so Gedichte wie »Adler und Taube«, welches an »Mahomets Gesang« herangerückt ist, »An Schwager Kronos« und »Prometheus«, welche innerlich zusammengehören, »Seefahrt« in Verbindung mit »Harzreise im Winter«, endlich »Gesang der Geister über den Wassern« und »Meine Göttin« in eine weit vorteilhaftere Beleuchtung, als es bei der hergebrachten Anordnung der Fall war.

Vor allem aber gewinnen wir so einen neuen Gesichtspunkt für das Gesamtverständnis der Goetheschen Geniusdichtung überhaupt. Übersehen wir nämlich noch einmal die Reihe der uns bekannten Gedichte und prüfen wir sie einzeln auf ihren ethischen und ästhetischen Gehalt, wie auf ihre sprachliche und metrische Form, so werden wir uns genötigt finden, hinter dem oft genannten Gedichte »Harzreise im Winter« einen Einschnitt zu machen, der für die Gesamtauffassung der Gruppe von Wichtigkeit ist, die ersten sieben Gedichte »Wanderers Sturmlied«, »Mahomets Gesang« »Adler und Taube«, »An Schwager Kronos«, »Prometheus«, »Seefahrt« und »Harzreise im Winter« bilden ein kleines Ganze für sich, sie unterscheiden sich durch den Inhalt, den Ton, die Sprache und das Metrum von den nachfolgenden fünf Gedichten »Gesang der Geister über den Wassern«, »Meine Göttin«, »Ganymed« — letzteres Gedicht, dessen Abfassungszeit übrigens strittig ist, sei es uns gestattet den beiden vorher genannten nachzustellen — »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche«. Diese sind wiederum zusammenzufassen, sie bilden eine Unterabteilung für sich. So erhalten wir zwei neben geordnete kleinere Gruppen, die sich indes ergänzen und vortrefflich zu einem grösseren Ganzen zusammenschliessen. Dort ist es die dem Genius von der Gottheit vorgezeichnete Bahn, die der Glückliche zufolge des ihm eingepflanzten inneren Dranges »rasch zum freudigen Ziele rennt«, trotz aller schmerzlichen, in den äusseren Verhältnissen oder in den inneren Stimmungen gegebenen Hemmungen und Hindernisse, die ihn zum Kampfe herausrufen. Hier ist es das glücklich erreichte Ziel, das dem Genius zuvor nur als un-

bestimmtes Ideal vorschwebte und dem er in glühendem Thatendrang »strebend und hoffend hinan« sich entgegen bewegte. Dort ist es die unruhige, oft auch stürmische Bewegung des rastlos fortschreitenden, aber noch nicht zur vollen Klarheit und Sicherheit gediehenen jugendlichen Geistes, hier die abgeklärte Ruhe des ans Ziel gelangten gereifteren Mannes, der bereits eine feste Stellung genommen hat zu den höchsten Fragen des Lebens und der Kunst. Dort ragen noch vielfach Klippen dem Sturz seines Lebensstromes entgegen, hier ist er am Ziel

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Dort fehlt es nicht an Prometheusstimmungen des mit der Geschickes Mächten kämpfenden Genius, hier ist er mit seinem Gott und seinem Geschick versöhnt, hat sich selbst und sein Dichtertalent als eine Gabe von oben erkannt und dies Geschenk mit stiller Seele genommen, um damit den Brüdern zu dienen, des Menschen Geschick und Beruf zu künden, so Lust wie Schmerz durch des Liedes Zauber zu verklären. So schwingt er sich denn bald, wie im »Ganymed«, voll heiliger Liebessehnsucht im Glauben über alle Lenzesherrlichkeit der sichtbaren Schöpfung empor und sinkt dem allliebenden Vater ans Herz, bald neigt er sich in Demut, wie in »Grenzen der Menschheit«, »kindliche Schauer treu in der Brust« vor des uralten, heiligen Vaters Allmacht, der

Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,

bald preist er als des gütigen Gebers köstlichste Gabe die schaffende Phantasie, seine Göttin, welche des freudvollen und leidvollen Menschenlebens vielgestaltiges Bild in den so lieblichen wie tröstlichen Spiegel der Dichtung fasst; oder er verkündet, wie in der an Iphigenie gemahnenden Ode »das Göttliche«, als »der Weisheit letzten Schluss« des Menschen erhabene Bestimmung zur Sittlichkeit und singt jener thatkräftig hülfreichen Liebe Lob, welche als Abbild der himmlischen Liebe berufen und befähigt ist, durch ihr segnendes Wirken den Glauben an jene höhere, Natur und Menschheit durchwaltende Macht auf Erden

zu wecken und zu stärken, mit welcher der Genius selbst in geheimem Bunde steht.

Denn der echte Dichter ist, was er ist, von Gottes Gnaden, vollends der geniale Dichter, der die Geheimnisse des menschlichen Herzens deutet, ist selbst auch wahrer Mensch, nichts Menschliches ist ihm fremd, des Menschenherzens Höhen und Tiefen kennt er, und als Prophet, als Freund und Mund der Gottheit, kündet er der Welt die höchsten Wahrheiten, wie er sie selbst erlebt, geschaut, für sich errungen und entdeckt hat, um sie desto zuversichtlicher und selbstverständlicher als allgemein gültig bezeugen zu können. So auch Goethe. Auch von ihm, ja von ihm vor allem gilt, was er selbst Eckermann sagt: »Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie religiös sind.« Hier liegen die geheimen Wurzeln seiner Kraft, hier ist der unerschöpfliche Born der »Überlieferung«, der »Gnade«, aus dem er schöpft. Hier die Quelle jener Humanität, die er als des Menschen Bestimmung preist. Die höchsten Wahrheiten sind die für den Genius — die Blüte der Menschheit und die höchste Gabe des Schöpfers an die Menschen — wie für alle Menschen gleicherweise bindenden religiösen und sittlichen Wahrheiten, wie er sie in der zweiten Gruppe seiner Oden vom Standpunkt des zur vollen Klarheit über seinen Beruf gelangten Genius verkündigt, der bestimmt ist der Welt Gesetz und Regel zu geben durch die Hervorbringung mustergültiger Kunstwerke. Aber als Dichter verkündigt er jene Wahrheiten auf seine Weise, nicht in der Form direkter Mitteilung, wie ein Klopstock in seinem »Messias« und Milton in seinem verlorenen Paradies, denn das ist nicht des echten Dichters Art, sondern in der Form der indirekten Mitteilung, durch Bild und Gleichnis im Anschluss an die alltäglichen Vorgänge der Natur- und Menschenwelt, deren Sinn er durchschaut, an die bekannten Gestalten der antiken Mythe, Theistisches in polytheistischer Form, Christliches in heidnischem Gewande gebend, wie in der Iphigenie, so auch in den gereiften und abgeklärten Oden der zweiten Gruppe seiner Geniusdichtung. Und das alles in einer echt poetischen Sprache, deren Sinn sich freilich nicht jedermann von selbst erschliesst, in geheimnisvollem, wunderbar packendem Rätselwort, in kurzen, erhabenen, gehaltvollen Orakelsprüchen, die dem gleichgültigen, rein verständigen Alltagsmenschen nichts, dem empfänglichen, ahnungsvollen Gemüt aber alles sagen, die

dem an dem Besten der Antike gebildeten Geiste eine Quelle unerschöpflichen Genusses sind, weil es nichts giebt, was ihnen in ihrer Art gleicht.

Doch verweilen wir nicht zu lange mit dem Dichter auf der Menschheit Höhen, wenden wir unsern Blick auch in hre Tiefen. Gilt von den gereiften Dichtergaben der zweiten Gruppe seiner Oden in vollem Umfange Schillers Wort im »Glück«:

> Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
> Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir —

so dürfen wir auf die Person des werdenden Dichters, wie er aus der ersten Gruppe zu uns redet, die kurz vorhergehenden Worte anwenden:

> Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen,
> Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.

Atmen wir dort, auf der Vollendung reiner Höhe, die Himmelsluft der Ewigkeit, so umwittert uns hier frischer Erdgeruch. Ja, was die Hauptsache ist, jene erhabene Ruhe, jene olympische Heiterkeit, welche uns in den mehr didaktisch gehaltenen Oden der zweiten Gruppe so anmutend entgegenstrahlt, sie empfängt erst ihre volle ästhetische und sittliche Würdigung, wenn wir sie verstehen als den Abschluss einer mächtigen geistigen Bewegung, als die reife Frucht gewaltiger innerer Kämpfe. Und, wenn es wahr ist, was Alexander von Humboldt in seinem Kosmos sagt, dass wir Menschen uns mehr für das Werden, als für das Sein, mehr für die Entwickelung, den Prozess, als für das Fertige interessieren, so dürften die ersten sieben obengenannten Gedichte, welche wir zu der ersten Gruppe der Goetheschen Geniusdichtung rechneten, einen fast noch höheren Anspruch auf eine allgemein-menschliche Teilnahme erheben als selbst die formvollendeten und erhabenen Oden der zweiten Gruppe. Durfte man dort Schillers Wort im »Genius« auf unsern Dichter anwenden:

> Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt —

so sehen wir ihn hier kämpfen und ringen, mit Aufbietung aller Kraft streben nach jenem Ziel. Ein Mensch sein das heisst ein Kämpfer sein. Das gilt vor allem von dem genialen Menschen, von dem hochstrebenden und hochbegabten Geist

des zu grossen Aufgaben berufenen Menschen. Er erfährt, was wir alle erfahren, dass nichts Grosses und Schönes ohne Kampf zu erlangen ist; aber er erfährt es in vorbildlicher, mustergültiger Weise, Menschengrösse und Menschenlos, wir schauen es in ihm an, wie in einem Spiegel. Soll der Dichtergenius uns in des menschlichen Herzens und Geschickes Höhen und Tiefen führen, so muss er sie zuvor unmittelbar kämpfend an sich selbst und in sich selbst erschaut und erlebt haben, sonst wird sein Lied nicht aus der Seele dringen; er wird nicht Herz zu Herzen schaffen, wenn es ihm nicht von Herzen geht. Der grosse Dichter also muss ein grosser Mensch, das heisst aber ein gewaltiger Kämpfer sein. Doch der echte Genius kämpft »nicht als der in die Luft streicht und läuft nicht als aufs Ungewisse«, sondern er weiss, was er will, er hat von vorn herein sein Ziel sicher erfasst und behält es fest im Auge, er kämpft als geborener Herrscher, als ein König der Geister, dem

»Das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt«,

er kämpft mit jener unerschütterlichen und unwiderstehlichen Siegeszuversicht, die imstande ist, alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, zu überwinden. So zeichnet Goethe uns selbst an der Hand eigener Erlebnisse und Erfahrungen den wachsenden, werdenden und unter inneren Kämpfen allmählich ausreifenden Genius in der ersten Gruppe seiner odenartigen Gedichte aus den Jahren 1772—1777.

Wir versuchen uns zunächst eine Übersicht zu verschaffen an der Hand des beigegebenen Schemas.[1])

In vier Hauptpulsen vollzieht sich die in den sieben dramatisch belebten Gedichten der ersten Gruppe poetisch verkörperte aufsteigende Bewegung des Goetheschen Genius bis zu der in der zweiten, mehr lyrisch-episch gehaltenen Gruppe seiner Odendichtung gegebenen Höhe. Den Ausgangspunkt der Entwickelung und den Anfangspunkt der Bewegung bildet das im Frühjahr 1772 in der beginnenden Sturm- und Drangperiode entstandene und durchaus den Stempel jener aufgeregten Zeit an sich tragende Gedicht Wanderers Sturmlied. Die zweite Stufe der Entwickelung ist durch die dem Jahre 1773 angehörenden Gedichte »Mahomets Gesang« und »Adler

[1]) Vgl. in der Anlage die graphische Darstellung der Goetheschen Geniusdichtung (1772—1782).

und Taube« vertreten, die dritte durch die beiden nach Form und Inhalt eigenartigsten Gedichte aus dem Jahre 1774 »An Schwager Kronos« und »Prometheus«, die letzte und höchste Stufe durch die beiden in der ersten Zeit des Aufenthalts in Weimar in den Jahren 1776 und 1777 entstandenen Oden »Seefahrt« und »Harzreise im Winter«. Hieran schliessen sich dann in fast gleicher Höhenlage die fünf Gedichte der zweiten Gruppe, die beiden innerlich verwandten ästhetischen Gedichte »Gesang der Geister über den Wassern« und »Meine Göttin«, sowie die zu einer Einheit sich zusammenfassenden drei letzten ethischen Gedichte »Ganymed«, »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche«. Die in der ersten Gruppe dargestellte Bewegung ist, wie sie das beigegebene Schema graphisch veranschaulicht, der Handlung eines Dramas entsprechend, keine geradlinige, sondern die Entwickelung bewegt sich im Zickzack, die in der zweiten Gruppe ist dem mehr epischen Charakter jener Dichtungen zufolge eine ruhigere und sanftere, wellenförmige.

Nach diesem an der Hand des von uns aufgestellten leitenden Gesichtspunktes gewonnenen vorläufigen Überblick über das Ganze der Goetheschen Geniusdichtung treten wir nunmehr der ersten Gruppe dieser Dichtung näher. Vor allem an der Einzelerklärung dieser Oden wird sich uns die Richtigkeit jenes für die Anordnung derselben massgebenden Gesichtspunktes zu bewähren haben.

II.

Suchen wir zunächst an der Hand unseres Schemas einen vorläufigen orientierenden Überblick zu gewinnen, so weist dasselbe in der ersten Gruppe drei Höhepunkte auf, welche durch die Gedichte No. 2 (»Mahomets Gesang«), No. 4 (»An Schwager Kronos«), sowie durch No. 6 (»Seefahrt«) und No. 7 (»Harzreise im Winter«) bezeichnet sind. Ihnen gehen zwei in den Gedichten No. 3 (»Adler und Taube«) und No. 5 (»Prometheus«) gegebene Tiefpunkte der Entwickelung des Genius zur Seite. Sie erklären sich aus der jeweiligen Stim-

mung des Dichters, sie richten sich aber zugleich indirekt gegen zwei verkehrte Zeitvorstellungen auf dem religiösen und sittlichen Gebiete, mit denen der Genius, als Herr seiner Zeit, den Kampf aufnimmt, um ihn siegreich durchzuführen; gegen den Eudämonismus der Aufklärung auf sittlichem Gebiete wendet sich mit leichter Ironie »Adler und Taube«, gegen den in jener Zeit auf religiösem Gebiete herrschenden Deismus richtet sich mit offenem Hohn »Prometheus«. Erst von diesem Gesichtspunkte aus treten sie in die rechte Beleuchtung. Beide Gedichte bezeichnen daher im Leben des Dichters, wenn auch zunächst einen Punkt der Besinnung und Vertiefung, so doch zugleich eine Krisis, eine Wendung zu neuer Erhebung des Genius, zu selbständigerer Erfassung seines eigenen Wesens, wie der ihm zugewiesenen Aufgabe.

Diese Aufgabe wird von ihm dunkel geahnt in »**Wanderers Sturmlied**«. Sie offenbart sich ihm zuvörderst in der Form einer unbedingten Herrschaft des Geistes über die Natur und ihre Gewalten:

> Wen du nicht verlässest, Genius,
> Nicht der Regen, nicht der Sturm
> Haucht ihm Schauer übers Herz.
> Wen du nicht verlässest, Genius,
> Wird dem Regengewolk,
> Wird dem Schlossensturm
> Entgegen singen,
> Wie die Lerche,
> Du da droben.

Am Schluss dieses dithyrambischen Liedes erhebt sich die durch die Glut Pindarscher Oden begeisterte Seele des Dichters zum hochherzigen Drang nach siegreicher Überwindung aller Gefahren:

> Wenn die Räder rasselten
> Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
> Hoch flog
> Siegdurchglühter
> Jünglinge Peitschenknall,
> Und sich Staub wälzt',
> Wie vom Gebirg' herab
> Kieselwetter ins Thal,
> Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
> Mut. —

Dabei weiss er sich jetzt schon, wie wir aus dem gleichzeitig entstandenen »Pilgers Morgenlied« ersehen, in unbedingtem Vertrauen von der ihn durchdringenden und erfüllenden Liebesmacht der Gottheit getragen, deren Beistand ihm den Sieg verbürgt:

> Allgegenwärt'ge Liebe!
> Durchglühst mich;
> Beutst dem Wetter die Stirn,
> Gefahren die Brust;
> Hast mir gegossen
> Ins früh welkende Herz
> Doppeltes Leben:
> Freude zu leben,
> Und Mut!

Aber in völliger Klarheit wird von dem Dichter diese Lebensaufgabe doch erst in **„Mahomets Gesang"** erfasst und dargestellt:

> Seht den Felsenquell,
> Freudehell,
> Wie ein Sternenblick;
> Über Wolken
> Nährten seine Jugend
> Gute Geister
> Zwischen Klippen im Gebüsch.
>
> Jünglingfrisch
> Tanzt er aus der Wolke
> Auf die Marmorfelsen nieder,
> Jauchzet wieder
> Nach dem Himmel.
>
> Durch die Gipfelgänge
> Jagt er bunten Kieseln nach,
> Und mit frühem Führertritt
> Reisst er seine Bruderquellen
> Mit sich fort.

In dieser Ode will Goethe nicht den Muhammed als historische Persönlichkeit, d. h. als Religionsstifter, verherrlichen, denn das historische Element, auf welches die zweite Hälfte des Gedichtes hinweist, hat wie das der Natur entnommene Bild des Stromes und seiner auf die Welt ausgehenden segensreichen Wirkungen lediglich allegorisch-symbolische Bedeutung, sondern, wie Goethe selbst in »Wahrheit und Dichtung« unmissverständlich andeutet: »Alles, was das Genie durch Charakter und

Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden.« Es ist mithin der Beruf des Genius zum Erlöser der Mitmenschen auf geistigem und sittlichem Gebiete, sein Führeramt und die Segnungen, die von ihm ausgehen, die Triumpfe, die er feiert, was der Dichter zur Anschauung bringt. Der Prophet selbst mit den von ihm ausgegangenen geschichtlichen Wirkungen erscheint dabei nur als ein Typus, als ein in seiner Art klassisches Beispiel einer bestimmten Gattung von Menschen, nämlich der genial begabten und von der Gottheit zu grossen Dingen auserkorenen Persönlichkeiten. Trotzdem ist es nicht gleichgültig, dass uns der Genius im Bilde der hinreissenden Wirkungen eines Religionsstifters vor Augen gestellt wird. Vielmehr entnehmen wir daraus die Gewissheit, dass der höchste Gesichtspunkt, unter dem der Dichter in den grossen Momenten seiner geistigen und gemütlichen Erhebung gewohnt ist, die Welt, die Natur und die Menschheit, insbesondere die bedeutendsten Repräsentanten der menschlichen Natur, die Genien und ihre Bestimmung anzusehen, der religiöse Gesichtspunkt ist. Denn wie alles Wasser auf der Erde aus dem Ozean stammt und wieder zum Ozean zurückeilt, so quillt des Genius geheimnisvolles Leben aus Gott, und er führt durch sein gottbegeistertes Wirken seine Mitmenschen zu Gott:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

In herrlichem Gegensatz zu dem in diesem Gedichte sich ergiessenden Strom der Begeisterung, dem »Götterselbstgefühl« des Genius steht die tief elegische Gemütsstimmung in der Ode »**Adler und Taube**«. Dem »Himmel hoch jauchzend« einer edlen Seele tritt zur Seite das »zum Tode betrübt«, der tiefe Schmerz des auf die höchsten Ziele gerichteten Geistes, der sich in seinem Streben durch ein niedriges Geschick, durch ungünstige äussere Verhältnisse gehemmt sieht:

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Frass seinen Schmerz drei Tage lang,

Und zuckt in Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärtiger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Denn früher und tiefer erfahrt der idealgerichtete Mensch, was Goethe einige Jahre später, tief erschüttert durch den Tod seiner Schwester Cornelia, an Auguste von Stolberg schreibt:

Alles geben die Gotter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen.

Dieser Schmerz des Genius wird noch verstärkt durch den leidigen Trost des selbstgefälligen, neugiergeselligen Taubenpaares, der gutmütigen, aber oberflächlichen Alltagsmenschen, die den Schmerz des Idealisten nicht verstehen, weil sie in den Freuden des Diesseits befriedigt und im heiteren Lebensgenuss ihr Glück findend, kein Verständnis besitzen für den eingeborenen Geistestrieb, den hohen Gedankenflug des Adlersjünglings, dessen Ziele weit über die diesseitige Welt hinaus greifen und im Himmel, im Jenseit, in der Ewigkeit liegen. Aber mehr als das. In der Lockstimme des die epikureische Genügsamkeit anpreisenden Taubenpaares liegt für den Adlersjüngling auch eine gefährliche Versuchung, seiner eignen hohen Bestimmung untreu zu werden. Denn auch er hat Ursache zu klagen:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Doch --

> ihn hält kein Schattenthal,
> Keine Blumen,
> Die ihm seine Knie' umschlingen,
> Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln.

Wacker widersteht er dem Sirenengesang des Taubenpaares, indem er sich auf seine eigene hohe Bestimmung besinnt:

> O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
> Versinkt er tiefer in sich selbst,
> O Weisheit! Du red'st — wie eine Taube!

Wir merken es diesen Worten an, wie es ihm nicht leicht wird zu dulden und zu entsagen. Hatte sich doch auch Goethe nur mit blutenden Herzen von Lotte losgerissen; und wer hätte wohl diese irdische Welt im Verklärungsglanze der Dichtung herrlicher dargestellt als Goethe im Werther? Dennoch lässt der streng abweisende ironische Schluss keinen Zweifel darüber, dass er sittliche Energie genug besitzt zu entsagen, und erfüllt uns mit der zuversichtlichen Hoffnung, dass der durch schwere Seelenleiden innerlich geläuterte Charakter die Kraft zu einer neuen Erhebung finden werde.

Inzwischen hat Götz des Dichters nationalen, Werther seinen Weltruf begründet. Die persönliche Bekanntschaft mit einem Lavater, Basedow, Jacobi, Klopstock, Boie, Knebel u. a. hat sein Selbstgefühl mächtig gehoben. Das Wertherfieber und damit zugleich der thatenlose, weltselige Lebensgenuss liegt hinter ihm. Die kraftstrotzende, am 10. Oktober 1774 im Postwagen gedichtete Ode **„An Schwager Kronos“** zeigt ihn uns wieder ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Ja, ich bin der Herr der Welt! darf er bekennen:

> Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit!
> Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!

Rastlos vorwärts treibt ihn sein den höchsten Zielen zustrebender Geist; er kennt keinen Stillstand, kein träges Ausruhen; darum ruft er der Zeit, dem scherzhaft sogenannten Schwager Kronos, dem Lenker seines Lebenswagens, zu:

> Spute dich, Kronos!
> Fort den rasselnden Trott!
> Bergab gleitet der Weg;
> Ekles Schwindeln zögert
> Mir vor die Augen dein Zaudern.

Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Die Beschäftigung mit gewaltigen Problemen, wie Cäsar, Sokrates, Faust, dem ewigen Juden und anderen bedeutenden Vorwürfen, »kühne Griffe in die höhere Menschheit«, erweitern und vertiefen seine Welt- und Lebensanschauung, vergewissern ihn seiner eigenen ewigen Bestimmung:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Noch lockt ihn der heitere Lebensgenuss, doch nur zu kurzer Erholung von anstrengender Geistesarbeit:

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheissender Blick
Von der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Er verschmäht ihn nicht, den heiteren Genuss des Lebens; aber er lässt sich nicht mehr durch ihn fesseln; der Eudämonismus ist grundsätzlich überwunden; nicht Lebensgenuss ist sein Ziel mehr, sondern rastlose Thätigkeit im Dienst seines höheren Berufes, seines Wirkens für die höchsten Zwecke der Menschheit. Dazu wünscht er sich die Frische und Kraft ewiger Jugend; und lieber wäre es ihm, auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Kraft vom Tode hingerafft zu werden, als, von den Beschwerden des Alters verzehrt, langsam hinzusiechen. Darum spornt er den Lenker seines Lebenswagens an:

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!

Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefern schnattern
Und das schlotternde Gebein;
Trunknen vom letzten Strahl
Reiss mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor!

Das klingt fast verwegen; aber der erheiternde und beruhigende Schluss versöhnt uns mit dem kecken Übermut des kraftsprühenden Gedichtes:

Töne, Schwager, ins Horn,
Rassle den schallenden Trab,
Dass der Orkus vernehme: wir kommen,
Dass gleich an der Thüre
Der Wirt uns freundlich empfange.

In Bild, Ton und Stimmung erinnert dieses ganz eigenartige und sehr bezeichnende Erzeugnis der Sturm- und Drangzeit an Egmonts Wort: »Soll ich knickern, wenns um den ganzen freien Wert des Lebens geht?« und an das andere, vom Dichter selbst an den Schluss von »Wahrheit und Dichtung« gesetzte: »Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder abzulenken.« Zu dem Gedanken aber, der Gewissheit ewiger Jugend im rastlosen Streben bis an den Tod, dürfen wir am besten des jungen Schleiermacher bekannten Ausspruch im 5. Abschnitt seiner »Monologen«, welcher die Überschrift trägt »Jugend und Alter«, heranziehen: »Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen, was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreissen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Thore der Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst.« (Gesammelte Werke. Berlin 1846. 3. Abteilung für Philosophie. 1. Band S. 413 f.)

So sehen wir, wie der in dieser merkwürdigen, zwischen dem Burlesken und dem Erhabenen schwankenden Ode Goethes ausgedrückte Gedanke auch sonst in unserer Litteratur bei den besten Männern jener Zeit und der nachfolgenden Generation anklingt. Es war die Zeit der schrankenlosen Entfesselung des Individuums, das Eldorado eines Nietzsche und verwandter Geister unseres Jahrhunderts, die Zeit der Befreiung des einzelnen von allen einengenden und hemmenden Schranken der Überlieferung und von jeder Art von äusserer Autorität:

> Erquickung hast du nicht gefunden,
> Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt!

Dies Wort des Faust an Wagner war das Losungswort der Zeit, und wir sind weit entfernt, die Berechtigung desselben, zumal einem Wagner gegenüber, zu verkennen. Gleichwohl ist es in der Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur, welche leicht aus einem Extrem in das andere gerät und zumal in der Zeit jugendlicher Entwickelung das rechte Mass nicht sogleich findet, begründet, dass der Drang nach originaler Selbständigkeit in Erkenntnis und Genuss, wenn er sich nicht mit dem religiösen Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von jener höheren Macht paart, welche allein auch den auserwählten Geistern Quelle der Kraft und Grund ihrer Zuversicht ist, ausartet in Selbstvergötterung, in titanenhafte Verherrlichung eigener Kraft und Grösse. Kein Wunder daher, dass sich der in der Ode »An Schwager Kronos« zum Ausdruck gebrachte ungestüme Faustische Lebensdrang umsetzt in den Trotz und Hohn des der olympischen Götter spottenden **„Prometheus“**:

> Bedecke deinen Himmel, Zeus,
> Mit Wolkendunst,
> Und übe, dem Knaben gleich,
> Der Disteln kopft,
> An Eichen dich und Bergeshöhn;
> Musst mir meine Erde
> Doch lassen stehn,
> Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
> Und meinen Herd,
> Um dessen Glut
> Du mich beneidest.
> Ich kenne nichts Ärmeres
> Unter der Sonn', als euch Götter!

Doch fehlt es dem herben Gedicht andererseits auch nicht an ergreifenden Herzenstönen, aus denen uns die Sehnsucht der anima naturaliter christiana entgegenklingt:

> Da ich ein Kind war,
> Nicht wnsste, wo aus noch ein,
> Kehrt' ich mein verirrtes Auge
> Znr Sonne, als wenn drüber wär'
> Ein Ohr, zu hören meine Klage,
> Ein Herz, wie mein's,
> Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn, wie der Dichter später an einer anderen Stelle sagt:

> In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig Ungenannten,
> Wir heissen's: Fromm sein.

Aber das tiefste Sehnen des zur Gemeinschaft mit dem wahren Gott, der die Liebe und Macht, Gerechtigkeit und Weisheit zugleich ist, geschaffenen Herzens blieb ungestillt: Denn der deïstisch vorgestellten, von der Welt geschiedenen, in erhabener Einsamkeit über der Erde thronenden, nur sich selber und ihrem Genuss lebenden, um der Menschen Thun und Treiben, Lieben und Leiden unbekümmerten Gottheit hat der Titan nichts zu verdanken:

> Wer half mir
> Wider der Titanen Übermut? —
> Hast du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Hast du die Thränen gestillet
> Je des Geängsteten?

In seinen schweren Leiden und Kämpfen war er lediglich auf sich selbst und seine eigene Hülfe angewiesen:

> Hast du nicht alles selbst vollendet,
> Heilig glühend Herz?

Den Göttern aber weiss er sich ebenbürtig nach Wesen und Ursprung; auch er ist göttlichen Geschlechts, und sie sind, wie er, beschränkt durch die Macht der Zeit und abhängig von dem ewigen Schicksal:

> Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
> Die allmächtige Zeit
> Und das ewige Schicksal,
> Meine Herren und deine?

Er aber fühlt sich berechtigt, die müssig im Himmel thronenden Götter zu verachten, weil er sich ihnen sittlich überlegen weiss durch den fruchtbaren Wirkungskreis, den er sich mittels selbständiger Thätigkeit geschaffen hat auf Erden, indem er Menschen formt nach seinem Bilde und in ihnen ein ihm ähnliches und ebenbürtiges Geschlecht heranzieht, das die Götter gleich ihm verachtet:

> Hier sitz' ich, forme Menschen
> Nach meinem Bilde,
> Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
> Zu leiden, zu weinen,
> Zu geniessen und zu freuen sich,
> Und dein nicht zu achten,
> Wie ich!

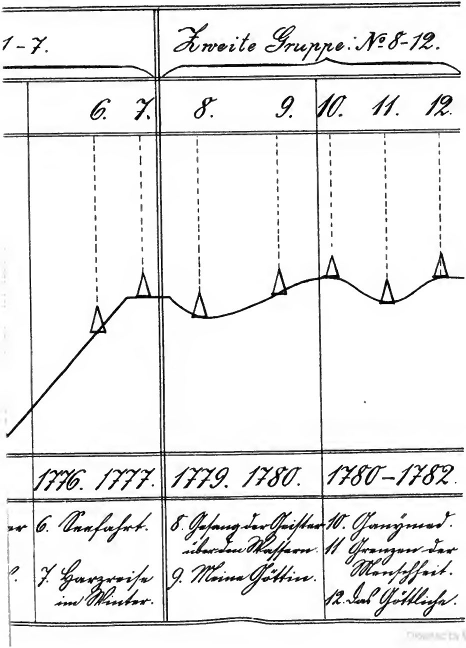
Dies Gedicht ist wohl das Eigenartigste und Gewaltigste, was die gesamte Litteratur der Welt nach Gedankengehalt und Sprache aufzuweisen hat. Es hat bekanntlich eine interessante Geschichte. Ich erinnere nur an das Gespräch Lessings mit F. H. Jakob über Spinoza und an den plötzlichen Tod des guten Moses Mendelssohn. Heute wird es vielfach als Schiboleth des Atheismus gemissbraucht. Mit Unrecht. Es richtet sich nicht gegen den wahren Gottesbegriff des christlichen Theismus, sondern gegen den falschen, beschränkten Gottesbegriff des Deismus, wie unsere kurze Erklärung es angedeutet hat. Goethe selbst war keineswegs einverstanden mit der ohne sein Wissen durch F. H. Jakobi im Jahre 1785 erfolgten ersten Veröffentlichung des Gedichtes. Es war ihm schon damals innerlich völlig fremd geworden. Trotzdem hat er es im Jahre 1788 in die erste Ausgabe seiner gesammelten Werke unter seine Oden aufgenommen. Und wir sind ihm dankbar dafür. Denn es nimmt unter ihnen einen hervorragenden Platz ein, als ein bedeutsames Denkmal seiner inneren Entwickelung in religiöser Hinsicht. Goethe selbst hat durch die dem Gedicht ohne Rücksicht auf die Zeit der Abfassung angewiesene Stellung zwischen ‚Adler und Taube‘ und ‚Ganymed‘ unserem Urteil die rechte Richtung gegeben. Innerlich mit ‚Adler und Taube‘ verwandt, bezeichnet es wie jene Ode einen Tiefpunkt der Besinnung des Dichters im Kampfe mit irrigen Zeitvorstellungen. Dort löst er sich unter Schmerzen los von dem in seiner eigenen Natur stark anklingenden Eudämonismus der Zeit auf sittlichem Gebiete, indem er die alte Mahnung des ihm früh bekannt und lieb gewordenen stoischen Philosophen

Epiktet ἀπέχου καὶ ἀνέχου auch seinerseits beherzigen lernt, um seine Kraft für höhere Aufgaben zu erhalten. Hier bricht er, zunächst innerlich und grundsätzlich, mit der unzureichenden Vorstellung des Deismus auf religiösem Gebiete, indem er uns in der Gesinnung und Denkweise des Titanen die Folgen vor Augen stellt, welche jene deistisch-epikureische Vorstellung von der Gottheit ohne die Gegenwirkung eines religiösen Gemütslebens in einer tiefer angelegten Natur, in einem höher hinaufstrebenden Geist notwendigerweise hervorruft, eine zum Atheismus führende Selbstvergötterung des Menschen. So hat er uns andererseits an Werthers Selbstmord poetisch veranschaulicht, wohin ein quietistisch und thatenlos geniessender, wenn auch mit noch so edlen Eigenschaften gepaarter, aber rein ästhetischer Eudämonismus auf sittlichem Gebiete führen muss. So wenig aber Goethe daran gedacht hat, in Werther den Selbstmord zu verherrlichen, wenn es ihm auch an Stimmungen nicht gefehlt hat, welche in ihrer einseitigen, durch sittliche Mächte nicht gehemmten Entwickelung dahin führen konnten, wie er vielmehr gerade durch die Abfassung des Werther sich jene krankhaften Stimmungen ‚vom Halse geschrieben' hat, ähnlich verhält es sich mit seinem »Prometheus«. Wir sehen hier natürlich ab von dem litterargeschichtlich so interessanten und bedeutsamen gleichnamigen dramatischen Fragment, welches übrigens in der Gestalt der zwischen Prometheus und den olympischen Göttern vermittelnden Minerva den Keim zu einer friedlichen Lösung des Konflikts in sich birgt und daher bei weitem nicht hinanreicht an die unversöhnliche Schärfe und Herbigkeit des ‚Monologs'. Wir nehmen das Gedicht, wie es uns gegeben ist in seiner isolierten Erhabenheit, in seiner einsamen, für den ersten Eindruck oberflächlicher Betrachtung abschreckenden, ja Grauen erregenden Grösse. So viel steht jedenfalls fest, dass Goethe auch damals, als er diesen Monolog dichtete, nicht daran gedacht hat, den selbstherrlichen götterverachtenden Trotz des auf sich selbst und seine Kraft gestellten Menschen als den der menschlichen Natur und Bestimmung überhaupt oder das dem Wesen und der Aufgabe des Genius entsprechenden Gemütszustand uns hat vor Augen stellen wollen. Denn dem widerspricht einmal der Geist und die Absicht des dramatischen Fragments und sodann eine grosse Anzahl entgegengesetzter, durchaus religiös gehaltener gleichzeitiger Äusserungen. Noch weniger sind wir berechtigt, aus diesem Gedichte auf die religiöse Ge-

sinnung und Überzeugung, der Goethe bleibend zugethan war, einen Schluss zu ziehen. Das ergiebt sich uns schon aus der Thatsache, dass Goethe im Jahre 1788 dem scheinbar (unreligiösesten Gedicht, das er abgefasst hat, das allerreligiöseste Gedicht im Ganymed unmittelbar an die Seite gestellt hat. Gleichwohl ist vom ‚Prometheus' zum ‚Ganymed' noch ein weiter Schritt, und wir haben kein Recht, die poetischen Äusserungen des jungen Goethe nach dem Standpunkte, welchen der ältere, gereiftere Goethe vertritt, auszulegen. Wir haben vielmehr die Pflicht, auch in dieser scheinbar irreligiösen Äusserung ein Selbstbekenntnis, den Ausdruck eines Selbsterlebten zu erkennen, und das um so mehr, als jenes Gedicht von dem Dichter selbst in eine Reihe gestellt wird mit einer Gruppe von Gedichten, welche wir als Selbstbekenntnisse im eminenten Sinne des Wortes anzusehen haben. Aber das Selbsterlebte, was der Dichter im »Prometheus« darstellt, ist nicht — und darin unterscheiden wir uns von der in Viehoffs Kommentar gegebenen Auffassung — eine Gesinnung, eine bestimmte religiöse Überzeugung, der er damals, wie man fälschlich annimmt, ergeben gewesen wäre, sondern eine Stimmung, ein wechselnder und vorübergehender Gemütszustand, wie er durch verschiedene, von aussen ihm entgegengebrachte Eindrücke in seiner Seele hervorgerufen war; eine auf seinem, von Hause aus tief religiös angelegten Gemüt drückend lastende Stimmung, von der er sich durch die Abfassung des Prometheusdramas, insbesondere durch den »Monolog« zu befreien wusste, indem er uns in diesem Gedichte die äussersten Konsequenzen jener sich in sich selbst verschliessenden und trotzig auf sich selbst und die eigene Kraft vertrauenden Gemütsstimmung vor Augen stellte, Konsequenzen, die er persönlich ebensoweit entfernt war zu billigen wie den Selbstmord Werthers.

Diese Auffassung, welche durch die bekannte, im 15. Buch von »Wahrheit und Dichtung« (Werke 1840, Bd. 22, S. 234—237) von Goethe gegebene Selbstbeurteilung bestätigt wird, lässt uns dieses Gedicht, wie das genannte »Adler und Taube«, als die bedeutsamsten Tiefpunkte in der persönlichen Entwickelung des Dichters verstehen und würdigen. Sie bilden einen Wendepunkt, eine Art heilsamer Krisis im inneren Leben des Dichters, jenes in sittlicher, dieses in religiöser Hinsicht. Dort werden uns die Gefahren der sittlichen, hier die der religiösen Vereinsamung eines bedeutenden Geistes vor Augen geführt. Goethe hat sie echt

ng der Goetheschen Geniusdichtung. (1772-1782)



menschlich voll und ganz in seiner Seele empfunden; aber indem er zu dem nie versagenden Heilmittel seines poetischen Talentes greift und dieselben, sowie die daraus entspringenden krankhaften Stimmungen darstellt, die Konsequenzen jenes im Schicksal Werthers in der feinsten Gestalt des ästhetischen Epikureismus einer zart besaiteten und tief angelegten edlen Seele verurteilten Eudämonismus der krankhaften Empfindsamkeit auf sittlichem Gebiete im »Adler und Taube« nur andeutet, im Monolog »Prometheus« aber die Konsequenzen für die entsprechende religiöse Zeitvorstellung des Deismus in aller Schärfe zieht, bricht er ein für allemal mit jenen krankhaften Stimmungen, um sich nunmehr Schritt für Schritt jener für ihn persönlich allein massgebenden religiösen und sittlichen Anschauung anzunähern, welche er uns später in den drei letzten Geniusoden der zweiten Gruppe »Ganymed«, »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche« in so unübertrefflicher Weise poetisch verewigt hat.

Freilich ist der Weg zu diesem hohen Ziele des religiösen Glaubens und der sittlichen Liebe durch neue Leiden und Kämpfe, Entsagungen und Enttäuschungen bezeichnet, wie sie das Erbteil aller grossen Persönlichkeiten hier auf Erden sind. Denn es ist leichter, das Alte, Unbrauchbare, Unvollkommene über Bord zu werfen als das bessere und vollkommenere Neue zu gewinnen. Je wertvoller aber ein Gut ist, desto grössere Opfer haben wir einzusetzen, um es wahrhaft zu besitzen. Goethe indes gehörte nicht zu den verneinenden Geistern, die sich in ihrem revolutionären Sturm und Drang nur damit begnügen, das Alte zu zerstören, und selbstsüchtig das Ihre suchen. Goethe war ein durch und durch positiver und sittlicher Geist, der sich nicht scheute, für das grosse Neue, das seinem umfassenden Geiste vorschwebte, auch die grössten Opfer zu bringen. Kaum hat der Dichter seinen »Prometheus« vollendet, so empfängt sein hochgespanntes Selbstgefühl die empfindlichste Kränkung und Demütigung. Die einst an Friederike begangene Schuld rächt sich. Er muss auf Lilis Liebe verzichten, diesmal ohne eigene Schuld. Seinen tiefen Schmerz über den schweren Verlust der von ihm aufrichtig geliebten Lili gibt er in dem elegischen »Herbstgefühl« einen ergreifenden Ausdruck und in der »Wonne der Wehmut«:

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen der ewigen Liebe!

Ach nur dem halbgetrockneten Ange
Wie öde. wie tot die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen nnglücklicher Liebe!

Er ist aufs neue in die Tiefe geführt durch schwere persönliche Erfahrung. Da ruft ihn die Gunst des Herzogs Karl August aus der Enge des Frankfurter Lebens zu neuen höheren Aufgaben an den Hof nach Weimar. Es wächst der Mensch mit seinen grösseren Zwecken. Aber das rechte Mass, was allein Befriedigung geben kann, ist noch nicht gefunden. Er muss es in den ersten Jahren des Weimarer Aufenthalts erfahren, was er uns erst in dem späteren Gedicht »Ilmenau« im Jahre 1783 bekennt: »Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.« Unter den zerstreuenden Vergnügungen, deren Seele er selbst ist, seufzt sein inwendiger Mensch nach Frieden:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süsser Friede.
Komm, ach komm in meine Brust!

Und er kam, den bei allem äusseren Glück innerlich so elenden Dichter zu erquicken, dieser himmlische Friede, in der edlen Freundschaft mit Frau von Stein; wie eine Gabe von oben senkte er sich in sein mühseliges und beladenes Herz, gab ihm einen neuen Trost, eine neue Hoffnung und damit neue Kraft und neuen Mut zu neuem Schaffen und Wirken in dem neuen Lebenskreise, in welchen er eingetreten war; die segensreichen Nachwirkungen dieser Freundschaft reichen hinein bis tief in die Zeit der italienischen Reise; die ersten zehn für die innere Entwickelung des Dichters entscheidenden Jahre seines Aufenthalts in Weimar stehen unter diesem Stern.

Ihn hat er im Auge, wenn er am Schluss von »Jägers Abendlied« im Januar 1776 singt:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiss nicht, wie mir geschehn.

Innerlich beruhigt und gestärkt durch die milden Strahlen dieser ihn tief beglückenden Freundschaft darf er nunmehr die über ihn und sein Treiben am Hofe in und ausser Weimar verbreiteten, arg übertriebenen Gerüchte mit Verachtung strafen und Hand in Hand mit seinem Herzog in der einflussreichen, ihm von Karl August angewiesenen öffentlichen Stellung rastlos an der Wohlfahrt des Landes arbeiten, ohne doch dabei seinem Berufe als Dichter untreu zu werden. Er erkennt mit wachsender Klarheit seine sittliche Lebensaufgabe als eine zwiefache, dem acht Jahre jüngeren edlen und talentvollen, aber in seiner Charakterentwickelung noch wenig geförderten und gefestigten Herzog ein treuer Freund und Mentor, ein Führer zu den höchsten Zielen des Lebens zu werden und dem Lande als gewissenhafter Versorger und Anwalt der mittleren und niederen Stände des Volkes zu dienen. Und wie er diese seine sittliche Aufgabe mit religiösem Geist erfasst, das entnehmen wir der ursprünglichen Fassung jenes in seinem Lieblingsaufenthalt Ilmenau am 3. August 1776 abgefassten Gedichtes, welches später die Überschrift »Einschränkung« und dann auf Kosten seines religiösen Gehaltes eine veränderte, wenn auch formvollendetere Fassung erhielt. Es war ursprünglich überschrieben »Dem Schicksal« und lautete:

> Was weiss ich, was mir hier gefällt,
> In dieser engen, kleinen Welt
> Mit leisem Zauberband mich hält!
> Mein Karl und ich vergessen hier,
> Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
> Und ach! ich fühl's, im stillen werden wir
> Zu neuen Scenen vorbereitet.
> Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
> Dass ohne dich wir nur vergebens sinnen
> Durch Ungeduld und glaubenleer' Gewühl
> Voreilig dir niemals was abgewinnen.
> Du hast für nns das rechte Mass getroffen,
> In reine Dumpfheit uns gehüllt,
> Dass wir von Lebenskraft erfüllt,
> In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Goethe bemerkt zu dem unserer Sprache entfremdeten, dem mittelalterlichen Hochdeutsch (Tumpheit) entlehnten Ausdruck Dumpfheit: »Dumpfheit haben bloss gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und Liebenden; es ist der schöne, zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in

ein himmlisches Licht stellt« (Tiefurter Journal S. 292). Daher sagt Goethe weiter: »Auch mache ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste ist« (Briefe an und von Merck S. 125). Es ist die dem sich entfaltenden Genius eigene Einfalt, jene der Schicksalsstimme gehorsame Herzenseinfalt, welche, ihrer selbst nicht voll bewusst, halb instinktmässig ahndevoll im Denken, Sinnen und Handeln das Rechte trifft, jener nach oben und nach aussen unbedingt offene, aufgeschlossene Sinn, jener verborgene Quell der höchsten Kraft, aus der jeder zu grossen Dingen erkorene Geist, selbständig nach eingeborenen Grundsätzen, unbekümmert um die verkehrten Urteile der Aussenwelt, der er als Thor oder als ein Rätsel erscheint, handelt, jener Gemütszustand höchster Empfänglichkeit und kindlicher Unmittelbarkeit, der das Beste und Originellste im Faust, die erste Form der Iphigenie und die schönsten Blüten der Goetheschen Lyrik entsprungen sind und dessen sich der Dichter nunmehr erst klarer bewusst wird. So sehen wir, wie der Dichter mit sich selbst und seinem Geschicke versöhnt, zugleich das rechte Verhältnis zu der Aussenwelt gewinnt, zu einer Zeit, wo diese selbst ihn zum Teil noch nicht verstand oder seine Absichten verkannte. Nur seine nächsten Freunde wussten ihn zu schätzen. So schreibt Wieland an Merck (Viehoff, Goethes Leben, Band 2, S. 336): »Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten und selbst nur durch Teilnahme glücklich — ein grosser, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.«

Von hier fällt nun ein helles Licht auf jene beiden letzten und bedeutsamen Oden der ersten Gruppe der Goetheschen Geniusdichtung, »Seefahrt« und »Harzreise im Winter«.

Durch die am 11. September 1776 an Lavater abgesandte Ode »**Seefahrt**« beruhigt Goethe seine auswärtigen Freunde, welche, entsetzt über die zu ihnen gedrungenen entstellenden Gerüchte von dem angeblich am Hofe zu Weimar herrschenden ausgelassenen Treiben, die ernstliche Besorgnis hegten, dass Goethe unter den weltlichen Zerstreuungen des Hoflebens und unter der erdrückenden Last des Staatsdienstes seinem höheren Dichterberufe untreu werden möchte. Schon am 6. März desselben Jahres hatte er an Lavater geschrieben: »Sei nur ruhig

um mich. — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — vollentschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.« Denselben Geist männlicher Entschlossenheit und unbedingter Zuversicht atmet die durch ihre kraftvolle Sprache ausgezeichnete Ode:

> Lange Tag und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
> Günst'ger Winde harrend sass, mit treuen Freunden
> Mir Geduld und guten Mut erzechend,
> Ich im Hafen.

Hoffnungsfreudig besteigt er unter guten Vorzeichen, von den Segenswünschen der Freunde geleitet, das zur Abfahrt bereite Schiff.

> Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
> Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
> Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
> Strebet leise sie zu überlisten,
> Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Da naht der Sturm:

> Vor seinem starren Wuten
> Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
> Mit dem angsterfüllten Balle spielen
> Wind und Wellen.
>
> Und an jenem Ufer drüben stehen
> Freund und Lieben, beben auf dem Festen. . . .
>
> Doch er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Gottern.

Dieses felsenfeste königliche Selbstvertrauen, das ihn aller Gefahren und Hindernisse spotten heisst, im unbedingten Glauben an seine hohe, gottgegebene Bestimmung, verklärt sich in der im Dezember des Jahres 1777 abgefassten »**Harzreise im Winter**« zum herrlichsten Gottvertrauen, das sich bewährt im demütigen Dank gegen den Schöpfer, und zur teilnahmvollsten Liebe zu den Mitmenschen, welche gipfelt in der Fürbitte für die Brüder. Der Kommentar, welchen Goethe selbst zu diesem wiederum ganz einzigartigen Gedichte gegeben hat, dessen feierlich-erhabene Ruhe in schönstem Gegensatz zu der

stürmischen Bewegung der »An Schwager Kronos« überschriebenen Ode steht, überhebt uns jeder weiteren Erklärung. Die Veranlassung ist bekannt. Goethe trennt sich gegen das Ende des Monats November 1777 von der auf Betrieb des Herzogs von Weimar nach Eisenach zur Erlegung eines Ebers ausziehenden, durch die Mitglieder des Hofes gebildeten Jagdgesellschaft und reitet mitten im Winter vom Ettersberg über Nordhausen, Ilfeld, Rübeland zunächst nach Wernigerode, wo er den unglücklichen Misanthropen Plessing persönlich aufsucht, der den Dichter des Werther mit seinen Klagen belästigt hatte; er begiebt sich über Ilseburg nach Goslar und wagt dort vom Torfhause aus den gefährlichen Aufstieg nach dem Brocken. Wunderbar beschirmt in allen Fährlichkeiten der Reise, erreicht er den Gipfel des Berges unter den günstigsten und interessantesten Umständen. Da greift er, überwältigt von der »übermütterlichen Führung« seines Gottes in die Leyer und stimmt das Hohelied des Dankes und der Liebe an:

Dem Geyer gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Von des Menschen Schicksal will er singen:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt.

Er selbst und die heitere Jagdgesellschaft im Gefolge des Herzogs darf sich zu diesen Glücklichen zählen.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Das Bild des unglücklichen Menschenhassers tritt vor seine Seele, mit tiefem Mitleid gedenkt er des in seinem Schmerz sich verzehrenden jungen Mannes, den es ihm nicht gelang von seinen

Grillen zu bekehren. Er bekagt mit tiefem Mitleid sein Geschick.

> Ach, wer heilet die Schmerzen
> Des, dem Balsam zu Gift ward?
> Der sich Menschenhass
> Aus der Fülle der Liebe trank!
> Erst verachtet, nun ein Verächter,
> Zehrt er heimlich auf
> Seinen eignen Wert
> In ung'nügender Selbstsucht.

Er fühlt, dass Menschenhülfe hier nicht ausreicht, und legt den Beklagenswerten in inniger Fürbitte dem himmlischen Vater ans Herz:

> Ist auf deinem Psalter,
> Vater der Liebe, ein Ton.
> Seinem Ohr vernehmlich,
> So erquicke sein Herz!
> Öffne den umwölkten Blick
> Über die tausend Quellen
> Neben dem Durstenden
> In der Wüste.

Zugleich gedenkt er teilnehmend der heiteren Jagdgesellschaft und erfleht ihnen gesegneten Erfolg zu ihrem Unternehmen. Endlich denkt er an sich selbst und wünscht sich glückliche Heimkehr in den Kreis seiner Freunde und Lieben:

> Aber den Einsamen hüll'
> In deine Goldwolken!
> Umgieb mit Wintergrün,
> Bis die Rose wieder heranreift,
> Die feuchten Haare,
> O Liebe, deines Dichters!

Da treibt ihn der Gedanke an die mannigfaltig wunderbar überstandenen Gefahren der eigenen Reise zum begeisterten Lobgesang:

> Mit der dämmernden Fackel
> Leuchtest du ihm
> Durch die Furten bei Nacht,
> Über grundlose Wege
> Auf öden Gefilden;
> Mit dem tausendfarbigen Morgen
> Lachst du ins Herz ihm;
> Mit dem beizenden Sturm
> Trägst du ihn hoch empor;

Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Der Dichter stand in erhabener Einsamkeit auf dem Gipfel des Brockens, der, selbst von der Sonne beschienen, rings auf die zu seinen Füssen lagernden, in Wolken gehüllten Berge herabschaute, deren Metalladern er am Schlusse des Gedichtes andeutet:

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Mit der Erinnerung an das grossartige Bild, das uns der Dichter in dieser Ode entwirft, schliessen wir unsere Betrachtungen über die erste Gruppe dieser denkwürdigen Gedichte, welche wir auf Grund der vorstehenden Erklärungen uns berechtigt erachten als Geniusdichtung zu bezeichnen. Wir bemerken noch, dass die religiöse Grundstimmung, von der der Dichter damals beseelt war, noch deutlicher aus den gleichzeitig vom Harz an Frau von Stein gerichteten Briefen uns entgegenleuchtet, als aus den zurückhaltenden Andeutungen des Kommentars. Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest, und des Menschen Kind, dass du dich sein annimmst? Diese Worte des 8. Psalmes bilden den Grundton seiner religiösen Betrachtung, und in der ausführlicheren Darstellung der in dem Kommentar berichteten Anlässe zur Harzreise und der näheren Umstände, unter denen sie unternommen wurde, wie sie im 25. Band seiner Werke S. 169ff. gegeben ist, hebt der Dichter besonders hervor, dass die Strophen jenes Gedichtes, die sich auf Plessing beziehen, »mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand seines Innern auszusprechen geeignet seien«. Dadurch wird die Richtigkeit unserer Auffassung erhärtet.

Wir sehen, der **König** der Welt ist zum **Priester** Gottes geworden, und damit hat der Goethesche religiös-sitt-

liche Genius die Weihe der Vollendung empfangen; die mit Wanderers Sturmlied und Pilgers Morgenlied anhebende Bewegung ist zum vorläufigen Abschluss gediehen; er ist auf dem Höhepunkte seiner ethischen Entwickelung angelangt. Nunmehr darf er als **Prophet** in erhabenen Orakelsprüchen der Welt jene Wahrheiten in den nachfolgenden fünf formvollendeten Oden verkündigen, welche wir zur zweiten Gruppe der Geniusdichtung rechneten und über deren inneren Zusammenhang und tiefen Gehalt wir uns bereits oben ausliessen, so dass ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt hier als überflüssig erscheint, und das um so mehr, als die mannigfachen über dieselbe uns vorliegenden Erklärungen im wesentlichen übereinstimmen.

Wir blicken zurück. Wir wollten durch unsere mehr andeutende Auseinandersetzung darthun, einmal dass es eine nationale Pflicht sei, jene Reihe von ganz eigenartigen Gedichten, die wir als die Goethesche Geniusdichtung bezeichnen, weil an, in und mit derselben der Goethesche Genius sich selbst offenbar geworden ist und sein innerstes Wesen zur künstlerischen Darstellung gebracht hat, einen Besitz, um den uns die anderen Völker beneiden müssen, nach ihrem inneren Zusammenhang tiefer zu verstehen und besser zu geniessen, und sodann einen Fingerzeig zu geben, wie man zu solchem tieferen und umfassenderen Verständnis gelangen könnte. Ist es uns auch nur aunähernd gelungen, so werden wir uns reichlich belohnt finden. Geschicktere Interpreten werden die Aufgabe besser lösen. Der Gegenstand ist von unermesslicher Grösse und von unerschöpflicher Tiefe. Dabei aber möchten wir zum Schluss auf ein Wort des alternden Goethe hinweisen, das er einst zu Eckermann gesprochen.

Er sagt: »Dem begeisterten Genius muss freilich auch die rechte Empfänglichkeit bei dem Beschauen und Hören seiner künstlerischen Schöpfungen entgegenkommen.« Er fordert: »Was mit kühnem und freiem Geiste gemacht wird, soll man auch womöglich mit eben solchem Geiste wieder geniessen.« Aber das war es, was der Dichter selbst zu seiner Zeit vermisste. Goethe selbst gab in der Jenaer Litteraturzeitung gelegentlich Winke, wie man geniessen und beurteilen solle. Er unterschied zwischen dem Kenner und dem Liebhaber, ersterer allein könne beurteilen, letzterer solle vor allem das Einzelne geniessen, sich liebend in das Kunstwerk versenken, oft lesen

und von da sich zum Ganzen und Allgemeinmenschlichen erheben. Dabei solle man beachten, dass man nur am Allervorzüglichsten, nicht am Mittelmässigen seinen Geschmack bilden könne. Man müsse sich daher gewöhnen, täglich einen Abschnitt in der Bibel und im Homer zu lesen, schöne Bilder zu schauen und gute Musik zu hören. Wir dürfen, meine ich, getrost auch Goethes Genius-Oden zu dem Besten unserer Litteratur rechnen, was wir oft und immer wieder lesen, ja laut und gut uns und anderen vorlesen sollen. Möchten wir daher auch in dieser Hinsicht Goethes Mahnung beherzigen. Es wäre auch im Sinne des Dichters der schönste Dank, den wir ihm für seine grossen, mit seinem Herzblut geschriebenen klassischen Dichtungen abstatten könnten.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1897/98.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 23 Sitzungen statt, unter ihnen 7 Senatssitzungen, 10 ordentliche, 4 öffentliche und 2 Festsitzungen. Unter den 16 Vorträgen, welche in den ordentlichen und den öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, waren 8 geschichtlichen Inhalts (2 litteraturgeschichtliche, 1 kirchengeschichtlicher, 2 weltgeschichtliche, 1 rechtsgeschichtlicher, 1 kunstgeschichtlicher, 1 statistischer), 2 philosophische (1 rechtsphilosophischer, 1 geschichtsphilosophischer), 2 kritische (1 litterarisch-kritischer, 1 kunstkritischer), 1 theologischer, 1 apologetischer, 1 sprachwissenschaftlicher und 1 medizinischer. Soweit dieselben nicht in diesem Hefte veröffentlicht sind, bringen wir unten (Abschnitt II) eine Skizze ihres Inhalts.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Neu ernannt sind im ganzen 30 Herren:

1) Zu Ehrenmitgliedern folgende vier Herren:

a) Anlässlich seines 50jährigen Dozentenjubiläums:
Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher

Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer.

Seine Exzellenz nahm die Wahl in folgendem, vom 15. März 1897 datierten sehr verbindlichen, an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben an:

Hochzuverehrender Herr Professor und Sekretär
der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften
zu Erfurt!

Ew. Hochwohlgeboren höchst ehrenvolle Zuschrift vom März d. J., welche mir meine einstimmige Ernennung zum Ehrenmitgliede der Königl. Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt verkündet, habe ich gestern zu empfangen die vorzügliche Ehre gehabt und beeile mich sogleich, für diese Auszeichnung meinen freudigst empfundenen Dank abzustatten.

Dass es mir als Lehrer und Schriftsteller im Gebiete der Philosophie und Litteratur gelungen ist, meiner langjährigen Wirksamkeit die Anerkennung, dass dieselbe auch eine gemeinnützige sei, von kompetenter Seite zu erwerben, gereicht mir zu wahrhafter und lohnender Befriedigung.

Denn es ist von Anfang an mein Bestreben gewesen, im Dienste einer lebendigen Wissenschaft und Bildung sowohl zu lernen als zu lehren. In diesem Sinne empfange ich mit wiederholtem, hocherfreutem Dank diese mir zu teil gewordene Ehre als eine urkundliche Bestätigung, dass ich mein Ziel nicht verfehlt habe.

Genehmigen Sie, Herr Sekretär der Königl. Akademie, den Ausdruck meiner vorzüglichen und dankbaren Hochachtung, womit ich verharre

ganz ergebenst

Dr. Kuno Fischer,
Ehrenmitglied der Königlichen Akademie
der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt.

b) Aus gleichem Anlass:
der Grossherzoglich Sächsische und Herzoglich Meiningische Geheime Kirchenrat, ordentliche Professor der Theologie an der Universität Jena, Herr D. Adolf Hilgenfeld.

Der ehrwürdige Nestor der Universität Jena gab seinem Danke für die Ernennung durch folgendes an den Senat der Akademie gerichtete Schreiben vom 22. August 1897 einen Ausdruck:

Dem illustern Senate der Königlich Preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

drückt der ergebenst Unterzeichnete seinen tiefgefühlten Dank aus für die am 15. d. Mts. vollzogene Ernennung zum Ehrenmitgliede.

Mein Dank ist um so grösser, da ich mir wohl bewusst bin, mehr auf den steilen Höhen der Wissenschaft verblieben zu sein, als in das praktische Leben eingegriffen zu haben. Aber um so mehr wird mir die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, deren Notwendigkeit ich nie verkannt habe, eine Mahnung sein für die Lebenszeit, welche mir noch beschieden sein sollte.

Die Ernennung gilt mir auch als ein erfreuliches Zeichen des Zusammenhangs, welcher zwischen dem altberühmten Erfurt, dieser Lutherstadt, und der einzigen noch bestehenden Hochschule Thüringens stattfindet. Möge dieser akademische Zusammenhang noch lange fortbestehen und auch in gemeinnütziger Hinsicht immer fruchtbarer werden! Das walte Gott!

Für die hohe Ehre von Herzen dankend beharre ich ehrerbietig

D. A. Hilgenfeld.

c) Herr Hofrat Dr. phil. u. jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di Studii storici in Rom.

Der hochverdiente Gelehrte schrieb unter dem 19. Oktober 1897 an den Sekretär der Akademie:

Hochgeehrter Herr Professor!

Wie Euer Hochwohlgeboren als Sekretär der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt mir das Diplom meiner Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie zugestellt haben, so glaube ich mich an Ihre Güte mit der Bitte wenden zu sollen, den verehrten Mitgliedern der Akademie meinen aufrichtigen Dank für die mir gewordene Auszeichnung und zugleich meine Versicherung übermitteln zu wollen, dass ich in voller Würdigung der Aufgabe, welche die Akademie sich gestellt hat, an deren Verwirklichung nach besten Kräften mitzuwirken mich bestreben werde.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr Professor, dass ich bei dieser Gelegenheit auch Ihrer werten Person meine besondere Hochachtung kundgebe.

Euer Hochwohlgeboren
ganz ergebener
Dr. Th. Ritter von Sickel.

d) Herr Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S.

Der ehrwürdige Nestor der theologischen Fakultät der Universität Halle und allbekannte, hochverdiente Lutherforscher schrieb am 8. Mai cr. an den Sekretär der Akademie:

Hochgeehrter Herr Professor!

Von einer längeren Reise hierher zurückgekehrt, bin ich durch Ihr freundliches Schreiben vom 25. April freudig überrascht worden. Die Ehre, welche Ihre Akademie aus Anlass der Versammlung des Vereins für Reformationsgeschichte mir zu erweisen beschlossen hat, ist für mich noch besonders erfreulich dem Schmerz gegenüber, den ich aus Anlass eben jener Versammlung deswegen empfinden musste, weil ich auf meine Beteiligung an ihr aus Rücksichten der Gesundheit und des Alters hatte verzichten müssen. Mit aufrichtigem Dank nehme ich diese Ehre an, indem ich bitte, solchen meinen Dank auch dem hochgeehrten Senat der Akademie auszusprechen,

als Ihr verehrungsvoll ergebener

D. J. Köstlin,
Prof. u. Oberkonsistorialrat.

2) Zu Mitgliedern des Senates wurden aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder an Stelle der infolge von Versetzung oder Umzug abgegangenen beiden Herren Oberregierungsrat Lucanus und Gymnasialprofessor Dr. Breysig ernannt:

a) Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt,

b) Herr Pastor Oergel.

3) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt folgende, in Erfurt wohnende 17 Herren:

Herr Oberlehrer Apel.
„ Amtsgerichtsrat Becker.
„ Schuldirektor Dr. Brinckmann.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer.
„ Oberlehrer Dischner.
„ Oberlehrer Hellmann.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig.
„ Geh. Baurat u. Eisenbahndirektor Lochner.
„ Postbaurat a. D. Neumann.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle.
„ Pfarrer D. Schauerte.
„ Pfarrer Scheibe.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt.
„ Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze.
„ Professor Dr. med. Stacke und
„ Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt Fr. Treitschke.

4) Zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie wurden ernannt folgende 11 Herren:

Herr Oberlehrer Dr. Dobenecker in Jena.
„ Geh. Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin.
„ Konsistorialrat Militär-Oberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg.
„ Konsistorialrat D. Gustav Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S.
„ D. A. Theodor Kolde, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg.
„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg i. Els.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat, zu Thalstein bei Jena.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol.

Aus der grossen Anzahl verbindlicher Dankschreiben, die uns von seiten der genannten verehrten Herren zugegangen sind, heben wir nur zwei hervor, die den beiden anlässlich der hier in Erfurt am 13. und 14. April cr. tagenden Generalversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte ernannten Herren D. Kawerau und D. Kolde.

Der erstgenannte hochverdiente Lutherforscher schrieb von Breslau aus unter dem 27. April cr.:

Der Königl. Akademie spreche ich für die Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede meinen ergebensten Dank aus; es soll mir eine besondere Ehre sein, mit dieser Körperschaft, die die Erinnerungen an die alte Erfurter Hochschule fortpflanzt und die dem Verein für Reformationsgeschichte einen so freundlichen Gruss dargebracht hat, fortan mich verbunden wissen zu dürfen.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

D. Kawerau, Professor.

Der insbesondere auch um die Erforschung der Kirchengeschichte der Stadt Erfurt sehr verdiente Verfasser der Lutherbiographie schrieb an den Sekretär der Akademie, ebenfalls am 27. [illegible]il cr., von Erlangen aus:

Sehr verehrter Herr!

Sie haben mir durch Ihre Mitteilung, dass der Senat der Königlichen Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt beschlossen hat, mich zum auswärtigen korrespondierenden Mitgliede zu ernennen, eine freudige Überraschung bereitet. Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich die hohe, mir damit zugedachte Ehrung dankbarst annehmen werde und mich von Herzen freue, mit Männern, deren emsige, die Wissenschaft nach so vielen Seiten fördernde Forschung ich seit mehr als zwanzig Jahren zu verfolgen und zu schätzen Gelegenheit hatte, nun durch ein besonderes Band verbunden sein zu sollen. Zugleich gebe ich mich der Hoffnung hin, vielleicht, soweit Zeit und Kraft es erlaubt, auch durch den einen oder anderen Aufsatz Ihren spe-

ziellen Aufgaben dienen zu können, jedenfalls wird es mein aufrichtiges Bestreben sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Dr. theol. Aphil Theodor Kolde,
ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen, korrespondierendes Mitglied der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München.

B. Infolge von Versetzung bezw. Umzug rückten zwei Senatsmitglieder in die Reihe der auswärtigen korrespondierenden Mitglieder ein: Herr Oberregierungsrat Lucanus und Herr Gymnasialprofessor Dr. Alfred Breysig. Ersterer ist zum Vicepräsidenten des Königl. Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg ernannt worden; letzterer trat nach einer langjährigen gesegneten Amtsthätigkeit in den Ruhestand. Ein auswärtiges Mitglied, Herr Pastor a. D. Wiegand, früher in Mittelhausen bei Erfurt, ist nach Erfurt gezogen und somit in die Reihe der ordentlichen Mitglieder der Akademie eingetreten, während Herr Generalmajor z. D. Oberg, eines der eifrigsten ordentlichen Mitglieder, infolge seiner Übersiedelung nach Naumburg a. S., jetzt auswärtiges, korrespondierendes Mitglied der Akademie geworden ist. Es sei uns gestattet den Abschiedsbrief hier zu veröffentlichen, den der verehrte Herr an den Vicepräsidenten der Akademie kurz vor seiner Abreise nach Naumburg a. S. richtete:

Hochverehrter Herr Vicepräsident!

Bei meiner Übersiedelung nach Naumburg a. S. erlaube ich mir, mich dem Senate und den Mitgliedern der Königlichen Akademie aufs wärmste zu empfehlen.

Mir sind die herrlichen Stunden, die ich durch meine Zugehörigkeit zur Akademie habe erleben dürfen, ebenso oft Veranlassung zu reiner geistiger Freude gewesen; aus dem nähern Umgange mit so vielen hochgebildeten Männern aus den verschiedensten Lebensstellungen habe ich eine solche Menge der nachhaltigsten Anregungen empfangen, dass ich es als eine ganz besonders gütige Fügung des Schicksals ansehen muss, in den Kreis eingeführt worden zu sein.

Indem ich den hochverehrten Mitgliedern der Akademie ein herzliches Lebewohl zurufe und dem mir so liebgewordenen Institute alles Gute für die Zukunft wünsche, hoffe ich durch die nicht zu entlegene Wahl meines Aufenthalts nicht gänzlich die Fühlung zu verlieren.

Mit dem Ausdrucke grösster Hochachtung
zeichne ich
als Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
Oberg,
Generalmajor z. D.

C. Durch den Tod hat die Akademie folgende vier Mitglieder verloren:

a) Das Senatsmitglied Herr Realgymnasialprofessor a. D. Karl Hellwig am 25. Januar 1898 in Erfurt (s. den Nekrolog unter Abschnitt II, 1);

b) das ordentliche Mitglied Herr Regierungs- und Geh. Baurat Friedrich Kleinwächter am 28. Februar 1898 in Erfurt (s. den Nekrolog unter Abschnitt II, 2);

c) die auswärtigen Mitglieder:

1. den k. k. Hofrat, Mitglied des Herrenhauses und zahlreicher gelehrter Gesellschaften, Herrn Dr. Konstantin Ritter von Höfler am 29. Dezember 1897 in Prag;

2. Herrn Generalmajor z. D. Wolfgang von Hagen am 22. März 1898 in Halle a. S.

III. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst:

A. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

1. vom Ehrenmitgliede der Akademie, Herrn Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. Schuchardt in Gotha:

Die Robinsoninsel,
Thomas Dover,
Biographische, bibliographische und statistische Mitteilungen über die vom 1. Oktober 1887 bis zum 30. September 1897 im Herzogtum Gotha thätig gewesenen Ärzte.

2. Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann:

Christentum und moderne Weltanschauung,
Zur Behandlung der Kirchengeschichte im evangelischen Religionsunterrichte der Gymnasien.

3. Von folgenden ordentlichen Mitgliedern der Akademie:

a) von Herrn Oberlehrer Apel:
Grammatische Bemerkungen im Anschluss an die Schulgrammatik von Plötz;

b) von Herrn Amtsgerichtsrat Becker:
Der Walchensee und die Zachenau;

c) von Herrn Friedrich Treitschke:
Beiträge zur Meteorologie Thüringens.

4. Von folgenden auswärtigen Mitgliedern:

a) von Herrn Pastor Albrecht in Naumburg a. S.:
Eine handschriftliche Notiz Melanchthons aus dem Jahre 1559,
Studien zu Luthers Schrift »An die Ratsherren etc.«;

b) von Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S.:
Die Lieder des Horaz im alten Versmass mit Reimen,
Krottenschmidts Naumburger Annalen, herausgeg. v. K.,
Langes Chronik des Bistums Naumburg, herausgeg. v. K.,
Brauns Naumburger Annalen, herausgeg. v. K.,
Medlers Naumburger Kirchen- und Schulordnung, herausgegeben v. K.

c) von Herrn Geh. Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena:
Das alte Gymnasium in Jena,
Symbola doctorum Jenensis gymnasii,
Zur Frage der Gymnasialseminare,
Zwei Schulreden,
Vier Schulreden,
Das Jenaer Lutherfestspiel,
Richard Adalbert Lipsius,
Moritz Seebeck,
Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter, 3. Bd. 2. Hälfte;

d) von Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenhausen bei Heldrungen:

Das Geschlecht von der Schulenburg, Bd. III,
Die Familie von Wulffen;

e) von Herrn Schlosspfarrer Lic. Schwarzlose in Köpenik-Berlin:

Geschichte der Gemeinde Müggelheim bei Köpenik.

f) von dem Kaiserlichen Legationsrat Herrn Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena:

Geschichte des Geschlechtes von Tümpling, 3 Bde.

Den freundlichen Gebern sagen wir nochmals an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

B. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt III, b) verzeichnet. Neu hinzugekommen ist die dort unter B. III. am Schluss verzeichnete Gesellschaft:

Stockholm. Königl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.

Wir bitten übrigens, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

IV. Wir schliessen unsern Bericht mit folgenden Mitteilungen aus der Chronik der Akademie.

Der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, hatte sich mit Rücksicht auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand genötigt gesehen, den Senat der Akademie zu bitten, ihn vom 1. Oktober 1896 ab auf ein Jahr von den Geschäften des Sekretariats zu entbinden. Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hatte sich gütigst bereit erklärt, für die genannte Zeit an seine Stelle zu treten. Bis zum 10. Mai des Jahres 1897 versah derselbe einen wichtigen Teil der Geschäfte, wofür ihm auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgedrückt wird. Auf dringenden Wunsch des Herrn Direktor Neubauer übernahm von da ab Prof. Dr. Heinzelmann die Sekretariatsgeschäfte wieder. Kurz vorher war die Villaretsche Buchhandlung, welche die Jahreshefte der Akademie

verlegt, in den Besitz des Herrn Arthur Frahm, eines äusserst umsichtigen und geschäftskundigen Mannes, übergegangen. Behufs Vereinfachung des Geschäftsganges knüpfte der Sekretär der Akademie Verhandlungen mit dem derzeitigen Inhaber der Villaretschen Buchhandlung an betreffs Übernahme sämtlicher bis dahin von dem Buchdruckereibesitzer Herrn Cramer in Erfurt versehenen Geschäfte. Herr Frahm erklärte sich sogleich bereit dazu, auch versprach er den Druck zu vermitteln und wandte sich zu dem Ende an die renommierte Buchdruckerei der Herren Lippert & Co. in Naumburg a. S., von deren Geschäftstüchtigkeit der Sekretär der Akademie alsbald Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, indem dieselben den Druck einer vom Sekretär veröffentlichten, durch die Villaretsche Buchhandlung verlegten Schrift zur vollen Zufriedenheit des Verfassers besorgten. Herr Cramer, der sich bereits seit einigen Jahren den an ihn gestellten höheren Anforderungen geschäftlich nicht mehr ganz gewachsen gezeigt hatte, wurde nunmehr durch den Sekretär der Akademie auf Grund des §. 22 der Geschäftsordnung angewiesen, das Inventar der von der Akademie bis dahin veröffentlichten Schriften an die Villaretsche Buchhandlung zu übergeben und aus dem Dienste eines Druckers der Akademie entlassen. Nur unter dieser Voraussetzung war es dem Sekretär der Akademie möglich, dem ausdrücklichen Wunsche des Senates entsprechend sein schweres Amt wieder aufs neue anzutreten, da auf diesem Wege mit Sicherheit eine Vereinfachung des Geschäftsganges erwartet werden durfte. Leider fasste Herr Cramer dieses durch die Umstände gebotene Verfahren des Sekretärs der Akademie als eine persönliche Kränkung auf. Er rächte sich durch eine von ihm verfasste, gegen den Sekretär der Akademie gerichtete, von ihm in Druck gegebene und Anfang November 1897 an ca. 20 Mitglieder der Akademie versandte, völlig unqualifizierbare Schmähschrift, welche den Sekretär der Akademie nötigte, gerichtlich gegen Herrn Cramer vorzugehen. In völliger Übereinstimmung mit dem Senate der Akademie stellte der Sekretär der Akademie bei der Königl. Staatsanwaltschaft zu Erfurt den Strafantrag gegen Herrn Cramer wegen persönlicher Beleidigung. Schliesslich liess sich kurz vor Eröffnung der auf den 1. März 1898 angesetzten gerichtlichen Verhandlung Herr Cramer bewegen, auf einen ihm von dem Sekretär der Akademie angebotenen Vergleich einzugehen, worauf der Sekretär der Akademie, welcher

als Zeuge und Nebenkläger geladen war, seinen Strafantrag zurückzog. Dieser Vergleich lautete nach der in der öffentlichen Sitzung der ersten Strafkammer des Königl. Landgerichts zu Erfurt am 1. März cr. gerichtlich fixierten und am 21. März ausgefertigten Form folgendermassen: »Herr Cramer verpflichtet sich, an das Komitee zur Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals in Erfurt 100 — Hundert — Mark zu zahlen und spricht sein Bedauern über die in der an einige Mitglieder der Königl. Akademie der Wissenschaften gesandten Druckschrift enthaltenen Beleidigungen des Herrn Professor Dr. Heinzelmann aus. Er übernimmt die Kosten des Strafverfahrens, einschliesslich derer des Herrn Nebenklägers, und ermächtigt den letzteren, auf seine, Cramers, Kosten eine Abschrift dieses Vergleiches den Mitgliedern der Königl. Akademie zu übersenden. Herr Professor Dr. Heinzelmann nimmt seinen Strafantrag zurück.«

Unter dem 14. Juli 1897 wandte sich der Verlagsbuchhandler Herr Karl J. Trübner in Strassburg an den Sekretär der Akademie mit der Bitte um eine kurze Notiz über die Organisation, die jetzige Thätigkeit, die Bibliographie der Publikationen, die jährlichen Fonds und die Mitglieder der Akademie für die von ihm herausgegebene Minerva (Jahrbuch der gelehrten Welt). Diesem Wunsche wurde entsprochen. Der in die Minerva (7. Jahrgang 1897—1898) S. 267 f. aufgenommene Artikel lautet mit geringfügigen durch die gegenwärtigen statistischen Verhältnisse der Akademie an die Hand gegebenen Änderungen:

Erfurt (Preussen, Deutschland).

Königl. Pr. Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften.

Gegründet im Jahre 1754 von dem Kurfürsten Johann Friedrich Karl, Erzbischof von Mainz, erhielt den Geheimrat Freiherr von Lyncker zum ersten Präsidenten. Seit dem Jahre 1776 erwarb sich der Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Freiherr Karl Theodor von Dalberg, der selbst zu ihren thätigsten Mitgliedern gehörte, wesentliche Verdienste um die Hebung der Akademie, und die bedeutendsten Männer der Zeit, ein Alexander von Humboldt, dessen epochemachende Untersuchungen über die gereizte Nervenmuskel hier zuerst veröffentlicht wurden, Schiller, Goethe, Herder, dazu viele Fürsten, Staatsmänner, Künstler und Gelehrten ersten Ranges befanden sich am Ende des 18. Jahrhunderts unter ihren Mitgliedern. Während der Zeit

der Fremdherrschaft etwas in Verfall geraten, trat sie seit der preussischen Wiederbesitznahme von Erfurt ihrer ursprünglichen Bestimmung von neuem näher. — Protektor ist Se. Majestät der König von Preussen, dessen Geburtstag alljährlich von der Akademie durch eine Festversammlung gefeiert wird. An ihrer Spitze steht ein aus einem Präsidenten und 9 Mitgliedern bestehender Senat. — Als Zweck der Akademie wird in den Statuten vom Jahre 1819 angegeben: »Bearbeitung aller gemeinnützigen Wissenschaften, d. i. derjenigen Fächer der menschlichen Kenntnisse, welche unmittelbaren Einfluss auf das bürgerliche Leben haben und Beförderung derselben für das praktische Leben.« Im Anschluss daran erkennt die Akademie gegenwärtig, seit 1891 zum Teil reorganisiert (vergl. die Geschäftsordnung des Senates der Akademie vom Jahre 1894) als ihre Aufgabe die Fruchtbarmachung der Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes für das Leben. Ihren doppelten, zugleich wissenschaftlichen und praktischen Zweck sucht sie vorzugsweise durch zwei Mittel zu erreichen, einmal durch Abhandlungen mehr strengwissenschaftlicher Art, welche in den engeren, sog. ordentlichen, in der Regel allmonatlich stattfindenden Sitzungen vorgelesen werden, an denen nur die in Erfurt anwesenden, sog. ordentlichen Mitglieder teilnehmen und sodann durch alljährlich im Winter etwa fünfmal gehaltene öffentliche, zugleich für einen weiteren Kreis bestimmte Versammlungen, in denen gediegene populärwissenschaftliche Abhandlungen, meist auch von namhaften auswärtigen Mitgliedern der Akademie, vorgetragen werden. — Ein Teil der vorgetragenen Abhandlungen wurde seit 1757 unter dem Titel: »Acta academiae scientiarum utilium quae Erfurti est«, später unter dem: »Abhandlungen der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt« und wird seit 1860 in den »Jahrbüchern der Akademie, Neue Folge«, veröffentlicht. — Die Akademie hat gegenwärtig 14 Ehrenmitglieder, ca. 50 ordentliche oder einheimische, ca. 80 auswärtige oder korrespondierende Mitglieder und steht mit 110 wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands und des Auslandes, besonders auch Amerikas, in Schriftenaustausch. — Als ordentliche Mitglieder werden meist nur Männer aufgenommen, welche auf Universitäten oder in höheren Fachanstalten vorgebildet sind und ihre wissenschaftliche Befähigung durch Veröffentlichung wertvoller litterarischer Abhandlungen dargethan haben; als auswärtige Mitglieder besonders Männer von gelehrtem Ruf, welche zugleich die

Gabe besitzen, die Ergebnisse ihrer Forschung in klarer, fasslicher und gemeinverständlicher Darstellung mitzuteilen; als Ehrenmitglieder neben fürstlichen Persönlichkeiten hochangesehene, besonders verdiente ältere Gelehrte, Staatsmänner und höhere Beamten. — Sämtliche Mitglieder der Akademie mit Ausnahme des Bibliothekars, der ein mässiges Honorar erhält, verrichten ihre Dienste unentgeltlich.

Präsident: Se Königl. Hoheit Prinz Georg von Preussen.
Vicepräsident: Gymnasialdirektor Dr. Thiele.
Sekretär: Prof. Dr. Heinzelmann.

Am 24. September 1897 veranstaltete der Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt eine Feier zum Gedächtnis des Stadtrats und Eisenbahndirektors Herrn Karl Herrmann, der lange Jahre auch Mitglied der Akademie gewesen war. Der freundlichen Einladung des Vorstandes des genannten Vereins Folge gebend, beteiligte sich der Senat der Akademie an dieser schönen Feier, in welcher der Schriftführer des erwähnten Vereins, Herr Oberlehrer Dr. Beyer, ordentliches Mitglied der Akademie, die Festrede hielt.

Am 23. Dezember 1897 beging das Ehrenmitglied der Akademie, Herr Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. Schuchardt in Gotha, das 50jährige Jubiläum seiner Doktorpromotion. Leider war es der Akademie nicht möglich, sich an der auf den 19. Dezember festgesetzten öffentlichen Feier zu beteiligen. Dagegen sandte der Senat der Akademie dem hochverdienten Herrn Jubilar durch den Sekretär der Akademie einen warmen Glückwunsch, welchen der ehrwürdige, noch in jugendlicher Kraft und Frische seines Amtes wartende Herr unter dem 3. Januar 1898 von Gotha aus in folgender Weise erwiderte:

Hohe Königliche Akademie!

Für die Segenswünsche, welche Sie mir zu meinem Doktor-Jubiläum ausgesprochen haben, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.

Wohl ist mir eine lange Lebenszeit zwischen damals und jetzt vergönnt gewesen, und ich habe mich in derselben, soweit es meine schwachen Kräfte mir gestatteten und der Wechsel meiner sonstigen Stellungen es zuliess, bemüht, stets die lautere Fahne unserer Wissenschaft hochzuhalten und zum Wohle der Menschen

beizutragen, und ich kann versichern, dass die Lust und Freude an wissenschaftlichen Arbeiten mir immer mit das Liebste gewesen ist, und hoffe ich, dass diese Schaffensfreudigkeit mir noch recht lange erhalten bleiben möge.

Ich spreche der Hochverehrten Akademie, welche mich vor zwei Jahren der Hohen Ehre gewürdigt hat, zu Ihren Ehrenmitgliedern zu gehören, nochmals meinen tiefgefühlten Dank für Ihre aus dem Herzen kommenden Glückwünsche aus. Ich werde mich stets bestreben, dieser Hohen Ehre mich würdig zu beweisen.

Ich verbleibe in grösster Ehrerbietung

Hoher Königlicher Akademie

ganz ergebenster

Dr. Bernhard Schuchardt,

Geh. Regierungs- u. Obermedizinalrat.

Das von dem verehrten Herrn Jubilar mit einer kurzen Beschreibung der Feier des Jubiläums zugleich gütigst übersandte, aus Anlass dieser Feier von der Universität Marburg erneuerte Doktor-Diplom lautet in seinem wichtigsten, für uns in Betracht kommenden Teile:

Promotor rite constitutus Ernestus Kuester etc. viro experientissimo atque doctissimo Bernardo Schuchardt Teichhofiensi Hassiaco altissimo duci Coburgii Gothaeque ab intimis R. P. Reg. consiliis consiliario medicinali superiori collegae probatissimo, qui per civitates hujus imperii complures decem per lustra artem medicam adsiduo et prospere exercuit, de multorum hominum salute optime meruit, salubritati imprimis populari curam impendit, pauperes inopes adflictos sospitavit, amicitiam ac venerationem plurimorum sibi comparavit, animo officioso modesto sibi devinxit collegas nec non et libris multifaria doctrina refertis ipsam artem suam adauxit, dilatavit, propagavit, ex unanimi ordinis medicorum decreto summos in arte medica honores ante hos quinquaginta annos die XXIII. M. decembris rite impetratos hoc ipso festo die suo et collegarum nomine ex animi sententia gratulabundus instauravit instauratosque hac tabula renuntiavit.

Auch in diesem Winter hatte die Akademie, wie in den letzten Jahren, durch öffentliche Vorträge, welche von ordentlichen und auswärtigen Mitgliedern in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehalten wurden, das Interesse an

wichtigen Fragen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft in weiteren Kreisen der Gebildeten zu wecken gesucht. Die Vorträge fanden am 20. Oktober, am 9. November, am 1. und am 29. Dezember statt und wurden von folgenden Herren gehalten: Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Thon aus Jena redete über »Verursachung und Verschuldung«, Herr Konsistorialrat Professor D. Haupt aus Halle über »Das jüdische und das christliche Bild von der Weltvollendung«, Herr Divisionspfarrer Falke in Erfurt über »Die verschiedenen Auffassungen über das Wesen der menschlichen Seele« und Herr Professer Dr. Sievers aus Leipzig über »Bühnendeutsch und Umgangsdeutsch«. Indem wir auf die unter den im zweiten Abschnitt dieses Teiles in den Sitzungsberichten gegebene Inhaltsangabe dieser Vorträge verweisen, unterlassen wir es nicht, auch an dieser Stelle nochmals den geehrten Herren Mitgliedern der Akademie für ihre freundlichen Bemühungen unseren verbindlichsten Dank auszudrücken. Der Erlös aus diesen Vorträgen betrug 197 M., von denen nach Abzug der Unkosten die Summe von 127,74 M. als Reinertrag der Sammlung für ein dem Kaiser Wilhelm dem Grossen in Erfurt zu errichtendes Denkmal überwiesen werden konnte.

Am 13. und 14. April cr. fand die 5. Hauptversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte statt, zu welcher die Mitglieder der Akademie durch den Vorsitzenden des Lokalkomitees, Herrn Senior D. Dr. Bärwinkel, eingeladen wurden. Der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, hatte die Ehre, den Vorstand des Vereins im Auftrage des Senates zu begrüssen, in folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren!

Gestatten Sie, dass ich Ihnen im Namen des Senates der hiesigen Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften ein herzliches Willkommen zurufe.

Die Bestrebungen unserer Akademie berühren sich vielfach mit den Ihrigen. Wenn wir in erster Linie, eingedenk des idealen Zweckes der Universität, auf welche ja die Traditionen unseres ehrwürdigen wissenschaftlichen Institutes hinweisen, die Einsicht in den organischen Zusammenhang der einzelnen Wissenschaften durch gegenseitige Mitteilung wertvoller Ergebnisse der wissen-

schaftlichen Forschung auf den verschiedensten Gebieten zu fördern suchen, so ist es uns doch nicht minder auch — und der Ausdruck gemeinnützig weist darauf hin — um die Hervorhebung des praktischen Berufes aller Wissenschaften, dem Leben und seinen mannigfachen Zwecken zu dienen, zu thun. Dabei sind wir uns dessen wohl bewusst, dass unter allen höheren praktischen Interessen der Gegenwart neben den staatlichen, gesellschaftlichen und erziehlichen die kirchlich-religiösen Interessen obenan stehen, dass aber zur Pflege aller dieser genannten Interessen keine Wissenschaft in höherem Masse geeignet und berufen ist zu dienen als gerade eine unbefangene und vorurteilsfreie, aber zugleich von grossen Gesichtspunkten geleitete Geschichtsforschung.

Sie, meine hochgeehrten Herren, haben es sich zur schönen Aufgabe gemacht, die reifen und gesicherten Ergebnisse der von solchen Grundsätzen geleiteten wissenschaftlichen Forschung auf einem Gebiete den weiten Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen, welches für die Gegenwart vielleicht das Wichtigste ist, auf dem der Reformationsgeschichte, und Sie stellen sich dabei zugleich bewusst in den Dienst der evangelischen Kirche, welche sich, wie einst ein namhafter Vertreter der Wissenschaft und der Kirche, der verewigte, uns allen unvergessliche Wilhelm Herbst, in dieser Lutherstadt in einem glänzenden Vortrage darlegte, das grösste und unbestrittenste Verdienst um die Hebung unserer nationalen Kultur erworben hat.

Alle wahrhaft und echt wissenschaftlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete aber müssen zugleich — davon sind auch wir von unserem allgemeinen Standpunkte aus fest überzeugt — der christlichen Kirche und unserem Vaterlande, in deren Dienst wir alle stehen, zu gute kommen; und so heisse ich Sie denn in dieser unserer Lutherstadt auch im Namen der hiesigen Königl. Akademie von Herzen willkommen und wünsche Ihren Bestrebungen den reichen Segen Gottes.

Am 1. Mai cr. feierte ein langjähriges ordentliches Mitglied der Königl. Akademie, der im Jahre 1863 aufgenommene Herr Gymnasialprofessor Dr. K a y s e r in Erfurt, unter der lebhaften Beteiligung der ganzen Einwohnerschaft der Stadt das Jubiläum seiner 50jährigen Wirksamkeit an einer und derselben Anstalt, dem Königl. Gymnasium zu Erfurt. Im Auftrage des Senates der Königl. Akademie erschien der Sekretär der Akademie, Prof.

Dr. Heinzelmann, begleitet von den beiden Senatsmitgliedern Herrn Professor Dr. Bernhardt und Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer, mittags um $^1/_2$12 Uhr in der Wohnung des Herrn Jubilars, um ihm die herzlichsten Glück- und Segenswünsche der Königl. Akademie darzubringen. Die Ansprache lautet, wie folgt:

Hochverehrter Herr Jubilar, wertester Kollege!

Die hiesige Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, in deren Auftrage wir heute vor Ihnen erscheinen, rechnet es sich zur besonderen Ehre an, Sie seit nun bald 35 Jahren zu ihren treuesten Mitgliedern zählen zu dürfen.

Im Juni des Jahres 1863 wurden Sie zum ordentlichen Mitgliede dieses altehrwürdigen wissenschaftlichen Instituts ernannt, dessen ordentliche Sitzungen ja den Zweck verfolgen, die einzelnen Vertreter der verschiedenen Zweige der Wissenschaft durch eine gemeinverständliche Mitteilung wichtiger Ergebnisse ihrer Forschung in eine engere persönliche Berührung zu bringen, dadurch aber zugleich der Gefahr der Vereinzelung, Vereinsamung und Verkümmerung der einzelnen Fachwissenschaften zu wehren und in ihren Vertretern das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit aller Wissenschaften zu wecken und zu stärken.

Getreu den altbewährten gediegenen Traditionen der alma mater Portensis, die, wie Sie Sich rühmen dürfen, hochverehrter Herr Kollege, den Grund zu Ihrer wissenschaftlichen Bildung gelegt hat, haben Sie als abgesagter Feind jeder einseitigen und oberflächlichen Bildung verständnisvoll die Bestrebungen unserer Akademie unterstützt und nach Kräften gefördert, indem Sie an ihren Sitzungen regen Anteil nahmen und in eigenen Vorträgen aus den Schätzen ihres Wissens mitteilten. Insbesondere haben Sie durch einen Vortrag »Über die Grundzüge der atomistischen Theorie in der neueren Naturwissenschaft« vom 21. Februar 1866 ein einsichtsvolles Verständnis dafür bekundet, dass das Einheitsband, welches alle einzelnen Zweige der Wissenschaften zu einem lebendigen Ganzen verknüpft, die Philosophie ist, oder richtiger, dass jede einzelne Fachwissenschaft mit philosophischem Geist aufgefasst und betrieben sein will, wenn sie als lebendiges Glied in den Organismus des Ganzen sich einreihen soll, und dass erst von diesem höchsten und umfassendsten Gesichtspunkte aus eine fruchtbare und segensreiche Verwertung ihrer

Ergebnisse für das Leben und seine höheren praktischen Forderungen gelingt.

Sie gestatten daher, hochverehrter Herr Jubilar, dass wir Ihnen zu Ihrem heutigen Ehrentage die wärmsten Glück- und Segenswünsche darbringen. Wir danken Ihnen zunächst für das rege Interesse, das Sie stets der Akademie entgegengebracht haben, wir geben uns aber auch der frohen Hoffnung hin, dass, falls der Zeitpunkt nicht fern sein sollte, an dem Sie nach so langjähriger, mit so reichem Segen gekrönter Amtsthätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand treten werden, Ihr otium cum dignitate Ihnen Gelegenheit bieten wird, noch manche verborgene Schätze Ihres Wissens vielleicht auch zu Gunsten unserer Akademie zu heben, und bitten Sie herzlich, das bisher bekundete rege Interesse der Akademie auch fernerhin zu bewahren.

Möge dazu Gott der Herr, der Allmächtige und Allgütige, der Sie bis dahin so freundlich geleitet und Sie samt den lieben Ihrigen so reichlich gesegnet hat, Ihnen noch recht lange jene Ihre, wir hoffen es, unverwüstliche Gesundheit und damit zugleich die Frische des Geistes erhalten und jene Jugend, von der der Psalmist singt, von der Goethe sagt, dass sie uns nie entfliegt, und die der HErr insbesondere denen verheissen hat, welche Ihn für ihre Gerechtigkeit und Stärke halten. Das walte Gott!

II. Sitzungsberichte.

Wir haben hier zuvörderst noch eine ordentliche Sitzung vom 23. September des Jahres 1896 nachzutragen, über welche im vorigen Jahreshefte infolge eines Versehens nicht berichtet worden ist.

Herr Pastor Oergel hielt einen Vortrag über das Thema: Beiträge zur Lutherforschung. Er behandelt zunächst die Frage nach Luthers Geburtsjahr. Es war, wie der Vortragende nachweist, nicht das Jahr 1483, wie die Tradition annimmt, sondern das Jahr 1482. Er beruft sich dabei besonders auf Luthers Grabschrift in der Schlosskirche zu Wittenberg, nach der Luther 63 Jahre 2 Monate und 10 Tage alt geworden ist. Sodann lässt er sich näher über den Freund Luthers, »Alexius«, aus. Thatsache ist, dass ein Hieronymus Bunz dreimal in der Matrikel der Erfurter Universität erwähnt wird, der vor der Promotion an der Rippenfellentzündung (Pleuritis) gestorben ist. Auf Luther muss dieser plötzliche Todesfall tief eingewirkt haben. Doch kommt ausser dem genannten Bunz noch ein Hamburger, namens Albertus Ratkens, in Betracht, der ebenfalls kurz vor der Promotion im Jahre 1505, und zwar an der Pest, gestorben ist. Wahrscheinlich aber ist, dass Hieronymus Bunz Luther näher stand. Endlich verbreitet sich der Vortragende über Luthers theologischen Studiengang. Luther hat sein theologisches Studium erst im Frühjahr 1507 nach seiner Einweihung in das Priesteramt begonnen; es war zweijährig. In das erste Jahr fällt seine Unterredung mit Staupitz. Letzterer hielt mit Luther die heilige Schrift für die echte Grundlage des theologischen Studiums. Magister Natin war Luthers Lehrer in der Scholastik; er nötigte ihn oft, seine Bibel beiseite zu legen und sich dem Studium der scholastischen Theologen hinzugeben.

Auch Staupitz wollte ihn nicht von der Scholastik dispensieren. Aber Luthers Herz war bei der Bibel. Nach 1½ Jahren, am Anfang des Wintersemesters 1508, berief ihn Staupitz nach Wittenberg auf den Lehrstuhl für aristotelische Philosophie, insbesondere für die Ethik des Aristoteles, doch sah er diese Stellung nur als einen Durchgangspunkt für den von ihm selbst besetzten theologischen Lehrstuhl an. Nach einem Jahre, am 9. März .1509, erhielt Luther den niedrigsten Grad der Theologie, das Baccalaureat; im Herbst des Jahres 1509 ward er Sententiarius, er erhielt den zweiten Grad. Da ward Luther nach Erfurt zurückversetzt; Köstlin und Kolde haben das erhärtet. Die Erfurter Quellen verlassen uns hier, da sie verloren gegangen sind. Staupitz hat diese Rückversetzung Luthers nach Erfurt nicht veranlasst. Die Initiative lag in dem Erfurter Konvent. Luther wurde als zweite Lehrkraft neben dem alten Natin begehrt, um das in Erfurt darniederliegende theologische Studium zu heben. Luthers Thätigkeit beschränkte sich auf die Theologie; er musste über die Sentenzen lesen. Dass dies Vorrecht dem jungen Theologen, obenein einem aus Wittenberg kommenden Dozenten, bereits nach dem zweiten Jahre eingeräumt ward, erregte die Eifersucht der alten Herren; aber das hinderte Luther nicht, seine Pflicht treulich zu erfüllen. Im Kloster setzte er sein Bibelstudium mit seinem Klosterbruder Lang, einem Schüler Marschalks, fort. Lang führte ihn in die Kenntnis des Griechischen und des Hebräischen ein und vermittelte seine persönliche Bekanntschaft mit den Erfurter Humanisten, namentlich mit Petrejus. Wahrscheinlich im August des Jahres 1511 ward Luther infolge von Parteistreitigkeiten, die in seinem Orden ausgebrochen waren, wieder, wie Kolde nachgewiesen hat, nach Wittenberg versetzt. Luther und Lang traten in diesem Streit offen für Staupitz ein und gingen dann nach Wittenberg. Die Folge davon war, dass die Universität Erfurt, da sie ihrer besten Kräfte auf dem Gebiete der Theologie beraubt war, verödete. Doch kehrte Lang nach Erfurt zurück, während Luther in Wittenberg blieb. Im Winter 1511/12 reiste Luther nach Rom, vom Oktober 1511 bis März 1512. Am 4. Oktober 1512 erlangte er die Licenz, am 18. Oktober promovierte er zum Doktor der Theologie. Bald darauf reiste Staupitz nach Süddeutschland; seinen Lehrstuhl nahm Luther ein.

Übersicht der Sitzungen der Königlichen Akademie vom 1. Februar 1897 bis zum 15. Mai 1898.

Erste Sitzung.
Erste ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 17. Februar 1897.

Herr Pfarrer Albrecht aus Naumburg a. S. hielt einen Vortrag über das Thema: »Studien zu Luthers Schrift an die Ratsherren aller Städte deutsches Landes.« Die behufs einer unternommenen neuen Gesamtausgabe von Luthers Schriften angefertigte Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob der Name einer Stiftungsurkunde der deutschen Gymnasien, welchen man Luthers Schrift beigelegt hat, gerechtfertigt sei. Dies wird in Abrede gestellt, weil sie mehr einen ermahnenden Charakter habe. Sie ist ein Notschrei, um dem drohenden Zerfall der gelehrten Schulen vorzubeugen. Es wird dann ferner die Frage, ob und inwiefern die Reformation diesen Verfall verschuldet habe, einer Untersuchung unterzogen. Es ist nicht zu leugnen, dass infolge der Reformation eine Entvölkerung dieser Schulen, sowie vieler Universitäten eintrat; und Luther selbst bestätigt es. Allein die Schuld hieran trägt nicht Luther, sondern die »Schwarmgeister«, vor allem Karlstadt. Diese wollten überhaupt alle Schulen aufheben, weil sie dem Worte Gottes zuwider seien. Luther dagegen ist ein Freund der alten Sprachen; denn sie sind ihm die Scheide, in welcher das Schwert des Wortes Gottes, das Evangelium steckt, und eine Empfehlung derselben ist ein Hauptzweck seiner Schrift. Allerdings ist er ein Gegner der alten »Eselsställe und Teufelsschulen«, die ihren Schülern nur zur Erwerbung einer Pfründe verhelfen wollten. Die zu gründenden neuen Schulen, die Ratsschulen, sollen zwar zunächst zur Heranbildung evangelischer Geistlichen dienen, aber auch zur Hebung des Bürgerstandes. Diese Hebung hing nach Luthers Auffassung aufs engste mit dem Gedeihen der evangelischen Lehre zusammen. Die neuerdings von Paulsen vertretene Ansicht des Erasmus und des Cochlaeus von der Schädlichkeit der Reformation für das Ge-

deihen des höheren Unterrichts und der Bildung in Deutschland überhaupt wird zurückgewiesen, auch mit dem Hinweis auf die Einseitigkeit und Ohnmacht des Humanismus, der in Italien, wo kein Luther ihm hemmend in den Weg trat, um dieselbe Zeit wie in Deutschland zurückging. Freilich wurden den Schulen ihre Einkünfte durch die Reformation vielfach entzogen. Andererseits aber schuf diese der deutschen Geistesbildung einen wertvollen sittlichen Boden. Melanchthon, Erban, Hess und Camerarius klagten über diesen Verfall. Erban schrieb deswegen drei Dialoge und einen Brief an Luther, ebenso Luthers Freund, der Pfarrer Lang zu St. Micheln in Erfurt. Zum Schluss streifte der Vortragende Luthers Stellung zu den Volksschulen. Für diese waren teils schon vor der Reformation Ansätze vorhanden, teils fällt ihre weitere Ausgestaltung in eine spätere Zeit. Von besonderer Bedeutung für sie ist die kursächsische Schulordnung vom Jahre 1580.

Zweite Sitzung.

Erste Sitzung des Senates.

Erfurt, den 5. März 1897.

Die Herren Professoren D. Kuno Fischer und D. Adolf Hilgenfeld werden zu Ehrenmitgliedern, Herr Prof. Dr. K. J. Neumann zum auswärtigen, Herr Geh. Rat Lochner zum ordentlichen Mitgliede der Akademie ernannt. Der mit der Villaretschen Verlagsbuchhandlung abgeschlossene Vertrag betreffs der Veröffentlichung der beiden preisgekrönten Schriften des Fräulein Beyer und Fräulein Hagen wird mitgeteilt.

Dritte Sitzung.

Erste Festversammlung.

Erfurt, den 21. März 1897.

Feier des Hundertjährigen Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. in der Aula des Königl. Gymnasiums. Der Erfurter Männergesangverein trug den 23. Psalm in der Komposition von Franz Schubert vor. Darauf hielt der stellvertretende Sekretär Herr Schuldirektor a. D. Neubauer die Festrede über Kaiser Wilhelm I., insbesondere über die Frage, ob der Bei-

name des Grossen für ihn passend sei. Dieser Vortrag ist unter den Abhandlungen dieses Jahresheftes S. 33 abgedruckt. Der Redner schloss mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. Zum Schluss trug der Männergesangverein das Lied: Wer ist der greise Siegesheld? Männerchor a capella von Johannes Schondorf, vor.

Vierte Sitzung.

Zweite ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 5. Mai 1897.

Der Archivar Herr Oberlehrer Dr. Beyer hält einen Vortrag über die Entstehung der deutschen Städte und ihrer Verfassungen im Mittelalter. Die Frage nach der Entstehung der deutschen Städte ist in neuester Zeit von vielen Seiten erörtert, wenn auch nicht gänzlich gelöst worden. Im allgemeinen stehen sich zwei Ansichten gegenüber, von denen die eine den Markt als die wesentliche Eigentümlichkeit der Stadt betrachtet, während die andere die Städte sich aus den Dörfern entwickeln lassen will. Als Hauptvertreter der beiden Richtungen mögen Sohm und Below genannt sein. Für Erfurt ist nachweislich der Markt die Ursache der städtischen Entwickelung geworden, dagegen hat sich die Verfassung dieser Stadt aus der früheren grundherrlichen herausgebildet. Der Rat war zunächst nur ein Beirat für die mainzischen Beamten, die dann, wie urkundlich feststeht, nach und nach verdrängt wurden. Um 1250 herum hatte fast jeder Einfluss auf städtische Angelegenheiten seitens der mainzischen Verwaltung aufgehört. Im weiteren handelte der Vortrag von den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, namentlich von den Handwerkern und deren Innungen, worüber die Ansichten auch sehr auseinandergehen. In Erfurt standen die ältesten Innungen unter dem mainzischen Provisor oder Küchenmeister, von dem sie die »Heiligen und den Stab« empfingen, das Zeichen ihrer Amtsgewalt. Ein grosser Teil der Bewohner ist von auswärts zugezogen, wie die Namen beweisen; selbst aus Polen und Holland kamen sie nach Erfurt, wo der Erzbischof die Ansiedelung dadurch erleichterte, dass er Grund und Boden unentgeltlich hergab nur gegen Entrichtung eines geringen Zinses, des sogenannten Freizinses, welcher zu Martini in einer bestimmten Münze bezahlt werden musste. Zuletzt be-

rührte der Vortrag auch die Spezial- und Sondergemeinde, wie sich deren in vielen Städten finden; so auch in Erfurt. Hier ist die Entstehung sehr verschieden gewesen. Teils sind es selbständige Dörfer, die mit der Stadtgemeinde sich vereinigten, teils entstanden innerhalb der Gesamtgemeinde Trennungen, namentlich infolge von Kirchenbauten. Die Vorstädte sind durch Zuzug besonders der Bauern mehrerer Dörfer entstanden, die ihre Heimstatten verliessen, um bei der Stadt und unter deren Mauern Schutz zu suchen.

Fünfte Sitzung.

Zweite Sitzung des Senates.

Erfurt, den 21. März 1897.

Die in Erfurt wohnhaften Herren Prof. Dr. Cramer und Postbaurat a. D. Neumann werden zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie ernannt.

Sechste Sitzung.

Dritte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 29. September 1897.

Der in Abwesenheit des nach Italien verreisten Vizepräsidenten den Vorsitz führende Sekretär der Akademie berichtet über die mit dem Inhaber der Villaretschen Buchhandlung, Herrn Arthur Frahm, betreffs des Druckes der Jahreshefte gepflogenen Verhandlungen, befürwortet auf Grund eingehender Begründung einen Zusatz zu §. 11 der Geschäftsordnung und erklärt sich, nachdem dieser Zusatz durch den Senat angenommen ist, bereit, auf dringenden Wunsch des Senates die Sekretariatsgeschäfte, die er übrigens bereits seit dem 10. Mai wieder übernommen hatte, vorläufig vom 1. Oktober wieder ständig fortzuführen. Sodann beschliesst der Senat über die in das nächste Jahresheft aufzunehmenden Abhandlungen und ernennt den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt, Herrn Dr. Schmidt, zum ordentlichen Mitgliede der Akademie. Herr Hofrat Dr. Theodor Ritter von Sickel in Rom ist bereits durch Zirkular am 28. August einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Siebente Sitzung.

Dritte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 29. September 1897.

Der Bibliothekar der Akademie, Herr Oberlehrer Dr. Stange hielt einen Vortrag über die Shakespeare-Bacon-Frage. Nachdem der Vortragende auf die Bedeutung Shakespeares und Bacons hingewiesen hatte, gab er einen Überblick über Ursprung und weitere Entwickelung des Streites, der über den Verfasser der Shakespeareschen Dramen entbrannt ist und der die breiteren Schichten der Gebildeten in einer Weise ergriffen hat, dass auch die Männer der Wissenschaft genötigt waren, das Wort zu ergreifen. Er zeigte dann an der Hand der geschichtlich überlieferten Thatsachen, besonders der Mitteilungen über Bacons Charakter, dass dieser Staatsmann gar nicht imstande gewesen sein könne Dramen von solcher Bedeutung zu schreiben.

An der sich an diesen Vortrag anschliessenden Diskussion beteiligen sich besonders die Herren Lucanus, Schmitz und der Sekretär der Akademie. Letzterer weist auf eine vor einigen Jahren erschienene mystificierende Farce, »das Goethe-Geheimnis«, hin, welche anspielend auf die Shakespeare-Bacon-Frage, in einer für den Sachkundigen ergötzlichen Weise scheinbar die durchgängige Abhängigkeit der bis zum Jahre 1805 erschienenen Goethedichtungen von Schiller nachzuweisen sucht.

Achte Sitzung.

Erste öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 20. Oktober 1897.

Den ersten der für den Winter 1897 bestimmten öffentlichen, vor einer grösseren, auch von Damen zahlreich besuchten Versammlung in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehaltenen Vorträge hielt Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Thon aus Jena, auswärtiges Mitglied der Akademie, über: »Verursachung und Verschuldung«. Der Herr Redner behandelte zunächst den Begriff der Verursachung unter Zugrundelegung des in §. 211 des Strafgesetzbuches erörterten Spezialfalles. Er suchte die richtige Antwort auf die Frage: Wer tötet? d. h. wer verursacht den Tod eines Menschen? Diese Frage ist nicht immer so einfach zu beantworten, wie beim Fall des »Erwürgens«, wo der Tod des Angegriffenen vom Angreifer durch eine un-

mittelbare Einwirkung von Körper zu Körper herbeigeführt wird. Oft erfordert die Erforschung der Ursache des Todes eines Menschen eine langwierige Untersuchung. Bei dieser ist mit dem Satze des bekannten englischen Philosophen John Stuart Mill: »Die wahre Ursache einer Erscheinung ist die Gesamtheit ihrer Antecedenzien« so gut wie nichts anzufangen. Denn danach hätte in jedem einzelnen Falle der ganze Weltzusammenhang den Tod des betreffenden Einzelwesens verursacht. Nach dieser Auffassung erscheinen ausser dem, den wir als Thäter zu bezeichnen gewöhnt sind, bei einem Morde auch die Eltern und Voreltern desselben als Mitverursacher des Vergehens, als Missethäter. Aber auch derjenige, der die letzte Bedingung des Todes gesetzt hat, darf nun nicht etwa, wie man zu schliessen geneigt ist, als Verursacher desselben angesehen werden. So ist z. B. nicht der Sturm, der die schlecht befestigte Schieferplatte vier Wochen nach der Befestigung vom Turm herab auf den Kopf eines Vorübergehenden schleudert, als der Verursacher des Todes anzusehen. Aber ist nun die Ursache des Todes nicht vielleicht in der letzten menschlichen That, die den Tod mitbedingt, zu suchen? Auch das nicht. Denn der Herr, der den vom Diener bereit gestellten Giftbecher leert, verwirklicht selbst die letzte Bedingung seines Todes, nachdem der Diener heimlich das Gift dem Getränke beigemischt hatte. Auch die Ansicht anderer Rechtsgelehrten, welche die wirksamste Bedingung als Ursache des Todes bezeichnen, ist unhaltbar. Schliesslich gelangte der Herr Redner zu folgendem Ergebnis: »Töten, den Tod eines anderen verursachen heisst: Durch eine menschliche Handlung die Bedingung setzen, welche schon nach aller Wahrscheinlichkeit den Erfolg des Todes in sich schliesst.« Du sollst nicht töten, bedeutet also: Du sollst nicht die Ursache, nicht die Wahrscheinlichkeit setzen für das Sterben eines anderen, kurz, du sollst das Leben eines anderen nicht gefährden. Hieran schliesst der Herr Vortragende eine Erörterung über den Begriff der Gefahr überhaupt. Eine Gefahr im objektiven Sinne giebt es nicht. Die Annahme einer Gefahr verrat vielmehr nur die Beschranktheit unseres Wissens und ist im einzelnen Falle durch die von dem Wechsel der Zeiten und dem Kulturfortschritt abhängige menschliche Anschauung bedingt. Das Urteil des Richters entscheidet über die wirkliche Gefahrdung eines rechtlich geschützten Gutes. Die Richter zur Zeit der

Hexenprozesse waren im Teufelsglauben ihrer Zeit befangen und glaubten daher an die Gefährdung von Leben und Gut ihrer Mitmenschen durch Hexen. Von diesem Glauben sind wir heutzutage frei, dagegen glauben wir an die Gefährdung eines Menschenlebens durch das Kredenzen eines Bechers unfiltrierten Elbwassers zu Cholerazeiten. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Vorstellungen und Begriffe. Mit besonderem Interesse wandte sich der Vortragende sodann dem Versuche der Tötung, speziell dem Versuche der Tötung mit untauglichen Mitteln und an einem untauglichen Objekte zu, wobei er die Schwierigkeit der Annahme einer Ursache, falls keine Wirkung, kein Erfolg nachzuweisen ist, so wie den Notbegriff der Verursachungsmöglichkeit beleuchtete. Uebrigens will er — in dieser Hinsicht mit dem Reichsgericht einverstanden — allerdings den verbrecherischen Willen ohne Rücksicht auf den Erfolg des Versuches von der Strafe getroffen sehen, jedoch nur dann, wenn, nach dem Urteile des Richters das Leben, bezw. das anderweitige rechtlich geschützte Gut, wirklich gefährdet war. Eine solche Gefährdung nahm er selbst z. B. bei dem Taschendiebe an, der in die leere Tasche griff, und bei dem Einbrecher, der einen Geldschrank öffnete, aus dem kurz vorher der Kassierer die Wertpapiere entfernt hatte, dagegen verneinte er sie bei demjenigen, der einen Überzieher, der am Haken hing, mit dem Dolche durchbohrte, in der Meinung, dass er einem Menschen damit das Leben raube. Nachdem der Herr Redner noch kurz das Moment der Verschuldung und einige schwierige Fragen, wie die, wann Missethäterschaft, wann Beihilfe anzunehmen sei, gestreift hatte, schloss er seine hochinteressanten Ausführungen mit dem Hinblick auf das höchste Ziel aller Rechtspflege, insbesondere der Strafrechtspflege, der Gerechtigkeit, als der Grundlage aller staatlichen Ordnung, zu dienen, dem in der Öffentlichkeit herrschenden Rechtsgefühl, falls es verletzt sei, die entsprechende Genugthuung zu verschaffen und so aufs beste ihren gemeinnützigen Charakter zu bewähren. Der verehrte Vortragende verstand es vortrefflich, seine zum Teil nicht leichten wissenschaftlichen Erörterungen durch eine grosse Fülle von lehrreichen Beispielen zu veranschaulichen und sie so auch für die nicht fachmännisch Gebildeten unter seinen Zuhörern verständlich zu machen. Der uns zugemessene Raum verbietet uns leider, auf diese Beispiele

näher einzugehen. Wir erinnern hier nur an den Feuerbachschen Fall, wo jemand den verhassten Nachbar totzubeten versucht, an den Fall, wo eine Prager Köchin durch ein geringes Quantum Schiesspulver ihre Nebenbuhlerin, das Stubenmädchen, in die Luft zu sprengen sich bemüht und dann wegen exquisierter Dummheit freigesprochen wird, und ähnliche Fälle. Auch ein Ereignis aus der neuesten Zeit, das Eisenbahnunglück bei Celle, wurde gestreift.

Neunte Sitzung.

Vierte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 27. Oktober 1897.

Der Senat beschliesst, den Herrn Geh. Rat. Prof. Dr. Herman Grimm in Berlin zum auswärtigen Mitgliede, den Herrn Pastor Oergel zum Senatsmitgliede, sowie die Herren Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz, Oberlehrer Dischner und Hellmann, Direktor Dr. Brinckmann und Fr. Treitschke zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie zu ernennen. Durch Zirkular wurde nach einigen Tagen noch Herr Gymnasialoberlehrer Schulze zum ordentlichen Mitgliede ernannt. Es wird beschlossen, das nächste (24.) Jahresheft der Akademie Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar zu Höchstdessen, am 24. Juni zu feiernden 80. Geburtstage zu widmen.

Zehnte Sitzung.

Zweite öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 9. November 1897.

Den zweiten öffentlichen Vortrag in der Akademie hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung Herr Konsistorialrat Professor D. Erich Haupt aus Halle a. S., auswärtiges Mitglied der Akademie, über: »das jüdische und das christliche Bild von der Weltvollendung«.

Es war das Ziel des Redners, den durchgreifenden, auch in unserer Zeit noch immer nicht genug gekannten und anerkannten Gegensatz beider Vorstellungen nachzuweisen. Ein in grossen Zügen gegebener geschichtlicher Überblick unterrichtete zunächst über Entwickelung und Wesen der israelitischen Zukunfts-

hoffnung. Im Anfang, so etwa führte D. Haupt aus, hatte man mit dem Glauben an die Erscheinung eines Messias nur ein Volksideal in Aussicht genommen, bei dem es für den Einzelnen keine Hoffnung gab; doch hielt man, wie auch das griechische Volk, an dem Gedanken eines Schattendaseins der Gestorbenen in der Unterwelt fest, das aber für den jüdischen Frommen eine betrübende Entfernung von Gott bedeutete. Später begann man auch an die Auferstehung des Einzelnen zum Leben oder zum Gericht zu glauben; dennoch blieb, selbst bei der letzten Verlegung der Vollendung in den Himmel, das ganze Hoffnungsideal des Judentums irdisch geartet: irdische Freuden wurden von der Zukunft erwartet. Eine durch und durch neue Anschauung trat mit der Erscheinung Christi in die Welt: er brachte eine bis dahin noch nicht gewusste Auffassung des Begriffes »Leben«. Was dieses sei, hatte man vorher an dem gemessen, was in der Welt ist; nach Christus hatte man es ausschliesslich an Gott zu sehen, dem Quell und Inhalt alles Lebens. Und so hat nur derjenige Leben, der an diesem göttlichen Leben Teil hat, während, was man sonst Leben zu nennen pflegt, es gar nicht ist, sondern Tod. Jenes göttliche Leben ist ewiges, überweltliches, und in der geschichtlichen Erscheinung Jesu ist es Wahrheit und Kraft geworden. In zwei einfache Sätze lässt sich diese Anschauung Jesu vom Leben zusammenfassen: 1) es giebt keine Lebensvollendung in der Zukunft ohne einen Lebensanfang in der Gegenwart; 2) wo aber dieser Anfang vorhanden ist, da ist auch die Vollendung von selbst gegeben. Im Zusammenhang hiermit gewinnen die Ausdrücke »Auferstehung« und »ewiges Leben« für den Christen einen ganz anderen Sinn, als sie zuvor für den Juden hatten. Die Auferstehungshoffnung des Christen ist die, dass er Christus gleich zu werden hofft, entsprechend seiner Erhöhung und Vollendung; eine Hoffnung aber auf ein Jenseits, das gleich wäre dem irdischen Leben, kennt er nicht, wie denn auch die Auferstehung Jesu nicht aufzufassen ist als Rückkehr in das irdische, sondern als Einkehr in ein anders geartetes, neues Leben. Trotz des grundlegenden Unterschiedes zwischen jüdischer Zukunftshoffnung und christlicher Ewigkeitshoffnung ist dieser Gegensatz innerhalb der christlichen Kirche selbst, und zwar schon in den ersten Zeiten ihres Daseins, wieder wach geworden; und bis auf uns herab hat man sich in der Christenheit mit der Aussicht zu trösten versucht, im Jenseits

alles das, was das Leben genommen hat, wiederhergestellt zu sehen. Dennoch sind das jüdische Gedanken, da alle irdischen Massstäbe schwinden, wo es sich um überweltliche Dinge handelt; und zu Unrecht beruft man sich auf die farbenreichen Schilderungen des Jenseits in der Offenbarung Johannis. Was die Schrift über diesen Punkt aussagt, ist nur Bild und Gleichnis und darf nicht buchstäblich gefasst werden, da die religiöse Ausdrucksweise, um verständlich zu werden, sich notwendig an irdische Vorstellungen anlehnen muss. Die Erkenntnis, welche die Offenbarung Johannis ihrem ganzen Aufbau gemäss übermitteln will, ist diese, dass die endliche Vollendung, welche die erste Christenheit freilich als mit einem Schlage eintretend erwartete, nicht als ein Punkt sich darstelle, sondern als eine lange Kette allmählich sich entfaltender Ereignisse: die Vollendung rückt immer weiter hinaus, und was Ende zu sein schien, ist Anfang einer neuen Entwickelung, bis dann ein letzter, entscheidender Sieg über die Macht des Bösen die gesamte Entwickelung dieser Weltzeit zum triumphierenden Abschluss bringt. Das Resultat, das sich dem Redner am Schluss seines von religiöser Begeisterung erfüllten Vortrages ergab, war dieses: Die christliche Zukunftshoffnung ist von Grund aus anders geartet als die jüdische; sie ist durch und durch überweltlich, sie ist Ewigkeitshoffnung.

Elfte Sitzung.

Fünfte Sitzung des Senates.

Erfurt, den 15. November 1897.

Der Senat nimmt auf Grund eines eingehenden Berichts des Sekretärs der Akademie Stellung zu einer vom Buchdruckereibesitzer Herrn Cramer gegen den Sekretär der Akademie gerichteten und an ca. 15—20 Mitglieder der Akademie versandten gedruckten Schmähschrift in folgendem Beschluss:

Der Senat beschliesst einmütig, dass er die Schmähschrift des Buchdruckereibesitzers Ferdinand Cramer unbedingt verwirft; er wäre auch bereit, als Kollegium den Strafantrag beim Staatsanwalt zu stellen, wenn dies gesetzlich zulässig wäre. Da dies nach dem Rechtsgutachten des Herrn Rechtsanwalts Justizrat Dr. Martinius nicht der Fall ist, so bittet er Herrn Professor Dr. Heinzelmann, zur Wahrung seiner vom pp. Cramer angegriffenen Ehre den ihm gut scheinenden Weg einzuschlagen, in

erster Linie zu versuchen, dass der Staatsanwalt die Sache in die Hand nimmt.«

Zwölfte Sitzung.
Vierte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 24. November 1897.

Nachdem der Vizepräsident den Vorsitz übernommen hat, erstattet der Sekretär Bericht über die im Senat betreffs der Cramerschen Schmähschrift gepflogenen Verhandlungen und teilt der Versammlung den dort gefassten Beschluss mit. Nach einer eingehenden Diskussion beantragte der Vizepräsident mit folgenden Worten ein Vertrauensvotum für den Sekretar der Akademie:

»Ich glaube im Sinne und im Namen aller geehrten Anwesenden zu sprechen, wenn ich dem Herrn Sekretär ausdrücklich sage, dass wir alle es auf das lebhafteste bedauern. dass er durch jene ebenso böswillige als ungerechtfertigte Schrift des Buchdruckereibesitzers Cramer angegriffen ist, glaube aber deshalb nicht, dass es nötig ist, ihm noch zu versichern, dass die hohe Wertschätzung, in welcher er infolge seiner langjährigen und für die Akademie in so ausgezeichneter Weise entfalteten Thätigkeit bei allen Mitgliedern der Akademie steht, durch jene Schrift auch nicht im mindesten beeinträchtigt ist«.

Von einem wissenschaftlichen Vortrage wurde für diese Sitzung Abstand genommen.

Dreizehnte Sitzung.
Dritte öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 1. Dezember 1897.

Den dritten öffentlichen Vortrag hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung Herr Divisionspfarrer Falke über »Die verschiedenen Auffassungen von dem Wesen der menschlichen Seele«. Ausgehend von der Wichtigkeit der Frage, ob es eine Seele gäbe und wie dieselbe zu denken sei, schilderte der Vortragende zunächst Buddhas Lehre von der Seele. Nach Buddhas Auffassung haben die Seelen in ihrer Unwissenheit und ihrem Lebensdrang zwar die Welt und ihre eigenen Körper geschaffen, aber dennoch existieren die Seelen

nicht. Was wir als Seele bezeichnen, ist nur eine vorübergehende Verkörperung eines Lebenswillens. Die menschliche Persönlichkeit ist nur ein momentaner Zustand einer Verbindung einiger Elemente, zusammengehalten durch den Willen zum Leben. Buddha hat also die Existenz einer selbständigen Seele geleugnet. Nach dem Tode des Menschen bleibt nur dieser Wille zum Leben und die Summe von Schuld und Verdienst übrig, welche ein Mensch in dem verflossenen Lebenslauf angehäuft hat. Dieser Wille zum Leben schafft sich nun einen neuen Körper, wobei der buddhistische Gott, das unpersönliche Karma, die Verhältnisse und die Charakterzusammensetzung bestimmt. Bei dieser Seelentheorie kann der Lebenszweck eines Menschen nur dahin aufgefasst werden, den Willen zum Leben zu ertöten und völlig unempfänglich gegen jede Empfindung zu machen, damit der erlöschte Lebenswille keinen Drang zur Verkörperung mehr empfindet, die Kette der Seelenwanderungen unterbrochen wird und schliesslich die Persönlichkeit sich im Nirwana, in dem absoluten Nichts, auflösen kann. — Der Vortragende ging an dieser Stelle ganz besonders auf die Unmöglichkeit der Seelenwanderungen ein und bewies mit biblischen, wissenschaftlichen und praktischen Gründen ihre Unhaltbarkeit. — Im Anschluss an den Buddhismus wurden die Ansichten des Materialismus über die Seele genauer behandelt. Bei Darlegung der Philosophie Schopenhauers und der naturwissenschaftlichen Ideen des Jenenser Professors Ernst Haeckel wurde gezeigt, dass der Materialismus die Seele als eine Funktion der Gehirnmasse auffasst, nicht als ein selbständiges, von leiblichen Organen unabhängiges Wesen, und darum müsse sie mit dem Gehirn im Tode vergehen. Diesen Irrtümern gegenüber wurde im Anschluss an die Forschungen des berühmten Wiener Anatomen Hyrtl der wissenschaftliche Nachweis von der wirklichen Existenz der Seele geführt, und an der Hand naturwissenschaftlicher und physischer Thatsachen die materialistischen Ansichten als falsch zurückgewiesen. Auch die Konsequenzen des Materialismus, dass alle Gedanken durch äussere Eindrücke entstünden, statt auf Veranlassung der Seele, ferner die Behauptung, dass die Seele mit dem Körper im Tode vergehe, wurden besonders beleuchtet, dagegen ward an der Selbständigkeit und Unsterblichkeit unseres Bewusstseins festgehalten. Zur Bekräftigung dieser eben entwickelten Ansichten führte der Redner

noch eine Reihe deutscher Philosophen auf, welche auch an der Selbständigkeit einer Seele mit grosser Übereinstimmung festgehalten hatten, z. B. Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schleiermacher, Herbart, Lotze u. a. Nachdem noch zum Schluss die christliche Ansicht vom Ursprung und Wesen der Seele entwickelt war und noch ganz besonders die sittlich-religiösen Konsequenzen dieser christlichen Lehre an das Licht gestellt waren, schloss der Redner seinen überaus fesselnden und lehrreichen Vortrag mit zwei Aussprüchen Goethes und Schillers, welche beide mit fester Überzeugung das Vorhandensein einer immateriellen, unsterblichen Seele behauptet hatten.

Vierzehnte Sitzung.

Fünfte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 15. Dezember 1897.

Das ordentliche Mitglied der Akademie, Herr Rechtsanwalt Dr. Weydemann, hielt einen Vortrag über »Die Entwickelung des deutschen Rechts unter Kaiser Wilhelm I.«. Der Vortragende berührte in der Einleitung die persönliche Stellung des Kaisers zum Recht und zur Rechtsentwickelung und erörterte den Rechtszustand bei Begründung des deutschen Reiches. Alsdann besprach er die Fortentwickelung des deutschen Rechts unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. Redner schilderte diese nach drei Richtungen. Erstlich besprach er die Gesetze, welche den Schutz des geistigen Eigentums geregelt haben, und ging darauf zur eingehenderen Darlegung der Grundzüge der Reichsjustizgesetze über. Endlich entwarf er in grossen Zügen ein Bild der sozialen Gesetzgebung. Mit einem kurzen Hinweis auf die Arbeiten für das bürgerliche Gesetzbuch, wie sie bis zum Jahre 1888 stattgefunden haben, schloss der Redner seinen Vortrag.

Fünfzehnte Sitzung.

Vierte öffentliche Sitzung.

Erfurt, den 29. Dezember 1897.

Den vierten öffentlichen Vortrag hielt vor einer abermals sehr zahlreichen Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie Herr Professor Dr. Eduard Sievers aus Leipzig über:

»Bühnendeutsch und Umgangsdeutsch«. Der Redner skizzierte in dem ersten Teile seines Vortrags den allmählichen Prozess, in dem sich unsere heutige deutsche Zeitsprache entwickelt hat. Er erinnerte an die grosse Scheidung, die um die Zeit der Völkerwanderung in der bis dahin einheitlichen deutschen Sprache vor sich ging, und wie die beiden so entstandenen Sprachgebiete, das hochdeutsche und das niederdeutsche, wieder in eine grosse Anzahl von kleinen Sprachidiomen zerfallen sei, die sogenannten Mundarten. Alle Mundarten aber seien für den Verkehr ein bedeutendes Hindernis, und so seien neben den Mundarten als den primären und historisch interessanten Sprachen, sekundäre Sprachen entstanden, die dem Gemeinverkehr dienen sollten. Im 13. Jahrhundert entwickelten sich in den Kanzleien schriftliche Verkehrssprachen, und seit der Erfindung der Buchdruckerei gab es auch eine selbständige Drucksprache. Die Vereinigung dieser lokal sehr verschiedenen Gemeinsprachen fand dann in der Reformationszeit statt, indem vermöge des Ansehens des Reformators die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung allmählich in allen deutschen Landen die Normalsprache wurde, in der man überall schrieb und druckte. Noch gab es anfangs eine Verschiedenheit im Aussprechen dieser überall gleichen Schriftsprache, bis es schliesslich zum Sieg der niederdeutschen Sprechweise gekommen ist, die jetzt als gut-deutsch gilt. Hochdeutsch mit niederdeutscher Lautgebung ist auch die Sprache der Bühne geworden, und diese hat damit dasjenige Deutsch herausgefunden, das, wie Goethe verlangte, den Forderungen der Kunst und des Geschmackes Rechnung trägt.

In dem 2. Teile des Vortrages kam die Frage zur Behandlung, wie weit das Bühnendeutsch unserem gewöhnlichen Verkehrsdeutsch zur Nachahmung dienen solle. Dass die Sprache der Bühne im allgemeinen vorbildlich ist für das Deutsch des täglichen Umgangs, ergiebt sich aus dem vorigen; aber so gewiss, als das Reden auf der Bühne andere Zwecke hat und anderer Mittel bedarf, als das Reden im täglichen Verkehr, ebenso bestimmte Grenzen sind auch seiner Nachahmung im Umgang gezogen. Der Schauspieler hat zweierlei Rücksichten zu nehmen, welche im Umgang fortfallen; erstlich die Rücksicht auf die Fernwirkung, der er durch eine gewisse pointierte, nur auf der Bühne zu rechtfertigende Deutlichkeit Rechnung zu tragen hat, und zweitens die Rücksicht auf den meist ungewöhnlichen

Inhalt der Rede, indem je nach den Empfindungen und Leidenschaften, die auszudrücken sind, auch das Lautsystem eine ungewöhnliche und ebenfalls nur auf der Bühne zu rechtfertigende Klangfarbe annimmt. Zieht man die aus diesen beiden Gesichtspunkten hervorgehenden Eigentümlichkeiten ab, so kann das Bühnendeutsch als das reine, für die Verkehrssprache vorbildliche Deutsch gelten. Die an dem Anfang von Schillers »Braut von Messina« veranschaulichten interessanten Darlegungen des Vortragenden fanden den lebhaftesten Beifall der ansehnlichen Versammlung.

Sechzehnte Sitzung.

Sechste ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 12. Januar 1898.

Der Vorsitzende teilt der Versammlung mit, dass der Senat durch Zirkular auf Antrag des Sekretärs am 22. Dezember 1897 den Herrn Amtsgerichtsrat Becker in Erfurt zum ordentlichen und den Herrn Konsistorialrat Militäroberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg zum auswärtigen, korrespondierenden Mitglied der Akademie ernannt hat. Dann hält der Vizepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, einen Vortrag über: »Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch«. Dieser Vortrag ist unter den Abhandlungen im ersten Teile dieses Jahresheftes S. 49 ff. abgedruckt. Darauf machte Herr Pastor Oergel Mitteilungen über eine neuerdings von ihm selbst entdeckte Handschrift, die Matrikel des Collegium Amplonianum zu Erfurt, und wies die Wichtigkeit dieses Fundes für die Geschichte der amplonianischen Studienanstalt und damit des Gelehrtenwesens unserer Universität überhaupt in kurzen Worten nach. Da der die Zeit von 1434 bis 1530 umfassende Teil der Matrikel inzwischen als Beilage zu des Vortragenden Abhandlung über »das Kollegium zur Himmelspforte im Mittelalter« im neuesten (XIX.) Heft der »Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt« (1898) abgedruckt worden, auch der wesentliche Inhalt des Vortrags in den Vorbemerkungen daselbst (unter B) enthalten ist, so wird hier auf eine spezielle Wiedergabe des Inhalts verzichtet.

Siebzehnte Sitzung.

Zweite Festversammlung.

Erfurt, den 26. Januar 1898.

In der zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms II. in der Aula des Königl. Gymnasiums stattfindenden Festversammlung hielt das ordentliche Mitglied der Akademie, der Stadtarchivar Herr Oberlehrer Dr. Beyer, den Festvortrag über: »Die Beziehungen Preussens zu Russland«.

Der Januar ist reich, so führte der Redner aus, an Ereignissen, die für die Geschichte des Königl. Hauses und des Staates von hoher Bedeutung sind. (18. Januar 1701. 18. Januar 1861 verteilt König Wilhelm die Fahnen an die neu errichteten Regimenter. Am 2. Januar 1860 starb Friedrich Wilhelm IV. Am 24. Januar 1712 Friedrich II. geboren, am 27. Januar 1859 Kaiser Wilhelm II.)

Kaiser Wilhelm II. ist ein Friedensfürst, aber er will nicht einen Frieden, unter dem die Völker erschlaffen, sondern den Frieden, der Musse und Ruhe gewährt, um die edlen Bestrebungen der Menschen zu fördern. Der Kaiser hat viele Beweise seiner Friedensliebe gegeben, erst jüngst durch die friedliche Erwerbung von Kiautschau. Hier handelte er im Einverständnis mit Russland, nachdem lange durch Anschluss Deutschlands an England eine Verstimmung zwischen den beiden auf einander angewiesenen Völkern entstanden war.

Russland aber kann uns nach Belieben schaden oder nützen. Seine Freundschaft war Ursache, dass der Krieg 1756 sich sieben Jahre in die Länge zog, er erlosch schnell, als Katharina sich vom Kriege zurückzog.

Russlands Freundschaft rettete 1806 Preussen vor völligem Untergang, ihr verdankt Preussen die Möglichkeit seiner Erhebung 1813, und durch die gemeinsamen Schlachten und Siege bildete sich ein enges Band nicht nur zwischen den Herrscherhäusern, sondern auch zwischen den Armeen.

Die Einigung Deutschlands wird ebenfalls der Freundschaft Russlands zum guten Teil mit verdankt, weil es uns den Rücken deckte, 1866 die Franzosen, 1870 die Oestereicher im Schache hielt.

Dem gegenüber hat Preussen und Deutschland nur wenig für Russland thun können. Nur in den Polenaufständen brachte Preussens Verhalten den Russen direkten Nutzen, im Krimkriege

half es die Österreicher vom Kriege abhalten. Aber auf dem Berliner Kongress 1878 konnte die deutsche Diplomatie Russland nicht zum Besitz von Konstantinopel verhelfen, obschon sie es vielleicht gewollt hat, wiewohl über kurz oder lang doch Stambul in russische Hände fallen muss. Von daher datiert eine Verstimmung, die sich durch den Einfluss der panslavistischen Partei unter dem vorigen Kaiser von Russland zu einer offenen Feindseligkeit ausgestaltet hat und zu dem Bündnis mit Frankreich führte. Erst die Politik unseres Kaisers hat ein besseres Einvernehmen hergestellt.

Wie wir so Russland in mancher Beziehung zu Dank verpflichtet sind, ohne dafür eine gleichwertige Gabe zu bieten, wie es politisch klug ist, sich mit Russland auf freundschaftlichen Fuss zu stellen, so erfordert auch der Handel den Frieden mit dem Nachbarstaate, dessen bisher noch geringe Industrie den Deutschen einen weiten und ergiebigen Markt öffnet. Jede Handelserschwerung wirkt lähmend auf die deutschen Geschäfte. Russland ist auch nicht mehr der barbarische Staat wie im Anfang des Jahrhunderts; die transkaspische Bahn und die grosse sibirische Eisenbahn haben unendliche Strecken der Kultur gewonnen und dem Handel von ganz Europa neue Bahnen erschlossen. Auf das Bild des Kaisers übergehend, wies der Vortrag darauf hin, dass Russland eine Vormauer sei gegen den einmal zu erwartenden neuen Einfall der asiatischen Völker, die trotz aller unsterblichen Verfeinerung doch infolge ihrer Religion roh und barbarisch bleiben würden. Der Vortrag schloss mit einem Hoch auf den Kaiser als den Monarchen, der in der sozialen Flut die Königskrone als den einzigen Hort der Völker hoch hält, den weitsichtigen Fürsten, den Protektor der Akademie.

Achtzehnte Sitzung.

Sechste Sitzung des Senates.

Erfurt, den 26. Januar 1898.

Der Senat beschliesst, den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt, Herrn Dr. Schmidt, zum Senatsmitgliede, die Herren Prof. Dr. Herwig und Oberlehrer Apel zu ordentlichen Mitgliedern, sowie den Herrn Geheimen Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. zum auswärtigen, korrespondierenden Mitgliede zu ernennen.

Neunzehnte Sitzung.

Siebente ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 16. Februar 1898.

Der Vizepräsident gedenkt zum Beginne der Sitzung des am 25. Januar 1898 heimgegangenen Senatsmitgliedes Herrn Professor Hellwig. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verstorbenen von den Plätzen. S. den Nekrolog Abschn. III, S. 292. Sodann macht er die erfreuliche Mitteilung, dass Seine Excellenz der Minister des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten Herr D. Dr. Bosse auch für das Jahr 1898 der Königl. Akademie hochgeneigtest einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln gewährt hat.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberlehrer Dr. Martens hielt sodann einen Vortrag über das Thema: »Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden?«

Dieser Vortrag ist im ersten Teile unseres Jahresheftes unter den Abhandlungen S. 69 ff. abgedruckt.

Zwanzigste Sitzung.

Achte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 16. März 1898.

Der Vizepräsendent gedenkt zum Beginne der Sitzung des am 18. Februar 1898 heimgerufenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie Herrn Regierungs- und Geheimen Baurats Kleinwächter. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verstorbenen von den Plätzen.

Der vorsitzende Sekretär der Akademie berichtet über den weiteren Verlauf und den Ausgang der Cramerschen Angelegenheit. Siehe die obige Mitteilung Abschnitt I S. 260 ff. Er liest sodann einen Teil der Abhandlung des Herrn Geh. und Obermedizinalrats Dr. Schuchardt in Gotha: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). Diese Abhandlung ist in diesem Jahreshefte S. 137 ff. abgedruckt.

Einundzwanzigste Sitzung.

Siebente Sitzung des Senates.

Erfurt, den 16. März 1898.

Der Senat beschliesst die in Erfurt am 13. und 14. April cr. tagende Hauptversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte, sowie das langjährige ordentliche Mitglied, Herrn Gymnasialprofessor Dr. Kayser, zu dessen 50 jährigen Dienstjubiläum zu begrüssen. Der Sekretär der Akademie erklärt sich auf Ersuchen des Senates dazu bereit. Siehe oben Abschnitt I, S. 268 f.

Sodann werden auf Beschluss des Senates die vom Sekretär in Vorschlag gebrachten Herren Oberregierungsrat Dr. Pohle, Prof. Dr. med. Stacke, Pfarrer Scheibe und Pfarrer D. Schauerte zu ordentlichen Mitgliedern, Herr Dr. Dobenecker, Oberlehrer am Grossherzoglichen Gymnasium zu Jena, zum auswärtigen Mitgliede der Akademie ernannt.

Zweiundzwanzigste Sitzung.

Neunte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 30. März 1898.

Der Sekretär verlas den Nekrolog des am 18. Februar verstorbenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie, Herrn Regierungs- und Oberbaurats Friedrich Kleinwächter. (Siehe unter Abschnitt III, S. 293 f.) Sodann teilte er die von demselben kurz vor seinem Tode verfasste, von den Erben desselben der Akademie überlassene Abhandlung mit über das Thema: Wie sollen wir wohnen?

Dreiundzwanzigste Sitzung.

Zehnte ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 27. April 1898.

Der Sekretär teilt der Versammlung mit, dass der Senat durch Zirkular auf Vorschlag des Sekretärs den Herrn Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin in Halle zum Ehrenmitgliede, sowie die Herren Professoren Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau und D. Kolde in Erlangen zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern ernannt hat.

Sodann liest der Bibliothekar der Akademie, Herr Oberlehrer Dr. Stange, eine an den Sekretär eingesandte, in das nächste Jahresheft aufzunehmende Abhandlung des Herrn Geheimen Hofrats und Direktor des Goethe-Nationalmuseums Dr. Carl Ruland in Weimar vor über »das Goethe-Nationalmuseum in Weimar«. Dieselbe ist unter den Abhandlungen im ersten Hauptteile dieses Jahresheftes S. 187 ff. abgedruckt.

III. Nekrologe.

1. Karl Franz Hellwig, geb. am 29. Mai 1823 in Leimbach bei Mansfeld, empfing seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Eisleben und studierte in den Jahren 1842—1846 auf den Universitäten Halle und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften. Nachdem er am 23. März 1846 in Berlin die Oberlehrerprüfung bestanden hatte, leistete er an der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. sein Probejahr ab und wirkte als Hilfslehrer an der Realschule daselbst, dann seit 1848 als Konrektor an der gehobenen Bürgerschule zu Fürstenwalde. Ostern 1854 wurde er als ordentlicher Lehrer an die damalige Städtische Realschule I. Ordnung zu Erfurt, das jetzige Königliche Realgymnasium, berufen und hat dieser Schule bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1895 unausgesetzt gedient. Bereits im Februar 1857 ernannte ihn die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu ihrem ordentlichen Mitgliede, bald darauf ward er zum Oberlehrer befördert, im Jahre 1874 zum Professor ernannt; bei seiner Pensionierung im Jahre 1895 erhielt er den Roten Adlerorden IV. Klasse. Mit beständiger Teilnahme folgte er den Fortschritten der von ihm vertretenen Wissenschaften, die mathematische Wissenschaft und deren Schulbetrieb hat er durch eine stattliche Anzahl wertvoller Abhandlungen an seinem Teile gefördert. Auch im 20. Hefte der Neuen Folge der Jahrbücher der Akademie ist eine Abhandlung von ihm erschienen im Jahre 1894: »Über die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen«. Im Dezember desselben Jahres ward er zum Mitgliede des Senates der Akademie erwählt, an dessen Sitzung er sich bis zu seinem am 25. Januar 1898 erfolgenden Tode mit dem regsten Pflichteifer beteiligte.

---

2. Friedrich Kleinwächter [1]) ist am 13. Februar 1847 in Öls geboren und erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium. Am 1. Oktober 1866 begann er seine sachliche Laufbahn als Baueleve, besuchte sodann die Bauakademie in Berlin und wurde 1870 Bauführer. Als solcher war er bis Anfang 1873 bei Hochbauten der Gera-Eichichter Bahn thätig, genügte dann seiner Militärpflicht und wurde im Jahre 1875 zum Baumeister ernannt. Von dieser Zeit ab ist er im Staatsdienste thätig gewesen; und zwar war er fürs erste nahezu fünf Jahre beim Neubau des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin beschäftigt, dessen sämtliche Nebenanlagen, die Krankenanstalt, das Wirtschaftsgebäude, die Schwimm- und Badeanstalt und die fünf Lehrerwohnhäuser von ihm entworfen und ausgeführt sind. Vermochte er hierbei seine besondere Neigung und Begabung für eine ländliche Architekturauffassung zu verwerten, so fand er während seiner ferneren zehnjährigen Bauthätigkeit in Berlin Gelegenheit, seine hervorragende Kraft insbesondere bei staatlichen Bauausführungen für wissenschaftliche Zwecke zu bethätigen. Zunächst war ihm der Neubau des pharmakologischen und metallchemischen Universitätsinstituts in der Dorotheenstrasse anvertraut. Seit 1883 hatte er neben A. Tiede die schwierige und verantwortungsvolle Leitung vom Neubau des Museums für Naturkunde in der Invalidenstrasse, während er nebenher das Leichenschauhaus am Neuen Thore entwarf und als technischer Beirat des Direktors des Hygiene-Museums wirkte. Inzwischen war er Landbauinspektor und 1886 Bauinspektor bei der Ministerial-Baukommission geworden. Gegen das Ende des Jahres 1889 wurde er als Hilfsarbeiter zur Königlichen Regierung in Erfurt gesandt. Schon ein Jahr darauf ward er zum Regierungs- und Baurat in Gumbinnen ernannt, am Anfang des Jahres 1893 aber in der gleichen Eigenschaft auf Ansuchen des Regierungspräsidenten in Erfurt wieder dorthin versetzt. Gegen das Ende des Jahres 1896 wurde ihm der Charakter als Geheimer Baurat verliehen. Durch einstimmigen Beschluss des Senates der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt war er bereits am 4. März desselben Jahres zum ordentlichen Mitgliede

[1]) Wir entnehmen diesen Bericht im wesentlichen dem Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 8A vom 23. Februar 1898. D. H.

der Akademie ernannt, an dessen Sitzungen er sich in regster Weise beteiligte. Zum 9. März 1898 hatte er sich bereit erklärt in einer ordentlichen Sitzung derselben eine Abhandlung vorzulesen über das Thema: »Wie sollen wir wohnen?« Schon hatte er diese Abhandlung im Konzept fast fertig gestellt, als er eine Woche vor seinem Tode von einem älteren rheumatischen Leiden wieder heimgesucht wurde. Doch schien es, als habe er sich schnell von demselben erholt. Da befiel ihn am Donnerstag den 17. März das Leiden von neuem heftig und bereitete am nächsten Morgen dem Leben des in der Vollkraft seines Wirkens stehenden allerseits geschätzten Mannes ein jähes Ende.

C. Statistische Mitteilungen.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1898.[1])

Gesamtzahl: 141.

a) Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b) Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c) Ehrenmitglieder (14).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident in Erfurt. 1891.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen, in Merseburg. 1894.

„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

---

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Herr Hofrat Dr. phil. und jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geh. Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.

Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

d) Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

e) Ordentliche Mitglieder (41).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Oberlehrer Apel. 1897.

„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
" Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
" Schuldirektor Dr. Brinckmann. 1897.
" Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
" Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
" Oberlehrer Dischner. 1897.
" Divisionspfarrer Falke. 1894.
" Pastor Fritzsche. 1895.
" Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
" Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
" Oberlehrer Hellmann. 1897.
" Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
" Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.
" Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.
" Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.
" Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
" Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
" Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
" Oberlehrer Dr. Martens. 1896.
" Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
" Postbaurat a. D. Neumann. 1896.
" Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
" Pfarrer D. Schauerte. 1898.
" Pfarrer Scheibe. 1898.
" Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
" Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
" Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
" Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
" Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
" Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
" Professor Dr. med. Stacke. 1898.
" Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
" Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.
" Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
" Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordetenvorsteher. 1894.
" Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.

Herr Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f) Auswärtige Mitglieder (76).[1]

Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Gymnasialdirektor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg i. Els. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Dr. Herman Grimm, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Dr. Hartwig, Geh. Regierungsrat und Direktor der Universitätsbibliothek in Halle a. S. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder etwaigen Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder sofort Kenntnis zu geben.
Der Sekretär der Akademie.

Herr Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.

„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.

„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.

„ Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.

„ Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.

„ Dr. Hübschmann, ord. Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.

„ Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.

„ Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.

„ Konsistorialrat D. Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.

„ Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.

„ Dr. Kiepert, ord. Professor an der Universität und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.

„ Dr. Kirchhoff, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.

„ Ober-Realschuldirektor Dr. Knabe in Marburg. 1897.

„ Geh. Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ D. A. Th. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.

„ Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.

„ Dr. Kroschel, Geh. Schulrat, Direktor des Gymnasiums zu Arnstadt. 1859.

„ Professor Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, in Eisenach. 1884.

„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.

„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Geh. Regierungsrat Dr. Lindner, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

„ Geh. Justizrat Dr. von Liszt, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.

„ Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.

Herr Lucanus, Vizepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums und des Medizinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.

„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.

„ D. Nippold, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.

„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.

„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.

„ Geh. Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.

„ Dr. Ruland, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. 1894.

„ Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.

„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

„ Dr. Schrader, Realgymnasialdirektor a. D. in Halle a. S. 1848.

„ Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.

„ Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.

„ Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.

„ Dr. Ferd. Schultz, Gymnasialdirektor in Charlottenburg. 1895.

„ Dr. Schulze, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1873.

„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.

„ Dr. Sievers, ord. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.

„ Dr. Stintzing, ord. Professor an der Universität und Direktor der medizinischen Klinik zu Jena. 1894.

„ Professor Dr. Suphan, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

Herr Geh. Justizrat Dr. Thon, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.

„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.

„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenberg in S.-A. 1895.

„ Pastor D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.

„ Superintendent und Professor D. Witte, geistlicher Inspektor an der Landesschule in Pforta. 1896.

„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

II. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Akademie zu Erfurt in Tauschhandel steht.[1])

Gesamtzahl: 110.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.

Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).

Berlin. Hufelandische Gesellschaft.

Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.

Brandenburg a. H. Historischer Verein.

Breslau. Gewerbeverein.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft.

Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.

Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.

Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.

Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt. Gewerbeverein.

Erfurt. Gartenbauverein.

Erfurt. Thüringerwaldverein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.

---

[1]) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1897/98 anzusehen.

Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.

Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.

Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.

Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.

Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.

Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.

Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.

München. Königliche Akademie der Wissenschaften.

München. Königliche Staatsbibliothek.

München. Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg. Germanisches Museum.

Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.

Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.

Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.

Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.

Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.

Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Luxemburg. Verein für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.

St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc., Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts und Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Inststution
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a/S.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft XXV.

ERFURT, 1899.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

A. Abhandlungen.

Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen.

1. Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens, vom Ober- und Geheimen Regierungsrat Scholtz in Erfurt 1
2. Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach, von Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt in Erfurt 27
3. Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts, vom Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin 53
4. Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519, von Pastor Oergel in Erfurt 81

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1898/99, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann 97

I. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juni 1898 bis 30. Juni 1899 97

II. Sitzungsberichte 107

III. Statistische Mitteilungen 121

Einblicke

in die

Entstehung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens.

Abhandlung,
vorgetragen am 18. Mai 1898 in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

A. Scholtz,
Königl. Ober- und Geheimer Regierungsrat.

Während der Monate Oktober und November des vorigen Jahres konnte man in den Thüringer Zeitungen und Lokalblättern zahlreiche erregte Artikel über die Betriebsverhältnisse der Nebenbahn »Erfurt-Langensalza« lesen. Die behandelte Streit- und Interessenfrage war aus dem Fahrplanentwurf für die genannte Nebenbahn entstanden, deren Betriebseröffnung erwartet wurde. Wer dem Für und Wider fachmännisch und dabei in streng sachlicher Beurteilung gegenüber stand, fand leicht den Urgrund der Meinungsverschiedenheiten heraus. Die Begriffsbestimmung »Nebenbahn« und die wesentlichen Unterschiede der Betriebsgestaltung auf einer solchen gegenüber derjenigen auf einer Haupt- oder Vollbahn bildeten den Kernpunkt des Streites.

Hieraus habe ich den Gedanken zu dieser Abhandlung gefasst. Ich möchte mir gestatten, einige genauere Einblicke in diejenigen Verhältnisse zu geben, welche zur gegenwärtigen Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens geführt haben und dabei diese Gestaltung selbst in einigen Grundzügen zu beleuchten.

1. Die Entstehung des deutschen Eisenbahnwesens reicht in die Zeit vor Begründung des Deutschen Reiches zurück. Die Errichtung des norddeutschen Bundes teilt die Bestands- und Entwickelungszeit des deutschen Eisenbahnwesens in zwei fast gleichlange, etwa 30jährige Zeiträume.

Am 7. Dezember 1835 wurde als erste deutsche Eisenbahn die kurze Strecke von Nürnberg nach Fürth dem Betriebe übergeben; ihr folgte am 24. April 1837 das erste Stück der Leipzig-Dresdener, am 29. Oktober 1838 die erste preussische Bahn von Berlin nach Potsdam, sämtlich Privatbahnen.

Bei der Berlin-Potsdamer Bahn war es auch, wo die öffentliche Meinung sich zum ersten Male bestimmter zum Eisenbahnwesen stellte. Gar manche Zweifel und schwere Bedenken wurden demselben damals noch von nicht wenigen, in den An-

schauungen der Zeit befangenen Gemütern entgegengebracht. Wunderbar muten uns heutzutage die der Nachwelt überlieferten Äusserungen mancher Persönlichkeiten an, welche in der Lage waren, auf viele Kreise einen bestimmenden Einfluss auszuüben. Ich schöpfe das Nächstfolgende aus der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen. Der erste Verkehrsbeamte des preussischen Staates, der Generalpostmeister von Nagler, hatte, als ihm der Entwurf zu dem Bau der Bahn zwischen Berlin und Potsdam vorgelegt wurde, die denkwürdige Erklärung abgegeben: »Dummes Zeug! Ich lasse täglich diverse sechssitzige Posten nach Potsdam gehen, und es sitzt niemand drinnen. Nun wollen die Leute gar eine Eisenbahn dahin bauen! Wenn sie ihr Geld absolut los werden wollen, so werfen sie es doch gleich lieber zum Fenster hinaus, ehe sie es zu solchen unsinnigen Unternehmungen hergeben.« — Von dem Oberpostdirektor Schneider wird berichtet, dass derselbe noch in den funfziger Jahren, als er einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Sanssouci zur Tafel Folge leistete, mittelst Extrapost nach Potsdam und zurück gefahren ist, weil er seine Abneigung gegen die Eisenbahn nicht überwinden konnte. Noch erstaunlicher erscheint folgende Thatsache: Der Stadtrat, spätere Stadtälteste Keibel, ein um die Berliner Stadtverwaltung so verdienter Mann, dass man nach ihm eine Strasse benannte, bereitete einst den Zöglingen des Friedrichs-Waisenhauses dadurch eine besondere Freude, dass er sie auf der Eisenbahn nach Potsdam und wieder zurück befördern liess. Bald darauf erhielt er in dem Magistratskollegium eine gelinde Zurechtweisung mit dem Zusatze, ob er denn gar nicht an die Gefahren gedacht habe, denen er die Waisenkinder ausgesetzt hätte?! — Bekannt ist auch, dass sogar der König Friedrich Wilhelm III. dem neuen Unternehmen gleichgültig gegenüberstand und u. a. geäussert haben soll: »Kann mir keine grosse Glückseligkeit dabei vorstellen. ob man einige Stunden früher in Potsdam ankommt oder nicht.« Dagegen wird berichtet, dass der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. am 29. Oktober 1838, dem Tage der Einweihungsfahrt auf der ganzen Strecke Berlin-Potsdam, an der Lokomotive stehend und auf den Zug und die versammelte, festlich gestimmte Menschenmenge schauend, die prophetischen Worte gesprochen habe: »Diesen Karren, der durch die Wellt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!« Dem Kronprinzen war es im

übrigen auch zu danken, dass die zahlreichen amtlichen Hindernisse, welche dem Eisenbahnbau entgegengestellt waren, allmählich beseitigt wurden. — —

So waren die Anschauungen, welche dem Eisenbahnwesen in Preussen und wohl auch im übrigen Deutschland bei seiner Entstehung gegenübertraten, obschon man in England bereits seit 10 Jahren mit dem Eisenbahnbau praktisch vorgegangen war und obschon es auch an Männern nicht fehlte, welche Wesen und Bedeutung der neuen Sache durchaus erkannten. Hatte sich doch schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts der bayerische Oberbergrat von Baader mit Plänen zur Erbauung einer ersten deutschen Eisenbahn befasst und war 1827 gemeinsam mit List zu dem hochbedeutenden und vorausschauenden Gedanken gelangt, in allererster Reihe die Mainlinie durch eine Eisenbahn zwischen Nord und Süd zu überbrücken. Auch der Braunschweiger von Amsberg richtete fast gleichzeitig seinen Blick hierauf und fasste zugleich Hamburg als Ausgangspunkt zum Meere für eine hanseatische Bahn ins Auge. Der bereits genannte Nationalökonom List, den man wohl als »Apostel des deutschen Eisenbahnwesens« bezeichnet, hatte aus den Bedürfnissen des Bergbaues heraus ursprünglich seinen Blick auf das neue Eisenbahnwesen gelenkt. Bald aber erweiterte sich der Blick, den ein 7jähriger Aufenthalt in Amerika bedeutend geschärft hatte, und so wurde er der Erste, welcher, ohne an staatlichen Grenzen stehen zu bleiben, einen Planentwurf für ein einheitliches deutsches Eisenbahnnetz mit dem Mittelpunkte Leipzig aufstellte.

Indessen die staatlichen Grenzen waren doch hindernder als List dachte. Daraus erklärt sich auch die abweichende Entwickelung, welche das Eisenbahnwesen in den deutschen Mittelstaaten von vornherein nahm. Die finanziell und wirtschaftlich mächtigeren dieser Staaten waren wider ihren Willen genötigt, sich von vornherein dem Staatsbahnwesen zuzuwenden. Baden begann, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, den Staatsbahnbau im Jahre 1838, nachdem es nicht einmal für eine Bahn zwischen Mannheim und Heidelberg einen privaten Unternehmer gefunden hatte. Es folgte nach verhältnismässig kurzer Zeit Württemberg, nachdem sich die private Unternehmung für ein Eisenbahnnetz nach kurzer Zeit wieder aufgelöst hatte. In Bayern begann der Staat mit Erbauung einer Bahn von Nürn-

berg nach Hof den Reigen. Hannover begründete gegen 1840 von vornherein ein planmässiges Staatsbahnsystem, dagegen überliess das Königreich Sachsen den Bau von Eisenbahnen zunächst den Privatbahngesellschaften unter staatsseitiger Aktienbeteiligung.

2. In Preussen begann vom Jahre 1838 ab in allen Landesteilen ein überaus reges Streben nach Eisenbahnen im Wege der Privatunternehmungen. Freilich gab es noch keinerlei allgemein giltige gesetzliche Grundlagen für dieselben, denn das öffentliche Wege- wie das Bergrecht zeigten sich nach allen Richtungen als unzureichend; die Grundlagen für die bestehende einzige staatliche Verkehrsverwaltung, für das Postwesen, wollten nicht passen, und auch die Gesetzgebung für Bergbau, wie diejenige für Handelsunternehmungen, insbesondere für Spedition und Flussschiffahrt, liess sich nur sehr teilweise auf das Eisenbahnwesen übertragen.

In jener Zeit war das Königreich Preussen der einzige Staat auf der ganzen Erde, England nicht ausgenommen, der von Anbeginn das Ziel nach einer einheitlichen Gestaltung seiner Eisenbahnen klar und bestimmt, man darf fast sagen prophetisch, ins Auge fasste. Allerdings hatte auch die preussische Regierung, bevor es ihr gelang, allgemein giltige gesetzliche Bestimmungen über die Gründung, den Bau, den Betrieb und die Verwaltung von Eisenbahn-Unternehmungen zu schaffen, einzelne Eisenbahnen bereits genehmigt, aber ihrer Eröffnung folgte sofort das »Gesetz vom 3. November 1838 über die Eisenbahnunternehmungen« und schuf von vornherein und ein für allemal einen sichern und dauernden Boden für eine einheitliche Entwickelung der Eisenbahnen des Landes.

Es ist dieses Gesetz von solcher Einsicht getragen, von solcher Staatsweisheit erfüllt und mit so klarer Erkenntnis der zukünftigen Bedeutung und Entwickelungsweise der Eisenbahnen abgefasst, dass es als eines der besten und weisesten Gesetze des preussischen Staats bezeichnet werden darf und dass es heut noch unter den so völlig veränderten Verhältnissen entweder unmittelbar Geltung hat oder doch die Grundlage für das durch besondere weitere Gesetze geschaffene Recht abgiebt.

Einer der berufensten Kenner desselben, der Geheime Ober-Regierungsrat Dr. Gleim, früher vortragender Rat in der Eisenbahnabteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, hat

nach 50jährigem Bestehen dieses hervorragenden Gesetzes auf Grund von Akten des Eisenbahnministeriums dieses Zeugnis durchaus bestätigt. Es wird von ihm hervorgehoben, dass dies Gesetz, obwohl ohne Vorgang in anderen Ländern, obwohl bestimmt, Verhältnisse rechtlich zu ordnen, welche einer völlig neuen, in ihren Wirkungen auf das wirtschaftliche und nationale Leben auch nicht annähernd übersehbaren Einrichtung entsprangen und obwohl die Eisenbahnen sich in ganz unerwarteter Weise entwickelten und einen grossartigen Einfluss auf alle Lebensverhältnisse in überraschender Weise ausübten, — — dass trotzdem dies Gesetz die Entwickelung richtig erkannt und vorteilhaft geordnet hat. Zwar entbrannte auch hier innerhalb der Regierung schon vor Erlass dieses Gesetzes ein Streit darüber, ob etwa von vornherein Staatseisenbahnen zu bauen seien. Später, als die Konzessionierung von Privatbahnen in Frage kam, nahm man sich erst die Verhältnisse der Kunststrassen zum Vorbilde und stellte den Grundsatz auf, auch die Eisenbahnen müssten öffentliche Wege in vollem Masse sein. So ordneten die ersten Konzessionen nur den öffentlichen Gebrauch der Bahn für Jeden, die staatsseitige Genehmigung der Tarife, das Reglement für Betriebs- und Sicherungsverhältnisse und das Enteignungsrecht. Die Erweiterung dieser Rechtsentwickelung geschah aus den Verhältnissen unserer Provinz heraus, aus den Verhandlungen über eine Eisenbahn von Magdeburg nach Leipzig, welche zum gegenwärtigen Eisenbahngesetz führten. Werfen wir einen ganz kurzen Blick auf den Inhalt jenes bedeutsamen Gesetzes:

Es regelt dasselbe die Konzessionsverhältnisse gegenüber dem öffentlichen Interesse, die Finanzierung, die besonderen gesetzlichen Pflichten im Wege eines Statuts mit Gesetzeskraft, es gewährt das Enteignungsrecht und ordnet dessen Anwendung, sichert der Staatsregierung das Recht, die Führung der Linie, die Bauanlagen, die Sicherheitsvorrichtungen im einzelnen festzusetzen; es sieht ein Bahnpolizeireglement und eine Betriebsordnung vor; es bestimmt in wahrhaft weiser Vorsehung die Haftung der Eisenbahn als eines Unternehmens von besonderer gefährlicher Art, es giebt Vorschriften über die Festsetzung und Höhe der Beförderungspreise, dabei auch die Bedingungen für Zulassung eines Konkurrenten ordnend; es bestimmt die Führung einer Rechnung nach näheren Anweisungen; es regelt das Verhältnis zur Post- und Militärverwaltung, setzt die Steuerpflichtig-

keit fest und behält dem Staate das Recht des Erwerbs der Bahnen nach festgelegten Grundsätzen vor.

Von besonderer Bedeutung für die Entwickelung des Eisenbahnwesens auf dieser gesetzlichen Grundlage wurde der Umstand, dass mit Rücksicht auf die Neuheit der Sache im Gesetz ein Vorbehalt gemacht wurde, wonach später zu konzessionierende Eisenbahnen nicht sollten den Anspruch erheben dürfen, lediglich den Bestimmungen dieses Gesetzes und nicht auch noch anderen unterworfen zu werden, sowie ferner der andere Vorbehalt, dass auch bereits konzessionierte Bahnen sich neuen Bedingungen unterwerfen müssten. — Noch konnte sich der preussische Staat zur Erbauung von Staatsbahnen nicht entschliessen. Aber einen bedeutenden Aufschwung erhielt ausser durch das Gesetz vom 3. November 1838 um das Jahr 1843 das Eisenbahnwesen in Preussen noch dadurch, dass sich die Regierung bereit fand, den Eisenbahngesellschaften, um deren Unternehmungslust anzuregen, unter gewissen einflussnehmenden Bedingungen eine $3^1/_2$ %ige Verzinsung ihres Anlagekapitals zu gewährleisten, unter der Bedingung der teilweisen Erstattung aus späteren mehr als 5 % betragenden Überschüssen. Diese Erstattungen und die Eisenbahnsteuern dienten zum Ankauf von Aktien der betreffenden Bahnen, wodurch sich ein neuer bedeutsamer Einfluss auf die Privatbahnen ergab. Ein erheblicher Teil des so gewonnenen Aktienfonds wurde bekanntlich im Jahre 1866 dazu verwendet, den deutsch-österreichischen Krieg zu führen und ist damit zugleich der Plan des allmählichen Erwerbes der Privatbahnen im Wege des Aktienankaufs damals wieder fallen gelassen worden.

In den übrigen deutschen Staaten baute sich die Gesetzgebung nunmehr im wesentlichen ebenfalls auf diesen preussischen Grundlagen auf, sei es, dass man ein eigenes allgemeines Eisenbahngesetz einführte, sei es, dass man lediglich das preussische Recht gelten liess, sei es, dass man bei Konzessionserteilungen die wesentlichsten Bedingungen des preussischen Eisenbahngesetzes als Konzessionsbedingungen feststellte. In Preussen wiederum machte man bei der Konzessionserteilung sich Bestimmungen anderer Länder zu Nutze.

Gleichwohl begegnete diese weise und weitschauende Gesetzgebung bald nach ihrer Veröffentlichung in den Kreisen des Handels und der Finanzwirtschaft einer nicht günstigen Beurteilung.

Aber auch die Verwaltungen der ersten Bahnen waren mit gar manchen seiner Bestimmungen durchaus nicht einverstanden. Sie empfanden einzelne Vorschriften als lästige Fesseln und glaubten, dass die in den ersten Jahren meist erzielten ungünstigen Erträge ihrer Unternehmungen durch die Bestimmungen des Gesetzes nicht zum geringsten Teile verschuldet seien. Es entstand eine Bewegung auf Beseitigung solcher Vorschriften, welche dazu führte, dass sich im Jahre 1846 zehn preussische Eisenbahnen — von den damals übenhaupt bestehenden 17 — zum »Verbande der Preussischen Eisenbahnen« vereinigten.

3. Hiermit beginnt eine neue Periode des deutschen Eisenbahnwesens und es tritt eine weitere wichtige Grundlage für dessen Entwickelung in Erscheinung. Denn jener preussische Verband versammelte unter dem Grundgedanken

> »die Bestrebungen der Eisenbahnverwaltungen durch Einmütigkeit zu fördern und dadurch ebenso sehr den eigenen Interessen als denen des Publikums zu dienen«

schon im Jahre 1847 unter seiner Fahne bereits 27 preussische, 10 in anderen deutschen Staaten betriebene und 3 österreichische Eisenbahnen. So entstand der »Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen«, ein Verein, der bei seinem 50jährigen Bestehen im vorigen Jahre ausser den preussischen Staatsbahnen noch 73 verschiedene Verwaltungen mit einer Betriebslänge von 80998 km umfasste. Zu seinen Mitgliedern gehören heut alle deutschen, alle österreichischen und ungarischen Verwaltungen von allgemeinerer Bedeutung, 4 niederländische, 1 luxemburgische, 3 belgische, 1 rumänische und 1 russische Verwaltung. Es hat dieser Verein während seiner 50jährigen Thätigkeit in hervorragender Weise auf die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens gewirkt.

Brach sich doch gleich auf den ersten Versammlungen des Vereins im Jahre 1848 der Gedanke Bahn, dass dahin gestrebt werden müsse, nach aussen hin die Eisenbahnen Deutschlands wie ein einheitliches Netz zu betreiben. Und diesem Gedanken ist der Verein während seiner ganzen 50jahrigen Thätigkeit entschieden treu geblieben. Freilich musste sich die Vereinsthätigkeit der Natur der Verhältnisse nach auf diejenigen Betriebsgebiete beschranken, welche nicht die Landesgesetzgebung, nicht die Einrichtung und Finanzierung der Verwaltung

und nicht das Tarifwesen betrafen; aber auf dem übrig bleibenden grossen Wirkungsgebiete konnte er um so erfolgreicher wirken. Ein Vereinsgüterreglement, das erste Vereinswerk, ordnete den grossen Güterverkehr nach dem Gedanken, dass es behufs des Überganges von Gütern von einer Bahn auf die andere einer Vermittelung nicht bedürfe. In weiterer Folge ist hieraus später das jetzt bestehende internationale Berner Übereinkommen entstanden.

Dieser Gedanke ist der Leitstern geworden und allzeit geblieben, nach dem sich das Vereinswirken in allen seinen Teilen gerichtet hat. Bald folgte ein Übereinkommen für den Personen- und Gepäck-, also den gesamten Vereinsreiseverkehr. Soweit eine Übereinstimmung der bezüglichen Einrichtungen in Mitteleuropa besteht, abschliessend mit der Einrichtung der zusammenstellbaren Fahrscheinhefte und der Ordnung der Kursbücher, ist sie zum erheblichen Teile dieser Wirksamkeit zu danken.

Von ganz besonderer Tragweite für den ungehinderten Verkehr in ganz Mitteleuropa sind die Bestrebungen und Erfolge des Vereins über die ungehinderte und gemeinschaftliche Benutzung der Personen- und Güterwagen aller zum Verein gehöriger Verwaltungen und das Abrechnungswesen hierüber geworden.

Berührt diese Angelegenheit schon das Gebiet der Technik, so dauerte es auch gar nicht mehr lange und der Verein hatte auf dem ganzen räumlich ausgedehnten Felde seines Wirkens die Führung auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik in die Hand genommen.

Von der gleichmässigen Spur der Gleise aller Eisenbahnen an, durch die einheitliche Ordnung des Normalprofils des lichten Raumes, welcher freizuhalten ist, damit die Eisenbahnlokomotiven und -wagen sich auf allen Gleisen ohne Behinderungen und Gefährdungen bewegen können, durch die Übereinstimmungen in den Kuppelungen und Puffern, welche erst den unaufgehaltenen Lauf der Betriebsmittel ermöglichten, bis zu vollständigen Normen für Konstruktion und Ausrüstung der Eisenbahnen und ihrer Betriebsmittel reicht die gewaltige Thätigkeit, welche gleichmässige Grundzüge für die Gestaltung der mitteleuropäischen Eisenbahnen festlegte.

Daneben war der Verein thätig auf dem Gebiete der Statistik, der Eisenbahnlitteratur, des Rechnungswesens und der Entwickelung der Eisenbahnwissenschaften durch Preisausschreiben und Prämiierung hervorragender Leistungen. So hat der Verein von

Anfang an bis auf unsere Tage nicht allein auf dem engeren Gebiet des eigentlichen Eisenbahnwesens Grosses geleistet, sondern hat, wie die bezügliche »Jubiläums-Festschrift« ganz richtig hervorhebt, zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung unseres Gemeinwesens, zu einer Stärkung unserer inneren politischen Gestaltung und unserer äusseren Wehrhaftigkeit, zu einer Festigung internationaler wirtschaftlicher und politischer Beziehungen des mitteleuropäischen Völkerlebens wesentlich beigetragen.

4. Und diese umfassende Thätigkeit des Vereins hat, wie wir gleich hören werden, dem Deutschen Reiche in mancher Beziehung sein wirtschaftliches Wirken erleichtert. Denn inmitten jener Arbeit war das Deutsche Reich aufgerichtet worden.

In Artikel 4 des Verfassungsgesetzes für das Deutsche Reich vom 16. April 1871 wird bestimmt, dass der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben auch das Eisenbahnwesen, in Bayern vorbehaltlich der Bestimmung im Artikel 46 der Verfassung, unterliegen sollen. Hierüber giebt Abschnitt VII der Reichsverfassung in weiteren 7 Artikeln die näheren Bestimmungen.

Danach haben sich die Bundesregierungen unter anderem verpflichtet, die deutschen Eisenbahnen, immer mit Ausnahme oder doch unter Einschränkung was Bayern betrifft, im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten zu lassen. Es sollen übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen, die Bahnen mit Betriebsmaterial so ausgerüstet werden, wie das Verkehrsbedürfnis es erheischt. Die Eisenbahnverwaltungen werden durch die Verfassung verpflichtet, die für den durchgehenden Reiseverkehr und zur Herstellung ineinander greifender Fahrpläne nötigen Personenzüge mit entsprechender Fahrgeschwindigkeit einzurichten; für den Güterverkehr sind die zur Bewältigung desselben erforderlichen Züge einzuführen; der Übergang der Transportmittel von einer Bahn auf die andere hat stattzufinden. Ferner wird dem Reiche die Kontrolle über das Tarifwesen übertragen und das Reich wird angehalten, darauf hinzuwirken, dass neben übereinstimmenden Betriebsreglements die möglichste Gleichmässigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt und für sogenannte Rohstoffe thunlichst der Einpfennigtarif für die Centnermeile eingeführt werde.

Wie wir vorhin gehört haben, hatte der Verein Deutscher

Eisenbahnverwaltungen schon lange vor dem Jahre 1871 einen nicht unerheblichen Teil dieser Verfassungsaufgaben bereits gelöst und das neue Reich fand fertige Arbeit vor.

Was die übrigen Verfassungsaufgaben betrifft, so liegt es nahe, anzunehmen, dass nunmehr, nachdem die ungeheure Wichtigkeit des Eisenbahnwesens allgemein erkannt und durch die Reichsverfassung die Mitwirkung der Reichsregierung in bestimmter Weise und für die Gestaltung der wichtigsten öffentlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten sicher gestellt war, das deutsche Eisenbahnwesen eine gewaltige Förderung in der Richtung der Einheitlichkeit und der umfassenderen Wahrung der allgemeinen und wirtschaftlichen Interessen schnell gefunden haben müsse.

Indessen ergaben sich bald unüberwindliche Schwierigkeiten und in gar mancher Beziehung traten arge Enttäuschungen ein. Wir werden gleich hören, wie das kam und geschah.

Durch die im Friedensvertrage mit Frankreich bedingte Abtretung der Eisenbahnen Elsass-Lothringens gewann das deutsche Eisenbahnnetz im Jahre 1871 einen wichtigen Zuwachs. Derselbe vermehrte die Bedeutung des Staatsbahnwesens und fügte dem Netz von Staats- und Privatbahnen ein neues Glied in der Gestalt von Reichsbahnen hinzu. Damit erschien der Gedanke berechtigt, es werde das neu erstandene Reich um so kräftiger einheitlich gestaltend zu wirken vermögen. Der Gedanke lag noch deshalb besonders nahe, weil man die Bahnen des neu gewonnenen Reichslandes nicht unter die Landesverwaltung stellte, sondern dem Reiche in Eigentum und zur Verwaltung überwies. Und in der That wurde bereits im April 1871 dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes vorgelegt betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die beim Betriebe von Eisenbahnen u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen.

Nicht lange darauf machten sich unter den Verkehrs- und Wirtschaftsinteressenten im neuen Reiche Bestrebungen geltend, um das gesamte deutsche Eisenbahnwesen unter die Oberleitung und einheitliche Verwaltung von Reichsbehörden zu bringen.

Auch im deutschen Reichstage entstand bereits Ende 1871 eine Bewegung in der Richtung, ein Reichs-Eisenbahngesetz zu schaffen und geeignete Organe für die Ausübung der dem Reiche in Bezug auf die Eisenbahnen zustehenden Befugnisse einzusetzen.

Noch ehe dieses hervorragende Jahr 1871 zu Ende ging, waren auch die vom preussischen Handelsminister, dem damals das Eisenbahnwesen unterstand, ausgegangenen Bestrebungen auf Herbeiführung einer grösseren Gleichmässigkeit in dem Tarifwesen, wenigstens auf dem Gebiete der Gütertarife, in eine erstmalige bestimmte Form gebracht und zum Leben erweckt worden. Es wurde eine Kommission eingesetzt mit der Aufgabe, zunächst ein einheitliches Tarifschema und eine einheitliche Waarenklassifikation aufzustellen und in Vorschlag zu bringen. Auch im preussischen Abgeordnetenhause regten sich solche Bestrebungen, indem im Jahre 1872 eine Resolution angenommen wurde, — ich nenne den Namen Lasker — welche es als eine dringende und nicht länger abweisbare Notwendigkeit erklärte, wenigstens das Konzessionswesen von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen. Aus solchen Gesichtspunkten wurde es im Deutschen Reiche auch mit Freuden begrüsst, dass es der Reichsregierung gelungen war, Verwaltung und Betrieb der Eisenbahnen der Wilhelm-Luxemburg-Gesellschaft für die Reichsverwaltung durch Vertragsabschluss zu gewinnen.

Zudem war man auf Veranlassung des Bundesrats von reichswegen damit beschäftigt, Entwürfe zu einer einheitlichen Verkehrs- und Betriebsordnung für die Eisenbahnen des deutschen Reichs auszuarbeiten und das zur Beaufsichtigung des Deutschen Eisenbahnwesens im Jahre 1873 verfassungsmässig durch besonderes Gesetz eingesetzte »Reichseisenbahnamt« war eifrig bemüht, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. — —

So war es nicht unberechtigt, wenn die deutsche Fachpresse gegen Beginn des Jahres 1873 betonte, dass sich immer neue Anzeichen für einen gänzlichen Umschwung in unserer Eisenbahnpolitik in der Richtung der Reichseisenbahnen geltend machten, auf welche Richtung ja auch das inzwischen erschienene Generalstabswerk entschieden hinwies.

In der Folgezeit fand die hochwichtige Gütertariffrage, welche sich weder aus der Reichsverfassung heraus noch durch die Macht des Reichseisenbahnamtes in erwünschter Weise bisher hatte ordnen lassen, durch die Iniatiative Preussens auf dem Wege der freien Vereinbarung unter den Bundesstaaten und durch den dadurch sich gleichmässig geltend machenden Einfluss der Aufsichtsbehörden auf die Privatbahnen eine vorläufige Lösung. Das Heruntergehen der Ertragsfähigkeit in der Mitte der 70er Jahre,

die dadurch bedingte allgemeine Tariferhöhung und ein reformatorisches Vorgehen bei den Reichseisenbahnen halfen die vorläufige Lösung herbeiführen. — Aber zu einheitlichen Reichsbahnen kam es nicht!

5. Um das Jahr 1878 machte sich inmitten dieser Bestrebungen nach Reichsbahnen in den deutschen Staaten, insbesondere in Preussen und Bayern, die Meinung geltend, dass das bis dahin geschaffene Netz von Haupt- und Voll-Eisenbahnen ausreichend sei, den grossen Durchgangs- und direkten Personen- und Güterverkehr dauernd zu bewältigen. Man neigte zu der Ansicht, dass, abgesehen von einzelnen Ergänzungs- und militärisch bedeutenderen Linien, künftighin mehr nur »Bahnen von untergeordneter Bedeutung« und mit der vorzugsweisen Aufgabe zur Ausführung gelangen brauchten, der Landesmelioration und dem engeren Lokalverkehr zu dienen. Eine Denkschrift aus der autoritativen Feder des Freiherrn von Weber machte darauf aufmerksam, dass es für die Folge ausreichen werde, Bahnen zu bauen, welche zwar möglichst normale Spurweite aufweisen, aber einfacher gebaut und betrieben werden, für mindere Fahrgeschwindigkeit eingerichtet und mit einfacheren Anlagen ausgerüstet werden.

Zu jener Zeit belief sich das gesamte deutsche Eisenbahnnetz auf rund 31 300 km, wovon überhaupt 15 724 km Staatsbahnen, das gesamte preussische Eisenbahnnetz auf etwa 18 000 km, wovon 5457 km preussische Staatsbahnen waren.

Einzelne Linien dieses Netzes zeigten bereits einen Mangel an Ertragsfähigkeit und ein Übermass an Betriebskosten. Dabei geriet die weitere Entwickelung und der Ausbau des Netzes ersichtlich ins Stocken; weite Landesteile schienen von dem Segen des Eisenbahnnetzes dauernd ausgeschlossen bleiben zu sollen. Eine wirtschaftliche Krisis von einer nie dagewesenen Langwierigkeit und Bedeutung suchte Mitteleuropa, insbesondere Deutschland, heim.

Bei dieser Sachlage und der daraus gewonnenen Erkenntnis verschaffte sich der Begriff der Bahnen »minderer Ordnung«, auch Sekundärbahnen, Neben- und Lokalbahnen genannt, bald Verständnis und Geltung.

Wieder war es Preussen, welches die Grundlagen für die gesetzliche Ordnung der Verhältnisse festlegte, indem es unterm 10. Mai 1877 eine Sicherheitsordnung für Eisenbahnen

untergeordneter Bedeutung erliess, die schon unterm 12. Juni 1878 in eine allgemein giltige »Bahnordnung für deutsche Eisenbahnen untergeordneter Bedeutung« sich verwandelte und für das ganze Deutsche Reich Giltigkeit erlangte. Und die hiermit bewirkte Ordnung der Dinge entsprach einem überaus dringenden Bedürfnisse. Denn von allen Seiten drängten die unter der grossen wirtschaftlichen Krisis schwer leidenden Landesteile auf Gewährung gerade der Hilfe, welche von Nebenbahnen erwartet wurde und für welche der öffentliche Geldmarkt verschlossen blieb. Aus berufenen und unberufenen Kreisen wurden Vorschläge laut, wie das Lokalbahnsystem zu ordnen sein möchte. Frankreich und Belgien gingen fast stürmisch in der Sache vor, Bayern und Sachsen machten ihren Volksvertretungen umfassende Vorlagen; für Preussen berechneten ruhig denkende Sachverständige den Bedarf an Nebenbahnen untergeordneter Bedeutung auf mindestens 12000 km mit einem Kostenaufwande von etwa 800 Millionen Mark. Bald gelang es in Preussen zwischen Staatsregierung, Landesvertretung und hervorragenden Interessenkreisen Übereinstimmung darüber herbeizuführen, dass den zu erbauenden Nebenbahnen minderer Ordnung konzessionsmässig mehrfache Erleichterungen, dass seitens der Staatsregierung finanzielle Beihilfen zu gewähren seien, und dass die berührten Kreise und Gemeinden freien Grund und Boden und unter Umständen eine finanzielle Beteiligung zu gewähren hätten. Dagegen wollte es in keinem Lande gelingen, ein festes, die Dinge ein- für allemal und überall gleichmässig ordnendes Sekundärbahngesetz zu stande zu bringen. Unter solchen Umständen verständigten sich fast in allen deutschen Staaten nach dem Vorgange von Preussen Regierungen und Landesvertretungen dahin, die Erbauung von Nebenbahnen nach den vorerörterten Gesichtspunkten zu lokalisieren und zu individualisieren und von Fall zu Fall durch Spezialgesetze zu ordnen. Dabei wurden in Preussen auch für diese Bahnen die Grundlagen des Eisenbahngesetzes vom 3. November 1838 festgehalten und nur durch die vorhin erwähnte Nebenbahnordnung für Bau und Betrieb weitreichende Erleichterungen zugelassen. Der Beginn dieser neuen und hochbedeutsamen Entwickelungsphase der deutschen Eisenbahnen fiel zeitlich zusammen mit der grossartigen Bismarck'schen Wirtschaftspolitik, welche ebenfalls gegen Ende des Jahres 1878 einsetzte. Das Wirtschaftsprogramm des ersten deutschen Reichs-

kanzlers vom 15. Dezember 1878 brachte auch diese Wendung. Am 16. April 1879 hatte Fürst Bismarck an den bayerischen Freiherrn von Thüngen auf dessen Zustimmungsschreiben zu jenem Programm feierlich folgende Erklärung abgegeben:

> »Ein noch grösseres Gewicht indessen als auf die Zölle lege ich auf die Eisenbahntarife, durch welche Einfuhrprämien gegeben werden, welche nicht selten das Vier- und Fünffache eines 50-Pfennigzolles erreichen. Wenn es gelingt, diese Ungleichheit zu beseitigen, so verspreche ich mir davon eine grössere Wirkung. Doch in dieser Beziehung habe ich kaum mehr Hoffnung, die Eisenbahnminister der grösseren Bundesstaaten für den Zweck zu gewinnen und zu übereinstimmendem Verfahren zu bewegen.«

n dieser Äusserung liegt das Samenkorn für die weitere Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens in wesentlichen Richtungen. Bis 1879 waren alle Versuche des Reichskanzlers, die Eisenbahnreform auf der Grundlage des Reichs-Eisenbahnsystems durchzuführen, an dem Misstrauen und Widerspruch der deutschen Mittelstaaten gescheitert. Eine Denkschrift vom 7. Februar 1879 und eine zweite vom 18. März 1879 an den Bundesrat erläutern die Absichten und Zustände. Es folgen einige Beratungen im Bundesrate über diese Präsidialvorlagen. Kurze Zeit schien es, als ob über die Bildung und Veröffentlichung der Tarife, über die Einrichtungen des Reichseisenbahnnetzes und über eine gewisse Einheitlichkeit in der Verwaltung der Bahnen des Reichs eine beschränkte Übereinstimmung bei den Bundesregierungen erzielt werden sollte. Aber im letzten Augenblicke trat Sachsen gegen diese die Rechte der Einzelstaaten einschränkenden Einheitsbestrebungen ein und Bayern verschanzte sich hinter seine Reservatrechte; aus der Furcht vor wirtschaftlicher Mediatisierung entstand zuletzt ein Veto der 3 Königreiche und damit scheiterte der grosse Gedanke vielleicht für alle Zeit.

6. Als diese Versuche einer einheitlichen Eisenbahnreform mit Hilfe der Reichsgesetzgebung vereitelt waren, wurde in Preussen der Weg der Verstaatlichung aller wichtigeren preussischen Privatbahnen beschritten. Es begann die Herrschaft des Staatsbahnsystems in Preussen. Im Februar 1880 hatte der bekannte französische Volkswirt Georges de Laveleye

eine im preussischen Archiv für Eisenbahnwesen Jahrgang 1880 aufgenommene bemerkenswerte Äusserung wörtlich, wie folgt, gethan:

»Eine unwiderstehliche Strömung treibt alle Regierungen dazu, sich zu alleinigen Herren ihres Eisenbahnnetzes zu machen. Es liegt hier eine Notwendigkeit vor, welche sich unserer heutigen Gesellschaft aufzwingt. Es handelt sich nicht mehr darum, darüber in Erörterung zu treten, ob der Staat auf die Eisenbahnen Einfluss haben soll, dieser Einfluss wird durch den Zwang der Notwendigkeit geboten. Es handelt sich vielmehr nur noch darum, die Mittel ausfindig zu machen, um etwaige Bedenken gegen diesen Einfluss abzuschwächen, einen möglichst vereinfachten Betrieb dieses Verkehrsorganismus durch den Staat herzustellen, eine solche Staatsverwaltung politisch unschädlich, dagegen förderlich für die Entwickelung des Handels zu machen. Diese Aufgabe ist eine ebenso schwierige als ernste; man wird mit blossen Redensarten ihre Lösung nicht herbeiführen helfen.«

Fast zur gleichen Zeit hatte der hervorragendste Kenner der amerikanischen Eisenbahnverhältnisse Charles Francis Adams, ein Mann reichster praktischer Erfahrungen und sichersten Urteils, seine Meinung über die Verstaatlichungsvorgänge in Preussen und Deutschland abgegeben, die er mit lebhaftem Interesse und warmer Sympathie verfolgt hat. Er nennt die preussisch-deutsche Eisenbahnpolitik eine gleichzeitig kaiserliche und kühne, mit einem Wort »eine Bismarckische« und hegt keinen Zweifel über die für Deutschland segensreichen Folgen derselben.

Die preussischen Landtagsverhandlungen überliefern die Thatsache der Geschichte, dass bereits am 25. März 1876 dem preussischen Landtage von Bismarck ein Gesetz unterbreitet worden ist, wonach die Staatsregierung ermächtigt werden sollte, das gesamte preussische Staatsbahnnetz gegen angemessene Entschädigung kaufweise dem Reiche zu übertragen. Es ist wichtig und bedeutungsvoll, dass der erste Reichskanzler als preussischer Ministerpräsident auch diesen grossartigen, die wirtschaftliche Entwickelung bedingenden Machtfaktor hat als Morgengabe dem Deutschen Reiche zuweisen wollen. Das in Rede stehende Gesetz war auch von beiden Häusern des preussischen Landtags angenommen worden.

Zur Ausführung hat dasselbe aber bis heut, obschon inzwischen 22 weitere Jahre vergangen sind, nicht gelangen können, denn der Bundesrat des Deutschen Reiches hat sich bisher zur Einbringung eines bezüglichen Ankaufsgesetzes im Reichstage nicht zu einigen und zu entschliessen vermocht. Dazu, dass dies jemals noch geschehen wird, ist auch wohl kaum noch die geringste Aussicht vorhanden; deshalb wurde in Preussen die Verstaatlichung im grossen Stil erforderlich. Und in der That, die Erfolge, welche Fürst Bismarck auf diesem Gebiete, Dank der eifrigen Mitwirkung des Ministers von Maybach, errang, sind vollkommene und grossartige. Sind doch durch die preussische Gesetzgebung allein in der kurzen Zeit vom 28. März 1882 bis 23. Februar 1885 zwanzig Haupt- und Vollbahnen mit einer Gesamtschienenlänge von 7 859 km und für einen Ankaufspreis von insgesamt 803 551 000 Mark für den preussischen Staat erworben worden. Zu diesen Bahnen gehören alle wichtigeren preussischen Privatbahnen und ausserdem Eisenbahnstrecken in den Staatsgebieten Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Bremen, den Thüringischen Staaten, Hessen und Königreich Sachsen. Dieser Aktion ist es auch zu verdanken, dass in Erfurt eine Königliche Eisenbahndirektion eingesetzt wurde. Das ist die grosse Periode, welche allüberall auf der ganzen gebildeten Erde das gewaltigste Erstaunen wachgerufen hat. Ein einziges Zeugnis hierfür möchte ich wörtlich anführen. Unter der Überschrift »Deutsche Eisenbahnpolitik« hat Professor von Stein in No. 26 Jahrgang 1887 der österreichischen Zeitschrift für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt wörtlich Folgendes ausgeführt:

> »Der alte Kaiser Wilhelm I. war es, der mit gewaltigem Griffe das deutsche Eisenbahnwesen als ein Ganzes erfasst, es zur Einheit gebracht, es den Anforderungen seines neuen Reiches unterworfen, ihm zum erstenmale in der Welt seine Stellung in einer Rechtsverfassung gegeben und Begriff und Aufgabe der Staatsbahnen zu einer dauernden Kategorie in Recht und Politik erhoben hatte. Kaiser Friedrich III. war es, dem es neben seinem grossen Vater vergönnt war, die staatswirtschaftlichen Erfolge dieses Bahnwesens nicht bloss vom Standpunkte eines Strategen, sondern auch von dem eines Staatsmannes zum Ausdruck zu bringen. Lange und schwer hat das deutsche Bahnwesen darum kampfen müssen, sich zuerst aus seiner Ab-

hängigkeit vom Kapital und dann aus seiner administrativen Unterordnung zu der Stellung zu erheben, auf welcher es jetzt als einer der grössten Faktoren nicht bloss der Volkswirtschaft, sondern des gesamten Staatslebens steht. Sagen wir es kurz: das, was Kaiser Wilhelm I. gewollt, und dessen Erfüllung Kaiser Friedrich III. so schön und so feierlich anerkannt hat, das Eisenbahnwesen ist mit seinen Mitteln und seinen Anregungen aus einem Elemente der Volkswirtschaft eine selbständige Macht im Staate geworden, mit welcher nicht bloss das Heerwesen, sondern das ganze Staatswesen in unserer Zeit zu rechnen hat.« —

So Professor von Stein. Ich meinerseits trete seinen Anschauungen bei und ergänze dieselben noch bezüglich der Wirksamkeit Kaiser Wilhelm II.

7. Hat doch die Regierung unseres jetzt regierenden Königs Majestät, des fünften preussischen Königs im sechzigjährigen Eisenbahnzeitalter, in dreifacher Beziehung hochbedeutsame Erfolge aufzuweisen.

Bereits im Jahre 1873, also vor genau 25 Jahren, hatte man in Preussen versucht, dem Eisenbahnwesen eine seiner Natur, Eigenart und Aufgabe mehr entsprechende und aus dem allgemeinen Verwaltungs-Schematismus freier heraustetende Organisation zu geben. Neben den als Provinzialbehörden eingesetzten und direkt unter dem zuständigen Ministerium amtierenden Königlichen Eisenbahndirektionen wurden bei den grösseren derselben Eisenbahnkommissionen an besonderen Orten eingesetzt, in der rechtlichen Stellung von Delegationen der Provinzial-Eisenbahn-Behörden.

Anfangs hatte in Preussen das Eisenbahnwesen zum Finanzministerium gehört, bis im Jahre 1848 ein eigenes Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten gebildet und diesem das Eisenbahnwesen zugewiesen wurde. Bald wurde für letzteres auch eine eigene Abteilung eingerichtet. So blieb es bis zum Jahre 1878, in welchem durch Allerhöchste Verordnung vom 7. August unter Abtrennung von Handel und Gewerbe ein »Ministerium der öffentlichen Arbeiten« gebildet wurde, dem nunmehr die oberste Leitung der Staatsbahnen übertragen wurde. Eine der ersten Aufgaben desselben war eine bessere Ordnung der provinziellen Eisenbahnverwaltung. Waren auch die ersten

im Jahre 1850 ergangenen allgemeinen Bestimmungen über die Organisation der provinziellen Eisenbahnbehörden schon im Jahre 1867 erheblich umgestaltet worden, so war auch hierbei noch die behördliche Kollegialverfassung bestehen geblieben, was für das Eisenbahnwesen nicht passte. Der weitere soeben erwähnte, im Beginn des Jahres 1873 gemachte Versuch, für die lokale Verwaltung an Stelle ausführender Oberbeamten Königliche Behörden — Eisenbahnkommissionen — einzusetzen, führte auch nicht zum erwünschten Ziele.

So fiel dem im Jahre 1878 eingesetzten »Ministerium der öffentlichen Arbeiten« die ausserordentlich schwierige und grosse Aufgabe zu, vor weitergehender Durchführung der Verstaatlichung erst eine für das grosse preussische Eisenbahnnetz passende gänzliche Neuordnung der Verwaltung durchzuführen.

Es geschah dies sofort und fand im Jahre 1879 einen gewissen Abschluss. Der Grundgedanke dieser neuen Organisation war die Decentralisation, aber unter voller Wahrung des bureaukratischen Systems. Für die lokale Verwaltung wurden dabei den vergrösserten Königlichen Eisenbahndirektionen direkt unterstellte Zwischenbehörden, »die Königlichen Eisenbahn-Betriebsämter eingesetzt. Unter dieser Organisatiton vollzog sich die Verstaatlichung, es wurde aber auch unter *ihr nicht* ein erwünschter, der Eigenart des Eisenbahnwesens entsprechender Zustand erreicht. Letzteres geschah erst mit der gegenwärtigen, seit dem Jahre 1895 bestehenden Organisation, welche die Zwischenbehörden und Abteilungen aufhob und an Stelle kollegialer Verwaltung die persönliche Verantwortlichkeit des Einzelnen weiter durchführte. Das Beispiel hierfür gaben erprobte Einrichtungen der Reichseisenbahnen in Elsass-Lothringen. Hierin ist die *eine grosse That* der jetzigen Regierung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens zu erkennen und es hat auch nicht lange gedauert, bis sich deren Einfluss bei den anderen deutschen Staatseisenbahnverwaltungen geltend gemacht hat.

Eine zweite bedeutsame Entwickelungserscheinung seit der Regierung Kaiser Wilhelms II. auf dem Gebiete der deutschen Eisenbahnen ist der »Ankauf der Hessischen Ludwigsbahn« unter *Begründung einer preussisch-hessischen Betriebsgemeinschaft.* Es hat sich hiermit zweifellos ein für die preussische und deutsche Eisenbahnpolitik hochwichtiges Ereignis vollzogen, zugleich ist dadurch eine ganz neue Form der Ver-

staatlichung einerseits und der dauernden Interessengemeinschaft mehrerer Bundesstaaten in Beziehung auf ihren Eisenbahnbesitz andererseits begründet worden. Fast könnte man meinen, der Grundgedanke des früheren Zollvereins sei mutatis mutandis auf das Eisenbahnwesen übertragen worden. Nicht Wenige und besonders Eingeweihte neigen auch der Ansicht zu, es habe hiermit eine neue vorbildliche Form für die Zusammenlegung des gesamten deutschen Eisenbahnbesitzes und der Möglichkeit der Einheitlichkeit in Betrieb und Verwaltung gefunden werden sollen, nachdem, wie ich ausführlich dargestellt habe, das Reichseisenbahnwesen sich als unerreichbar erwiesen hat.

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen über die Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn gelangten die beiden Staaten Preussen und Hessen zum Abschluss des Staatsvertrages vom 23. Juni 1896, welcher die Eigentumsverhältnisse nach dem Grundsatze ordnete, dass eine territoriale Aufteilung zu erfolgen habe. Sodann trat mit dem 1. April 1897 die gemeinschaftliche Verwaltung aller den beiden Staaten gehörigen Eisenbahnen, nicht nur der den Ausgangspunkt bildenden Hessischen Ludwigsbahn, ein. Seitdem erfolgt der Betrieb aller zur Gemeinschaft vereinigten Bahnen beider Staaten in der Weise, dass sämtliche Einnahmen und Ausgaben, mit alleiniger Ausnahme aller Arten von Steuern, als gemeinsame anzusehen sind und der Überschuss der Einnahmen über die Ausgaben nach einem besonders vereinbarten Teilungsmassstabe unter beide Staaten dauernd verteilt wird. Was die Verwaltung betrifft, so sind innerhalb des ganzen Gemeinschaftsgebietes und für die Centralleitung die für die preussischen Staatseisenbahnen bestehenden Verwaltungsgrundsätze massgebend. Der hessischen Regierung ist das Recht vorbehalten, bei der Königlich Preussischen und Grossherzoglich Hessischen Eisenbahndirektion zu Mainz 5 und bei der Königlichen Eisenbahndirektion zu Frankfurt a. M., welcher die oberhessischen Strecken zugeteilt wurden, 2 hessische Direktionsmitglieder zu ernennen. Ferner ist mit Rücksicht darauf, dass das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Eigenschaft der Centralbehörde der Gemeinschaftsverwaltung hat, der Eintritt eines hessischen vortragenden Rates in das genannte preussische Ministerium erfolgt. Auch wird von den Beamtenstellen eine ziffernmässig bestimmte Zahl mit hessischen Beamten besetzt. Bezüglich der rechtlichen Vertretung der so begründeten Ge-

meinschaft besagen die Motive zur Landtagsvorlage, dass für die in preussisches Eigentum übergegangenen preussischen, hessischen und bayerischen Strecken der preussische, für die in hessisches Eigentum übergegangenen hessischen und badischen Strecken der hessische Fiskus das zu vertretende Rechtssubjekt darstellen.

Es hat diese, in staatsrechtlicher Beziehung vielleicht ein Unikum darstellende Gemeinschaft wohl noch am meisten Ähnlichkeit mit der in den Mauern Erfurts domizilierenden Generaldirektion des Thüringischen Zoll- und Steuervereins.

Aus der Regierungszeit unseres jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät bitte ich schliesslich wenigstens noch eine dritte hochwichtige Massnahme auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens behandeln zu dürfen, welche mich zugleich zum Ausgangspunkt meiner Abhandlung zurückführt und deren Betrachtungskreis gewissermassen schliesst. Unterm 28. Juli 1892 trat in Preussen ein »Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen« in Kraft, welches seitdem unter der abgekürzten Bezeichnung »Kleinbahngesetz« seine Wirksamkeit entfaltet hat.

Durch dieses Gesetz wurde eine neue Form von Schienenstrassen zur Befriedigung vorhandener Verkehrsbedürfnisse eingeführt. Während die unter der Reichsverfassung und damit der Reichsgesetzgebung oder doch der Mitwirkung des Bundesrats und unter Vereinbarungen der Bundesstaaten stehenden eigentlichen Eisenbahnen — Haupt- und Nebenbahnen — den hieraus sich ergebenden allgemein giltigen Ordnungen und Gesetzen unterworfen sind, liegen die Verhältnisse bei den Kleinbahnen wesentlich anders. Sie umfassen, wie die Zeitschrift für Kleinbahnen vom Jahre 1894 zutreffend ausführt, das weite Zwischengebiet von der gewöhnlichen Vekturanz der Strassen und Landwege bis zu den eigentlichen Eisenbahnen im vorhin geschilderten Sinne der Reichsverfassung. In solchem Sinne sind die Kleinbahnen keine Eisenbahnen. Im Bereiche dieser Kleinbahnen sind alle Arten der Motoren, nicht bloss der Dampf, alle Arten des Verkehrs, alle Stufen der wirtschaftlichen Bedeutung denkbar. Hier kann kaum von einem Netz überhaupt, viel weniger von einem einheitlichen Netz die Rede sein. Für sie gilt als ausschlaggebender Gesichtspunkt: »mit möglichst geringen Mitteln, in möglichst einfacher Weise vorhandenen Verkehrsbedürfnissen geringerer Bedeutung zu genügen«. Da diese Verhältnisse natur-

gemäss überall recht verschieden sein können, so muss beim Kleinbahnwesen der Eigenart der Verhältnisse, des Landesteils und der zu befriedigenden Bedürfnisse ganz besonders Rechnung getragen werden.

Auch auf diesem Gebiete ist, gleichwie im Jahre 1838 mit dem Gesetze vom 3. November, der preussische Staat schöpferisch vorgegangen. Er hat, nachdem die Verstaatlichung der unter dem Gesetze vom 3. November 1838 stehenden eigentlichen Eisenbahnen zur Hauptsache abgeschlossen und nachdem auch das Netz der Nebenbahnen unter Staatsverwaltung gestellt und auf die noch erforderliche Ergänzung durch Spezialgesetze verwiesen ist, nunmehr im Wege des Kleinbahngesetzes für die weitere Befriedigung mehr örtlicher Bedürfnisse eine allgemeine und grundsätzliche Regelung geschaffen. Nehmen diese Bahnen dritter Ordnung in Preussen hiernach an dem eigentlichen allgemeinen Eisenbahnrechte nicht Teil, so hat doch sofort eine besondere rechtliche Regelung stattgefunden. Hat der Staat diese Bahnen letzter Ordnung in das staatlich zu verwaltende Eisenbahnnetz nicht aufgenommen, so hat er doch für eine ausgiebige staatliche Förderung gesorgt. Entgegenkommende Abmessung der Rechte und Pflichten des Unternehmers in Bezug auf Bau und Betrieb der Bahn, Erleichterung bei Erteilung der Genehmigungen, Erlaubnis der Benutzung öffentlicher Strassen und Wege, Zusage des Anschlusses an andere Kleinbahnen und auch an eigentliche Eisenbahnen, erhebliche Beschränkung der Anforderungen, welche im Interesse der Landesverteidigung und der Reichspostverwaltung bei Eisenbahnen gefordert werden, weitgehende Freiheit in der Bemessung und Feststellung der Beförderungspreise, Vergünstigungen und staatsseitige Unterstützungen bei Beschaffung der Geldmittel zum Bau: das etwa sind die hauptsächlichsten Förderungen, welche dem Kleinbahnwesen grundsätzlich zu Teil geworden sind. — Noch zögern die übrigen deutschen Staaten, diesem Vorgehen zu folgen, jedoch sind Ansätze in gleicher Richtung sowohl in Bayern als in Sachsen zu erkennen.

Ich eile zum Schlusse. Das Archiv für Eisenbahnwesen vom Jahre 1892 führt bei einer Betrachtung über das Kleinbahngesetz wörtlich Folgendes aus:

> »Schärfer, als in anderen Ländern, heben sich in Preussen die einzelnen Phasen der Entwickelung des Eisenbahn-

wesens gegen einander ab. Zunächst galt es, durch die Verbindung der Hauptorte des Landes unter einander und mit denen der Nachbarländer mittels Eisenbahnen ein zusammenhängendes Netz herzustellen, welches vermöge seiner Beschaffenheit und seiner Einrichtungen auf allen seinen Gliedern nicht nur einen einheitlichen, sondern auch im wesentlichen gleichartigen Betrieb gestattete. Bis gegen Ende des achten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts baute man fast ausschliesslich Eisenbahnen, welche bestimmt waren, an der Vermittelung des grossen Verkehrs teilzunehmen und deshalb in thunlichst vollkommener Weise hergestellt werden mussten. Erst um diese Zeit ging man in grösserem Umfange dazu über, im Anschluss an das Netz dieser Eisenbahnen erster Ordnung, jetzt Haupteisenbahnen genannt, Bahnen zweiter Ordnung, Nebenbahnen, zu bauen, welche hauptsächlich die Verbindung der abseits des Hauptnetzes gelegenen Orte von erheblich wirtschaftlicher Bedeutung mit diesen bezweckten. Da es sich dabei um Verkehrsbedürfnisse minderen Grades handelte, konnten die an die Hauptbahnen in Betreff des Baues und Betriebes zu stellenden Anforderungen für diese Bahnen erheblich ermässigt werden. Gleichwohl wurden dieselben als Eisenbahnen im rechtlichen Sinne angesehen, welche sich qualitativ von den Haupteisenbahnen nicht unterscheiden. Soweit die Nebeneisenbahnen an das Staatsbahnnetz anzuschliessen waren, erachtete es der Staat meistenteils als seine Aufgabe, sich dem Bau und Betriebe derselben zu unterziehen, und er ist derselben im vollen Masse gerecht geworden, so dass seit Beginn des neunten Jahrzehnts von ihm mehr als 6000 km Nebenbahnen ins Leben gerufen worden sind.«

Dieser Entwickelung in Preussen entspricht im grossen und ganzen die Entwickelung in dem übrigen Deutschland.

Die gegenwärtige Ausdehnung des Eisenbahnwesens in Deutschland, abgesehen von den preussischen Kleinbahnen, umfasst 31910 km Haupt- und 16400 km Nebenbahnen, zusammen 48310 km. — Hiervon stehen unter der Verwaltung des preussischen Staats 19020 km Haupt- und 9170 km Neben-, zusammen 28190 km Eisenbahnen.

In Preussen stehen daneben noch die vorhin im allgemeinen

behandelten Kleinbahnen im Betriebe. Es sind dies Privatanschluss-, Gruben- und Hütten-, Strassen-, Kreis- und Gemeinde- und sonstige dem engeren örtlichen Verkehr dienende Kleinbahnen, ganz gleich, ob sie mit Dampf, Elektrizität, tierischer oder sonstiger Kraft betrieben werden, schmal- oder normalspurig gebaut sind, ob sie nur dem Personen- oder auch dem Güterverkehr zu dienen haben.

Nach dem diesjährigen Januarheft der Zeitschrift für Kleinbahnen ist seit dem Bestehen des Gesetzes vom 28. Juli 1892 immer deutlicher das Bestreben hervorgetreten, nicht bloss den bisherigen Betrieb von Kleinbahnen mit Pferden immer mehr durch elektrischen Betrieb zu ersetzen, sondern auch, besonders im Westen, neue, dem Personenverkehr dienende Kleinbahnen von vornherein mit elektrischen Betriebsmitteln auszustatten. Sodann ist der Wunsch zu erkennen gewesen, vornehmlich der Kreise, die Landwirtschaft treiben und mehr oder weniger der Eisenbahnen im Sinne des Gesetzes vom 3. November 1838 entbehren, mit Hülfe von Staatsunterstützungen aus den durch die Etatgesetze von den Jahren 1895 bis 1897 zur Förderung des Baues von Kleinbahnen bereit gestellten Mitteln von zusammen 21 Millionen Mark sich dieses Verkehrsmittels zu versichern.

Das Netz der in Preussen vorhandenen Kleinbahnen hat sich dementsprechend fortgesetzt vermehrt. Es sind nach einer Auskunft, welche der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten in der 65. Sitzung des Preussischen Landtages am 25. April cr. gegeben hat, von derartigen Bahnen bereits 120 mit 2705 km Länge ausgeführt und im Betriebe, 60 mit 1245 km Länge noch in der Ausführung begriffen oder doch in Vorbereitung.

Von den bereits im Betriebe befindlichen trifft vorerst nur eine, die hiesige elektrische Strassenbahn, auf den Regierungsbezirk Erfurt, dagegen sind mehrere dergleichen in Vorbereitung. In dem ganzen Bezirk, welcher der Königlichen Eisenbahndirektion Erfurt unterstellt ist und im ganzen 1059 km Haupt- und 608 km Nebenbahnen umfasst, stehen, abgesehen von einer grossen Anzahl Privat-Anschlussbahnen, nur in Erfurt, Zeitz und Naumburg vorerst eigentlich Kleinbahnen im Betriebe, die Kleinbahnen Wernshausen–Herges-Vogtei und Brotterode–Kleinschmalkalden befinden sich noch im Bau.

Es könnte diese geringe Ausdehnung des Kleinbahnwesens auffällig erscheinen, es ist aber dabei zu beachten, dass die grössere Hälfte des Direktionsbezirks in ausserpreussischen Gebieten be-

legen ist, wo ein Kleinbahngesetz nicht besteht, wennschon ähnliche Bahnen, wie die elektrischen Strassenbahnen in Gera, Gotha und Eisenach vorhanden sind. Ausserdem ist im Direktionsbezirk Erfurt bisher in so hervorragender Weise auf die Erbauung von Nebenbahnen Bedacht genommen worden, dass die Befriedigung durch Kleinbahnen zurücktreten konnte.

So ist — und dies führt mich auf den Ausgangspunkt zurück — als es sich um Anschluss des Gebiets um Witteroda und Dachwig an das Eisenbahnnetz handelte, die Befriedigung von vornherein nicht auf die Erbauung einer Kleinbahn verwiesen, sondern sogleich die Herstellung einer durchgehenden Nebenbahn Erfurt-Kühnhausen-Langensalza in das Auge gefasst und betrieben worden. Heut steht diese Bahn im Betriebe, sie ist zunächst in einer Weise einfach eingerichtet und betrieben, wie es dem vorhandenen sehr geringen Verkehrsbedürfnisse durchaus entspricht, für einen grösseren Durchgangsverkehr ist diese Bahn von vornherein weder notwendig noch eingerichtet. Es schliesst dies indessen keineswegs aus, dass auch diese Strecke mit dem wachsenden Verkehrsbedürfnis oder zur später etwa notwendig werdenden Entlastung anderer Strecken in nicht zu ferner Zeit eine erheblich erweiterte Betriebsgestaltung erfährt. Wie bald und in welcher Weise sich dies unter Umständen vollzieht, lässt die am 1. Oktober 1889 eröffnete benachbarte Nebenbahnstrecke Naumburg-Artern-Sangerhausen deutlich erkennen. — Ich muss schliessen!

Vielleicht hat diese meine Abhandlung einigermassen dazu beigetragen, auch die Beurteilung der Bahn Erfurt-Langensalza etwas ruhiger und sachlicher zu gestalten. Vielleicht dienen auch die von mir gegebenen Ausführungen dazu, die Beurteilung einer soeben aufgetauchten neuen Eisenbahnfrage von vornherein in angemessenen Grenzen zu halten. Ich meine, das fast täglich in einer Reihe von Zeitungen des Landes seit längerer Zeit zur Besprechung gelangende Bahnprojekt Erfurt-Rudolstadt. Es liegt mir durchaus fern, die Königliche Akademie in den Streit der Meinungen gegenüber schwebenden Tagesfragen hineinzuziehen; aber es will mir auch nicht nachteilig erscheinen, bei solchen Gelegenheiten und Betrachtungen die Gemeinnützigkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Akademie auf einem neuen Felde wirksam werden zu lassen.

Über den

Willehalm Wolframs von Eschenbach.

Vortrag,
gehalten am 21. September 1898 in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

E. Bernhardt,
Professor.

Wer sich einmal mit den Dichtungen Wolframs von Eschenbach eingehend beschäftigt hat, wird immer wieder mit Vergnügen dazu zurückkehren. Zwar sind, im ganzen wie im einzelnen, noch manche Rätsel darin zu lösen; aber die planvolle Anlage, die scharfe Zeichnung der Charaktere, die Anschaulichkeit der Schilderung, der sittlich religiöse Ernst neben liebenswürdigem Scherz, das naive Hervortreten der eignen Persönlichkeit des Dichters, ja selbst der bisweilen etwas gesuchte und schwerfällige, aber stets gedankenreiche Ausdruck gewähren dem Leser immer wieder neuen Genuss. Dem Forscher drängt sich eine unabsehbare Reihe anziehender Fragen und Untersuchungen sprachlicher und litterargeschichtlicher Art auf. Wie sehr Wolfram die Germanisten beschäftigt hat, seitdem er, namentlich durch die vortrefflichen Arbeiten von Lachmann und Bartsch, wieder zugänglich gemacht ist, beweist die grosse Zahl von Aufsätzen und Büchern, die im Laufe der letzten sechzig Jahre über ihn erschienen sind.

Ausser wenigen lyrischen Gedichten besitzen wir von Wolfram drei erzählende, den unvollendeten Titurel, den Parzival und den Willehalm. Dieser ist sein letztes Werk. Der Landgraf Hermann von Thüringen, sagt er im Eingang des Willehalm, »tet mir diz mære bekant«, d. h. er teilte ihm die französische Vorlage, das Lied von Aliscans, mit. Eine Stelle des letzten Buchs (417, 22) beweist, dass Hermann nicht mehr lebte, als dieses entstand. Sein Tod fällt in das Jahr 1216. Daraus ergiebt sich, dass der Willehalm vor 1216 begonnen und nach 1216 vollendet ward*).

*) 393, 30 wird Ottos des IV. Kaiserkronung in Rom erwähnt. Man hat daraus geschlossen, dass Wolfram die Friedrichs des II. (1220) nicht erlebt habe; allein mir scheint, dass dies aus jener Stelle nicht mit Sicherheit gefolgert werden kann.

Über Wolframs Leben, so viel oder so wenig wir davon wissen, über den Titurel und Parzival ist in jeder Litteraturgeschichte ausführlich gehandelt; dagegen ist der Willehalm, wie ich meine, unverdienter Weise, weit weniger beachtet worden und weniger bekannt. Auf dies Gedicht erlaube ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit zu lenken. Ich gedenke zuerst eine Übersicht des Inhalts zu geben, dann die geschichtliche Grundlage der Sage, das französische Gedicht Aliscans und Wolframs Verhalten gegenüber dieser seiner Vorlage zu besprechen.

Willehalm, der älteste von sieben Söhnen des Grafen Heimrich von Narbonne und seiner Gemahlin Irmengard von Pavia, wird mit seinen Brüdern von dem Vater enterbt und an Kaiser Karls Hof verwiesen, sein Glück zu suchen; seinen Besitz will Heimrich seinem Paten, dem Sohne eines treuen, im Kampfe gefallenen Lehensmanns, zuwenden. Von den Schicksalen der Brüder Willehalms will der Dichter nicht reden; aber auch von Willehalm wird zunächst nur erzählt, was zum Verständnis des Folgenden unentbehrlich ist. Aus gelegentlichen Rückblicken erfahren wir, dass er dem Kaiser Karl in Rom gedient, zum Schutze des Papstes Leo gegen die aufständischen Römer gekämpft und dabei eine Narbe »*ob der nasen*« davongetragen hat. Die französischen Gedichte berichten abweichend, dass er Rom gegen die Sarazenen verteidigt und im Zweikampfe die Nasenspitze verloren habe, daher sein Beiname »*au court nez*«; auch bei Wolfram kommt dieser Name »*ehkurneis*« vor, obwohl dies zu der Narbe »*ob der nasen*« (d. h. über der Nase) nicht recht stimmt. Wir erfahren ferner, dass er dem König Loys (Ludwig dem Frommen) bei Karls Tode wider die aufsässigen Fürsten zur Krone verholfen und seine Schwester mit ihm vermählt hat. Dann ist er von Loys mit Oransche belehnt worden, das er (vorher oder nachher?) den Sarazenen entrissen hat und hat sieben Jahre lang die südliche Mark verteidigt. Einst in heissem Kampfe gegen den heidnischen König Tybalt vom Eifer der Verfolgung hingerissen, ist er von einem andern heidnischen Fürsten Synagun gefangen und nach Tybalts Stadt Todjerne gebracht worden; hier hat er Tybalts Gemahlin Arabel kennen gelernt, zum Christentum bekehrt und entführt; sie hat in der Taufe den Namen Gyburg erhalten und sich mit Willehalm vermählt. Tybalt ruft die gesamte Heidenschaft zur Rache auf; Gyburgs Vater Terramer, der höchste aller sarazenischen Könige,

der dem Baruch von Baldac, d. h. dem Kalifen, zur Seite steht, wie in der Christenheit der Kaiser dem Papst, nimmt sich seiner Sache an, und mit dem grossen Rachezug, den die Sarazenen nach der Provence und gegen Willehalms Feste, Oransche, unternehmen, beginnt Wolframs Erzählung.

Auf dem Felde Alischanz, am Flusse Larkant, tritt Willehalm mit 20000 Streitern, die sich als Vorkämpfer des Christentums mit dem Kreuze bezeichnet haben, dem unermesslichen sarazenischen Heere entgegen. Bei ihm befinden sich viele Jünglinge aus seinem fürstlichen Geschlecht, die unter seiner und Gyburgs Obhut herangewachsen und zur Ritterschaft erzogen sind, und unter diesen zeichnet sich durch blühende Jugendschönheit und Heldenmut Vivianz, der Sohn einer Schwester Willehalms, aus. Trotz mutigster Gegenwehr erliegen die Christen der Übermacht; acht von den jungen Fürsten werden gefangen, alle übrigen Christen fallen bis auf Willehalm. Indem dieser fliehend den Rückweg nach Oransche sucht, entzieht ihn eine Staubwolke den Blicken der Verfolger, und er entkommt zunächst in die nahen Berge. Hier hält er sein Ross Puzzat an und schaut um sich: Berg und Thal sind ringsum von den zahllosen Scharen der Feinde bedeckt. Er liebkost das müde Ross und wischt ihm mit seinem kostbaren Waffenrock den Schweiss ab; dann führt er es, um den Weg nach Oransche zu erreichen, aus dem Felsengewirr hinab an den Fluss Larkant. Hier findet er unter einer Linde bei einer Quelle seinen Neffen Vivianz todwund und bewusstlos. Er bindet ihm den Helm ab und nimmt, laut klagend um den jungen Helden, sein Haupt in den Schoss. Vivianz kommt zu sich und erkennt den geliebten Oheim; dass er ihn noch einmal sehen sollte, hatte ihm der Engel Kerubin versprochen. Willehalm nimmt ihm die Beichte ab; es ist nicht viel, was Vivianz zu bekennen hat; nur dass er Willehalms und Gyburgs Pflege noch nicht vergolten habe, und dass er vielleicht seinem beim Ritterschlag gethanen Gelübde, nie vor den Sarazenen zu weichen, nicht ganz treu geblieben sei. Dann giebt ihm Willehalm eine Hostie, die zu Paris in der Kirche des heiligen German geweiht ist, und Vivianz stirbt. Bei dem Toten bringt Willehalm die Nacht zu; bei Tagesgrauen bricht er auf, um Oransche zu erreichen. Aber neue Kämpfe erwarten ihn. Er schlägt sich durch; mit Ehmereiz, Gyburgs Sohn von Tybalt, meidet er den Kampf und erwidert auch seine Schmäh- und

Drohreden nicht. Dann trifft er auf Terramers Bruder Arofel, den König von Persia; diesen tötet er, legt seine kostbare Rüstung an, und besteigt sein Ross Volatin. Trotz seiner heidnischen Tracht wird er beim Weiterreiten von den Feinden erkannt und angerannt; aber Volatins Schnelle rettet ihn in einen Wald von Kastanien und Weinreben, und so gelangt er endlich an das Thor von Oransche. Es ist geschlossen, denn schon streifen Scharen von Sarazenen durch die Umgegend. Der alte Kaplan, der das Thor hütet, erkennt den Markgrafen in der fremden Rüstung nicht und verweigert ihm Einlass; ebenso Gyburg, die herbeigerufen wird. Er muss sich erst ausweisen, indem er eine Schar von Sarazenen anfällt, die gefangene Christen vor sich her treiben, und diese befreit, und dann, indem er den Helm abnimmt und seine Narbe zeigt. Nun erfährt Gyburg von der furchtbaren Niederlage und dem Aufgebot der ganzen Heidenschaft, aber Willehalm tröstet sie: er will seine Verwandten und Freunde und den römischen König Loys um Hilfe angehen, wenn Gyburg bis zu seiner Rückkehr die Festung halten wolle; doch er sei auch bereit, wenn sie wünsche, zu bleiben und ihr Schicksal zu teilen. In der Nacht ruht Willehalm an Gyburgs Seite; in inbrünstigem Gebet ruft sie Gott um Beistand an; ihre Thränen benetzen die Wange des schlafenden Gatten und erwecken ihn. Ihr Entschluss ist nun gefasst: sie heisst Willehalm nach Hilfe ausziehen und will Oransche halten. Ihre Bitte und Warnung, er möge in Frankreich keinem Weibe seine Minne zuwenden, erwidert er durch ein Gelübde: bis er sie befreit habe, soll der Schmerz nicht aus seinem Herzen weichen, keine andere Nahrung als Wasser und Brot will er geniessen; das französische Gedicht fügt noch hinzu, dass kein Kuss seine Lippen berühren solle, dass er sein Antlitz nicht waschen, das Hemd nicht wechseln, in keinem Bette liegen will. Dann waffnet er sich, besteigt sein Ross Volatin und reitet unbehelligt mitten durch das feindliche Heer, das inzwischen Oransche umlagert hat; die Rüstung Arofels und seine Kenntnis der heidnischen Sprachen helfen ihm durch.

Oransche wird nun von den Feinden vergeblich bestürmt; Gyburg waffnet sich und die übrigen Frauen, und, um die Zahl der Verteidiger grösser erscheinen zu lassen, werden auch die Toten im Harnisch auf die Mauern gestellt. Terramers Drohungen, der ihr zwischen drei Todesarten, Ertränken, Verbrennen, Hängen die Wahl lässt, erschrecken das standhafte Weib nicht.

Inzwischen erfährt Willehalm durch zufällige Begegnung mit seinem Bruder Arnalt von Gerunde, dass König Loys zu Munleun (Laon) ein grosses Hoffest abhalten wolle; dort werde er auch seine Eltern und vier seiner Brüder treffen; Arnalt selbst sagt ihm seinen bewaffneten Beistand zu.

Es folgt nun ein besonders wirkungsvoller Teil des Gedichts, Willehalm am Hofe des Königs Loys. Vortrefflich gezeichnet ist der Gegensatz zwischen dem rauhen Kriegsmann, von gewaltiger Gestalt und grimmigem Blick, wie der des Wolfs, der in die Schafhürde schaut, mit wirrem Haar und Bart, und ungewaschenem Antlitz, auf dem der Staub des Weges und der Rost der Eisenrüstung liegt, in kostbarem, aber zerhauenem und zerstochenem Waffenrock, und anderseits dem weichlichen und unentschlossenen König Loys und seiner höfischen Umgebung. Willehalms Sinn ist auf nichts als neuen Kampf zur Rache für die Gefallenen und zum Entsatz seiner Gattin gerichtet; in Munleun aber soll eben ein glänzendes Fest gefeiert werden, in dem man sich höchst ungern durch den Ruf zu den Waffen stören lässt.

Willehalm reitet in den Hof des Königspalastes und steigt unter einem Ölbaum und einer Linde vom Ross; der Hof ist voll von Dienern und Gästen, die zum Hoffeste gekommen sind; niemand aber nimmt ihm sein Ross ab, und wie er sich nun niederlässt und den Helm abthut, weicht alles scheu von dannen. Dem König wird die Ankunft des Fremden gemeldet, und er tritt mit seiner Gemahlin ans Fenster des Palas ihn zu schauen. Die Königin, Willehalms Schwester, erkennt ihn; aber weit entfernt sich seines Kommens zu freuen, ahnt sie, dass er ein neues Heer zum Kampfe gegen die Heiden fordern, neues Ungemach bringen, das Fest stören werde. Sie befiehlt, dass niemand zu ihm hinausgehe, die Thür des Palas geschlossen, ihr Bruder, wenn er Einlass begehre, abgewiesen werde.

Da tritt zu Willehalm Wimar, ein reicher Kaufmann aus der Stadt Munleun, und bietet ihm seine Gastfreundschaft. Er führt ihn in sein Haus, aber die köstlichen Speisen, die der gastliche Wirt ihm vorsetzt, Pfau, Fasan, Kapaun, Lampreten und Rebhühner, verschmäht Willehalm; er nimmt nur Wasser und Brot und liegt zur Nacht auf einer Streu, schlaflos, von zornigen Gedanken und Vorsätzen bewegt. Seinen Namen hat er dem Wirt schon am Abend genannt; am Morgen legt er seine Waffen an

und thut dem erschrockenen Mann seine Absicht kund, den König das Schwert fühlen zu lassen. Er reitet in den königlichen Hof und bindet sein Ross an den Ölbaum; da kommt ihm doch der Gedanke, dass Gewaltthat am König sein Vorhaben vereiteln würde, und er beschliesst zunächst die Ankunft seiner Eltern und Brüder zu erwarten. Wimar ist ihm nachgeeilt und verbreitet unter den Anwesenden die Kunde, wer der Fremdling sei; da läuft alt und jung herbei, ihn zu sehen, und mancher »werte« Mann bietet ihm seinen Gruss; aber des Markgrafen Gegengruss ist grimmig.

Nun erscheint Loys mit der Königin im Palas; mit den Gästen tritt ungeheissen Willehalm ein und setzt sich, das Schwert im Schosse. Die Schar der Höflinge und Gäste betrachtet ihn mit feindseligen, scheuen Blicken; sie wünschen ihn weit weg nach Kanach oder Assim oder in die Hitze zu Alamansura, in das Eis von Scandinavia, oder auf die Insel Palaker im Lebermeer; dann würde er von dem König keine neue Heerfahrt nach dem vermaledeiten Oransche verlangen; Loys solle ihm statt dessen Vermandois oder Arras geben, dann wäre Ruhe.

Jetzt treten Heimrich und Irmengard und vier Brüder Willehalms in den Saal und werden von Loys und der Königin feierlich begrüsst. Im Vertrauen, dass diese ihm helfen werden, erhebt sich Willehalm und tritt vor den König. Um Heimrichs willen, der bei ihm sitze, wolle er ihm kein Leid thun; aber er erinnert ihn mit bitteren Worten an die Dienste, die er seinem Vater Karl und bei der Thronbesteigung ihm selbst geleistet habe; sieben Jahre habe er sodann in der Südmark das Reich gehütet, ohne einen seiner Brüder oder seine Eltern zu sehen.

Die vier Brüder Willehalms springen auf, begrüssen und umarmen ihn und bitten ihn in seinem Zorn Mass zu halten. Loys selbst bekennt sich zu Dank verpflichtet; was in seinem Reiche Willehalm begehre, Gabe oder Lehen, sei er ihm zu gewähren bereit. Aber die Königin widerspricht: »Wehe, wie wenig würde uns dann bleiben! Ich wäre die erste, die er vertriebe. Mir ist lieber, dass er von uns, als dass wir von ihm Gnade begehren.« Dies Wort reizt Willehalm zum heftigsten Zorn; er reisst der Königin die Krone ab, fasst sie an den Zöpfen und will ihr das Haupt abschlagen; aber seine Mutter Irmengard wirft sich dazwischen, die Königin entwindet sich mühsam seinen Händen und flieht in ihre Kemnate, deren Thür sie mit eisernem

Riegel verwahrt. Loys wäre lieber zu Estampes oder Paris oder Orleans, als hier vor seinem zornigen Schwager.

Nun tritt der alte Heimrich zu seinem Sohne, ihn zu begrüssen, und Willehalm berichtet die Ereignisse von Alischanz und Oransche, schildert seine Not und bittet um des Vaters Hilfe, die ihm zugesagt wird. Sein Bericht ruft allgemeine Wehklage hervor; Willehalm aber ergeht sich wieder in Schmähungen gegen seine Schwester, die Königin. Der Eintritt der schönen Königstochter Alyze unterbricht ihn, sie fällt dem zornigen Oheim zu Füssen und bittet ihn um Verzeihung für ihre Mutter; Willehalm hebt sie auf und willfahrt ihrer Bitte. Irmengard sendet nun Alyze mit zwei Rittern zur Königin; wenn ihr nicht zu Herzen gehe, was bei Oransche geschehen sei, dann sei ihre weibliche Ehre zergangen, und niemand werde ihr ferner vertrauen. Sie selbst sagt Willehalm zur Ausrüstung einer Heerfahrt nach Oransche reiche Beisteuer aus ihrem Schatze zu; ja, sie will selbst den Harnisch anlegen und mitziehen.

Alyze hat indes mit ihren Begleitern die Königin aufgesucht, sie über Willehalms Zorn beruhigt, und ihr erzählt, wie es um Oransche steht. Tief erschüttert von dieser Kunde, ist die Königin nunmehr entschlossen Willehalm zu helfen. Sie kehrt in den Palas zurück und fällt mit ihren vier Brüdern dem König, Hilfe für Willehalm erflehend, zu Füssen. Loys antwortet zunächst noch ausweichend, er wolle ihre Bitte erwägen; sie selbst aber verheisst aus ihrem Schatze reichen Sold jedem, der nach Oransche ziehe; ebenso versprechen ihre Brüder Bernhart von Brubant, Bertram, Gybert, Buove feierlich ihren Beistand.

Nachdem die Sache soweit geordnet ist, fordert Heimrich den König Loys auf das Hoffest nicht zu unterbrechen. Bei dem festlichen Mahle sitzt auch Willehalm am Tisch, aber er geniesst nur Wasser und Brot. Auf sein Ersuchen wird der Kaufmann Wimar zur Königstafel geladen und reich beschenkt. Nach beendetem Mahle glaubt Willehalm, jetzt, wo der König »satt« sei, sei die rechte Zeit sein Gesuch zu erneuern; er erinnert ihn an die Bedrängnis der Mark und an seine königliche Ehrenpflicht die Seinen zu beschützen. Als aber Loys abermals antwortet, er wolle sich beraten, springt Willehalm über den Tisch und tritt drohend vor ihn: »Beraten?« ruft er ihm zu; »wollt ihr's nicht schnell thun, so seid ihr nicht Karls Sohn.« Wer werde noch sein Lehensmann sein wollen, wenn er nicht

des Herren oberste Pflicht erfülle? Er für seine Person gebe seine Lehen auf. Seine Brüder umringen ihn und bewegen ihn dies Wort zurückzunehmen. Loys aber wird endlich durch erneute Bitte der Königin und Heimrichs Mahnung an seines Vaters Karl Heldenmut und die Ehre des Reiches bewogen das Reichsheer aufzubieten; »durch mîn selbes prîs,« sagt er, d. h. um seiner eigenen Ehre, nicht um Willehalms willen. Binnen zehn Tagen soll sich das Heer vor Munleun sammeln; bis dahin weilt Willehalm notgedrungen und ungeduldig am Hofe als Gast seiner Schwester.

Nun tritt eine neue Gestalt in den Vordergrund der Handlung, der starke Rennewart. Er ist, wie wir im Verlaufe der Erzählung erfahren, ein Sohn des Heidenkönigs Terramer, also Bruder Gyburgs. Kaufleute haben ihn als Kind entführt und wegen seiner Schönheit dem König Loys geschenkt, der ihn seiner gleichaltrigen Tochter Alyze als Gespielen zugesellt hat. Loys will ihn taufen lassen, aber der Knabe weigert sich; die Taufe sei ihm nicht »geslaht«, d. h. in seinem Geschlecht nicht üblich; darauf wird er von Alyze getrennt und zum Küchendienst verurteilt, den er zwar mit geheimem Unmut über seine Erniedrigung, aber doch geduldig verrichtet. Er hat die Stärke von sechs Männern oder drei Maultieren und macht sich dem Küchenmeister sehr nützlich. Sinnig vergleicht ihn der Dichter in seiner wunderbaren jugendlichen Schönheit, seiner ärmlichen Kleidung und seinem »küchenfarbenen« Antlitz mit dem Gold im Pfuhl, dem Edelstein im Russ, deren Glanz sich verbirgt, aber nicht erlischt, mit dem jungen Adler, der, dem Neste entflogen, auf dürrem Aste sitzt, an anderen Stellen mit der tauigen Rose oder Rosenknospe, die aus ihrer rauhen Hülle leuchtend hervorbricht. Durch diese seine Schönheit gleicht er dem jungen Parzival, ebenso durch seine jugendliche »Tumpheit«, d. h. Unerfahrenheit und Mangel an ruhiger Überlegung, die den Spott seiner Umgebung reizt, aus der sich aber der innere Wert, der angestammte Heldenmut hervorarbeitet. Tief im Herzen verschlossen trägt er die Liebe zu seiner Jugendgespielin, der schönen Königstochter, der er einzig seine Abkunft mitgeteilt hat, und deren er sich würdig zu machen hofft. Freilich bricht noch manchmal, mit gleichsam elementarer Gewalt, zornige Leidenschaft in ihm los.

Während Willehalm in Munleun verweilt, sieht er Rennewart eines Abends, wie er Wasser über den Hof tragend die Necke-

reien der übermütigen Knappen, die hier ihre Übungen treiben, erst geduldig erträgt, dann aber furchtbar rächt, indem er einen von ihnen an einer Säule zerschmettert. Er erbittet sich den sonderbaren Gesellen vom König, der ihn auf Alyzens Fürbitte überlässt. Rennewart wird nun zu Willehalm gerufen, dessen französische Anrede er nicht erwidert; als aber jener »Caldeis und Coati« (chaldäisch und coptisch?) zu ihm spricht, giebt er bereitwillig Antwort und bekennt sich als Sarazenen von vornehmer Abkunft. Mahomet habe ihm nicht geholfen, und so halte er sich jetzt, wenn auch ungetauft, an Christ; zugleich drückt er den Wunsch aus, aus seiner jetzigen Erniedrigung sich zu erheben, was ihm Willehalms Herz gewinnt. Er tritt in des Markgrafen Dienst und wird neu gekleidet; ritterliche Waffen und ein Ross verschmäht er, dagegen erbittet und erhält er eine hagenbuchene, mit Eisen beschlagene Stange, so schwer, dass sechs Männer sie nicht forttragen können.

Das Reichsheer hat sich vor Munleun versammelt und bricht auf; Loys mit Frau und Tochter geleitet es bis Orleans und übergiebt die Reichsfahne und den Oberbefehl mit Zustimmung der Fürsten dem Markgrafen Willehalm.

Beim Aufbruch von Munleun lässt Rennewart, der sich verschlafen hat, in der Eile seine Stange in der Küche liegen; von Willehalm erinnert, kehrt er um, sie zu holen. Die Köche, merkt er, haben sie weggetragen; da sprengt er mit gewaltigem Fusstritt die Küchenthür, erschlägt den Küchenmeister, mit dem er schon am Abend vorher einen Strauss gehabt hat, findet die Stange und eilt dem Heere nach. Bei Orleans verabschiedet er sich von Loys, der Königin und Alyze, die ihn bittet, ihrem Vater zu verzeihen, was er ihm Unrecht gethan habe, und ihn mit einem Kusse entlässt; auch den Wunsch, dass ihn sein Adel bewahren und aus seiner Niedrigkeit emporheben möge, giebt sie ihm mit.

Indem Willehalm mit dem Reichsheer sich seiner Festung nähert, erblickt er bei Nacht am Himmel einen Feuerschein, der ihn sehr besorgt macht. Nicht mit Unrecht; in Oransche ist von den Heiden die äussere Stadt erstürmt und angezündet worden; nur die Burg Glorjet hat sich gehalten. Terramer hat mit Gyburg vergeblich unterhandelt, um sie ihrem früheren Glauben und ihrem ersten Gatten wiederzugewinnen; sie hat sich, um die Wahrheit des Christentums zu erweisen, auf die Wunder

der Schöpfung, auf die Bibel, Plato und die Sibylle berufen, Terramer aber nichts von einem Heiland wissen wollen, den sein eignes Volk gekreuzigt habe. Dann haben die Sarazenen noch einen Sturm auf Oransche unternommen, mit dem eben erwähnten Erfolg, und sind darauf, weil die Umgebung der Stadt durch Leichengeruch verpestet und gänzlich verödet ist, auf einige Zeit nach Alischanz ans Meer zurückgekehrt. Den Feuerschein der brennenden Stadt hat Willehalm wahrgenommen.

Er sprengt seinem Heere voran; Rennewart, zu Fuss, bleibt ihm zur Seite; Gyburg, die selbst die Schlüssel verwahrt, öffnet das Thor, nachdem sie ihren Gemahl, diesmal an der Stimme, erkannt hat. So sind die Gatten wieder vereinigt, und Gyburg kann den Harnisch ablegen. Das Heer, das Loys dem Markgrafen mitgegeben hat, lagert sich vor der Stadt, und noch an demselben Tage kommen auch Willehalms Vater und seine Brüder aus ihren Landen herangezogen; der Feuerschein hat auch sie zur Eile getrieben. Zuletzt stellt sich der jüngste der Brüder ein, Heimrich der schetis, d. h. der arme, mit seinem Freunde, Schilbert von Tandarnas, zwei fahrende Ritter, ohne anderen Besitz als ihre Waffen; sie haben im Solde Venedigs gegen den Patriarchen von Agley (Aquileja) gestanden und sind auf die Kunde von Terramers Einfall in die Mark herbeigeeilt.

Willehalms Verwandte und die Fürsten aus dem französischen Heere werden nun zur Tafel nach Glorjet geladen. Gyburg sitzt neben dem alten Heimrich, dem sie ihr Herz ausschüttet; sie klagt unter Thränen über das um ihretwillen auf beiden Seiten vergossene Blut. Ihr Schwiegervater tröstet sie, preist ihre Treue und Standhaftigkeit und mahnt sie vor den Gästen ihre Trauer zu verbergen.

Auch Rennewart tritt in die Halle und lehnt seine grosse Stange an einen Pfeiler des Gewölbes. Auf Willehalms Geheiss begrüsst er mit gebührendem Anstand Heimrich und Gyburg; am Ende der Tafel neben Gyburg auf dem Teppich weist ihm Heimrich seinen Platz an. Obgleich sie höher sitzt, überragt er sie mit dem Haupte; sie sehen sich so ähnlich, wie zwei Abdrücke eines Siegels; nur ist Rennewart seit Alyzens Kuss der Bart gewachsen. Die Speisen und die starken Weine munden ihm vortrefflich; aber der Wein benimmt ihm die »Kiusche«, d. h. Sanftmut und Selbstbeherrschung. Als mutwillige Knappen sich mit seiner Stange zu schaffen machen dass sie klirrend zu Boden fällt,

springt er auf, ergreift die Stange und schlägt nach einem der Necker, der sich hinter einer Säule geborgen hat, dass die Funken aus dem Marmor bis an die Decke sprühen. Viel schlimmer aber ergeht es dem Küchenmeister. Am nächsten Morgen soll das Mahl früh bereit sein, und die Köche sind während der Nacht in emsiger Thätigkeit; Rennewart hat sich, die Stange unter dem Haupte, in der Küche gebettet. Da nimmt der Küchenmeister einen Brand aus dem Herdfeuer und versengt dem Schlafenden den jungen Bart, auf den er so stolz ist, und die Lippen. Rennewart packt ihn, bindet ihn und wirft ihn ins Feuer. »Herr Vogelweid von Braten sang, dieser Braten war dick und lang«; so scherzt Wolfram, auf einen Spruch Walthers anspielend, der, etwa dreizehn Jahre vorher, die Köche, d. h. die Berater des Königs Philipp, gemahnt hatte, den Fürsten den Braten länger und dicker zu schneiden, d. h. sich freigebiger zu erweisen. Die anderen Köche entweichen erschrocken, Rennewart bleibt allein in der Küche und klagt über die neue ihm zugefügte Schmach und sein eines Königssohnes unwürdiges Geschick. Niemand wagt die Küche zu betreten; da schickt Willehalm Gyburg, die den Zornigen leicht beruhigt und in ihre Kemnate führt. Ihr Herz ahnt, seit sie Rennewart gesehen hat, dass er ihrem Geschlecht angehöre; aber so fügsam er sonst gegen sie ist, über seine Geburt weigert er sich ihr Auskunft zu geben; nur dass er ein Sarazene und aus fürstlichem Stamme sei, erfährt sie; auch einer Schwester erwähnt er, vor deren Schönheit der Sonne Glanz erlosch; Gyburg sei ihr ähnlich. Dem Markgrafen, erklärt er, sei er zu jedem Dienst bereit, räche er doch damit sein eignes Leid, die Vernachlässigung von Seiten seiner Verwandten. Gyburg versieht ihn mit einer kostbaren Rüstung; er legt sie an; nur das Schwert will ihm nicht behagen, es dünkt ihm zu leicht, und seine Stange ist ihm lieber; doch nimmt er es schliesslich an.

In dem Kriegsrate, der dem Aufbruch vorangeht, erinnert Willehalm daran, dass die zwölf höchsten Würdenträger des Reiches, also die sogenannten Pairs, ihm die Hilfe des Reiches zugesagt haben, als er mit seiner Mark belehnt ward; auch an die Pflicht des ritterlichen Gelübdes und den doppelten Lohn, der des Tapferen in diesem Kriege gegen die Heiden warte, den Himmel und edler Frauen Gruss. Von den französischen Fürsten sind viele geneigt nun, da Oransche entsetzt ist, ohne weiteren Kampf heimzukehren und die Gefangenen loszukaufen. Auf

erneute Mahnung der Brüder Willehalms lassen sie sich jedoch bereit finden, den Heiden eine Schlacht zu liefern, und legen zum Zeichen ihres Entschlusses das Kreuz an. Zuletzt erhebt sich Gyburg zu einer merkwürdigen Rede: sie empfiehlt den Kriegern für den Fall des Sieges Schonung und Barmherzigkeit gegen die Heiden, die auch Gottes »hantgetât« d. h. Geschöpfe seien. Heiden seien auch Adam, Elias, Enoch, Noah, Hiob gewesen; drei heidnische Könige hätten Christus an der Mutterbrust die erste Gabe dargebracht; also nicht alle Heiden seien zu ewiger Verdammnis bestimmt; Heiden seien ja auch die Kinder der Christen bis zur Taufe. Sich selbst bezeichnet sie als die unschuldige Ursache des Krieges durch Gottes Fügung; ihr aus Überzeugung erfolgter Übertritt zum Christentum habe sie bewogen Willehalm zu folgen; weltliche Liebe habe sie auch in der Heimat genossen, einen untadligen Gemahl und süsse Kinder um Christi willen verlassen.

Das glänzende kriegerische Schauspiel des nun folgenden Auszugs nimmt Rennewarts Sinne so gefangen, dass er seine Stange zum zweiten Male vergisst; Willehalm lässt sie holen. Aber am folgenden Morgen, beim Aufbruch aus dem Feldlager, wo das christliche Heer die Nacht zugebracht hat, widerfährt ihm dasselbe, zu seiner tiefen Beschämung. Er läuft an die Lagerstätte zurück, findet die Stange und eilt dem Heere nach. Diesmal gereicht seine Vergesslichkeit den Christen zum Glück.

Sie sind nach kurzem Marsch auf einem Berge angekommen, von wo sie das unermessliche Zeltlager der Heiden übersehen und ihre Menge abschätzen können. Da Willehalm denen, die sich der Gefahr nicht willig unterziehen, den Abzug freistellt, begeben sich von den Franzosen 15000 auf den Rückweg. Sie wollen den vergifteten Pfeilen der Heiden nicht zum Ziele dienen, sondern sich zu Hause pflegen und von den Mühen des Feldlagers erholen. Aber St. Dionys, der Schutzheilige Frankreichs, und Rennewart, der, mit der Stange dem Heere nachfolgend, ihnen ihm Engpass zu Pititpunt begegnet, verhindern die Ausführung des schmachvollen Vorhabens. Ihre Absicht erkennend, schlägt er unbarmherzig auf sie los und tötet viele, sodass sie geloben mit ihm umzukehren. Willehalm empfängt sie ohne Vorwurf, ordnet sie seiner Schlachtreihe ein, die er schon vorher in fünf Scharen geteilt hat, und giebt ihnen Rennewart zum Anführer.

Indes hat Terramer durch einen »Wartmann« den Anzug der Christen erfahren: er hofft Loys selbst unter den Feinden zu finden und freut sich, dass der Tag der Vergeltung für frühere Niederlagen und den Verlust in der ersten Schlacht gekommen sei; Oransche und Paris sollen zerstört werden, dann will er den Stuhl zu Aachen in Besitz nehmen und nach Rom ziehen; als Nachkommen des edlen Pompejus gebühre ihm die römische Krone, die Cäsar einst in Besitz genommen habe. Er teilt sein Heer in zehn Scharen; die Bilder der Götter Mahumet, Apolle, Tervigant, Cahun werden auf Wagen gesetzt und der zehnten Schar, die Terramer selbst führt, zur Obhut übergeben.

Nun beginnt die Beschreibung der Schlacht. Auf der ganzen Linie entbrennt der Streit, beide Teile kämpfen um Rache für die in der ersten Schlacht Gefallenen, für ihren Glauben, um die Minne der Frauen. Wie in den Schlachtgemälden der Ilias treten die Zweikämpfe der Anführer hervor, die auch auf die Heermassen entscheidend einwirken; doch ist ein Zusammenhang der Begebenheiten und ein übersichtlicher Gang der Handlung wohl zu erkennen; die Schilderung ist nicht, wie im französischen Gedicht, eine wirre Anhäufung von Einzelheiten. Rennewart thut sich vor allen hervor; mit den gewaltigen Schlägen seiner Stange zerschmettert er Mann und Ross zugleich; er dringt zuerst bis ans Meer, zu den feindlichen Schiffen, vor und befreit die acht jungen Grafen, die in der ersten Schlacht gefangen und in ein Schiff gebracht worden sind, versieht sie mit Waffen und Rossen und führt sie zum Kampf auf das Schlachtfeld. Noch mehrmals schwankt die Entscheidung durch das Eingreifen neuer Scharen von Heiden, die vom Meere über den Fluss Larkant herbeikommen; auch hier giebt hauptsächlich Rennewart den Ausschlag. Seine Stange zerbricht endlich, da braucht er die Faust, dann das Schwert, das ihm Gyburg gegeben hat; zu seinem Erstaunen findet er, dass es leicht und doch »strîtbære« sei. Die Heiden, immer noch tapfer kämpfend, weichen alle nach dem Meere zurück; Terramer, von Willehalm verwundet, und was sonst noch von Fürsten am Leben und nicht gefangen ist, retten sich auf die Schiffe.

So ist der Sieg gewonnen. Bernhart, Willehalms Bruder, bläst in sein Horn, gewaltig wie Roland einst in Olifant, und die Christen sammeln sich. Auf dem Schlachtfelde und im feindlichen Lager finden sie reiche Beute, auch an Lebensmitteln,

woran sie sich gütlich thun. Freude und Trauer begegnen sich in den Herzen; zuletzt überwiegt doch die Freude am Siege.

Am nächsten Morgen soll aufgebrochen werden; da ist Rennewart nirgend zu finden; Willehalm bricht in laute Klage aus um seine rechte Hand, seinen Freund, der den Preis behalten habe, dem er sein Land, sein Weib, seine und der Seinen Rettung verdanke. Sein Bruder Bernhart verweist ihm die unmännliche Klage, die dem siegreichen Feldherrn nicht wohl anstehe, und rät die ganze Gegend nach dem Vermissten durchsuchen zu lassen; möglich sei auch, dass er in die Gewalt der Heiden geraten sei; dann werde es nicht schwer fallen, ihn gegen einen der gefangenen heidnischen Fürsten einzutauschen. Es wird nun weiter erzählt, dass Willehalm diese Gefangenen ausgeliefert erhält, 25 an der Zahl; er legt sie in Ketten, nur von Matribleiz, dem König von Scandinavia, nimmt er »Sicherheit«, d. h. er giebt ihm unter Bedingungen die Freiheit: er soll die Leichen der gefallenen heidnischen Fürsten auf dem Schlachtfelde sammeln und sie zu Terramer bringen, damit sie in heimischer Erde und nach heimischer Sitte bestattet werden. Auch soll er melden, dass Willehalm Terramers Gnade und Huld gern verdienen möchte, nur nicht um den Preis seines Glaubens und seines Weibes. Unter sicherem Geleite verlässt dann Matribleiz mit seiner traurigen Last das Land Provence.

Das französische Gedicht weiss nichts von Rennewarts Verschwinden und von der Verhandlung mit Matribleiz. Es berichtet von einem weiteren Zweikampf Rennewarts mit Baudus, erzählt dann, wie Rennewart am folgenden Morgen eine grosse Schar von Heiden erschlägt, die sich in ein Bohnenfeld geflüchtet hatten, wie Willehalm seinen besten Helfer aufs heftigste erzürnt, indem er ihn nicht zu dem Festmahl in Oransche beruft, wie Rennewart durch Gyburg versöhnt wird, ihr seine Herkunft offenbart, wie er getauft und zum Ritter geschlagen wird, und wie ihm Willehalms Fürsprache zur Hand der Königstochter Alyze verhilft.

Wolframs Gedicht sah man im Mittelalter als unvollendet an, und dies ist auch heute die Ansicht der meisten Gelehrten, die sich mit der Frage befasst haben, während andere am Schlusse nichts zu vermissen behaupten. Ich glaube, man kann die Frage, ob der Willehalm vollendet sei, mit ja und mit nein beantworten. Es ist nicht selten vorgekommen, dass man einem gotischen Kirchturm, anstatt der schlanken, zierlich durchbrochenen Spitze,

die ihm zugedacht war, ein niedriges Notdach hat geben müssen, weil die Mittel oder die Lust zum Bauen versagten. So hat, glaube ich, der Willehalm einen notdürftigen Abschluss: der Einfall der Sarazenen ist abgeschlagen, der Krieg beendet. Aber ich gedenke an einem anderen Orte zu beweisen, dass die Absicht des Dichters weiter gegangen war, dass er Rennewarts Rückkehr nach Oransche, seine Erkennung durch Gyburg, seinen Ritterschlag und seine Vermählung hatte berichten wollen. Hier nur soviel: der Schluss, der Auftrag an Matribleiz, steht mit dem unmittelbar vorausgehenden Teil der Erzählung, mit Bernharts Rat Rennewart suchen zu lassen und ihn vielleicht gegen einen der Gefangenen auszutauschen, in Widerspruch. Es finden sich ferner an früheren Stellen des Gedichts unzweifelhafte Anspielungen auf Rennewarts Werbung um Alyze, auf seine Erkennung durch Gyburg und auf seinen Ritterschlag. Diese hätte der Dichter vermieden, wenn er den jetzt vorliegenden Schluss geplant hätte. Vermutungen über die Art, wie er seine Erzählung weiter zu führen gedachte, und über die Ursache, die ihn an der Vollendung hinderte, gedenke ich gleichfalls an einem anderen Orte zu geben.

Der hier gegebene Überblick über den Inhalt des Willehalm dürfte genügen, um den dichterischen Wert des Gegenstandes zu erweisen. Der Kampf zweier Völker und zweier Religionen, die Gestalten Willehalms und Rennewarts, der treuen und heldenmütigen Gyburg, der lieblichen Alyze sind gewiss geeignet unsere Teilnahme zu erwecken und unsere Spannung bis ans Ende zu erhalten. Wollen wir nun aber Wolframs Verdienst dabei ermessen, so müssen wir fragen, was in Erfindung und Darstellung sein Eigentum sei, also, wie er sich zu seiner französischen Quelle, dem Gedicht Aliscans, verhalte. Bevor wir jedoch dazu schreiten, empfiehlt es sich die geschichtliche Grundlage der Sage kennen zu lernen.

Die Sage spielt in der Provence, hier liegt Orange (Arausio), berühmt durch die Niederlage der Römer gegen die Cimbern und Teutonen und als ehemaliger Besitz des Hauses Nassau, das daher den Namen Oranien führt. Dies ist Willehalms Feste. Etwa anderthalb Tagemärsche weiter südlich, an der Nordspitze des Rhonedeltas, liegt Arles, das alte Arelate, und dicht dabei das Feld Aliscans; übrigens wird merkwürdiger Weise Arles in der Beschreibung der Schlacht weder bei Wolfram noch bei den

Franzosen genannt. Auf Aliscans ist eine uralte, aus römischer Zeit stammende, aber auch später benutzte Begräbnisstätte noch jetzt erkennbar. Daneben erscheint, meist mit dem Artikel, Archant, bisweilen so, dass man diesen Namen für gleichbedeutend mit Aliscans halten möchte, bald davon geschieden oder als ein Teil davon. Eine genaue Vorstellung ist aus dem französischen Gedichte nicht zu gewinnen; es ist in Nordfrankreich verfasst, und der Dichter war der Gegend ebenso unkundig wie Wolfram, der aus l'Archant einen Fluss Larkant macht.

Arles und seine Umgegend ist wiederholt Schauplatz von Kämpfen mit den Sarazenen gewesen. Diejenige Schlacht freilich, die höchst wahrscheinlich den geschichtlichen Kern der Sage bildet, hat sich weiter westlich am Flusse Orbieu zwischen Narbonne und Carcassonne im Jahre 793 ereignet. Man vermutet, wie ich glaube, mit Recht, dass der Willehalm der Sage der von der Geschichte erwähnte und gepriesene Wilhelm, Markgraf von Toulouse, sei, aus einem vornehmen fränkischen Geschlecht; seine Mutter war vielleicht eine Tochter Karl Martells. Von Karl dem Grossen mit der Markgrafschaft betraut, überwältigte und befriedete er das unruhige Volk der Basken und trat in der eben erwähnten Schlacht einem arabischen Heere entgegen. Die Schlacht endete für die Christen unglücklich; Wilhelm musste, nachdem er selbst mit dem grössten Heldenmute gestritten hatte, das Feld räumen; aber auch die Sarazenen hatten solche Verluste erlitten, dass sie nach Spanien zurückkehrten. Ein an Aliscans sich anschliessendes Gedicht Moniage Guillaume berichtet, wie der Held nach langem, thatenreichem Leben sich in das von ihm gegründete Kloster Gellone zurückzog und dort starb, und ebenso wissen wir aus der Geschichte, dass jener Markgraf Wilhelm von Toulouse noch weitere Kämpfe mit den Sarazenen bestand, bei der Einnahme von Barcelona im Jahre 801 mitwirkte, dann 806 in das Kloster Gellone, das er gestiftet hatte, eintrat und dort 812, also vor Karls des Grossen Tode, starb. Er ward später heilig gesprochen. In einer erhaltenen Schenkungsurkunde werden als Wilhelms Eltern Theoderich und Alda, als Brüder Theodwin, Theoderich, Aldhelm, als Schwestern Abba und Berta, als Söhne Witcar und Hildehelm, als Tochter Helinbruch, und als seine zwei Frauen Witburg und Cunegunde genannt. Unter diesen Namen stimmt wenigstens Witburg, romanisch Guiborc, zu der Sage.

Man sieht nun freilich, dass die Sage mit den geschichtlichen Thatsachen recht willkürlich umsprang. Wahrscheinlich haben sich mit der Überlieferung über Wilhelm von Toulouse andere Ereignisse und Helden vermischt. Der Name Terramer (französisch Desrames) entspricht dem arabischen Abderrahman und erinnert an die grosse Sarazenenschlacht Karl Martells bei Poitiers. Ein Wilhelm, Graf von Provence, besiegte 975 die Sarazenen bei Draguignan und machte damit ihren Einfällen in Frankreich ein Ende. Wenn die Sage berichtet, dass Willehalm dem König Loys zu der stark umstrittenen Krone verhalf, so sind hier wahrscheinlich Erinnerungen aus späteren Ereignissen der Karolingischen Geschichte eingeflossen, denn Ludwigs des Frommen Thronbesteigung erfolgte ohne Widerstand. Die Namen, die Willehalms Eltern in der Sage führen, Heimrich von Narbonne und Irmengard, finden sich merkwürdiger Weise im 12. Jahrhundert verbunden; ein Graf Aymeric von Narbonne, dessen Gattin Irmengard hiess, fiel 1134 vor Fraga in Arragonien im Kampfe gegen die Sarazenen.

Aus der Erinnerung an diese Ereignisse also erwuchs die Sage, wie sie Wolfram in dem altfranzösischen Gedicht Aliscans vorlag und uns noch jetzt vorliegt.

Ähnlich wie in Deutschland das Volksepos, auf heimischer Sage beruhend, dem der ritterlich höfischen Kreise gegenübersteht, so in Frankreich die sogenannten Chansons de geste, d. h. Lieder über wirkliche oder vermeintliche geschichtliche Ereignisse, dem Kunstepos, das seine Stoffe der Antike oder den Sagen von König Artus und dem Gral entnahm und vorzugsweise Roman genannt ward. Das älteste und berühmteste Gedicht jener Gattung ist das Rolandslied. Die Entstehung der Chansons de geste lässt sich ziemlich genau verfolgen. Kürzere epische Lieder gehen zuerst von Mund zu Mund; die fahrenden Leute (jongleurs, joculatores) verbreiten sie. Dann kommt im 12. Jahrhundert die Zeit der schriftlichen Aufzeichnung, wobei mehrere Lieder zu einem Epos zusammenwachsen. An den Kern der Sage und das älteste Epos schliessen sich sodann andere Erzählungen an, die vorausliegende oder spätere, mit jenem zusammenhängende Ereignisse behandeln. Was die Form betrifft, so bilden beliebig lange Reihen von zehnsilbigen Versen — die Zahl schwankt zwischen 8—10 und mehreren hundert — eine »laisse«, ein Lied; diese Verse sind durch die Assonanz, d. h. den unvollkommenen Reim,

der später von Überarbeitern durch den vollkommenen ersetzt ward, zusammengehalten.*) Oft wiederholt ein solcher Abschnitt einen Teil vom Inhalte des vorigen. Eine Reihe dieser Lieder, in Aliscans gegen 160, bilden das Epos, und eine Anzahl von Epen füllen den Kreis der Sage aus und bilden die »Geste«; mit diesem Worte bezeichnet man nämlich auch die Gesamtheit der zu einer Sage gehörigen Epen, die, als Teile der Geste, Branches, d. h. Zweige heissen. So gehören z. B. mit Aliscans zu einem Kreise: Garins de Montglane, Girars de Viane, Aimeris de Narbone, Departement des enfans Aimeri, Enfance Guillaume, Siege de Narbone, Couronnement Loys, Charroi de Nîmes, Prise d'Orange, Enfance Vivien, Siege de Barbastre, Guibers d'Andrenas, Covenant Vivien, sämtlich von Begebenheiten handelnd, die vor Aliscans liegen; ferner, nachfolgende Ereignisse enthaltend, Bataille Loquifer, Moniage Renoart, Moniage Guillaume. Dies lange, nicht einmal vollständige Verzeichnis mag zum Beweise dienen, in welch üppiger Fruchtbarkeit diese Art der epischen Dichtung sich in Frankreich entwickelte.

In viel grösserem Umfang als die Chansons de geste, sind die »Romane« der höfischen Dichtung in Deutschland und überall, wohin das Ritterwesen gedrungen war, beachtet und nachgeahmt worden. Auf die Gründe der ungemeinen Einwirkung, die der Geist des französischen Rittertums im 12. und 13. Jahrhundert im westlichen Europa ausgeübt hat, will ich hier nicht eingehen. Nur zweierlei möchte ich hervorheben: die deutschen Gedichte sind niemals Übersetzungen in unserem Sinne, wie z. B. die Homers von Voss, sondern Nachdichtungen. Ferner: bis vor kurzem hat man in Deutschland den dichterischen Wert der französischen Vorlagen vielfach unterschätzt und demgemäss das Verdienst und die Selbständigkeit der deutschen Dichter überschätzt. Ich weiss z. B. nicht, ob ich dem Chevalier au lion des Chrestien von Troyes oder Hartmanns Nachdichtung, dem Iwein, den Vorzug geben soll, und in manchen Teilen, wenn auch nicht in der Fassung und Durchführung des Grundgedankens, kann sich, wie ich meine, Chrestiens Perceval li Gallois dem Parzival Wolframs wohl zur Seite stellen. Die Franzosen begehen freilich denselben Fehler; in dem gelehrten Werke Gautiers, Les Epopées françaises, erfährt Wolfram den Vorwurf, dass der Willehalm nur ein

*) Uhland hat diese Dichtungsform in dem unvollendeten Gedicht Roland und Alda nachgeahmt.

Abklatsch (calque) der französischen Dichtung Aliscans sei, und derselbe Gautier tadelt an anderer Stelle jede Abweichung Wolframs von seiner Vorlage. Guessard, der letzte Herausgeber von Aliscans, versteigt sich zu der Behauptung, Wolfram habe am Schlusse die Gestalt Rennewarts fallen lassen, weil er die Komik der französischen Vorlage nicht verstanden habe.

Der Landgraf Hermann von Thüringen hat mit seinem Bruder Ludwig in seiner Jugend längere Zeit in Paris zugebracht, dessen Universität damals in hoher Blüte und in grösstem Ansehen stand. Der Brief, durch den sie ihr Vater dem französischen König Ludwig dem VII. empfahl, ist erhalten. Von dieser Zeit rührt wohl Hermanns Wohlgefallen an der französischen Dichtung her, die er in Deutschland einzubürgern bestrebt war; vielleicht hat er auch damals die französischen Handschriften mitgebracht, denen Wolfram und andere Dichter ihre Stoffe entnahmen. Wolframs Kenntnis des Französischen war nicht sehr gründlich; er sagt selbst, ein roher Bauer aus der Champagne spreche das Französische besser, als er, und mancherlei Missverständnisse bestätigen dies; z. B. macht er aus un roi d'antiquité einen künec Antikotê; den Artikel oder die Präposition d e erkennt er nicht als solche und trennt sie nicht vom folgenden französischen Worte; so in der lampriure, Larkant, Tandarnas, Todjerne, vielleicht auch in ûz D a n i u = d'Anjou. Terramers Ross nennt er Brahane; es ist das französische Adjektiv »brehaigne«, unfruchtbar, verschnitten. Aus dem Adjektiv »grifaigne« in »la gent grifaigne« (das grausame, boshafte Volk) wird ihm ein heidnisches Land Griffâne; aus »le blon« macht er einen Eigennamen Libilun, und der Volksname Esclavon wird zum Namen eines heidnischen Fürsten Eskelabon; aus Escler, ebenfalls einem Volksnamen, macht er einen fürstlichen Titel Eskelier. Von dem sterbenden Vivianz heisst es: En paradis le fist Deu osteler, avec ses angles mettre et alloer, d. h. Gott gab ihm im Paradies Wohnung und liess ihn bei seinen Engeln unterbringen. Das Zeitwort »alloer« (adlocare) hat vielleicht Wolfram verführt an den Aloebaum zu denken: er sagt, bei Vivianz Tode sei ein süsser Duft entstanden, wie wenn Aloeholz brennte. Übrigens lässt auch das französische Gedicht aus den Wunden der für ihren Glauben blutenden Christen Wohlgeruch ausströmen.

So viel aber verstand Wolfram von seiner Vorlage, dass er den Sinn und Zusammenhang der Erzählung richtig auffasste.

Wie stellt er sich nun dieser Vorlage gegenüber?

Die Charakteristik der Hauptpersonen, mit Ausnahme Rennewarts, wovon unten, ist bei Wolfram von der in Aliscans wohl in einzelnen Zügen, doch nicht wesentlich verschieden. Wohl aber hat er es verstanden, manche von den Nebenpersonen, Christen wie Heiden, durch schärfere Zeichnung aus der grossen Masse lebendiger hevortreten zu lassen. Der Gang der Handlung ist im ganzen derselbe wie in Aliscans, abgesehen von der fraglichen Gestaltung des Schlusses. Zu Anfang giebt Wolfram, dem Bedürfnis seiner deutschen Hörer oder Leser entsprechend, eine kurze Vorgeschichte, während der französische Dichter die Bekanntschaft mit der Sage voraussetzt und seine Hörer sogleich auf das Schlachtfeld mitten in den Kampf führt: »An jenem Tage, wo der Schmerz gross und furchtbar die Schlacht auf Aliscans war, da litt Graf Guillaume grosse Not«.

Das französische Gedicht ist in der Form sehr unvollkommen; es enthält zahlreiche Wiederholungen, die Wolfram vermeidet, und Widersprüche, die er beseitigt. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, eine grosse Zahl der heidnischen Fürsten als verwandt bezeichnet; geht man aber dem Verwandtschaftsverhältnis auf den Grund, so zeigt sich Verwirrung und Unklarheit. Wolfram dagegen hat den Stammbaum Terramers erweitert und so verarbeitet, dass man eine Geschlechtstafel nach seinen Angaben leicht und widerspruchslos zusammenstellen kann.*) Was in der französischen Vorlage kunstlose Anhäufung von Einzelheiten ist, hat er zu übersichtlicher Klarheit umzugestalten gesucht, so namentlich die Erzählung von der ersten und zweiten Schlacht auf Aliscans, die bei Wolfram ein, ich möchte sagen, militärisches Gepräge trägt und nicht nur Einzelkämpfe schildert, sondern auch die Bewegungen der Massen erkennen lässt. Auch darin unterscheidet sich Wolfram von seiner Vorlage, dass die abenteuerlichen Gestalten mit seltsamen Waffen, der fünfzehn Fuss hohe Halzebier, der Zwerg Agrapart, der Riese Crutados, der menschenfressende Grishart und seine unliebenswürdige Schwester Flohart, die den Gegner wie eine wilde Katze anspringt, verschwunden oder doch auf menschliches Mass zurückgeführt sind.

*) Merkwürdigerweise hat er auf den Stammbaum Heimrichs von Narbonne, also Willehalms Geschlecht, nicht gleiche Sorgfalt verwandt, sodass sich hier bei ihm, wie übrigens auch im Franzosischen, mehrfach Widerspruche nachweisen lassen.

Als einziger märchenhafter Rest sind die Leute des Königs Gorhant zurückgeblieben, die mit Hornhaut bekleidet sind und deren Stimme wie die der Leithunde oder Kälber klingt. Die seltsame Übertreibung des Franzosen, der Rennewart in aller Eile sämtliche Schiffe der Heiden, bis auf eins, zertrümmern lässt, hat Wolfram vermieden; bei ihm stehen die Schiffe, als die Christen ans Meer vordringen, drei Rasten lang am Gestade.

In der Abrundung und Übersichtlichkeit, überhaupt der künstlerischen Form der Darstellung ist Wolfram also dem Franzosen weit überlegen. Bedeutsamer aber sind andere Änderungen.

Das französische Gedicht hat zum geschichtlichen Hintergrunde den jahrhundertelangen Kampf der Sarazenen in Spanien gegen Frankreich. Aus dem nationalen und religiösen Gegensatz ist auf beiden Seiten bitterste Feindschaft erwachsen; dieser Krieg kennt kein Erbarmen. An den Sarazenen erkennt der französische Dichter wohl die Tapferkeit als einzige Tugend an; aber ihre Thaten sind der Ausfluss gottvergessenen Übermuts und teuflischen Hasses. Der Hass der Christen ist nicht minder stark: »Wer nicht Christ ist,« heisst es, »verdient nicht zu leben, und wer einen Heiden erschlägt, tötet einen elenden Hund.«

Wolfram weiss nichts von fanatischem Hass gegen Andersgläubige. Obgleich von der Wahrheit des christlichen Glaubens tief durchdrungen und von aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt, achtet er doch auch in den Heiden Geschöpfe Gottes und entschuldigt ihren Irrtum: »sie empfiengen nie toufes künde« (450, 15). In der vorhin erwähnten Rede Gyburgs stellt er sich in bewussten Gegensatz zu dem Fanatismus des Franzosen und predigt geradezu die religiöse Duldung. Ein eigentümlicher Zug ist auch dieser: Terramers Liebe zu seiner Tochter Arabel-Gyburg ist auch nach deren Taufe und Vermählung mit Willehalm nicht erloschen; wenn er ihr dennoch nach dem Leben trachtet, so geschieht es auf ausdrücklichen Befehl des Baruch, des mohamedanischen Papstes (217, 19), und seiner »êwarten« (Priester). Sieht dies nicht aus, wie ein Protest gegen priesterliche Ketzerverfolgung? Auch das ist bemerkenswert, dass Wolfram zwar selbst im Eingang seines Gedichts den »hêrren sanct Willehalm« anruft, seinen Helden aber nie ein Gebet an Maria oder die Heiligen in den Mund legt, so oft ihm auch das französische Gedicht dazu Anlass gab. Man wird daran erinnert, dass Wolfram die Kämpfe

zwischen Kaiser und Papst mit durchlebte, dass er ein Zeitgenosse Saladins und Friedrichs II. war und ein Freund Walthers von der Vogelweide, des freimütigen Kämpfers gegen päpstliche Übergriffe.

Wolfram war ferner erfüllt von dem Geiste der ritterlich höfischen Gesellschaft, in der er lebte und für die er dichtete. Von der ritterlichen Verehrung der Frauen, der »Minne«, findet sich in dem volkstümlichen französischen Gedicht kaum eine Spur; um so grösseren Raum nimmt sie bei Wolfram ein. Willehalm mahnt die Seinen zur Tapferkeit um des doppelten Lohnes willen, den der Verteidiger des Kreuzes zu erwarten habe, der ewigen Seligkeit im Himmel und der Gunst der Frauen auf Erden, und den Franzosen, die sich vor der zweiten Schlacht zurückziehen, stellt er in Aussicht, dass die Frauen daheim, wenn sie von rechten Sitten seien, sie hassen werden. Die gleiche ritterliche Gesinnung überträgt Wolfram, freilich sehr ungeschichtlich, auf die Sarazenen; auch sie werden durch die Minne zu ihren Thaten begeistert und von den geliebten Frauen mit kostbaren Waffen und Gewändern beschenkt.

Der ritterlichen Sitte und Gesinnung, dem feineren sittlichen Gefühl entspricht es ferner, dass Wolfram manche Züge von Härte und Roheit beseitigt oder mildert. Er lässt nicht, wie der Franzose, Rennewart mit dem eigenen Vater kämpfen und ihn verwunden, sondern überträgt dies auf Willehalm. Der Franzose weiss nichts von der Schonung, die Willehalm gegen Ehmereiz, den Sohn Gyburgs aus ihrer Ehe mit Tybalt, übt; er erzählt, dass Willehalm bei seiner Rückkehr nach Oransche nach der ersten Schlacht eine Schar von Heiden, denen er gefangene Christen abgenommen hat, entwaffnet, nach der Stadtmauer treibt und niedermacht; hiervon sagt Wolfram nichts, ebenso wenig davon, dass Willehalm zwei Brüder des Ehmereiz, also Söhne oder Stiefsöhne Gyburgs, in der Gefangenschaft gemartert und getötet habe. Die Schmähungen, die Willehalm in Munleun gegen seine Schwester, die Königin, ausstösst, giebt Wolfram nicht wieder; die »zuht«, sagt er, d. h. die höfische Sitte, gebiete ihm sie zu verschweigen.

Die durchgreifendste Änderung hat Rennewart erfahren; offenbar ist diese Gestalt eine Lieblingsschöpfung Wolframs. Der französische Renoart gehört dem Gebiete der niederen Komik an. Er braucht so viel Speise wie »zehn bärtige Bauern« und

betrinkt sich bei jeder Gelegenheit. Seine geistige Beschränktheit zeigt sich im dreimaligen Vergessen der Stange, das Wolfram beim zweiten und dritten Male durch das Interesse des Jünglings an dem vor seinen Augen sich entwickelnden kriegerischen Schauspiel des Aufbruchs begründet. Auch während der Schlacht spielt Renoart seine tölpelhafte Rolle weiter, wie wenn er ein erbeutetes Ross mit dem Gesicht nach dem Schwanze zu besteigt und, da es ihn abwirft, mit einem Faustschlag tötet, oder dem befreiten jungen Grafen Rosse verschaffen möchte, aber immer mit dem Reiter das Ross zerschmettert, oder die mit dem Blute der Seinen befleckte Stange wegwirft, weil sie die Schuld an diesem Verbrechen trage, und sie sogleich darauf, da ein Feind naht, wieder holt und zärtlich anredet, und nicht anders zeigt er sich bei seiner Taufe, seinem Ritterschlag und, nach einigen französischen Handschriften, auch bei der Brautwerbung. Was Wolfram aus dieser Figur gemacht hat, haben wir oben gesehen. Dass er sie so hob und veredelte, ist wohl auch als ein Beweis dafür anzusehen, dass er die Erzählung bis zur Vermählung mit Alyze fortzuführen beabsichtigte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass sich Wolfram seiner Vorlage gegenüber sehr selbständig verhält und kaum weniger eingreifende Veränderungen daran vorgenommen hat als Sophokles und Aeschylos an ihren vom Epos überlieferten Stoffen, Shakspeare an seinen italienischen Novellen oder einem Abschnitt der Chronik von Holinshed, Goethe an der Iphigenie des Euripides. Wägt man den dichterischen Wert des französischen und des deutschen Gedichtes gegen einander ab, so wird man vielleicht zugeben müssen, dass die Abschwächung des nationalen und religiösen Gegensatzes zwischen den kämpfenden Parteien und das Hineintragen der ritterlich höfischen Gesinnung und Sitte die Wirkung des Willehalm einigermassen beeinträchtigt; aber in der Abrundung und Übersichtlichkeit der Erzählung, in der künstlerischen Form der Darstellung, in Reichtum und Tiefe der Gedanken ist Wolfram weit überlegen, und dass er die an das Gemeine streifende volkstümliche Derbheit seiner Vorlage beseitigt oder gemildert, den tölpelhaften Renoart zu einem zweiten Parzival umgeschaffen hat, das werden wir ihm doch wohl zugute rechnen, wenn auch die französischen Kritiker anders urteilen. Im ganzen dürfen wir das Urteil des Mittelalters unterschreiben, das den Willehalm sehr

hoch schätzte; dies erhellt schon daraus, dass nachfolgende Dichter die Vorgeschichte und den weiteren Lauf der Sage bearbeitet haben. Die Ritter vom Deutschen Orden sollen Wolframs Gedicht als Vorbild ihrer Kämpfe gegen die Heiden besonders hochgehalten haben.

Olympia Morata,

ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation und der Renaissance.

Vortrag,

gehalten in der Köuigl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 9. November 1898

von

Lic. Dr. Schwarzlose,
Schlosspfarrer zu Kopenick.

Hochgeehrte Damen und Herren!

Wie schon einmal, als ich die Ehre hatte, in der Erfurter Akademie sprechen zu dürfen, führe ich Sie auch heute wieder im Geiste nach Italien. Lenkte ich damals Ihre Gedanken nach der »ewigen Stadt«, nach Rom, um Ihnen die Anfänge der dortigen christlichen Gemeinde zu schildern, so versetzt Sie dagegen das Thema, das ich heute vor Ihnen zu erörtern versuchen werde, an die Ufer des Po, in eine Stadt, die heute mit ihren stillen Strassen und mit ihren einsam gewordenen Palästen einen verödeten Eindruck gewährt. Wer macht heute in der Welt noch viel Aufhebens von Ferrara? Welcher von den unzähligen Reisenden, die alljährlich nach Italien strömen, hält es der Mühe für wert, diese Stadt in seine Route hineinzuziehen? Und doch ist auch Ferrara klassischer Boden, eine Stadt Italiens, die mehr als manche andere umweht ist vom Hauche grosser Erinnerungen. Einst war es dort nicht so still und öde wie heute, sondern versetzen wir uns ein paar Jahrhunderte zurück, so herrschte hier ein reges geistiges, ein interessiertes litterarisches und buntes gesellschaftliches Leben.

Zu jedem Bilde gehört ein Hintergrund, auch zu einem Lebensbilde. Wir können nur in das Verständnis einer Persönlichkeit eindringen, wenn wir uns auch die geschichtlichen und geistigen Verhältnisse vergegenwärtigen, in die ihr Dasein hineinverflochten ist. Das alte Wort bleibt war: Quantum refert, in quale tempus vita optimi cuiusque. Und so erheischt es auch die Biographie der Olympia Morata, die ich Ihnen geben will, dass wir uns ein wenig den Hintergrund ihres Lebens ansehen. Dieser Hintergrund ist Ferrara, wo sie den grössten Teil ihres nur kurzen Erdendaseins verbrachte.

Es ist bekannt, dass der Sinn für die Studien des klassischen Altertums, die ja freilich das ganze Mittelalter hindurch immer von einzelnen gepflegt worden waren, seit dem 14. Jahrhundert in Italien in einer vorher nicht gekannten Weise lebendig wurde. Eine mächtige Förderung erhielt diese Begeisterung für die versunkene Welt der Römer und Griechen durch den Fall Konstantinopels im Jahre 1453. Dieses an und für sich traurige Ereignis hatte die segensreiche Folge, dass ganze Scharen von byzantinischen Gelehrten mit ihren reichen litterarischen Schätzen nach Italien flüchteten. Die Buchdruckerkunst war rechtzeitig genug erfunden, um das gerettete Material leicht vervielfältigen und einer grösseren Zahl von bildungsdurstigen Seelen zugänglich machen zu können. Und so zog denn von Italien her seit dem 15. Jahrhundert jener Geistesfrühling durch die Welt, der eine Erneuerung der Kunst, die Renaissance, und eine Erneuerung der Wissenschaft, den Humanismus, herbeiführte. Italien war auch darum ein so günstiger Boden für die neuerwachten geistigen Bestrebungen, weil dort eine ganze Reihe von kleinen Fürstenhöfen vorhanden war, die nun hinsichtlich der Pflege der Wissenschaften miteinander in eine edle Rivalität treten. Die Medizeer in Florenz leuchteten allen andern voran als Mäcene von Kunst und Wissenschaft. Mit ihnen messen konnten sich nur die erlauchten Herzöge von Este in Ferrara, die einem der ältesten italienischen Fürstengeschlechter angehörten und noch heute in den deutschen Welfenhäusern fortleben. Goethe giebt uns in seinem »Tasso«, der bekanntlich in Belriguardo, einem Lustschlosse bei Ferrara spielt, andeutungsweise ein Bild von der schöngeistigen Bedeutung, die dieser Stadt damals im 16. Jahrhundert zukam. Er sagt nicht zuviel, wenn er behauptet: »Ferrara ward durch seine Fürsten gross« und wenn er der Leonore die Worte in den Mund legt:

»Hier zundete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen......
Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen grossen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.«

Und der gleich darauf folgende Ausspruch, der zum geflügelten Wort geworden ist:

»Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder«

ist zum ersten Male im Hinblick auf Ferrara gesagt. Dies war thatsächlich im 16. Jahrhundert ein einzigartiger Brennpunkt geistigen und litterarischen Lebens und ein Sammelplatz der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Der Hof von Ferrara, an dem damals die Musen und Grazien ihren Sitz genommen zu haben schienen, giebt uns ein klares Spiegelbild von der Höhe der weltlichen Kultur und von dem hochgradigen Interesse für geistige Bestrebungen, das in jener Periode durchschnittlich überhaupt in dem gesamten Italien anzutreffen war. Es giebt wirklich, wie Goethe sagt, kaum einen grossen Namen des Italiens jener Tage, der nicht irgendwelche Verbindung mit dem genannten Fürstensitze der Este gehabt hätte. Wie Torquato Tasso zu Herzog Alfons II., so stand der nicht minder berühmten Ariost zu seinem Grossvater Alfons I. in Beziehung. Zwischen beiden regierte Herkules II., von 1535 bis 1559. In seine Regierungszeit und in den Bannkreis seines Hofes gehört vornehmlich das Leben derjenigen hinein, die uns beschäftigen soll, nämlich der Olympia Morata.

Herkules II., ein persönlich schöner und ritterlich liebenswürdiger Mann, war mit der seiner Familie eigenen Freigebigkeit und Begeisterung darauf bedacht, die schönen Künste und Wissenschaften in jeder Hinsicht zu fördern. Er liebte den Umgang von Gelehrten, die er aus allen Gegenden an seinen Hof zog, und verstand selbst in Prosa und in Versen eine gewandte Feder zu führen. Ein Museum mit antiken Kunstschätzen und eine kostbare Münzsammlung, die er anlegte, waren ein sichtbares Zeugnis seiner klassischen Neigungen. In denselben wurde er aufs eifrigste unterstützt durch seine Gattin Renata, eine geborene Prinzessin von Frankreich, deren Name überall da mit Ehren genannt werden muss, wo von der Geschichte der Renaissance und der Reformation in Italien und Frankreich die Rede ist. Sie hatte eine selten vorzügliche Erziehung genossen. Es wird nämlich von ihr berichtet, dass sie das Lateinische und Griechische gleich gut beherrschte und dass sie nicht nur in der Geschichte, Philosophie und Mathematik, sondern auch in der Theologie und

Astronomie sicher bewandert war. Ja, sogar die geheimnisvollen Lehren der Astrologie, die man damals mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu als etwas ganz Besonderes ansah, sollen ihr nicht fremd gewesen sein. Es versteht sich von selbst, dass durch die Bemühungen der beiden fürstlichen Gatten, die in ihren ästhetischen Neigungen und litterarischen Bestrebungen völlig eins waren, das geistige Leben Ferraras einen ungeahnten Aufschwung nehmen musste. Derselbe kam insonderheit der dortigen Universität zu gute, zu der nun Schüler aus allen Ländern Europas in grossen Scharen herbeiströmten. Beiläufig sei erwähnt, dass damals besonders viele Engländer in Ferrara studierten. Es waren freilich die akademischen Lehrer auch Männer, die in ihrer Zeit einen anerkannten Ruf besassen und, die an sich zu fesseln, dem Hofe von Ferrara zum Stolz gereichte. Aus der Zahl derer, die hier längere oder kürzere Zeit wirkten, seien beispielsweise erwähnt Lyon Jamet, der durch seine poetische Psalmenübersetzung für die französischen Reformierten bekannte Clément Marot, Peter Martyr Vermigli, der unter den gelehrten Protestanten des damaligen Italiens den ersten Rang einnimmt, der evangelische Humanist Coelius Curio Secundus, der ebenfalls evangelisch gesinnte Marcantonius Flaminius, Bartholomaeus Riccio, der Dichter Coelius Giraldi, der Astronom Caecilius Calcagnini, Bernardo Tasso, der Vater des Dichters Torquato, und die beiden gelehrten Brüder Johann und Kilian Sinapi. Auch diese beiden bekannten sich, wie schon mancher der vorher Genannten, zum evangelischen Glauben. Und wenn nun gleich bei dieser Gelegenheit erwähnt wird, dass auch Calvin sich vorübergehend in Ferrara aufhielt, so kündet es sich jedem schon an, dass auch die reformatorische Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts an dem Hofe von Ferrara eine Rolle gespielt und irgendwie für unsere Heldin den Hintergrund ihres Lebens mitabgegeben haben muss.

Dem Gelehrtenkreise, welcher dem Hofe und der Universität von Ferrara zur Zierde gereichte, gehörte auch und zwar nicht an unbedeutendster Stelle Fulvius Peregrinus Moratus an. Er stammte aus Mantua und hatte sich durch die Gediegenheit seiner humanistischen Kenntnisse den Ruf eines tüchtigen Philologen erworben. Wie anerkannt derselbe gewesen sein muss, geht unter anderem daraus hervor, dass selbst der gelehrte Kardinal Bembo, der klassisch gebildete Geheimsekretär Leos X. eifersüchtig auf seinen Ruhm war. Nachdem er schon an

einigen anderen Universitäten Italiens mit Erfolg thätig gewesen, berief ihn Herzog Alfons I. nach Ferrara, vornehmlich, um ihm die Erziehung seiner beiden jüngeren Söhne Hippolyt und Alfons anzuvertrauen. Ausserdem lehrte Moratus an der Universität in Ferrara und zwar hauptsächlich die lateinische Sprache. Seine Gattin Lucretia hatte ihm 3 Töchter geschenkt und einen Sohn. Sein ältestes Kind war unsere Olympia, die ausgangs des Jahres 1526 in Ferrara geboren wurde und bald mit ihrer Gelehrsamkeit den Namen des Vaters in Schatten stellte. Olympia — mit ihrem ganzen Namen heisst sie Olympia Fulvia Morata — tritt nicht nur den berühmten Frauen Italiens aus der damaligen Zeit, einer Juliana Morella, Vittoria Colonna, Lucretia von Este und Isabella Bresegna ebenbürtig zur Seite, nein, sie ist überhaupt eine der gelehrtesten Frauengestalten, welche die Weltgeschichte kennt. Eine Roswitha von Gandersheim muss im Vergleich mit ihr weit zurückstehen, die schon von ihren Zeitgenossen um ihrer erstaunlichen Frühreife und eminenten Verstandesschärfe willen als ein wahres Wunder hingestellt und als eine neue Aspasia oder Diotima gepriesen wurde.

Moratus erkannte frühzeitig die ungewöhnliche Begabung dieser seiner ältesten Tochter und erachtete es als die köstlichste Verwendung seiner Mussestunden, die reichen Talente zu wecken, die in ihr schlummerten. Er gab sich ihrer Ausbildung mit einer gewissen Begeisterung hin und gönnte es anfänglich nur schwer einem anderen, an der Erziehung dieses Wunderkindes teilzunehmen. Dieselbe wurde aufs nachdrücklichste unterstützt durch den edlen, wissenschaftlichen Geist, der überhaupt in diesem Hause wehte und darin den Ton angab. Moratus hielt mit den meisten der in Ferrara aufhältlichen Gelehrten freundschaftlichen Umgang. Sie kamen häufig in seinen Familienkreis und unterhielten sich hier über ihre humanistischen Studien und über die sie bewegenden wissenschaftlichen Fragen. So kam es, dass Olympia aus dieser Gedankenwelt ihre erste geistige Nahrung schöpfte. Die grossen Namen des klassischen Altertums waren es, an denen sie sprechen, die Ideen der Antike, an denen sie denken lernte. Calcagnini trifft vollkommen das Richtige, wenn er später an sie schreibt: »Das Wohlgefallen an den Musen hast du aus dem Elternhause und gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und wie durch ein göttliches Wunder ist dein leiblicher Vater zugleich der Bildner deines Geistes geworden.« Es konnte nicht ausbleiben, dass sich

die gelehrten Freunde des Moratus alle gern mit dem aussergewöhnlich frühreifen und geweckten Kinde beschäftigten, welches die Sprache Homers und Vergils in wenigen Monaten so beherrschen lernte, dass sie sich in beiden mit gleicher Gewandtheit auszudrücken wusste. Im Alter von 6 Jahren verstand Olympia bereits den Erklärungen der lateinischen Klassiker zu folgen. Das Lateinische hatte sie von ihrem Vater gelernt, das Griechische von dem Professor Kilian Sinapi, dem sie dieserhalb zeitlebens eine dankbare Verehrung und Zuneigung bewahrte. Mit 12 Jahren war sie ihren Lehrern in den klassischen Sprachen völlig ebenbürtig geworden und ausserdem in der Rhetorik und allen anderen Disziplinen, welche damals für die Töchter der vornehmen Familien Italiens die höhere Bildung ausmachten, aufs vortrefflichste bewandert. Es muss hier eingeschaltet werden, dass Olympia die ersten 12 Jahre ihres Lebens nicht ununterbrochen in Ferrara zubrachte. Ihr Vater Moratus hatte die Unbeständigkeit der Fürstengunst kennen lernen müssen. Durch eine Kabale, die allem Anschein nach den Neid gegen ihn angezettelt, fiel er bei Alfons I. in Ungnade. Infolgedessen verliess er das Land und lebte abwechselnd einige Jahre in Vicenza und Venedig. Erst im Jahre 1538, nachdem inzwischen Herkules II. zur Regierung gelangt war, kehrte er nach Ferrara zurück. Mit den dortigen Freunden war er sowohl wie seine Tochter Olympia in regem geistigen Verkehr und Gedankenaustausch geblieben. Die berühmten Gelehrten waren glücklich, wenn sie aus der Feder der ebenso jugendlichen wie geistreichen Olympia ein Briefchen erhielten. Ein beredtes Zeugnis hierfür ist ein Antwortschreiben des Caecilius Calcagnini, das uns erhalten geblieben ist. Calcagnini, der zu gleicher Zeit einen Ruf als Astronom und Mathematiker, als Archäologe und als Dichter besass, war einer der frühesten und glühendsten Bewunderer der Olympia. Er schreibt in seiner ersten Antwort an sie: »Was soll ich mich verstellen, von dir Briefe gewünscht zu haben, da ich die Süssigkeit derselben noch nicht gekostet hatte? Oder kann wohl jemanden die Sehnsucht nach einer Sache anwandeln, von der er noch keinen Geschmack besitzt? Allein, nachdem Du jenen Brief, welchen m. E. die Musen selbst Dir in die Feder diktiert, mir zugesendet hattest, so leide ich — ich gestehe es — ordentlich an Sehnsucht nach Briefen von Dir. Nicht etwa, damit ich durch sie Stoff zum Kritisieren erhielte? Momus selbst würde

hier, auch mit Sperberaugen, nichts entdecken können, um wieviel weniger ich, der ich Deinem Genius durchaus huldige und die Reinheit Deines Wesens am meisten und innigsten verehre.« Er ermahnt sie dann weiter in diesem Brief, in den angefangenen Studien rüstig fortzufahren, »damit auch unsere Zeit erkenne, die Huld der erhabenen Gottheit habe noch nicht aufgehört und die Bestrebungen für edlere Künste seien den Frauen noch nicht fremd geworden, noch viel weniger sei die Natur erschöpft — wie manche, die ihre Roheit damit verschleiern wollen, es geglaubt haben möchten —, so dass sie nicht auch zu unseren Tagen Aspasias und Diotimas erwecken könnte, wenn man nur gehörige Sorgfalt und Fleiss anwendet. Dafür wirst Du den Beweis liefern, so Du standhaft die einmal betretene Laufbahn verfolgst und statt der Kunkel die Feder, statt der Leinen die Bücher, statt der Nadel den Griffel zur Hand nimmst.« Energischer kann wohl kaum einer Frau das Studium und die wissenschaftliche Ausbildung ans Herz gelegt werden, und verdient es wohl kaum ein anderer so sehr, in der Aula eines Mädchengymnasiums aufgestellt zu werden, wie gerade Caecilius Calcagnini. Seine briefliche Ausdrucksweise ist übrigens typisch für die damalige Zeit. Unschwer erkennt ein jeder daraus, wie ganz und gar sich diese humanistischen Kreise in der Gedankenwelt des klassischen Altertums bewegten. Nicht minder wirft aber dieser Brief auch ein Licht auf die Persönlichkeit der Olympia. Calcagnini setzt bei ihr eine völlige Vertrautheit mit den Ideen und Vorstellungen der antiken Welt voraus und behandelt sie als eine geistig Ebenbürtige. Keine Zeile seines Briefes lässt im entferntesten vermuten, dass er an eine Person gerichtet ist, die den Jahren nach noch ein Kind war.

Durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften wurde nun Olympia keineswegs das, was wir einen »Blaustrumpf« nennen. Gehörten bei ihr auch Herz und Seele der idealen Welt der Gedanken, so sah sie doch nicht mit Verachtung und Geringschätzung auf die häuslichen Arbeiten herab, welche nun einmal die Natur dem weiblichen Geschlecht als den zunächst gelegenen Wirkungskreis angewiesen hat. Die Verhältnisse geboten es, dass sie im Elternhause mit zugreifen musste. Und sie that dies auch stets ohne Murren, erfüllte ihre häuslichen Obliegenheiten mit gewissenhafter Pflichttreue und wurde ihren jüngeren Schwestern geradezu eine zweite Mutter. Es wäre aber bedauerlich gewesen, wenn

ein so reicher Geist unter dem Druck der äusseren Verhältnisse an seiner weiteren Ausbildung und Entfaltung gehemmt worden wäre. Eine glückliche Verkettung der Umstände fügte es, dass Olympia die günstigste Gelegenheit erhielt, alle ihre Kräfte uneingeengt ihren schöngeistigen Neigungeu widmen zu dürfen. Diese Gelegenheit bot sich ihr an dem Hofe der hochgebildeten Herzogin Renata, an den sie in ihrem dreizehnten Lebensjahre berufen wurde. Welche uneingeschränkte Pflege der schönen Künste und Wissenschaften an diesem Hofe stattfand, wie dort die Koryphäen im Reiche des Geistes aus- und eingingen, ist bereits vorhin angedeutet worden.

Renata hatte ausser zwei Söhnen drei Töchter: Anna, Lucretia und die uns aus dem »Tasso« wohlbekannte Leonore. Es ist uns überliefert, dass sie alle drei sehr schön gewesen sind. Aber zu der äusseren Schönheit besassen sie auch einen bildsamen Geist. Diesen aufs beste zu veredeln, hielt Renata für ihre oberste Pflicht. Sie hatte die Empfindung, dass ihre älteste Tochter Anna noch glänzendere Leistungen und Fortschritte aufweisen würde, wenn sie ihr eine Freundin an die Seite gäbe, die ihre Studien teilen und ihre Lernbegier noch anspornen könnte. Ihre zweite Tochter Lucretia war zu jung, um mit der älteren Schwester Anna in einen geistigen Wettstreit eingeführt werden zu können. Und so schaute die Fürstin ausserhalb ihres Hauses nach einem jungen Mädchen aus, das würdig wäre, in eine so enge Beziehung zur herzoglichen Familie zu treten. Sie hatte zweifelsohne schon von der wunderbaren Gelehrsamkeit der jungen Olympia gehört; vielleicht kannte sie sie auch persönlich. Jedenfalls konnte es niemanden überraschen, dass Olympia zur Gesellschafterin und Studiengenossin der Prinzessin Anna erwählt wurde. Ihr Vater Moratus willigte in diese Veränderung nur unter der Bedingung, dass er seiner Tochter auch nach ihrer Übersiedelung in den Palast nach wie vor den ihm unentbehrlich gewordenen Unterricht erteilen dürfte.

Es begannen nunmehr für Renata die schönsten und genussreichsten Jahre ihres Lebens. In der Prinzessin Anna, welche 5 Jahre jünger war als sie selbst, gewann sie eine aufrichtige Freundin, der sie mit jugendlicher Hingebung und Zärtlichkeit Herz und Seele erschliessen konnte; in der Herzogin Renata eine wohlwollende Gönnerin. Wie sehr sie mit der Zeit in der fürstlichen Familie und besonders bei der Herzogin beliebt war, konnte

sie augenscheinlich später einmal gelegentlich einer schweren Erkrankung erfahren, die es ratsam erscheinen liess, sie auf einige Zeit dem geräuschvollen Treiben des Hofes zu entziehen und ihr die einer Kranken zuträglichere Ruhe des Elternhauses zu gewähren. Als sie dann in einer herzoglichen Sänfte in das Schloss zurückgeholt wurde, veranstaltete man ihr zu Ehren dort ein Fest, an dem sich die ganze Hofgesellschaft mit ersichtlicher Freudigkeit beteiligte. Auch das mannigfaltige und prächtige Treiben am Hofe verfehlte nicht, einen reizvollen Zauber auf ihr Gemüt und ihre Phantasie auszuüben. Äusserlich wirkte dasselbe insofern auf sie ein, als es ihrem Auftreten eine grössere Gewandtheit und Sicherheit verlieh. Aber das Angenehmste war dem jungen Mädchen doch bei dem Wechsel, dass nunmehr Pflicht und Neigung bei ihr zusammenfielen. Beide hatten die ausschliessliche Beschäftigung mit den klassischen Studien zum Inhalt. Diese selbst bestanden nicht bloss im Unterricht, den die beiden jungen Mädchen seitens der schon erwähnten Gelehrten genossen, sondern auch in öffentlichen Deklamationen und Disputierübungen, sowie in dichterischen Versuchen und Aufführungen antiker Dramen, die sie vor der herzoglichen Familie oder vor versammeltem Hofe leisten mussten. Ein Fragment eines griechischen Hymnus in Distichen, den Olympia in dieser Zeit verfasste, ist uns erhalten geblieben und beweist, dass die Bewunderung, die man ihr von allen Seiten zollte, eine durchaus begründete war. Es erwachte nun überhaupt in ihr der Drang nach schriftstellerischer Produktivität. Und so verfasste sie im Alter von 14 Jahren ein griechisches Lobgedicht auf Mutius Scaevola und Studien zu Homer. Ja, sie nahm auch Stellung in der Kontroverse zwischen Ciceronianern und Anticiceronianern, welche schon damals die Philologen spaltete, und verfasste eine Verteidigungsschrift für Cicero, welche sie ihrem gelehrten väterlichen Freunde Caecilius Calcagnini widmete. Dieser teilt ihr in seinem Dankschreiben mit, dass er ihre Abhandlung mit Freuden gelesen und seiner Bibliothek eingereiht habe, und fügt diesem Dank die liebenswürdige Schmeichelei hinzu, während andere junge Mädchen ihres Alters Gefallen daran fänden, hie und da Frühlingsblumen zu pflücken, um sich einen bunten Kranz daraus zu winden, habe sie aus den reichen Blumenbeeten der Musen unverwelkliche Amaranten gesammelt. Aber Olympia erging sich nicht bloss in schriftstellerischen Versuchen, sondern trat auch öffentlich lehrend am Hofe von Ferrara auf. Jede Verfechterin

des Frauenstudiums wird mit Vergnügen hören, dass dieses öffentliche Dozieren gelehrter Frauen im damaligen Italien weder etwas Unerhörtes noch irgendwie Aufsehen Erregendes war. Und das damalige Italien war reich an hochgebildeten Frauen und schaute in vereinzelten erlesenen Kreisen einen Höhepunkt der weiblichen geistigen Durchbildung, wie er seitdem kaum wieder erreicht worden ist, wenigstens nicht in solcher Menge. Beispielsweise führe ich aus dem 13. Jahrhundert Novella an, die rechtskundige Tochter des berühmten Bologneser Kanonisten Andreae, die häufig ihren kranken Vater in seinen Vorlesungen über das Kirchenrecht vertrat. Sie las feierlich hinter einem Vorhang, um nicht die jungen Studenten durch ihre Schönheit in ihrer Aufmerksamkeit zu beirren. Somit lag also in der Thatsache selbst, dass Olympia am Hofe öffentlich die Paradoxa des Cicero kommentierte, für ihre Zeitgenossen nichts Auffälliges. Bewunderung erregte nur das jugendliche Alter, in dem sie dies schon wagen durfte, und der Scharfsinn und Reichtum an Geist, mit welchem sie die Ideengänge des Cicero wiederzugeben und zu erläutern verstand. Jede ihrer Vorlesungen leitete sie mit einem Prolog ein. Diese sind noch erhalten und legen ebenso von ihrer Bescheidenheit wie von ihrer Belesenheit und Vertrautheit mit der Begriffswelt der antiken Denkweise Zeugnis ab. Die 14jährige Gelehrte wusste auch in beiden alten Sprachen gewandt und pointiert auf alle Fragen und Einwürfe zu erwidern. So konnte es nicht ausbleiben, dass Olympia, die schon längst der Stolz ihres Vaters war, nicht nur für den Hof von Ferrara eine beneidenswerte Zierde, sondern auch ausserhalb eine Berühmtheit wurde. Überall, wo sich humanistische Kreise gebildet, hatte man auch Kunde und Kenntnis von dem Wunderkind zu Ferrara, das, noch nicht zur Jungfrau erblüht, schon mit den grössten Leuchten der Gelehrsamkeit in wissenschaftliche Konkurrenz treten konnte. Dieses Gekannt- und Genanntsein brachte später manchen Lichtblick in die dunkleren Lebenstage Olympias hinein.

Wie zu erwarten stand, übte der Umgang mit einer solchen Studiengenossin auf die Prinzessin Anna den wohlthuendsten und fördersamsten Einfluss aus. Es illustriert die Art, in welcher Töchter der Gelehrten, Vornehmen und Fürsten in der Zeit der Renaissance erzogen wurden, wenn wir erfahren, dass auch Anna bereits im zartesten Kindesalter das Griechische und Lateinische lernte. Und erreichte sie darin auch nicht die Fertigkeit der

Olympia, die diese Sprachen ganz wie ihre Muttersprache handhabte, so muss sie doch in ihnen sehr zu Hause gewesen sein. Denn sie verstand nicht bloss lange Stellen aus Demosthenes und Cicero zu recitieren, sondern lieferte auch verschiedene Übersetzungen, welche ihr das freundlichste Lob ihrer Lehrer eintrugen. Eine prächtige Gelegenheit, einmal einem weiteren Kreise das geistige Leben ihres Hofes und die klassische Bildung ihrer Kinder vorzuführen, bot sich dem herzoglichen Paare im April 1543, als der 75jährige Papst Paul III. aus dem alten Geschlechte der Farnese mit einem grossen Gefolge von kirchlichen Würdenträgern den Hof von Ferrara mit seinem Besuche beehrte. Zur Verherrlichung dieses Gastes liessen sie von ihren Kindern die Adelphi des Terenz aufführen. Zweifellos war auch Olympia bei dieser Aufführung beteiligt. Man braucht sich nur das Bild zu vergegenwärtigen: der Träger der Tiara, gefeiert durch Vorführung eines antiken Lustspiels, und man gewinnt besser als durch langatmige Auseinandersetzungen einen Einblick in das Zeitalter der Renaissance.

Aber das Jahrhundert, in das wir uns zu versetzen haben, gehörte nicht bloss der Renaissance an, sondern es war auch dasjenige der Reformation. Und dieses Miteinanderverbundensein des Humanismus und der Reformation war nicht etwa eine Zufälligkeit, nein, es war etwas Unausbleibliches. Denn das Zurückgehen auf die Quellen der Wissenschaft musste logischerweise ein Zurückgehen auf die Quellen der Religion im Gefolge haben. So hatte denn der Humanismus in der Weltgeschichte den Beruf der Vorbereitung auf die Reformation ähnlich, wie Johannes der Täufer der Wegbereiter des HErrn war. Und aus dieser Beziehung erklärt sich auch die Erscheinung, dass die reformatorische Bewegung sehr häufig gerade bei den humanistischen Kreisen einsetzte. So war es auch in Italien. Auch hier waren weite Kreise auf die Erneuerung der christlichen Kirche vorbereitet; auch hierhin warf der mächtige Strom der Reformation, der in Deutschland seinen lebenswarmen Quell hatte, seine Wellen. Darum hat auch Italien eine Reformationsgeschichte gehabt. Freilich spielt sich dieselbe hier nicht in der weiten, breiten Basis des Volkes ab, wie in Deutschland, sondern in einzelnen, von dieser oder jener Seite her angeregten Kreisen. Viele Anregung brachten die Schriften der Reformatoren, besondes Luthers, die der rege kommerzielle und litterarische Verkehr mit Italien über

die Alpen trug. Sie wurden auch hier mit einem wahren Heisshunger verschlungen und behufs besserer Verbreitung auch ins Italienische übersetzt. Vielfach liess man sie in berechtigter Vorsicht unter falscher Flagge ins Land segeln. So erschien z. B. Luthers gewaltige Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« unter dem Titel »Libro de la emendatione et correctione dil stato Christiano« (1523) und Melanchthons berühmte Loci wurden abgedruckt als I principii de la Theologia di Ippofilo da Terra Nigra (1534). Ja, wie es der Brief eines Mönches vom Lago Maggiore beweist, der die Bitte um die Schriften der Doktoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Ökolampadius nach Deutschland richtete, hatte man in Italien geradezu Sehnsucht nach den befreienden Lehren der Reformation. In verschiedenen Orten fand dieselbe wahrnehmbare Pflegestätten. Als solche können im Vorübergehen genannt werden: Venedig, wo Bruccioli und zwar mit auf Anregung der Herzogin Renata die Bibel ins Italienische übersetzte, Modena, wo sich ein Kreis von Anhängern der evangelischen Gnadenlehre zusammenfand, Neapel, wo der ebenso gründlich humanistisch wie theologisch gebildete Juan Valdés eine grosse evangelisch gesinnte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Gemeinde um sich zu scharen verstand, und endlich, aber darum nicht am wenigsten ehrenvoll Ferrara, das vor den anderen den Ruf genoss, eine Hochburg der Toleranz und eine sichere Zufluchtsstätte aller um ihres evangelischen Glaubens willen Verfolgten zu sein. Diesen Ruf verdankte Ferrara der edlen Herzogin Renata, die sich der aus religiösen Gründen Vertriebenen und Verbannten hochherzig und opferwillig annahm, nicht bloss, weil sie Toleranz für ihre Fürstenpflicht hielt, sondern auch, weil die Anhänger der Reformation ihre Gesinnungs- und Glaubensgenossen waren. Schon in ihrer französischen Heimat hatte sie evangelische Gedanken kennen gelernt; aber erst in Ferrara wurde sie eine bewusste Anhängerin der Reformation und zwar einmal durch den stillen Einfluss ihrer aus Frankreich mitgebrachten und überzeugt evangelisch gesinnten näheren Umgebung und sodann und vornehmlich durch die persönliche Einwirkung Calvins, der sich im Frühjahr 1536 mehrere Wochen in Ferrara aufhielt, nachdem er gerade kurz zuvor in Basel sein Hauptwerk, die Institutio religionis christianae, herausgegeben hatte. Calvin weilte in Ferrara nicht unter seinem wahren Namen, sondern wurde hier bei Hofe als Charles d'Espeville vor-

gestellt. Durch den Herzog wurde er bald verwiesen, aber mit Renata blieb er zeitlebens in Verbindung. »Immer seitdem,« sagt Theodorus Beza, »so lange er gelebt, hat sie ihn geliebt und verehrt wie ein hervorragendes Organ des HErrn.« Gleichwohl galt der Hof zu Ferrara nicht als calvinisch, sondern als lutherisch gesinnt und Renata, je nach der Parteistellung, als eine liebenswerte oder hassenswerte Beschützerin der neuen Lehre. Sie verdient noch heute viel Dank dafür, dass sie manchem Glaubensflüchtling, wie z. B. Marot, Ochino, Vermigli und Curio, kürzer oder länger Sicherheit an ihrem Hofe und fürsorgliche Hilfe für die Zukunft seines Lebens gewährt hat.

Die reformatorische Bewegung konnte sich in Italien nicht lange eines ungestörten Gedeihens erfreuen. Die römische Hierarchie erkannte bald die Gefahr, die ihr hier erwuchs, und ergriff energisch alle möglichen Mittel zur Unterdrückung. Die Inquisition und die beiden Orden der Theatiner und Jesuiten haben es vor allen Dingen zu Wege gebracht, dass die Reformation auf Italiens Boden keinen festen Fuss fassen konnte. Das Werk der Reaktion und Gegenreformation wurde dadurch erleichtert, dass die evangelische Überzeugung in Italien weder an den Fürsten noch im Volke eine Stütze fand, sondern, wie vorhin schon bemerkt, dort wesentlich von kleineren Kreisen der gebildeten Gesellschaft getragen wurde, die sich leicht versprengen liessen. Die meisten der Versprengten, die eine Freistatt in der Ferne, in der Mehrzahl jenseits der Alpen suchen mussten, nahmen ihren Weg über Ferrara. Hier wehte also naturgemäss eine stark protestantische Luft. Von derselben musste auch Olympia Morata etwas empfinden. Es sollte auch ihr nicht erspart bleiben, zu der grossen Frage der Zeit Stellung zu nehmen und um des Glaubens willen Opfer zu bringen. Anfänglich schien es freilich nicht so, als ob die religiöse Bewegung, von der damals alle Welt sprach, ihr Gemüt tief ergriffe. Selbst der Mann, der ihren Vater für die evangelische Überzeugung gewann, Coelius Secundus Curio, vermochte zunächst keinen ersichtlichen Einfluss auf sie auszuüben. Curio gehört zu den rührigsten Vorkämpfern des Protestantismus in Italien. Durch die Lektüre der heiligen Schrift und das Studium der Schriften Luthers, Zwinglis und Melanchthons, die ihm der Augustinermönch Hieronymus Nieger verschaffte, war er für das Evangelium gewonnen, dem er rastlos mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften Geltung und Anhang zu verschaffen bestrebt war, ein

Bemühen, das ihn mehrfach ernstlich in Gefahr brachte und ihn zu einem wechselvollen Wanderleben zwang, bis er endlich im Jahre 1542 in Basel als Professor der Eloquenz ein dauerndes Domizil fand. In den Jahren der Unruhe hatte er in Venedig mit dem dort zeitweise in der Verbannung lebenden Fulvius Peregrinus Moratus innige Freundschaft geschlossen und ihn für seine Glaubensüberzeugung gewonnen, als er im Jahre 1540 längere Zeit bei ihm in Ferrara als Gast weilte. Olympia, die später gerade mit Curio die vom Vater ererbte Freundschaft pflegte, wurde durch ihn in die heilige Schrift eingeführt und wohl auch eingehender mit den evangelischen Lehren bekannt gemacht. Aber irgendwelche Entscheidung führte dies damals noch nicht herbei, obwohl sie innerlich der herrschenden Kirche nicht minder indifferent gegenüberstand, als die meisten Gebildeten ihrer Zeit. Das Wort der Schrift, in der sie zuweilen las, fand noch keinen Widerhall in ihrer Seele. Noch 8 Jahre gingen dahin, in denen sie ziemlich ausschliesslich dem Studium der antiken Schriftsteller und der heidnischen Philosophie ihre Zeit und ihr Nachdenken widmete. Wie bei so vielen Menschen, musste auch bei ihr erst die rauhe Wirklichkeit des Lebens mit harter Hand den Pflug über den Acker ihres Herzens führen, um den Samen des göttlichen Wortes zum Aufgehen zu bringen und in ihr ein Verständnis für die höchsten Fragen des Daseins zu wecken. Diesen einschneidenden Wendepunkt im religiösen Leben der Olympia brachte das Jahr 1548.

Dieses Jahr rief einen völligen Umschwung in ihren äusseren Lebensverhältnissen und als Folgeerscheinung auch in ihrer Denkweise hervor. Die nächste Veranlassung hierzu war eine schwere, hoffnungslose Erkrankung ihres Vaters, der schon mehrere Jahre lang leidend gewesen war. Olympias Unterstützung wurde im Elternhause gebraucht. Und da sie auch die Pietät an das Krankenlager ihres Vaters trieb, so gab sie ihre Stellung am Hofe auf. Sie konnte durch ihre Liebe und Pflege die letzten Tage ihres Vaters verschönern, der, sich seines Glaubens tröstend, in die Ewigkeit hinüberging. Aber das war nicht der einzige Verlust, den Olympia in diesem Jahr erlitt, wenn auch der schwerste. Das Zweite, was sie hingeben musste, war ihre fürstliche Freundin und Studiengefährtin. Während sie am Krankenbette ihres Vaters sass, wurde die Prinzessin Anna mit Franz von Lothringen, Herzog von Guise, verlobt, der als Kriegsmann

einen berühmten Namen hatte. Doch lebt er in der Geschichte mehr übelberüchtigt fort durch seinen blutigen und fanatischen Protestantenhass. Am 29. September 1548 fand bereits die Hochzeit statt. Kurz darauf reiste das neuvermählte Paar ab, und die beiden Freundinnen, die so eng aneinander gekettet und in den idealsten Bestrebungen eins gewesen waren, sahen sich in diesem Leben niemals wieder. Mag ihre Herzensgesinnung für einander auch dieselbe geblieben sein, so liegt doch eine gewisse Tragik darin, dass Anna die Gemahlin eines der erbittersten Feinde des Glaubens wurde, für den ihre Jugendfreundin noch so Schweres erleiden musste.

Das Dritte, was Olympia in diesem Jahre traf und zu ihrem Kummer um den Verlust des Vaters und der Freundin die Bitterkeit der Enttäuschung häufte, war die Ungnade des Hofes. Als sie zum ersten Male nach den soeben geschilderten Ereignissen dort wieder erschien, wurde sie in einer Weise empfangen, die ihr das Wiederkommen verleidete.

Wir vermögen bei der Dürftigkeit der Quellen nicht klar zu sehen, was diesen grellen Umschwung in der Stimmung der herzoglichen Familie hervorgerufen hat. Ihre Hinneigung zur neuen Lehre kann unmöglich den alleinigen Grund abgegeben haben; denn angesichts der intimen Art, in der Olympia vorher bei Hofe verkehrt hatte, konnte es dort nicht unbekannt sein, dass ihre Neigung bisher mehr der Philosophie der Alten als der Rechtfertigungslehre Luthers gegolten hatte. Ich vermute, dass das schöne und hochbegabte Mädchen, welches aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte und seitens der Fürstlichkeiten so manche neiderregende Auszeichnung genoss, durch die Unnahbarkeit, welche sie den an jedem Hofe vorhandenen leichteren Elementen gegenüber beobachtete, sich manche Feindschaft zugezogen hatte. Und diese Feindschaft machte sich nun die günstige Gelegenheit, wo sie ihre Stützen, nämlich ihren Vater und die ihr befreundete Prinzessin verloren hatte, zu nutze, um sich an ihr zu rächen. Wer weiss, welche Hofintrigue gegen sie eingefädelt worden ist! Ein Meisterstück ist es zweifelsohne nicht gewesen, ein schutzloses Mädchen in Ungnade zu bringen. Ein Rätsel bleibt es nur, dass die sonst so edel gesinnte Herzogin Renata nicht ihre Stimme zu ihren Gunsten erhob. Aber das erklärt sich vielleicht aus der Thatsache, dass die Herzogin in diesen Jahren, in denen sie selbst um ihrer evangelischen Überzeugung willen von ihrem

Gatten schwer zu leiden hatte, überhaupt wenig Einfluss besass. Herkules begann nämlich seit dem Jahre 1545, in dem auch in Ferrara die Inquisition eingeführt wurde, zusehends immer offenkundiger und rücksichtsloser auf die Ausrottung des reformatorisch gesinnten Kreises in seinem Lande hinzuarbeiten. Das Motiv seiner Intoleranz war ebensowenig wie bei den anderen Fürsten Italiens Eifer für die katholische Lehre, sondern dieselbe entsprang vielmehr aus wohlüberlegter Liebedienerei gegen den römischen Stuhl, dessen Lehnsmann er war. Eine sich unparteiisch nennende Geschichtsforschung macht so häufig den deutschen Fürsten, welche im 16. Jahrhundert für die Reformation Partei ergriffen, den Vorwurf, dass sie dies nicht aus Überzeugung, sondern aus weltlichen Interessen gethan hätten. Dieses Urteil ist unberechtigt, denn die Geschichte lehrt, dass die protestantischen Fürsten um ihrer religiösen Überzeugung willen Krone und Leben aufs Spiel setzten. Dagegen lässt sich mit viel grösserem Erfolg der Wahrheitsbeweis für die Behauptung antreten, dass damals viele Fürsten, seien es nun weltliche oder geistliche, gegen ihre bessere Einsicht sich zu Ungunsten der Reformation entschieden, nicht aus immer noch entschuldbarer Furcht und Zaghaftigkeit, sondern, weil ihre persönlichen weltlichen Vorteile und Interessen mit der katholischen Kirche verbunden waren. Und ein Beispiel dieser Art ist auch Herzog Herkules von Ferrara.

Für Olympias inneren Menschen war die Enttäuschung, die sie erfahren, von grösstem Segen. Sie lernte die Unbeständigkeit der irdischen Verhältnisse und der Menschen kennen und suchte nunmehr ihren Trost in der Religion. Jetzt wurden die Lehren der Reformation, die vordem an ihrem Ohre vorüber gerauscht waren, ihre Stütze und ihr Halt. Und mit demselben Eifer, mit dem sie früher ihren Cicero studiert hatte, sass sie nun in den Mussestunden, welche ihr die ihr zufallenden häuslichen Sorgen und Arbeiten liessen, über die Bibel gebeugt, die sie bei ihrer Gelehrsamkeit in der Ursprache zu lesen vermochte. Auch ihre jüngeren Schwestern, deren Erziehung sie übernommen, unterwies sie eifrig in der heiligen Schrift. So dürfen wir erst seit dem Jahre 1548 Olympia als eine überzeugte Anhängerin der Reformation bezeichnen. Diese nahm fortan bei ihr die erste Stellung ein, welche vorher den humanistischen Studien gehört hatte. Auch zwei poetische Fragmente, die uns

aus dieser Zeit erhalten geblieben sind, legen von dieser ihrer religiösen Vertiefung Zeugnis ab. Und gerade in diesem Augenblick war es ebenso gefährlich wie mutvoll, sich in Ferrara zum evangelischen Glauben zu bekennen, da gerade jetzt über die dortige kleine Gemeinde ein schwerer Sturm der Verfolgung hereinbrach. Ihr erstes blutiges Opfer war Fannius aus Faënza, der um seines evangelischen Bekenntnisses willen festgenommen und nach 2jähriger Kerkerhaft öffentlich hingerichtet wurde. Zu denjenigen, die ihn trotz der damit verbundenen Lebensgefahr im Gefängnis aufzusuchen und zu trösten wagten, gehörten zwei schwache Frauen: unsere Olympia und eine Freundin, die sie in dieser Zeit der Trübsal gewonnen hatte, die gleichfalls evangelisch gesinnte Lavinia von Rovere, die spätere Gattin des Herzogs von Orsini, die ihr und ihrer Familie aufs wirksamste zu Seite stand.

Der alte Spruch: »Auf Regen folgt Sonnenschein«, sollte sich aber auch in Olympias Leben bewahrheiten. Für das, was sie verloren, schenkte ihr die Vorsehung einen köstlichen Ersatz in der Liebe. Zu den Studierenden, welche aus der Ferne nach Ferrara gekommen waren, gehörte auch Andreas Grunthler. Er stammte aus Schweinfurt in Bayern, hatte von Jugend an eine gute humanistische Bildung genossen und widmete sich in Ferrara dem Studium der Philosophie und Medizin. Er verkehrte viel im Hause der Professoren Johann und Kilian Sinapi, zu denen ihm die gemeinsame Wissenschaft und das gemeinsame Vaterland Anknüpfungspunkte bot. Die Gebrüder Sinapi gehörten zu den wenigen Persönlichkeiten, welche die Freundschaft mit der Familie ihres verstorbenen Kollegen Moratus aufrecht erhielten, auch, nachdem Olympia unter der Ungunst des Hofes zu leiden hatte. Grunthler vernahm im Hause der Sinapi die ebenso glänzende wie traurige Geschichte des geistig so hochstehenden jungen Mädchens, das er auch bald persönlich kennen lernte. Er empfand zunächst Mitleid für sie. Und wie so häufig Mitleid der erste Schritt zur Liebe ist, trat auch bei ihm diese Wandlung der Gefühle ein. Da er von Hause aus nicht unbemittelt war und die Ungnade des Herzogs Herkules nicht zu fürchten brauchte, bat er Olympia, seine Gattin zu werden. Diese gab ihm um so freudiger ihr Jawort, als sie Grunthler, mit dem sie das gleiche geistige Streben und die gleiche religiöse Überzeugung verband, ebenfalls aufs innigste zugethan war. Ihre Vermählung fand aus-

gangs des Jahres 1550 in den Formen des neuen Glaubens statt. Olympia verherrlichte ihren Hochzeitstag durch einen griechischen Hymnus in Distichen, den wir noch besitzen. Ebenso haben wir noch einige der reizenden Briefe, die sie an ihren jungen Gatten richtete, als derselbe kurz nach der Hochzeit abgereist war, um sich in Deutschland eine feste Anstellung zu suchen. Er war in Ferrara zum Dr. der Medizin promoviert worden und hatte nun den lebhaften Wunsch, in Deutschland für sein Fach eine Lehrthätigkeit zu gewinnen. Dass beide sich den eigenen Herd fernab von Ferrara gründen wollten, dazu veranlasste sie vornehmlich die Intoleranz, die inzwischen hier herrschend geworden war. Aus demselben Grunde dachten auch die Gebrüder Sinapi daran, das immer ungastlicher werdende Ferrara zu verlassen. Olympia nahm in der Zeit der Trennung von ihrem Gatten ihre litterarische Thätigkeit wieder auf. Das Bruchstück eines Dialogs ist noch vorhanden. Man könnte ihn für ein Erzeugnis der platonischen Schule halten, wenn er nicht in folgenden christlichen Erguss ausklingen würde, den ich hier als eine Probe der Sinnesart der Olympia mitteile: »Auch ich bin ein Menschenkind, aus ein wenig Lehm und Staub gebildet. Ein sterbliches Weib hat mich geboren, die ich als Stimme zunächst nur mein Schreien und meine Thränen besass. Ich wurde eingewickelt in Windeln und nur mit grosser Mühe und Sorge aufgezogen. Auch ein König hat keinen andern Ursprung; denn alle Menschen sind sich gleich im Werden und Vergehen. Aber ich habe frühzeitig mich gesehnt nach der Gabe der Weisheit. Ich habe sie höher geachtet als Throne und Königreiche, als Gold und Perlen. Ich habe sie mehr geliebt als die Schönheit, ja mehr als das Leben, und meine Seufzer sind erhört worden. Ein göttliches Licht hat hineingeleuchtet in die Dunkelheit meiner Seele und sein Glanz, welcher nicht erbleichen kann, ersetzt mir alle Schätze. O Gott, unerschöpfliche Quelle der Barmherzigkeit und der Liebe, gieb mir deine Weisheit, diese Gefährtin deines Ruhmes! Schreibe mich ein in die Zahl deiner Dienerinnen, weil ich ja nur dir allein gehören will, in dieser kurzen Lebenszeit, die du mir auf Erden zugewiesen hast.«

Grunthler kehrte im Frühjahr 1551 nach Ferrara zurück, um sein junges Weib abzuholen. Er hatte noch keine feste Anstellung gefunden, aber die freundlichsten Zusagen der Fürsorge von seinen einflussreichen Gönnern erhalten. Im Juni schieden

sie beide von Ferrara; Olympia nicht ohne Wehmut. Sie verliess die Stätte glanzvoller und kummervoller Erinnerungen. An beiden haftet das Menschenherz am festesten. Doch verklärte ihr den Abschied die freudige Aussicht, in ein Land zu kommen, wo sie frei und ungehindert ihres Glaubens leben konnte. Ihre Mutter und Schwestern vertraute sie ihrer bewährten Freundin Lavinia von Orsini an, die sich der Zukunft derselben auch aufs treueste angenommen hat; ihren kleinen achtjährigen Bruder Emilio nahm sie mit sich. Die Reise ging über Trient, wo damals gerade das Konzil versammelt war, und über Innsbruck zunächst nach Augsburg. Unterwegs schrieb Olympia an ihre Schwester Lucretia: »Der HErr hat mir einen Gatten gegeben, der mir teurer ist als das Leben. Ich würde ihm festen Schrittes in die unwirtlichen Einöden des Kaukasus folgen oder in die Engpässe der Alpen. Überall dahin, wohin er sich wendet, werde ich ihm freudigen Herzens folgen. Das Vaterland des mutigen Menschen ist überall unter dem Himmel. Selbst der fernste Strand muss uns beneidenswert erscheinen, wenn wir dort Gott in Gewissensfreiheit dienen dürfen.« In Augsburg fand Grunthler mit seiner jungen Frau mehrere Monate lang gastliche Aufnahme bei dem ihm befreundeten kaiserlichen Rat Georg Hermann, der ihm noch inniger zugethan war, seit er ihm von einer schweren Krankheit Heilung gebracht. Olympia beschäftigte sich während dieses Aufenthaltes mit klassischen Studien und mit der Erforschung der heiligen Schrift. Auch trat sie von hier aus, wohl in dankbarer Erinnerung daran, dass er ihr zuerst die evangelische Wahrheit verkündet, mit Curio, der als Professor in Basel lebte, in regen Briefwechsel. Dieser ist eine wertvolle Quelle für die Kenntnis ihrer Persönlichkeit geworden. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass sie in Augsburg mit ihrem Gatten verschiedentlich im Hause der Fugger Verkehr pflegte, die für die humanistischen Bestrebungen ein freigebiges Interesse bekundeten und bei denen sie sich ihrer Dichtungen wegen der aufmerksamsten Anerkennung zu erfreuen hatte.

Von Augsburg folgte das Ehepaar einer Einladung ihres gemeinsamen väterlichen Freundes Johann Sinapi nach Würzburg, wo dieser Leibarzt des Fürstbischofs Melchior Zobel geworden war. Dieser Umstand wirft ein schönes Licht auf den irenischen Geist, der sich damals schon hier und dort in Deutschland zwischen den beiden Konfessionen anbahnte. Denn es ist doch

ein ersichtliches Zeichen hochherziger Toleranz, dass der katholische Fürstbischof im Zeitalter der Reformation einen evangelischen Leibarzt hatte. Hier blieben sie bis zum Oktober 1551. Da erhielt Grunthler unerwartet einen Ruf in seine Vaterstadt Schweinfurt, wo eine tüchtige ärztliche Kraft nötig geworden war. Sie siedelten dahin unverzüglich über.

Olympia fühlte sich anfänglich in Deutschland nicht wohl, zumal ihr der nordische Winter etwas Ungewohntes war. Auch machte es ihr Schwierigkeit, die deutsche Sprache zu lernen. Gleichwohl wies sie jede Sehnsucht nach Italien weit von sich. Lieber, schreibt sie an Curio, würde sie in den fernsten Fernen des Weltalls ihre Zuflucht suchen, als in ein Land zurückkehren, in dem ihrer nur Leiden harren würden. Italien war ihr gründlich durch die Intoleranz und Härte verleidet, mit der man dort der Reformation begegnete. Sie hatte die Schrecken des Glaubenshasses kennen gelernt. Darum war für sie ebenso wie für ihren Gatten das ungestörte Halten zum Bekenntnis der Reformation die erste Bedingung irdschen Glückes. Infolgedessen lehnte Grunthler eine ehrenvolle und auch pekuniär lockende Berufung in eine Professur der Medizin nach Linz ohne jedes Zaudern ab, weil ihm hier keine dauernde Ausübung seines evangelischen Glaubens verbürgt werden konnte.

In Schweinfurt lebte Olympia ausser ihren häuslichen Pflichten der Fürsorge für die Armen, Kranken und Waisen, die sie in ihren Freistunden besuchte. Ihre klassische Bildung stellte sie in den Dienst des doppelten Erziehungswerkes, das ihr oblag. Es galt dies nämlich ausser ihrem Bruder Emilio einer Tochter Sinapis, die sie zu sich genommen hatte, namens Theodora. Auch dieses junge Mädchen erhielt als Grundlage ihrer Bildung Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. An den Erklärungen des Plutarch, des Virgil und Homer, die sie ihren Schülern gab, nahmen häufig Freunde der Familie teil. Den Grundsatz, den sie bei ihrer Pädagogik verfolgte, fasste sie in die Worte zusammen: »Die Lehrer haben ihren Schülern nicht alles mitzuteilen, aber sie müssen sozusagen mit dem Finger auf die Quellen hinweisen.« An den Abenden fand sich gewöhnlich ein kleiner Kreis von evangelisch gesinnten Freunden in Grunthlers Hause zusammen. Da wurde dann ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen und eines der Kirchenlieder Luthers angestimmt. Für diese Hausandachten hatte Olympia einige Psalmen ins Grie-

chische übersetzt und war es ihr vortrefflich gelungen, den Geist der hebräischen Poesie in die Formenschönheit der griechischen Sprache zu zwingen. Einige Fragmente dieser Übertragungen sind auf uns gekommen. Für Luther und seine Schriften hat Olympia ersichtlich eine besondere Vorliebe gehabt. Ihrer Freundin Lavinia übersandte sie gelegentlich ein ganzes Packet seiner Veröffentlichungen mit dem Geständnis, dass sie von der Lektüre grossen Segen für sich gehabt hätte und für sie das Gleiche hoffe. Später bat sie einmal den Vergerius, den Katechismus Luthers ins Italienische zu übersetzen und jenseits der Alpen zu verbreiten. Wir werden weiter noch sehen, wie sie bis zu ihrem Ende ein fürsorgliches und sorgenvolles Interesse für das Werk der Reformation behielt.

Das Ende der Olympia, dem wir uns nun nähern, war eine bittere Schule der Leiden. Auf dasselbe werfen die Kämpfe ihren Schatten, welche nach Luthers Tode Deutschland in zwei Heerlager spalteten. Als Moritz von Sachsen die Sache des Protestantismus führte, war Bayern der Kriegsschauplatz. Der Friede, den der Kaiser mit ihm zu schliessen gezwungen war, kam dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der den Krieg mehr als Sport betrieb, sehr ungelegen. Er suchte für seine Banden, die er nicht entlassen wollte, einen militärischen Stützpunkt und ersah als solchen das am rechten Ufer des Mains gelegene Schweinfurt. Hier wurde er nun von seinen Gegnern, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg eingeschlossen. Die Belagerung begann im April 1553 und dauerte ohne Unterbrechung 14 Monate. Jeder kann sich unschwer vorstellen, welche Schrecknisse und Einschränkungen diese Belagerung für die unglücklichen Einwohner Schweinfurts im Gefolge hatte. Oft mussten sie sich bei schweren Kanonaden in die Keller flüchten. Die Not stieg, als sich zu aller Drangsal noch ein furchtbarer Gast in der Stadt einfand, dessen unheimlichen Charakter wir vor kurzem aus der Ferne kennen gelernt haben, nämlich die Pest. Auch Dr. Grunthler erkrankte an ihr, genas aber wie durch ein Wunder. Seine Pflege lastete vornehmlich auf Olympias Schultern. Kaum war er wiederhergestellt, da wurde Schweinfurt nach dem Abzüge Albrechts von den Belagerern genommen und ging in Flammen auf. Grunthler und Olympia wollten schon in der Kirche des Ortes Zuflucht suchen,

als ein ihnen gänzlich unbekannter Soldat sie davor warnte und aus den Mauern der Stadt herausführte. Hätten sie diesen Wink nicht erhalten, wären sie rettungslos unter den Trümmern des Gotteshauses begraben worden; denn auch dieses wurde von den erbitterten Feinden nicht geschont. Nachdem sie noch ausserhalb der Stadt von einer plündernden Streifschar so ziemlich aller ihrer Kleider beraubt waren und Grunthler beinahe als Gefangener zurückbehalten war, gelangten sie arm und abgehärmt nach Hammelburg. Olympia, die stark fieberte, zog nach ihrem eigenen Ausdruck hier ein wie eine »Bettlerkönigin«. Die Bürger Hammelburgs gewährten ihnen nur eine 4tägige Gastfreundschaft, weil sie sich durch ihre Aufnahme den Zorn des Bischofs von Würzburg zuzuziehen fürchteten. So mussten denn die beiden Flüchtlinge weiterwandern. Nachdem sie für die letzte Ungastlichkeit unterwegs durch eine um so liebenswürdigere Aufnahme bei dem Grafen von Rheineck entschädigt worden waren, bot sich ihnen endlich eine ebenso sichere wie wohlthuende Zufluchtsstätte in dem Schlosse der edlen Grafen von Erbach, die ihren Stammbaum auf Karls des Grossen Geheimschreiber Einhard und die Kaisertochter Emma zurückführen und in der Reformationszeit zu den begeistertsten Anhängern Luthers gehörten. Hier in diesem echt evangelisch gesinnten Hause konnten die beiden Flüchtlinge zum ersten Male wieder sicher aufatmen. Olympias Name war auch hier schon ehrenvoll bekannt. Der Graf von Erbach gewährte ihnen nicht allein die aufmerksamste und liebenswürdigste Aufnahme, sondern sorgte auch für ihre Zukunft. Er empfahl Grunthler seinem Schwager, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz. Diese Empfehlung hatte Erfolg. Grunthler wurde als Professor der Medizin nach Heidelberg berufen. Damit war also der beruflich heisseste Wunsch seines Lebens erfüllt. Seiner Gattin wurde der Titel einer Hofdame der Kurfürstin angeboten; aber sie lehnte dies dankend ab. Sie hatte die Gefahren und Klippen des Hoflebens zu deutlich kennen gelernt. Es ist auch von einzelnen berichtet worden, es sei ihr ein Lehrstuhl der griechischen Litteratur angetragen worden; doch ist dies ungeschichtlich. In Heidelberg musste das junge Paar ganz von vorn anfangen und oft mit schweren Sorgen kämpfen. Bei der Schweinfurter Katastrophe hatten sie ihre ganze Habe verloren. Am schmerzlichsten beklagte Olympia den Verlust ihrer Bibliothek, die sie mit grossen Kosten und Mühen von Ferrara über die Alpen geführt hatte,

und aller ihrer Manuskripte. Dieses Unglück verschuldet es auch, dass wir von ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nur so kärgliche Überreste besitzen. Das einzige, was Olympia von ihren reichen Bücherschätzen wiedererhielt, war ein Exemplar des Plutarch, das von einem Plünderer nach Würzburg gebracht und dort öffentlich ausgeboten wurde. Sinapi hörte davon, kaufte das Buch und sandte es ihr zu. Curio tröstete sie für den litterarischen Verlust mit der schmeichelhaften Bemerkung, sie habe keineswegs das Ihrige verloren, sondern wie jener hellenische Bias alles mit sich getragen. Gleichzeitig teilte er ihr aber auch mit, dass ihr die Baseler Buchhändler behufs Wiederanlegung einer Bibliothek Freiexemplare von allen bei ihnen erscheinenden Werken senden wollten. Sicherlich auch ein Beweis für das hohe Ansehen, dessen sich Olympia zu erfreuen hatte. Die Damen unter meinen Zuhörern wird es zweifelsohne interessieren, dass der jungen Professorenfrau in Heidelberg die Dienstbotenfrage sehr viel zu schaffen machte. Sie beklagte sich bitter über die hohen Löhne, die dort gezahlt wurden.

Nach menschlicher Berechnung würde Olympia allmählich in Heidelberg wieder ein behagliches Heim und einen befriedigenden Wirkungskreis gefunden haben, wenn nicht die zunehmende Schwäche ihrer Gesundheit ihrem Leben ein allzufrühes Ziel gesetzt hätte. Die lange, entbehrungsreiche Belagerung von Schweinfurt, die aufreibenden Nachtwachen am Krankenbette ihres Mannes, die Überanstrengungen und Ängstigungen auf der Flucht, alles dies war zusammengekommen, um den Keim des Todes in ihr zu pflanzen. Auch in Heidelberg war der liebste Gegenstand ihres Nachdenkens die heilige Schrift, der vornehmste Gegenstand ihrer Sorge das Werk der Reformation und das Schicksal ihrer Glaubensgenossen. Mit Trauer vernahm sie die Kunde von dem Verschwinden der evangelischen Lehre in Ferrara, mit Schmerz die Nachricht von der Verfolgung der Hugenotten in Frankreich. Einen ihrer letzten Briefe hat sie zu deren Unterstützung an ihre Jugendfreundin Anna von Guise geschrieben. Die bezeichnendste Stelle dieses Briefes lautet: »Weil der HErr dich einer so grossen Wohlthat gewürdigt hat, dich mit der Wahrheit bekannt zu machen, so kannst du nicht die Unschuld dieser Leute unbeachtet lassen, welche tagtäglich zur Verantwortung gezogen werden und sich so grausamen Qualen um Christi willen aussetzen. Es ist deine Pflicht, für sie einzu-

treten, sie beim Könige zu rechtfertigen und Begnadigung für sie zu erbitten. Wenn du stumm bleibst, wenn du sie leiden und sterben lässt, ohne auch nur ihre Verteidigung gewagt zu haben, machst du dich zum Mitschuldigen ihrer Peiniger.« So hatte sich Olympia, die prunkvolle Lobrednerin des Cicero, in eine mitfühlende Apologetin der Reformation verwandelt, als deren Märtyrerin sie selbst bezeichnet werden darf.

Seit dem Frühjahr 1555 war sie meistenteils ans Bett gefesselt. Sie wusste, dass es für sie keine Heilung mehr gab, und sah ihrem Sterben mit Fassung und ohne Furcht entgegen. Ja, in ihren letzten Briefen tröstet sie ihre Freunde über ihren eigenen Tod. »Mit meinem letzten Seufzer«, schreibt sie an Curio, »werde ich mich aller derer erinnern, die ich geliebt habe. Die Nachricht von meinem Tode darf euch nicht betrüben. Ich weiss, dass die Krone der Gerechtigkeit mir aufgespart ist, und ich habe Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein.« Sie starb am 7. Nov. 1555, nachmittags 4 Uhr, im noch nicht vollendeten 29. Lebensjahre. Über ihre letzten Stunden berichtete ihr Gatte an Curio: Kurz vor ihrem Ende erwachte sie aus einem leichten Schlummer und lächelte verklärt, wie von einem schönen Gedanken entzückt. Ich näherte mich ihr und fragte sie nach der Ursache dieses Lächelns. Sie sagte: »Ich sah im Traum einen Ort, der erleuchtet war vom strahlendsten und reinsten Licht«. Ihre grosse Schwäche liess sie nicht weiterreden. »Mut, meine Teure«, antwortete ich ihr, »du wirst bald in dem Schosse dieses reinen Lichtes leben.« Sie lächelte von neuem und machte mit dem Haupte ein leichtes Zeichen der Zustimmung. Ein wenig nachher sagte sie: »Ich bin glücklich, ganz glücklich.« Als ihr Blick sich schon zu verschleiern begann, flüsterte sie noch: »Ich sehe beinahe nicht mehr, aber meine ganze Umgebung erscheint mir mit den schönsten Blumen geschmückt.« Grunthler war durch ihren Heimgang so gebeugt, dass ihm die Thränen fehlten. An seinem Schmerz nahmen die Gelehrten der damaligen Zeit, welche sie »wie einen Ruhm ihres Jahrhunderts« verehrt hatten, und insonderheit die Anhänger der evangelischen Lehre in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz den innigsten Anteil. Grunthler überlebte die heissgeliebte Gattin nicht lange. Er sowohl wie sein junger Schwager Emilio wurden bald darauf von der Pest dahingerafft, die damals in Heidelberg grassierte. So waren die drei Glaubensflüchtlinge von Ferrara wieder im Tode vereint.

Aber auch ihre sterblichen Überreste brachte man pietätvollen Sinnes zusammen. Sie wurden alle drei auf dem Peterskirchhof zu Heidelberg beigesetzt. Von Freunden wurde der Olympia die Grabschrift gesetzt.«

»Dem Andenken der Olympia Fulvia Morata, die einst zwar in Gestalt eines Weibes, jedoch mit einem grösseren Geist als gewöhnlich in Männern ist, gelebt hat, um in ihrem Herzen einzig und allein Christum zu verehren, die ganze Welt hingegen zu verachten.«

Jetzt erinnert in Heidelberg an Olympia nur noch eine in der Peterskirche an der Nordwand angebrachte Gedenktafel. Die lateinische Inschrift darauf rühmt vor allem ihre ungewöhnlichen Sprachkenntnisse, ihre allgemein hochgeachtete Frömmigkeit und ihr ruhiges, seliges Sterben.

Ihren litterarischen Nachlass gab drei Jahre nach ihrem Tode Curio heraus. Ihm, den selbst ihr frühzeitiges Sterben aufs tiefste verwundet hatte, war auch die Aufgabe zugefallen, die überlebende Mutter in der Ferne von dem Tode ihrer Tochter in Kenntnis zu setzen und sie zu trösten. Er schreibt an die schwergeprüfte Frau: ›Unsere Olympia ist nicht gestorben, sondern sie lebt noch in Christo, selig und unsterblich. Sie lebt, ja sie lebt, deine Tochter, auch noch in dieser Welt, und sie wird leben, so lange es Menschen giebt, in der Unsterblichkeit ihrer göttlichen Werke und im Andenken aller trefflichen Christen.‹

Und diesem ihren Andenken sollte auch diese heutige Stunde geweiht sein. Sicherlich hat ihr Lebensbild für jeden unter uns etwas Sympathisches. Es erweckt unsere Anteilnahme, weil es so reich ist an Lust und Leid des Daseins, und besonders, weil über seinem unerwartet frühen Ausgang eine solche Tragik ruht. Das Leben der Olympia hat ein Anrecht an unser Interesse, weil es verflochten ist mit so manchen denkwürdigen Stätten und Persönlichkeiten des 16. Jahrhundert, und weil wir in ihrer Erziehung, in ihrem Fühlen und Denken einen Hauch verspüren vom Geiste jener grossen Zeit. Um ihrer staunenswerten Frühreife und um ihrer eminenten Gelehrsamkeit willen können auch wir ihr unsere Bewunderung nicht versagen, aber doch wird sie wohl mehr in unseren Herzen haften bleiben um des Mutes und der Überzeugungstreue willen, mit der sie ihren evangelischen Glauben bekannte, für ihn duldete und kämpfte. Olympias Entwickelungsgang ist typisch für die Entstehung der Reformation

selbst, die ja auch aus dem Humanismus herausgeboren war. Und in der Tragik ihres Lebens spiegelt sich das Schicksal der evangelischen Bewegung Italiens wieder, die ja auch nach einem kurzen hoffnungsreichen Blühen vorzeitig zu Grunde ging. Ob noch einmal ihrem schönen Vaterland ein Geistesfrühling erstehen wird wie in jener grossen Zeit, die so dramatisch bewegt ist durch das Ringen nach reiner Erkenntnis auf dem Gebiet des Wissens und des Glaubens, das steht in Gottes Hand. Die Unterdrückung des evangelischen Glaubens machte ihr das Vaterland zur Fremde und die Fremde zur Heimat. Und was ihr unser deutsches Vaterland heimisch machte, das war nicht so sehr der Umstand, dass auch hier Wissenschaft und Kunst eine Stätte hatten, sondern vor allem der von ihr schwer errungene Gewinn, dass sie hier furchtlos und treu in dem Glauben des Mannes Christin sein durfte, dessen Geburtstag diese Stadt morgen wieder in altüberkommener Pietät begehen wird!

Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519.

Vortrag,

gehalten am 26. April 1899 in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Georg Oergel,
Pastor.

Bis zum Jahre 1519 trug die Universität Erfurt durchaus mittelalterlichen Charakter. Die Studien wurden betrieben auf der Grundlage der herrschenden Scholastik, und zwar unter Betonung der formalen Seite. Hauptziel des Studiums war logisch-dialektische Verstandesbildung.

Nominell standen noch die bekannten sieben freien Künste in Geltung, betrieben nach Anleitung der Werke des Aristoteles, so gut oder so schlecht man sie in lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen hatte. Aber in der That traten von diesen sieben Fächern einige fast ganz zurück (sonderlich die Rhetorik) oder wurden sehr nebensächlich behandelt (so Grammatik, Mathematik, Metaphysik und Ethik). Etwas besser weg kam die Physik oder Natural-Philosophie. Das Hauptgewicht aber wurde auf Logik und Dialektik gelegt. Die Vorlesungen und Disputationsübungen (Exercitien) der philosophischen Fakultät beschränkten sich fast ausschliesslich auf dies Gebiet, die ganze Kraft wurde darauf verwandt, den Studierenden formale Denk- und Begriffsbildung beizubringen, und bei den Bakulariats- und Magisterprüfungen beurteilte man die Kandidaten hauptsächlich nach ihren Leistungen in dieser speciellen Kunst. Die Sprachstudien lagen zwar nicht ganz darnieder und die Humaniora wurden auch betrieben, aber nur als Allotria, denen man gestattete, was an Zeit und Raum übrig blieb.*)

Zwar stand es in Erfurt am Anfang des 16. Jahrhunderts in dieser Hinsicht besser, als an den meisten deutschen Universitäten. Der vielgewanderte Petrejus (Peter Eberbach) urteilte z. B. über Wien, die Barbarei der Philosophanten wäre hier so gross,

*) Vergl. hierzu meinen Aufsatz »Die Lebens- und Studienordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters« in Heft XIX dieser Jahrbücher.

wie sie nur bei den barbarischsten Nationen sein könne. Er zählt die abgeschmackten Themata auf, die man in Wien behandeln hört, Gegenstände, »die doch von den Unsrigen, wie er sagt, schon längst ausgemerzt sind«. (Brief an Johann Lang vom 10. September 1510.) Aber es waren nur die gröbsten Auswüchse, die man in Erfurt dank dem Einflusse der Humanisten abgeschnitten hatte. Die Abwege, auf die die einseitige Betreibung des Studiums führte, wurden auch hier beschritten und die Professorengelehrsamkeit dadurch in Miskredit gebracht. Mit Recht galten auch in Erfurt die Stimmführer der philosophischen Fakultät als Sophisten.

Diese Männer der alten Schule waren durchaus nicht geneigt, ihr System aufzugeben und den Humanisten, den Vertretern einer allseitigen, naturgemässen, auf das Studium der wiederentdeckten lateinischen und griechischen Klassiker gegründeten Bildung, das Feld zu räumen. Sophistisch gebildet und in ihrer spinösen Kunst die Höhe aller Weisheit erblickend, setzten sie dem Ansturm der in Erfurt besonders zahlreich vertretenen und rührigen Humanistenschaar die ganze Wucht ihres Ansehens und ihrer Machtstellung entgegen. Die leitenden Stellungen waren in ihren Händen, sie standen in der Fakultät, beaufsichtigten die Studien, nahmen die Prüfungen ab und hielten streng auf Konservierung der althergebrachten Ordnungen.

Da aber der Eifer der von Mutian geleiteten humanistischen Genossenschaft nicht nachliess, ihre Zahl sich mehrte, ihre Leistungen auch immer mehr Anklang fanden bei der Studentenschaft, während die der Sophisten mehr und mehr in Misskredit kamen; da ferner auf den benachbarten Universitäten Lehrstühle für Humanisten errichtet wurden, in Leipzig für Mosellan, in Wittenberg für den jungen Melanchthon; da endlich in Erasmus von Rotterdam eine Kraft ersten Ranges, ein Reformator der Wissenschaft erstand, den jedermann respektiren musste, — konnten verständige Männer der alten Schule der Forderung einer Studienreform sich nicht mehr verschliessen. Sie mussten deren Berechtigung anerkennen. So setzten denn die Humanisten endlich ihren Willen durch.

Diese Wendung trat ein im Jahre 1519, genauer mit Beginn des Sommersemesters d. J., — ein Jahr nach der Berufung Melanchthons nach Wittenberg, drei Jahre nach der Rückkehr des Erasmus aus England in die Niederlande, mit welchem Er-

eignis erst die epochemachende Wirksamkeit dieses Gelehrten für Deutschland begann.

Ziemlich plötzlich und selbst vielen Anhängern der Neuerung überraschend kam es zum Beschluss der Studienreform bei Gelegenheit der Rektorwahl am 2. Mai 1519.

Auf die Bedeutung dieses Moments für die Erfurter Hochschule hat zuerst Kampschulte in seinem bekannten Werke über »die Universität Erfurt im Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation«, Bd. I S. 251, aufmerksam gemacht, auf Grund des Rektoratsberichts in der Matrikel über das Sommersemester 1519. Seine Darstellung fasst er dahin zusammen: »So waren denn jene Hoffnungen (scil. der Humanisten) in Erfüllung gegangen. Noch keine deutsche Universität hatte als Korporation den neuen Ideen einen derartigen Einfluss gestattet. Es war das erste Mal, dass der neue Geist sich in aller Form eine mittelalterliche Lehranstalt dienstbar machte.«

Dies Ereignis habe ich dann in meinen »Beiträgen zur Geschichte des Erfurter Humanismus« (Heft XV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt) weiter verfolgt und in seiner Bedeutung zu würdigen gesucht, auf Grund reicheren mir zu Gebote stehenden Materials, das mich auch in den Stand setzte, Kampschultes Darstellung in einigen Punkten zu berichtigen und sein — manchmal, so auch hier — etwas übertriebenes Urteil zu limitieren.

Ich wiederhole daraus kurz Folgendes:

Die Rektorwahl des 2. Mai 1519 war für die Humanisten insofern eine überraschend günstige, als beim Wahlverfahren, das bekanntlich sehr kompliciert und unberechenbar war, die Befugnis, das neue Oberhaupt der Hochschule zu küren, drei Anhängern der Neuerung zufiel. Es waren der Mediziner Heinrich Eberbach, Bruder des Petrejus, und die Magister Johann Drako und Johann Femelius, und diese einigten sich nach kurzer Beratung auf die Person des Justus Jonas. Er war zwar noch jung, 26 Jahre zählend, aber schon Licentiat der Rechte und Inhaber der Lektoralpräbende von St. Sever, als solcher Dozent in der juristischen Fakultät, und, was ihn vor allem empfahl, einer der Vorkämpfer der humanistischen Bewegung. Er war damals abwesend, auf einer Huldigungsreise zu Erasmus, dem gefeierten Humanistenhaupt, begriffen. Gerade deshalb wählten die Freunde ihn, weil sie sich von diesem begeisterten Eras-

mianer energische Förderung der humanistischen Bestrebungen versprachen.

Mit diesem Wahlergebnis begnügten sich aber die Freunde der Neuerung nicht. Man ging sofort einen Schritt weiter, eine Studienreform zu fordern. Sie drangen auch damit durch. Ohne die Rückkehr des neugewählten Rektors abzuwarten, wussten sie den Beschluss durchzusetzen, dass das Studium der alten Sprachen, griechisch und latein, und der »wahren« Philosophie unter die Disziplinen der Universität aufgenommen und die »Achtmänner«, d. h. das aus acht Würdenträgern bestehende Konzilium, der akademische Senat, der mit dem Rektor die Oberleitung der ganzen Hochschule hatte, beauftragt werden sollten, die Berufung besonderer besoldeter Dozenten für die einzelnen Disziplinen der philosophischen Fakultät in die Hand zu nehmen. Die Besoldung sollte die Fakultätskasse übernehmen, und um sie dazu in stand zu setzen, sollten die Promotionsschmausereien eingeschränkt und die dadurch gesparten Gelder der Fakultätskasse überwiesen werden.

Als Jonas von seiner Reise zurückkam (Mitte Juni), voll des Lobes des grossen Erasmus, den mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören er gewürdigt worden war, war er nicht wenig überrascht von den Vorgängen, die sich inzwischen in Erfurt abgespielt hatten. Mehr als seine Wahl zum Rektor setzte ihn in Staunen der Studienreformbeschluss. Zeugnis davon gibt ein Brief, den er wenige Tage darauf an einen Nordhäuser Landsmann und Freund, Melchior von Aachen, geschrieben.*) Darin heisst es: »Höre, worüber du staunen musst, was du mit Ehrfurcht lesen, ja wie etwas himmlisches anbeten musst. Du kennst ja unser altes Erfurter Gymnasium, in welchem die Sophisten so sehr alles beherrschen, dass die ganze Gelehrten-Republik auf ein paar armselige dialektische Spitzfindigkeiten beschränkt erschien, wo vor lauter Summularien, Exerzitien und Kopulaten fast nichts von guten Autoren gelesen wurde. Sechs Wochen bin ich fortgewesen. In diesem kurzen Zeitraum ist alles erneuert worden. Ganz anders finde ich die Schule, als ich sie verlassen habe. Kurzer Hand und mit einem Mal ist dieser Unrat abgethan und jetzt nach Wahl der Achtmänner handelt es sich um

*) Dat. Erfurt d. 22. Juni 1519, abgedruckt bei Kawerau, Briefwechsel des Justus Jonas. I. S. 24 f.

das Eine, dass das Studium der drei Sprachen, der wahren Philosophie und der echten Theologie hier durch Anstellung von Professoren eingeführt werde.« Nachdem er sich dann noch über die beschlossene Vereinfachung der Promotionsmahle ausgesprochen, auch seine Wahl zum Rektor mitgeteilt, schliesst er mit der Nachschrift in deutscher Sprache: »Vnsser vniuersitet ist in hundert jaren oder dyweil sy gestanden, also nytt reformirt gewest.«

Etwas bescheidener lautet der von ihm am Schluss des Semesters gegebene Rektoratsbericht.*) Auch hier spricht er von der Studienreform und Beschränkung der Promotionsschmause. Er redet hier aber nur vom Studium der zwei alten Sprachen, lässt also das hebräische weg, sowie von dem der wahren Philosophie, also ohne eine Reform der Theologie zu erwähnen. Dieser letztere offizielle Bericht ist, wie wir sehen werden, der richtigere; im obigen Privatschreiben an seinen Nordhäuser Freund hatte Jonas den Mund etwas zu voll genommen.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, dass im Jahre 1519 unter Jonas' Rektorat eine für die Humanisten hocherfreuliche Reform der Studien stattgefunden hat. Nicht so deutlich ergibt sich aber daraus die Beantwortung der Frage nach dem Wie? dieser Reform. Wir gewinnen daraus noch kein klares vollständiges Bild, worin die Reform eigentlich bestanden, wieweit sie sich erstreckt hat.

Ich glaube nun aber in der Lage zu sein, ein Aktenstück mitteilen zu können, das die Sachlage völlig klärt. Es enthält den Wortlaut der Beschlüsse, die das Konzil der Universität im Einverständnis mit dem Stadtrat als Patron in der Angelegenheit der Studienreform gefaſst hat. Dies wichtige Schriftstück liegt abschriftlich vor in einem Kodex des hiesigen Stadtarchivs**), und trägt den Titel: »Ordinatio facultatis artium, wie man lesen, repetiren und promoviren soll.«

Leider fehlt sowohl Unterschrift wie Datum. Doch machen innere Gründe es unzweifelhaft, dass wir hier den Wortlaut des Studienreformbeschlusses vom Jahre 1519 vor uns haben, von der wir sonst nur aus verschiedenen kurzen Äusserungen der Zeitgenossen wissen. In dieser Annahme kann uns auch nicht

*) Abgedruckt bei Weissenborn, Akten der Universität Erfurt. II. S. 308.
**) Abt. IIB, Nr. 2a, daselbst f. 313.

zweifelhaft machen, dass die Beschlüsse, der Sitte jener Zeit entgegen, in deutscher Sprache abgefasst sind. Die Anwendung der Muttersprache war nötig um der Beteiligung der Ratsmitglieder willen, die schwerlich alle der lateinischen Sprache mächtig waren. Vielleicht, ja wahrscheinlich ist das Schriftstück in beiden Sprachen abgefasst worden; das lateinische Exemplar kam ins Archiv der Universität und ist verloren gegangen, das deutsche ins Ratsarchiv und ist uns wenigstens in dieser im 17. Jahrhundert gefertigten Abschrift erhalten.

Das Ganze besteht aus 19 Paragraphen folgenden Inhalts:

§ 1—6 handelt von den neu zu errichtenden Lektionen (lectiones publicae) und dem Lektionsplan.

§ 7 von den neu anzustellenden Professoren (Professores publici) und ihren Gehältern.

§ 8—10 von der Aufbringung der Mittel zur Besoldung der Professoren durch Ermässigung der Ausgaben für die Promotionsschmause.

§ 11 und 12 von den Promotionsgebühren für Baculare und Magister.

§ 13 von den Pflichten der (Privat-) Präzeptoren im Allgemeinen.

§ 14 und 15 von ihren Pflichten, betreffend die Disputationsübungen.

§ 16 und 17. Einschärfung der Inscriptionspflicht.

§ 18. Einschärfung der Bursenpflicht.

§ 19 von der Umarbeitung der Statuten, sowohl der allgemeinen Universitäts- als der einzelnen Fakultäts-Statuten.

Die Abschrift macht den Eindruck genauer Wiedergabe des Originaltextes. Nur die Orthographie hat der Abschreiber nach den zu seiner Zeit geltenden Grundsätzen modernisiert. Daher redet er von »Baccalauren« und »Baccalaureanden«, während sie in den älteren Erfurter Schriftstücken richtiger »Baccularien« und »Baccularianden« heissen. Mitunter hat er den vorliegenden Text nicht entziffern können, was er durch Punkte andeutet. Wo er, was einige Male vorkommt, offenbar falsch gelesen hat, habe ich den Fehler zu bessern gesucht.

Ich lasse nun den Wortlaut folgen:

Ordinatio facultatis artium, wie man lesen, repetiren vndt promoviren soll.

1. Baccalaureanden sollen schuldig sein zu compliren Priscianum der je vmb 12 Schläge soll gelesen werden.

2. Magistranden aber sollen schuldig sein zu compliren Libros Ethicorum Aristotelis, Politicorum et Oeconomicorum.*)

3. Vmb 1 hora soll gelesen werden Sphaera materialis ein Mutation,**) die andere Arithmetica et Musica***) .....†) Euclidis, Theorica Planetarum cum perspectiva Dominici, vndt die dritte Mutation duodecim libri Metaphysices. Diese Bücher und Lectiones sollen compliren Baccalaureanden vndt Magistranden.

4. Zu 2 Schlägen soll man lesen in studiis humanioribus, Quinctilianum de institutionibus. Die Lection sollen auch compliren Baccalaureanden [vndt Magistranden].††)

5. Zu 3 Schlägen soll man lesen Libros veteris artis die erste Mutation. Die andere Mutation Libros priorum Analiticorum. Die dritte 4 Bücher Physicorum. Die sollen compliren die Baccalaureanden. Aber die Magistranden sollen compliren libros posteriorum Analyticorum, Elenchorum, Topicorum cum libris Physicorum, de anima, de coelo et mundo, de generatione et corruptione, Meteororum, parvorum naturalium.

6. Vndt vff ein Stunde, denen Magistris auß der Facultet gelegen, soll man lesen in Graecis litteris, die soll einem jeglichen frey sein zu hören.

7. Zu obgeschriebenen Lectionibus sollen verordnet werden VII Lectores. Der erste soll lesen Grammaticam Latinam,†††) der andere Moralem Philosophiam,*†) der dritte Dialecticam [vndt Physicam] vor die Baccalaureanden,*††) der vierte Dialecticam vndt Physicam vor die Magistranden,*†††) der fünfte Mathematicam et Metaphysicam,**†) der sechste Litteras humaniores alß Quintilianum,**††) der siebente Litteras graecas.**†††) Vndt diesen Lectoribus sol die Facultas Artium wie folget lohnen: denen ersten

---

*) Jedenfalls auch um 12 Uhr.

**) D. h. ein Semester.

***) Vielleicht zu lesen Arithmetica Muris.

†) Wohl Geometrica Euclidis.

††) Diese beiden Wörter stehen nicht im Text, werden aber vom Zusammenhang erfordert.

†††) Siehe § 1. *†) § 2. *††) § 5a. *†††) § 5b. **†) § 3. **††) § 4. **†††) § 6.

fünfen soll man jährlich jeglichem 40 fl. geben, den letzten zweyen alß Lectori humanitatis et Graecarum literarum, derer jeglichem soll man jährlich geben 30 fl.

8. Vndt auff daß die Scholares desto förderlicher die gradus in solcher Facultät erlangen, zu wachsung ihrer selbst vndt der Vniuersität, vndt zu der Ehre Gottes solches reichen möge, auch daß die Facultät solche Lectiones zu versolden desto mehr einkommens erlange, so sollen die Expens gemäßiget werden, wie folget.

9. Alle Baccalaureanden, die sich zuvor sonderlich promoviren haben laßen in Baccalaureos, die sollen sich nun hinforder zugleich vff einmal promoviren lassen vndt alle zugleich e i n Eßen geben. Alß was zuvor in eigen nutz der Magister gekummen, das soll nun hinfort, nemlich was vberbleibt von dem Gelde, das die Baccalaureanden contribuiret, facultati folgen, zu versolden die Lectores.

10. Vndt wan den Magistranden Licentia conferiret wird, so sollen sie gleich nichts anders in demselbigen Actu geben vndt vmbtragen laßen, dan wie mans hält, wan der Rector visitiret, vndt soll Zucker und Malvasier zu geben absein.

11. Ein Baccalaureand soll geben zu seiner Promotion iiij fl., seinem sunderlichen praeceptori einen Gulden, den Pedellen einen Orth*) eines Gulden, der Vniuersität auch einen Orth. Jst er aber arm, so soll er zwene Gulden in der Promotion geben. Vndt sol der arm geschatzt sein, der weder in re noch spe x fl. hat, vndt gleichwol zusagen, wan er zur Muglickeit kommt, daß er solches entrichten wolle.

12. Ein Magistrand aber soll geben zu seiner Promotion xv fl., seinem sunderlichen praeceptori ij fl., den Pedellen ihre gebuhr**) vndt auch der Vniuersität ihre gebuhr***) davon, vndt wan ein eßen promotionis Magistrorum ausgericht, was vberbleibt sol dem Fisco folgen vndt bleiben.

13. Daß den Praeceptoribus†) durch diese Ordnung der genieß nicht gar entzogen [werde], so soll hinfurt ein jeglicher Praeceptor von einem iglichen seiner Junger ein Mutation haben 1 fl. für die tägliche Sorge vndt gute fleißige Vffehung, vndt schuldig sein zuvor kommen, daß sie nicht in ein loßes Leben gerahten, sondern zunehmen

*) Ein Ort ist $^1/_4$ Gulden, die Kosten betrugen also in Summa $5^1/_2$ fl.

**) Wahrscheinlich $^1/_2$ fl.

***) Laut Rubr. VI, 11 der Universitätsstatuten (Weissenborn Bd. 1. S. 17) betrug die dem Fiskus zu zahlende Gebühr $^1/_2$ fl. Die Promotionskosten für Magister lassen sich demnach auf 18 fl. berechnen.

†) Diese Präceptoren sind von den Professoren zu unterscheiden. Sie waren, wie bisher, Erzieher und Aufseher der Scholaren. Vergl. § 18.

in guten Sitten und Kunsten, vnd wochentlich einen iglichen examiniren, was er gelernet, vndt ihnen vfgeben Epistel vff ein Argument zu schreiben, vndt sol sie zwingen Lateinisch zu reden, auf daß sie derselbigen Sprache eine Vbung erlangen.

14. Daß auch Exercitium nicht mangel den Baccalaureanden, so sol [mit] ihnen der Praeceptor exerciren vndt arguiren, vndt sie darauf respondiren laßen, die erste Mutation Libros Porphyrii, veteris artis et praedicamentorum, die andere Libros Priorum Analiticorum, die dritte die iiij Bücher Physices Aristotelis. Davor sol ihm ein iglicher Scholar geben eine Mutation x β.*)

15. Mit denen Baccalaurien und Magistranden soll ein Exercitium gehalten werden eine Mutation nach der andern, in Dialectica, in Physica vndt Metaphysica. Davor eine Mutation lang soll ein Baccalaureus vndt Magistrandus seinem Praeceptori geben ein Schnebergisch Schock.**)

16. Dieweilen aber alle Ordnung vergebens, so sich nicht ein iglicher darzu schickt vndt kuntlich macht durch ehrliche Kleidung, gute Sitten vndt Gehorsam, derhalben ordent Ein Erbar Raht vndt will, daß ein jeglicher Schuler, der allhier in dieser Vniuersitet stehen, lernen, gradus, Forderung vndt Ehr empfangen will, daß derselbige, sobald er herkumbt, sich vff den gewöhnlichen Eydt in Matriculam Vniuersitatis schreiben vndt nach gewöhnlicher weiße deponiren vndt zu einem Studenten annehmen laße. Welcher aber das nicht thut vndt sich iiij wochen vnter die Studenten menget, der soll geben Vniuersitati ad fiscum iiij solidos, verleſt er aber daß eine woche, ein Gulden, vndt soll in der Zeit der Privilegien der Vniuersitet mangeln.

17. Wurde aber solches von einem lenger vorächtlich vbergangen, so soll derselbe in Eines Erbaren Rahts strafe stehen.

18. Vndt ein jeglicher Student, sobald er herkombt, soll er einen Praeceptorem wählen, vndt der Rector, es sei dan, daß derselbige Scholar seines Praeceptoris, vnter dem er stehen will, Handtschrifft dem Rectori vberandtwort oder sunst glaubwurdig macht, soll denselben Scholar nicht einschreiben noch annehmen, für welchen Scholar auch der Praeceptor andtwurten soll.

19. Die anderen Statut sollen dieser newen Reformation nach

*) Offenbar 10 solidi oder Schneeberger Groschen, davon 22 auf einen Gulden gerechnet wurden.

**) D. h. 20 Schneeberger.

auch gar in ein rechte Ordnung vndt Form gebracht werden, durch eine itzliche Facultet die ihren. Was aber die gantze Vniuersitet*) betrifft, soll der Rector befehlen, daß dieselbige in ein mittelmäßig Latein ordentlich gebracht werden, also daß forne vffm ersten Blatt die Rubricken der Statuten erstlich gesatzt, mit Ziefern, an welchem Blatte eine itzliche Rubrick zu finden, vndt sollen also alle Statut rein vmbgeschrieben sambt der newen Reformation gezwiefacht werden, also daß ein Buch bey der Vniuersitet vndt Rectori bleibe, vndt das andere Einem Erbarn Raht zugestelt werde.

Worin bestand nun die Reform?

Der erste Eindruck des Schriftstücks wird der einer Enttäuschung sein. Mehr nicht?! ruft man unwillkürlich bei der Lesung aus. Der Jubel des Jonas über diese Reform ist uns etwas unverständlich.

Dennoch war es eine Reform, und zwar eine sehr beträchtliche, wenn auch bei weitem nicht so vollständig, wie sie sich z. B. Kampschulte gedacht hat und man sie sich denkt, wenn man von der Lektüre des Kampschulte'schen Buches herkommt.

Man muss nur bedenken, dass es der erste Schritt war aus den mittelalterlichen Verhältnissen heraus in die den Forderungen der Neuzeit entsprechenden.

Man muss auch bedenken, dass es eine den bisherigen Machthabern, den Sophisten, abgerungene Reform war, ein Kompromiss zwischen beiden Parteien, zwischen den Alten und den Jungen. Die Letzteren mussten den Verhältnissen Rechnung tragen und den alten Herren möglichst zu willen sein, wenn sie überhaupt etwas erreichen wollten.

Man muss endlich bedenken, dass es sich um Ausbesserung des Gebäudes, nicht um einen radikalen Neubau handelte. An dem Fundament des Hergebrachten wollte man nicht rütteln, nur das Ungehörige ausscheiden und das notwendige Neue eingliedern.

Speziell sind folgende Punkte als Momente der Neuerung und Verbesserung hervorzuheben:

1. Es ward die Alleinherrschaft der Logik und Dialektik

*) In der Handschrift steht fälschlich »Facultet«.

gebrochen, die Betonung der rein formalen Verstandesbildung beseitigt. Man strich die Dialektik nicht völlig vom Lehrplan fort, liess ihr aber nur einen bescheidenen Platz und schuf damit Raum zu gehöriger Berücksichtigung der anderen Disziplinen.

2. Man wies den Studien der Humaniora eine offizielle Stelle im Lehrplan an, und zwar wurde das Studium der lateinischen Klassiker jedem zur Pflicht gemacht, der promoviert werden wollte. Die griechische Sprache wurde auch offizieller, aber allerdings nur fakultativer Lehrgegenstand. Immerhin war das ein bedeutender Fortschritt. Dagegen ist vom Hebräischen nicht die Rede, gelehrt wurde es zwar auch, aber nur privatissime.

3. Es wurden für die einzelnen Disziplinen der philosophischen Fakultät, Grammatik, Mathematik, Physik, lateinische Klassiker, griechische Sprache u. s. w. besondere Fachgelehrte als Dozenten (Professores publici) bestellt. Bisher gab es in der philosophischen Fakultät überhaupt noch keine Professoren, noch viel weniger Professoren für die einzelnen Fächer. Man ging im Mittelalter von der Fiktion aus, dass jeder Magister kraft seines vorschriftsmässig absolvierten Studiums und seiner rite vollzogenen Promotion in der Siebenzahl der freien Künste über jedes der sieben Fächer müsse lesen können. Die sogenannten Magistri actu regentes haben thatsächlich über die verschiedensten Fächer lesen müssen, gleichviel, ob sie dazu tüchtig waren oder nicht. Der Dekan verteilte jedes Semester die Lektionen; wer actu regens war, musste z. B. ein Semester über Logik, ein zweites über Physik, ein drittes über Ethik, ein viertes über Mathematik lesen u. s. w. Dass das in den meisten Fällen nur handwerksmässige Leistungen waren, leuchtet ein. Jetzt erst kam es zur Vertretung jedes Faches durch besondere Lehrkräfte, und konnten die sich durch Fachkenntnisse auszeichnenden Gelehrten an den rechten Platz gestellt werden. Fortan gab es Professoren oder Lektoren z. B. der Logik oder der Mathematik oder der lateinischen Litteratur.

4. Diese Professoren lasen publice d. h. gratis, täglich eine Stunde. Ihre Lektionen waren Pflicht-Collegia für die Studenten (mit Ausnahme der Lektion des Griechischen), aber diese waren von Honorarzahlung befreit. Honorar zahlten sie nur ihren Privatlehrern, den Präzeptoren, deren Aufsicht sie unterstellt waren und nach wie vor unterstellt blieben, wie denn auch der Bursenzwang fortbestand. Für die von diesen Präcep-

toren abzuhaltenden Repetitionen und Disputationen waren die Vormittagsstunden freigelegt; so erklärt sich die sonst auffallende Thatsache, dass die Professores publici nur Nachmittags, von 12 Uhr ab, lesen sollten.

5. Diese ganze Reform bezog sich zwar nur auf die philosophische Fakultät, kam jedoch in Folge der eigentümlichen Stellung dieser Fakultät als Grundlage aller Studien auch den höheren Fakultäten, mithin der ganzen Universität zu Gute. Die philosophische Fakultät war, wie Jonas mit Recht sagt, puppis et prora der ganzen Hochschule, — jeder Theologe, Jurist oder Mediziner musste den philosophischen Kursus absolvieren, ehe er zu seinem Fachstudium übergehen konnte, — wurde die philosophische Fakultät gebessert, so konnte sie auch besser vorgebildete Leute den höheren Fakultäten zuführen. Daher darf man doch reden von einer Studienreform der Universität. Übrigens ist ja auch im Schlussparagraphen angedeutet, dass eine Reform der anderen Fakultäten folgen sollte. Aber der Anfang musste naturgemäss mit dem ordo artistarum gemacht werden.

Auf andere Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Eine Hauptfrage aber bleibt noch übrig. Wir haben den Reformbeschluss auf dem Papier kennen gelernt. Wie stand es mit der Ausführung?

Die Antwort lässt sich nicht mit völliger Sicherheit geben, weil uns die Quellen hier vielfach im Stich lassen.

Mit Recht war Jonas bei Übernahme des Rektorats überzeugt, dass, was ihm jetzt obliege, die Ausführung des Beschlossenen, das schwerere Stück sei. »Wenn ich dies zu Stande bringe«, schrieb er damals seinem Freunde Melchior, »kannst du mit mir zufrieden sein.« In der That hat er sich redlich darum bemüht. Mit dem Feuereifer, der der Jugend eignet, und voll Begeisterung für den Sieg der guten Sache ging er ans Werk, selbst persönliche Opfer aus eigenen Mitteln scheute er nicht, um die Sache zu fördern. Dennoch hören wir ihn in seinen Briefen wiederholt klagen, dass es mit der Reform nicht vorwärts gehen will. Er hatte gehofft, dass Mutian energischer mit dem Gewicht seiner Auktorität für die Reform eintreten würde, und sah sich darin getäuscht; der Altmeister in Gotha, der das Stillleben liebte, rührte sich nicht. Noch weniger Unterstützung fand er bei den Häuptern der Universität, die ja nur mit halbem Herzen, der Not gehorchend, nicht aus eigenem Triebe der

Reform zugestimmt hatten. Hauptsächlich aber fehlte es an den nötigen Geldmitteln, für einzelne Fächer wohl auch an geeigneten Kapacitäten. Wir wissen nur, dass Eoban Hessus den Lehrstuhl für die lateinische Litteratur, Heinrich Leo den für Mathematik, und der gelehrte Augustiner Johann Lang den für die griechische Sprache einnahm. Zur vollständigen Besetzung der sieben Professuren kam es unter Jonas' Rektorat wohl nicht. Seinen nächsten Nachfolgern, die seine Gesinnung teilten, aber nicht seinen Eifer und seine Opferfreudigkeit, gelang es noch weniger, das Werk hinauszuführen. Und bald trat eine Zeit ein, wo Alles über den Haufen fiel, wo man die Frage erheben konnte, ob es überhaupt noch eine Universität Erfurt gebe.

Was die Ausführung der Reformbeschlüsse vom Jahre 1519 hinderte, liegt auf der Hand. Es lässt sich in wenige Sätze zusammenfassen:

Zunächst ist hervorzuheben der nur zeitweilig unterdrückte Widerspruch der im Besitz der Macht befindlichen Männer der alten Schule. Im Grunde sahen diese die humanistischen Bestrebungen als eine gefährliche, mindestens unbequeme Neuerung an und bereiteten ihnen alle möglichen Schwierigkeiten, wozu der bekannte Johann Eck, als er im Sommer 1519 nach der Leipziger Disputation Erfurt besuchte, nicht wenig beitrug.

Sodann die äusserst geringen Gehälter, die die Fakultät den Professoren bieten konnte. Sieben Professoren sollten sich in 260 Gulden teilen, jeder 40, die beiden Sprachlehrer sogar nur 30 Gulden erhalten. Es war unmöglich, bei solchen Lumpengehältern gute Kräfte zu erwerben und auf die Dauer festzuhalten. Dazu stellte sich bald heraus, dass die Fakultät nicht einmal im Stande war, dies wenige zu leisten. Aus den Jahren 1533 ff. besitzen wir die »Zinsmater« der philosophischen Fakultät und sehen daraus, dass die Jahreseinnahme derselben nur 174 Gulden betrug. Wenn nun auch aus städtischen Mitteln noch etwas zufloss, so war es doch unmöglich, eine grössere Anzahl von Professoren auch nur einigermassen anständig zu besolden.

Dazu kam noch die Annahme derselben auf Zeit und ihre Stellung ausserhalb der Fakultät. Sie waren Professores conducti im eigentlichen Sinne des Wortes, wurden von Jahr zu Jahr neu »gemietet«, und gehörten als solche (wenn sie nicht etwa Collegiaten waren) dem Senat der philosophischen Fakultät nicht an. Sie sollten die Hauptarbeit thun, ohne doch Anteil zu

haben am Regiment der Fakultät. Eine solche ungesicherte und einflusslose Stellung war natürlich wenig lockend für tüchtige Gelehrte.

Und nun gar noch die kirchlichen Wirren, die wenig Jahre nach dem Reformbeschluss ausbrachen. Die Leiter der Universität stellten sich auf die Seite des Romanismus. Anhänger der kirchlichen Neuerung, wenn sie auch noch so verdient waren, schloss man aus. Der erste, der der Intoleranz des akademischen Senats zum Opfer fiel, war Johann Lang, als er sich für die Reformation entschied. Andere zogen sich freiwillig von diesem undankbaren Boden zurück. Dass Eoban Hessus sich länger hielt, ja sogar später noch einmal zurückgerufen wurde, verdankte er ausser dem Glanz seines Namens dem Umstande, dass er den Mantel auf beiden Schultern zu tragen verstand. Schliesslich liess man auch ihn definitiv von dannen ziehen.

So fiel die Reform des Jahres 1519, ehe sie recht aufgerichtet war. Richtiger hätte ich daher vielleicht gehandelt, wenn ich von vorne herein von einem Studien-Reform*versuch* gesprochen hätte. Dennoch meine ich ein Recht zu haben, von *Reform* zu sprechen. Ganz vergebens war die Arbeit des Jonas und seiner Freunde nicht. Wenn auch manches fiel unter der Ungunst der Zeit, die Herrschaft der Scholastik war doch gebrochen und blieb gebrochen und die Sophisten konnten nicht wieder die Alleinherrschaft gewinnen. Endlich aber kam doch auch für die Alma Mater Erfordiensis die Zeit des Auflebens, wo unter *Dresser* und *Helmbold* die 40 Jahre vorher geplante Studienreform zur Ausführung gelangte.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1898/99.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juni 1898 bis zum 30. Juni 1899.

a. Die Sitzungen der Akademie wurden in hergebrachter Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 18 Sitzungen statt, 11 ordentliche, 4 öffentliche, 1 Festversammlung und 2 Senatssitzungen. Die 16 Vorträge, welche gehalten wurden, lassen sich nach dem Themata in folgender Weise gruppieren:

1 geographischer, 1 statistischer, 2 litterarische, 1 sprachphilosophischer, 1 ästhetisch-religiöser, 1 biographischer, 1 kirchengeschichtlicher, 2 kulturgeschichtliche, 2 kunstgeschichtliche, 2 lokalgeschichtliche, 1 weltgeschichtlicher, 1 apologetischer.

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind im ganzen 22 Herren:

a) Zu Ehrenmitgliedern 3 Herren:

1) am 5. August 1898 anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages:

Herr Dr. Heinrich Kiepert, ord. Professor an der Universität und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Mitglied unserer Akademie seit dem Jahre 1850. Leider ist uns der hochverdiente, liebenswürdige Gelehrte bereits am 21. April 1899 durch den Tod entrissen worden.

2) am 3. Mai 1899:

Seine Excellenz der Königliche Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. D. Ludwig Wiese in Potsdam und der Kaiserliche Ministerialrat a. D. Herr Dr. August Baumeister in München.

Die beiden verehrten, um die Schulverwaltung in unserem Vaterlande so hoch verdienten Männer gaben ihrem Danke in äusserst verbindlichen Schreiben einen ergreifenden Ausdruck. Wir können es uns nicht versagen, sie hierdurch einem weiteren Kreise fast vollständig mitzuteilen.

Der ehrwürdige Nestor der preussischen Schulmänner, dem es vergönnt war, bereits am 30. Dezember des Jahres 1896 in bewunderungswürdiger Geistesfrische seinen 90. Geburtstag zu feiern, schrieb unterm 26. Mai 1899 an uns mit fester Hand:

»Durch die hochgeneigte Zusendung des mich zum Ehrenmitgliede der dortigen Königlichen Akademie ernennenden Diploms hat der verehrliche Senat derselben mir eine besondere Ehre und Wohlthat erwiesen: es ist der Ausdruck eines Abschlusses meiner langjährigen Teilnahme an den Bildungsbestrebungen in unserem Vaterlande. — Dass ich früh meinen Beruf erkannte und dann in demselben mannigfaltige, meinen Neigungen entsprechende Verpflichtungen zu erfüllen hatte, habe ich immer als eine göttliche Fügung dankbar empfunden. Diese Lebensführung hat nun in der mir zu teil gewordenen akademischen Anerkennung öffentlich einen mich hocherfreuenden, wenn auch im Hinblick auf das geringe mir zu leisten Vergönnte zugleich demütigenden Abschluss gefunden. Lobe den HErrn, meine Seele!«

Der thatkräftige und geistvolle Organisator des höheren Schulwesens in Elsass-Lothringen, der unermüdlich thätige Herausgeber des »Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen« erfreute uns durch folgendes sehr liebenswürdige Schreiben vom 16. Mai d. J.: »Durch die gütige Zuschrift des Akademie-Sekretärs H. Prof. Dr. H. ist mir unterm 9. d. M. die Mitteilung gemacht worden, dass der hochver. Senat beschlossen hat, mich zum Ehrenmitglied der Akademie zu ernennen. Dieser hohen und ehrenvollen Auszeichnung durch eine altehrwürdige und glänzend verdienstvolle Körperschaft stehe ich überrascht und tief gerührt gegenüber und vermag meinem Gefühle des innigsten Dankes nur schwache Worte zu verleihen. Da ich aber gleichzeitig sehe, dass die Akademie auch die Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung und des Unterrichts als vollwichtig schätzt und würdig erachtet, den wahrhaft gemeinnützigen Wissenschaften beigezählt zu werden, so trete ich auch freudig in Ihre Mitte und will, obzwar nur mit bescheidenen Kräften gerüstet, gern versuchen, zu den Schriften, worin von Ihnen die Saat der Bildung ausgestreut wird, bei Gelegenheit ein Scherflein beizutragen. — Einstweilen fühle ich mich durch die ungesucht mir erwiesene Ehre hochbeglückt und nenne mich eines Akad. Senates u. s. w.«

b) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt folgende, in Erfurt wohnende 7 Herren:

1) Am 14. Juni 1898:
Herr Regierungsrat Ernst Klewitz.

2) Am 3. Mai 1899:
Der praktische Arzt Herr Dr. med. Johann Axmann,
Herr Regierungs- und Baurat Arnold Boie,
„ Oberstleutnant a. D. Rudolf Kubale,
„ Gymnasialprofessor Georg Rumler,
der Augenarzt Herr Dr. med. Max Weitemeyer.

3) Am 10. Juni 1899:
Der Oberlehrer am Realgymnasium Herr Dr. Paul Stange.

c) Zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie wurden 12 Herren ernannt:

1) Am 14. Juni 1898:
Herr Gymnasialdirektor Dr. Christian Muff in Cassel, jetzt Rektor der Landesschule zu Pforta.

2) Am 5. August 1898:
Herr Universitätsprofessor Dr. Fritz Regel in Jena, jetzt in Würzburg,
„ Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Rein in Jena,
„ Seminardirektor Gustav Voigt in Berlin.

3) Am 3. Mai 1899:
Herr Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. Albert von Bamberg in Gotha,
der Oberbibliothekar der Grossherzoglichen Bibliothek Herr Geheimer Hofrat Paul von Bojanowski in Weimar,
der Grossherzogliche Archivdirektor Herr Geheimer Hofrat Dr. Karl August Hugo Burkhardt in Weimar,
Herr Pastor Lic. Gustav Ecke in Bremen,
„ Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Wilhelm Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S.,
der Herzogliche Bibliothekar Herr Professor Dr. Heinrich Georges in Gotha,
Herr Oberschulrat Professor Dr. Rudolf Menge in Oldenburg,
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Paul Reinthaler in Weimar.

Es sei uns gestattet, aus den bedeutsamen Dankschreiben der genannten Herren einige Stellen herauszuheben. So schreibt uns u. a. Herr Geh. Hofrat von Bojanowski in Weimar unterm 1. Juni d. J.: »Ich erachte es als eine besondere Auszeichnung, Mitglied einer so angesehenen Wissenschaftlichen Anstalt mich nennen zu dürfen, die auf eine so ruhmvolle Vergangenheit zurückblickt und durch ihre Beziehungen zu Weimar und den Führern unserer litterarischen Glanzzeit eine besondere Bedeutung für jeden besitzt, der dieser Zeit näher zu treten bemüht ist. Aber nicht bloss in der Vergangenheit, auch in der Gegenwart hat Ihre Akademie durch verdienstvolle und anregende Arbeiten sich allgemeines, wohlberechtigtes Ansehen erworben. An diesen Arbeiten

einen bescheidenen Anteil nehmen zu dürfen, nach dem Mass meiner Kräfte ist mir eine grosse Ehre.« — Und Herr Geh. Hofrat Burkhardt in Weimar äussert sich in einem verbindlichen Schreiben vom 4. Juni d. J.: »Weit mehr als durch die Entfaltung einer litterarischen Thätigkeit hoffe ich, wie bisher, auch in Zukunft die Bestrebungen der Königlichen Akademie durch meine amtliche Stellung fördern zu können, in der ich seit mehr als vierzig Jahren die Neuorganisation der bedeutsamen Weimarschen Staatsarchive zu vollziehen die Ehre gehabt habe, wobei ich zur Fruktifizierung dieser nicht allein die Ordnung, sondern auch eine möglichst liberale Verwaltung angestrebt habe, die vor allem darauf bedacht war, die hochbedeutsamen Schätze der Archive für die Wissenschaft zu erschliessen und zugänglich zu machen. — Ich gebe mich im besonderen der Hoffnung hin, dass die neue Bahn, in die ich den Betrieb der Anstalten geleitet habe, auch ferner den Weimarschen Archiven in ihrer Leitung eigen sein wird, und dass diese auch ferner die Bestrebungen Königlicher Akademie zu stützen im stande sein möge, die wie bisher den gründlichen Ausbau der vaterländischen Geschichte in so hervorragender Weise angestrebt hat.« — Herr Seminardirektor Voigt, jetzt in Berlin, schrieb uns aus Halberstadt unterm 12. August 1898: »Indem ich für die mir zu teil gewordene Auszeichnung um so lebhafter Dank sage, als ich bekennen darf, dass ich die mir durch meinen Beruf gestellte Aufgabe in der Richtung der durch die Akademie verfolgten Bestrebungen auffasse und zu lösen versuche, bitte den hohen Senat ich ehrerbietigst mit dem Ausdruck meines Dankes die Versicherung entgegennehmen zu wollen, dass ich mich stets bemühen werde, nach meinen Kräften die idealen Ziele der Akademie zu fördern und auf diese Weise den durch meine Ernennung ausgesprochenen Erwartungen zu entsprechen. — In dem Bewusstsein, vermöge dieser Bestrebungen mit dem Senate durch das Band geistiger Gemeinschaft verbunden zu sein, versichere ich Hochdenselben meiner Dankbarkeit und ausgezeichneten Ergebenheit.«

2. Durch den Tod hat die Akademie folgende vier Mitglieder verloren:

Am 30. Juli 1898 das Ehrenmitglied der Akademie Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg in Friedrichsruh;

am 27. August 1898 das ordentliche Mitglied Herrn Gymnasialprofessor a. D. Dr. Erwin Kayser in Erfurt;

am 21. April 1899 das Ehrenmitglied der Akademie Herrn Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kiepert in Berlin;

am 3. Juni 1899 das auswärtige, korrespondierende Mitglied Herrn Gymnasialdirektor a. D. Dr. Hugo Saintine Anton in Jena.

c. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von dem Ehrenmitgliede der Akademie, Herrn Oberkonsistorialrat Professor D. Julius Köstlin in Halle a. S.:
Christliche Ethik.

b) Von dem Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann:
Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.
Zur Behandlung der Kirchengeschichte im Religionsunterricht der Gymnasien.

c) Von folgenden ordentlichen Mitgliedern der Akademie:
von Herrn Senior D. Dr. Bärwinkel:
Im Garten Gottes;
von Herrn Sanitätsrat Dr. Loth:
Die Choleraepidemie der Jahre 1831—1832;
Die Neuorganisation der Fäkalienabfuhr in Erfurt;
von Herrn Postbaurat a. D. Neumann:
Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters;
von Herrn Pastor Lic. Dr. Schulze:
Unsere Predigerkirche in den Jahren 1894—1898.

d) Von folgenden auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie:
von Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena:
Regesta diplomatica nec non epistolaria historiae thuringiae. I, II, 1;
durch Herrn Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg übersandt:
Gerhardt, Schloss und Schlosskirche zu Weissenfels;
von Herrn Oberschulrat Prof. Dr. Menge in Oldenburg:
Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts,
Einheitlichkeit des Unterrichts an höheren Schulen;
von Herrn Gymnasialprofessor a. D. Dr. Reinthaler in Weimar:
Bilder aus preussischen Gymnasialstädten;
von dem Kaiserlichen Legationsrat Herrn Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena:
Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I. Hermann von Boyen;
von dem Oberlehrer am Herzogl. Realgymnasium Herrn Dr. Max Voretzsch in Altenburg:
Festrede zum 70. Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg,
Die Stätte des Herz. Ernst-Realgymnasiums in Altenburg,
Register der Originalurkunden des Altenburger Ratsarchivs von 1256 bis zum Schluss des 14. Jahrhunderts,
Festrede zur Feier des 80jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes.

e) Von Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Scheibner in Leipzig:

Über die formale Bedeutung des Hamiltonschen Prinzips und das Webersche Gesetz.

Über den Einfluss des Neumannschen Experimentalgesetzes auf die elliptische Bewegung.

Über Hansens Verfahrungen zur Berechnung der speziellen Störungen.

Den freundlichen Gebern sagen wir nochmals an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauschte, sind unter Abschnitt III verzeichnet. Neu hinzugekommen sind folgende Gesellschaften:

Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.

Danzig: Westpreussischer Geschichtsverein.

Erfurt: Königl. Gymnasium, Königl. Realgymnasium, Städtische Realschule.

Erlangen: Universitätsbibliothek.

Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.

Jena: Verein für thüringische Geschichts- und Altertumskunde.

Chicago: University.

Wir bitten übrigens, das unten folgende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

d. Dankschreiben für das an die Mitglieder der Akademie versandte 24. Jahresheft sind uns zugegangen:

1. von den Ehrenmitgliedern Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog von Sachsen durch Herrn Dr. Freiherrn von Egloffstein, von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha durch Herrn von Rothbart, von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg durch Herrn Prof. Dr. Chrysander, von Sr. Excellenz dem Herrn Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen auf Klein Ballhausen und von dem Herrn Grafen von Wintzingerode in Merseburg;

2. aus der Zahl der auswärtigen, korrespondierenden Mitglieder der Akademie u. a. besonders von den Herren: Geheimen Hofrat Professor Dr. Eucken, Gymnasialdirektor Dr. Anton, Oberlehrer Dr. Dobenecker in Jena, Professor Dr. K. J. Neumann in Strassburg, Direktor Dr. Knabe in Marburg und Oberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. Indem wir den letztgenannten Herren für ihre freundliche Begrüssung und die rege Teilnahme, die sie den Angelegenheiten der Akademie entgegenbringen, aufrichtig danken, richten wir zugleich eine ergebenste Bitte an alle auswärtigen geehrten Mitglieder der Akademie. Die Versendung der Jahreshefte an die auswärtigen Mitglieder der

Akademie wird in Zukunft, mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel, die unserer Akademie zur Verfügung stehen, nicht mehr, wie bisher, durch die Post, sondern im Wege des Buchhandels erfolgen. Es ist wichtig für uns zu erfahren, ob unser Jahresheft auch auf diesem Wege sicher in die Hände der Mitglieder gelangt. Wir bitten daher dringend, uns unmittelbar nach dem Empfang des Exemplars durch eine kurze Notiz, etwa per Postkarte, darüber zu benachrichtigen. Auf dieser Karte können dann auch alle inzwischen erfolgten Veränderungen persönlicher Art vermerkt werden.

3. Auch liegt uns noch die angenehme Pflicht ob, die Dankschreiben zu erwähnen, welche uns auf das übersandte Exemplar des letzten Jahresheftes zugegangen sind von Seiner Excellenz dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn D. Dr. Bosse, von dem Unterstaatssekretär im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten, Herrn Dr. von Weyrauch, sowie von dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat und Ministerialdirektor im genannten Ministerium Herrn Dr. Althoff in Berlin. Übrigens verfehlen wir nicht mit ehrerbietigstem Dank an dieser Stelle hervorzuheben, dass Seine Excellenz der Herr Kultusminister D. Dr. Bosse auch für das laufende Geschäftsjahr auf eine besondere Eingabe des Vizepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat.

e. Einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie mögen unseren diesjährigen Bericht schliessen.

1. Es war uns eine besondere Freude und Ehre, das 24. Heft der neuen Folge unseres Jahrbuches dem ältesten Ehrenmitgliede unserer Akademie, Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog von Sachsen, zu Höchstdessen 80. Geburtstage widmen zu dürfen. Seine Königliche Hoheit hat das von uns übersandte kunstvoll hergestellte Prachtexemplar huldvollst entgegengenommen und die von dem Vizepräsidenten der Akademie ihm dargebrachten Glückwünsche durch folgendes Kabinettschreiben erwidern lassen:

Euer Hochwohlgeboren als dem Vizepräsidenten der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften beehre ich mich im Höchsten Auftrage für die Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzoge als deren ältesten Ehrenmitgliede zum achtzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche, sowie für das denselben beigefügte vierundzwanzigste Jahresheft der Akademie von ganzem Herzen zu danken. Mein gnädigster Herr hat die ersten ebenso wie das letztere als einen neuen Beweis der treu anhänglichen Gesinnungen der Akademie für Höchstseine Person mit lebhafter Freude entgegengenommen und erwidert derselben die herzlichsten Wünsche

für das fernere Blühen und Gedeihen dieser altehrwürdigen Pflegestätte wissenschaftlicher Forschung.

Wilhelmsthal, den 12. Juli 1898.

Kabinettssekretariat
Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs von Sachsen
gez. Dr. Freiherr von Egloffstein.

2. Ein von uns besonders hochgeschätztes auswärtiges korrespondierendes Mitglied, dem wir für sein beständiges thatkräftiges und umsichtiges Eintreten für die Zwecke unserer Akademie zu grossem Danke verpflichtet sind, der Geheime Hofrat Herr Professor Dr. Eucken in Jena, hat vor kurzem, am 5. Mai d. J., sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor der Thüringer Hochschule, begangen. Der Sekretär der Akademie durfte dem hochverehrten Herrn zugleich im Namen der Akademie seine aufrichtigsten Segenswünsche zu diesem festlichen Tage in einem Schreiben übermitteln, das von dem verehrten Herrn Jubilar aufs herzlichste erwidert worden ist. Möchte es dem auf der Höhe seines Wirkens und Schaffens stehenden allerseits hochgeschätzten Manne, dem so viele Tausende auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus die fruchtbarsten geistigen Anregungen verdanken, vergönnt sein, noch recht lange seines schönen Amtes zu walten!

3. Es gereicht uns zur Freude und Genugthuung hier zu erwähnen, dass ein anderes auswärtiges Mitglied der Akademie, Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S., einer unserer umsichtigsten Lutherforscher, bei Gelegenheit der von der theologischen Fakultät der vereinigten Universität Halle-Wittenberg am 30. März d. J. veranstalteten Feier des 100. Geburtstages des grossen Theologen August Tholuck zum Licentiaten der Theologie honoris causa ernannt worden ist. In dem uns gütigst übersandten Diplom ist diese Auszeichnung durch folgenden, dem Namen beigefügten Zusatz näher begründet:

Qui, quod otii dat munus religiose administratum, Lutheri scriptis cum hucusque impendit tum etiam nunc impendere perseverat reliquias edendo difficultatis illustrando textum recensendo.

Dieselbe Auszeichnung ward aus gleichem Anlass einem kürzlich erst ernannten auswärtigen Mitgliede der Akademie, Herrn Pastor Gustav Ecke in Bremen, zu teil, der sich durch sein vor zwei Jahren herausgegebenes Werk, »Die theologische Schule Albrecht Ritschls« weiteren Kreisen bestens bekannt gemacht hat.

Aus ähnlichem Grunde ist ein anderes hochgeschätztes auswärtiges Mitglied unserer Akademie, Herr Domdiakonus Bithorn in Merseburg, auf Grund seiner pädagogischen Verdienste zum Professor ernannt worden. Wir beglückwünschen die genannten Herren auch an dieser Stelle zu den ihnen verliehenen Auszeichnungen.

4. Die zur Anregung und Belehrung weiterer Kreise der Gebildeten alljährlich von der Akademie veranstalteten öffentlichen Vorträge, die vorzugsweise von auswärtigen Mitgliedern gehalten werden, fanden während des vergangenen Geschäftsjahres am 2., 9., 24. und 30. November in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums statt, welche für diesen Zweck in dankenswertester Weise von der hohen Schulbehörde zu Magdeburg ein für allemal zur Verfügung gestellt worden ist. Die Herren Professor Dr. Regel aus Jena, Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose aus Köpenick, Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens aus Magdeburg und Professor Dr. Brünnert aus Erfurt hatten diese Vorträge gütigst übernommen. Wir sagen ihnen an dieser Stelle für ihre freundlichen Bemühungen unseren aufrichtigsten Dank. Leider entsprach der Erfolg in materieller Beziehung nicht den gehegten Erwartungen. Die Unkosten waren so bedeutend, dass die Akademie nicht nur nicht im stande war irgend welche Summe an den Fonds des Kaiser-Wilhelm-Denkmals hierselbst abzuliefern, sondern sogar noch mit einem starken Defizit abschloss.

5. Einer von Strassburg und Weimar ausgehenden Anregung Folge gebend, haben auch wir uns warm interessiert für ein unserem grössten deutschen Dichter in Strassburg zu errichtendes Denkmal, und das um so mehr, als ihn ja unsere Akademie einst zu ihren auswärtigen Mitgliedern zählen durfte. Der Herr Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Dr. Weydemann und der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, waren von Weimar aus durch Herrn Geheimen Hofrat Dr. Ruland persönlich aufgefordert, in dieser echt nationalen Sache vorzugehen. Unter ihrem Vorsitz hat sich am 17. Mai d. J. unter lebhafter Beteiligung aller höheren Kreise der Gesellschaft ein Goethe-Denkmal-Komitee auch für Erfurt gebildet. Dank dem regen geistigen Interesse unserer Stadt und der ruhigen Thätigkeit namhafter Mitglieder unserer Akademie, unter denen besonders Herr Divisionspfarrer Falke hier durch einen längeren, im hiesigen »Allgemeinen Anzeiger« erschienenen anziehenden Aufsatz über »Goethe in Erfurt« für die gute Sache erfolgreich gewirkt hat, dank der aufopfernden Hingabe des Herrn Rechtsanwalts Dr. Weydemann und des Herrn Professor Dr. Beyer, wie des Herrn Oberlehrer Dr. Martens u. a., hoffen wir, trotzdem durch eine ganze Reihe von anderweitigen idealen Zwecken die Wohlthätigkeit unserer Mitbürger gegenwärtig bereits aufs höchste in Anspruch genommen ist, gegen andere Städte Thüringens nicht zurückzustehen und eine nicht unansehnliche Summe an das weitere Komitee abliefern zu können. Der von uns veröffentlichte Aufruf lautet:

Aufruf!

In allen grösseren Städten unseres Vaterlandes rüstet man sich zu einer würdigen Feier des 150. Geburtstages unseres grössten

Dichters. Der Gedanke, dem jungen Goethe in Strassburg ein Standbild zu errichten, ist überall im Deutschen Reiche mit Begeisterung aufgenommen. Schon sind erhebliche Gaben aus allen Teilen des Vaterlandes eingegangen, und auch der Reichstag hat nicht umhin gekonnt, eine namhafte Summe für diesen nationalen Zweck zu bewilligen.

In unserer engeren Heimat Thüringen hat sich unter dem Ehrenvorsitz Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs Carl Alexander von Sachsen ein Komitee gebildet. Wie sollte da unsere ruhmreiche Stadt Erfurt, die Metropole Thüringens, zurückbleiben?

Mitbürger! Hier in Erfurt ist unser grösster Dichter bei dem ihm eng befreundeten Freiherrn von Dalberg ein- und ausgegangen; an seinen Aufenthalt in dieser unserer Stadt knüpfen sich viele seiner schönsten Erinnerungen, die zum Teil in seine Dichtungen verwoben sind. Hier hat er selbst dem corsischen Eroberer auf dem bekannten Fürstenkongress Achtung und Bewunderung abgenötigt.

Erfurt darf nicht zurückbleiben gegen seine Thüringer Nachbarstädte. Unsere Stadt wird es mit allen anderen grösseren Städten des Vaterlandes als eine nationale Ehrensache betrachten, sich durch Beiträge an der Errichtung eines Goethe-Denkmals in Strassburg zu beteiligen. In dieser Zuversicht wenden wir uns an unsere Mitbürger mit der Bitte um Gaben für das Goethe-Denkmal in Strassburg.

Das engere Komitee für Erfurt:

Prof. Dr. Heinzelmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt, Stadtverord.-Vorsteher Dr. Weydemann, stellvertr. Vorsitzender; Prof. Dr. Beyer, Schriftführer; Oberlehrer Dr. Martens, stellvertr. Schriftführer; Direktor der Thuringia Dr. Ludewig, Schatzmeister.

D. Dr. Bärwinkel, Senior und Superintendent; Dr. Beermann, Professor; Dr. Brinckmann, Stadtschulrat; v. Dewitz, Regierungspräsident; Döhler, Bierbrauereibesitzer und Stadtverordneter; Falke, Divisionspfarrer; Klewitz, Regierungsrat; Kubale, Oberstleutnant a. D.; Lange, Bürgermeister; Dr. Pohle, Oberregierungsrat; Dr. Schmidt, Oberbürgermeister; Dr. Thiele, Gymnasialdirektor; Dr. Venediger, Realschuldirektor; Prof. Dr. Zange, Realgymnasialdirektor.

6. Im August des Jahres 1898 fand zu Kronstadt in Siebenbürgen die Weihe des Denkmals für den dortigen Reformator Johannes Honterus statt. Im Anschluss daran hielt am Montag den 22. August der Verein für siebenbürgische Landeskunde, mit dem unsere Akademie seit einer langen Reihe von Jahren ihre Druckschriften austauscht, seine Generalversammlung ab. Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens, welcher zur Denkmalsweihe reiste, brachte dem

geschätzten Verein, dessen Publikationen für uns einen hohen, zugleich wissenschaftlichen und nationalen Wert haben, auf unsere Bitte die Grüsse unserer Akademie dar; diese fanden dort eine sehr warme Aufnahme. Herr Konsistorialrat Hermens hatte die Güte, uns eine eingehende und anschauliche, in einer Kronstädter Zeitung veröffentlichte Beschreibung jener erhebenden, echt nationalen Feier zu übersenden und erfreute uns sodann im November des Jahres 1898 in einem fesselnden öffentlichen Vortrage durch eine anziehende Mitteilung seiner Reiseerlebnisse. Es sei ihm dafür auch an dieser Stelle noch einmal von Herzen gedankt.

7. Es gereichte uns zur besonderen Freude, zweimal je ein Exemplar sämtlicher Hefte der Neuen Folge unseres Jahrbuches für ein edles nationales Unternehmen und für die Zwecke der Volksbildung zur Verfügung zu stellen, einmal für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, und sodann für die städtische Volksbibliothek zu Erfurt. Namens des Ausschusses übermittelte uns unterm 18. Oktober 1898 der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Herr Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. A. Wilmanns den wärmsten Dank für diese Zuwendung, desgleichen unterm 19. Dezember cj. a. Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt zu Erfurt namens der Verwaltung der städtischen Volksbibliothek. Auch die Fürstliche Bibliothek in Wernigerode erhielt auf Wunsch ihres liebenswürdigen Bibliothekars Herrn Archivrat Dr. Jacobs die Hefte unserer Neuen Folge übersandt, wofür derselbe uns in einem äusserst verbindlichen Schreiben seinen Dank abstattete.

Wir geben nun in den beiden folgenden Abschnitten einen eingehenderen Bericht über die während des vergangenen Geschäftsjahres in den Sitzungen gehaltenen Vorträge, so weit dieselben nicht schon in diesem Jahreshefte abgedruckt sind, und sodann die herkömmlichen statistischen Mitteilungen.

II. Sitzungsberichte.

1. Erste ordentliche Sitzung am 18. Mai 1898. Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz liest die in diesem Jahreshefte veröffentlichte Abhandlung: »Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens.«

2. Zweite ordentliche Sitzung den 8. Juni 1898. Der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann liest die bereits im 24. Hefte erschienene Abhandlung: »Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.«

3. Dritte ordentliche Sitzung den 22. Juni 1898. Herr Justizrat Huschke hält einen Vortrag über: »Die Reformen des Freiherrn von Stein.« Nach einer Schilderung der Lage, in die Preussen durch den Frieden von Tilsit geraten war, ging der Vortragende auf die Reformgesetze ein, die Stein für alle Zeiten eine hervorragende Stelle unter den deutschen Staatsmännern sichern: Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Vorschriften über den erleichterten Erwerb und den freien Gebrauch des Grundeigentums, die Zulassung des freien Verkehrs auf wirtschaftlichem Gebiete, die Beseitigung des Zunftzwanges und der lästigsten Monopole, die Städteordnung und endlich die Schaffung einer einheitlichen Regierung an Stelle der bisherigen Ressort- und Provinzialminister. Es vollzog sich damit der Bruch mit den feudalen Anschauungen und der bureaukratischen Vormundschaft der Vergangenheit, und als so bescheiden diese Anfänge sich darstellen, so sind sie in Wahrheit die lebensvollen Motive des modernen Staates. Der grosse Kampf der Geister, der, von Hugo Grotius ausgehend, im vorigen Jahrhundert fast alle europäischen Völker ergriff, hatte neben verhängnisvollen, noch heute nachwirkenden Irrtümern doch ein ideales Gut gezeitigt; er hatte zu der Erkenntnis geführt, dass der Mensch nicht bloss als Beherrschungsobjekt zu gelten habe, sondern dass jeder, auch der Geringste, ein Ebenbild Gottes und als solches berechtigt sei, sein Leben auszuleben. Man gelangte zur Würdigung der menschlichen Persönlichkeit. Hier setzte Stein mit vollem Bewusstsein ein. Die Unterthanen sollten nicht wie bisher der Staatsgewalt als willenlose Masse feindselig und argwöhnisch gegenüberstehen, sondern die Kraft der Regierung sollte im Volke und aus dem mütterlichen Boden unausgesetzt Nahrung und Stärkung ziehen. Ihm war der Staat der grosse Organismus, der berufen ist, den Menschen innerhalb der nationalen Schranken und der nationalen Befähigung zur Vollendung der sittlichen Persönlichkeit zu führen und durch die stete Mitarbeit der wechselnden Geschlechter sich selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verjüngen und zu erneuen.

Es gereicht Steins idealem und zugleich praktischem Sinn zum höchsten Ruhme, dass er durch Entfesselung der sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte dem zu Tode verwundeten Volke neue Lebenskraft gab. Natürlich kam ihm darin die Zeit entgegen. Denn alle grossen Wandelungen im Leben der Völker sind durch zwei Momente bedingt: durch eine entsprechende Zeitströmung und durch eine Persönlichkeit, die dieser Strömung den positiven Ausdruck giebt — eine einzigartige Begabung, die man früher auf göttliche Inspiration zurückführte und die stets allezeit ein seltenes Geschenk des Himmels ist. Aber in solchen Wendepunkten der Geschichte treten in fast wunderbarer Regelmässigkeit ,die Männer auf, die zu Führern der Nation gewissermassen prädestiniert sind. Nicht immer vermögen sie das

Schicksal zu wenden; auch einem untergehenden Volke schenkt die Vorsehung wohl einen letzten grossen Mann. Für Preussen war Stein einer dieser Gewaltigen des Herrn, und mit ihm war das Glück; er goss seinen Feuergeist in die erschlafften Adern der Nation und rüstete sie aus zu der siegreichen Erhebung, die die Vorstufe ward für die Herrlichkeit und Fülle späterer Tage. Heute sind die Steinschen Reformen überholt, und die Erinnerung daran ist in weiten Kreisen verblasst; aber das Bild des tapferen Freiherrn steht noch in unvergänglichen Farben vor unserer Seele. Mit ihm erwacht das Gedächtnis an eine furchtbare Zeit; und in den kümmerlichen Hader der Gegenwart klingt wie eine leise Mahnung an vergangene Tage das Wort:

Wenn die Götter strafen,
Schweige der Mensch und lerne.
Nicht Fabel ist es, nur Vergangenheit,
Und was geschah, kann wiederum geschehen.

4. Vierte ordentliche Sitzung den 24. August 1898. Herr Postbaurat a. D. Neumann liest über: »Die Berechtigung des Klassizismus in der modernen Architektur.« Der Vortragende sprach über die Bedeutung der Anwendung klassischer Kunstformen auch in der Gegenwart, gegenüber den Bestrebungen der Neuzeit auf Realismus und Naturalismus bei völliger Nichtbeachtung dessen, was vergangene Zeiten geleistet haben. Zwar bleibt die Natur allezeit die beste Lehrmeisterin auch des Künstlers, aber sie ist so überaus reich und vielgestaltig, dass es dem einzelnen nicht möglich ist, lediglich aus eigener Kraft mit völliger Sicherheit aus der verwirrenden Fülle ihrer Erscheinungen das Notwendige auszuscheiden; jeder Künstler sieht sich vielmehr gezwungen, für sein eigenes Schaffen auch Das zu benutzen und von Dem zu lernen, was seine Vorgänger geschaffen haben; und zwar bedingt es die fortgeschrittene Kultur unserer Zeit, dass dies nicht bloss in naiver Nachahmung, sondern in klar bewusster Erkenntnis geschehe.

Das Wertvollste in den bildenden Künsten hat das griechische Altertum geschaffen. Die Kunst der Griechen hat die gesamte Kunstentwickelung der Folgezeit bedeutsam beeinflusst, auch die so entgegengesetzt erscheinende Kunst des christlichen Mittelalters. Als deren Formenkreis aber erschöpft war, begann man, zuerst im 14. und 15. Jahrhundert in Italien, die Kunst der Alten mit wissenschaftlichem Ernste an den noch vorhandenen Werken zu studieren. Daraus entwickelte sich die Kunst der Renaissance. Als diese entartet war zur Kunst des Barock, begann im 18. Jahrhundert, vornehmlich in den Kreisen des deutschen Gelehrtenstandes, ein erneuetes gründliches Studiem des Altertums, auch der Kunst der Alten, und führte zur Aufstellung von festen Grundsätzen für das Schaffen des Schönen im System der Wissenschaft des Schönen, der Ästhetik, sowie zur Kunstblüte des neueren Klassizismus. Der Vortragende suchte zu begründen,

dass die Grundsätze der Ästhetik in Verbindung mit fortgesetztem Beobachten und Benutzen der Natur auch für unsere Zeit unverminderten Wert behalten haben, dass neben der naiven Kraft der Genialität das klar bewusste Erkennen allem künstlerischen Schaffen zu Grunde liegen müsse.

5. Fünfte ordentliche Sitzung den 21. September 1898. Herr Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt liest die in diesem Hefte veröffentlichte Abhandlung: »Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach.«

6. Sechste ordentliche Sitzung den 19. Oktober 1898. Herr Pastor a. D. Wiegand liest über: »Philipp Jakob Spener (1635—1705) und seine Zeit.« Zur Erinnerung an die staatlichen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts folgt ein kurzer Hinweis auf die Hauptpersonen des 30jährigen Krieges und behufs Einsicht in die kirchlichen Zustände wird erinnert an einige in ihrem Wirken gesegnete, einflussreiche Theologen, wie Val. Herberger, Joh. Arndt, Heinrich Müller, Christian Scriver u. a. Diese aber übertrifft an Vielseitigkeit der Bildung und Innigkeit des Herzens, wie an Milde des Urteils und an Tiefe des Verständnisses der christlichen Lehre von der Sünde und Gnade, von der Erlösung und Rechtfertigung, der Vater des Pietismus, Ph. J. Spener, der langjährige Hauptpastor in Frankfurt a. M. (1666—1686), der Oberhofprediger in Dresden (1686 bis 1691), der Konsistorialrat und Propst in Berlin (1691—1705). — Aus der Frankfurter pastoralen Thätigkeit kommt zur Besprechung Speners eigenartige Predigtweise und Vorliebe für das Gebiet der Seelsorge, seine „collegia pietatis" und seine „pia desideria". — Während seines 5jährigen Aufenthaltes in Dresden findet er Anerkennung, aber auch Verkennung. Die Bürgerschaft ist dem erbaulichen Prediger und dem leutseligen Seelsorger wohlgesinnt, der kurfürstliche Hof entfremdet sich ihm infolge einer Beichtmahnung; durch eine kleine Schrift, »Natur und Gnade«, welche Spener als Oberhirt und Visitator ins Land gesendet hatte, fühlt sich die Geistlichkeit in ihrer Ruhe und Bequemlichkeit gestört. Willkommen ist ihm daher der Ruf nach Berlin. — Hier hält der 56jährige Spener mit leichteren Herzen am 21. Juni 1691 seine Antrittspredigt in der Nikolaigemeinde auf derselben Kanzel, wo zuvor Paul Gerhardt (1657 bis 1666) warm und wahr das Evangelium verkündigt hatte und energisch für das Bekenntnis der lutherischen Kirche eingetreten war. Das Amt in Berlin stellt an Spener grosse Anforderungen. Seinen Lebensabend trüben ihm die pietistischen Streitigkeiten in Halle, Erfurt, Hamburg, Gotha, Leipzig und Giessen, insbesondere aber der Streit über die Mitteldinge (Adiaphora) und der Beichtstreit mit dem Diakonus Schade. Ein Lichtpunkt für Spener war die von ihm warm befürwortete, am 10. Mai 1794 erfolgte Gründung der Universität Halle. Am Schlusse des Vortrags wurde seines letzten Stündleins gedacht, seiner ehrenvollen Be-

stattung am 12. Februar 1705 und dabei darauf hingewiesen, dass in wenigen Jahren — 1905 — der 200jährige Todestag bevorstehe und man in evangelischen Landen sicherlich Speners in erneuerter Dankbarkeit gedenken werde durch Wort und Schrift.

7. Erste Senatssitzung den 19. Oktober 1898.

8. Erste öffentliche Versammlung den 2. November 1898. Herr Professor Dr. Fritz Regel aus Jena hält einen freien Vortrag über: »Reisen in Columbia 1896—1897.« Die Hinreise erfolgte von Hamburg aus (Abfahrt den 28. Juli 1896) auf der »Flandria«, einem Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie über Le Havre nach St. Thomas, an der Südküste Puerto Ricos entlang, nach San Petro de Marcoris, La Guaira, Puerto Cabello und Curaçao nach Puerto Colombia (Sabanilla), dem Hafen von Barranquilla. Ein mehrtägiger Aufenthalt des Schiffes in La Guaira und Puerto Cabello gewährte die Möglichkeit, einen Abstecher nach Caracas, der glänzenden Hauptstadt Venezuelas, und von hier über die Küstencordillere mit der neuerbauten prachtvollen Bahn der deutschen Diskontogesellschaft von Caracas nach Valencia zu machen. Von Barranquillo aus wurde alsbald die Reise auf dem Magdaleno aufwärts fortgesetzt bis Puerto Berrio, dem Hafen des Departamento Antioquia, dessen Hauptstadt Medellin der Vortragende von Monos aus, der Kopfstation der etwa 50 km in das Innere führenden Eisenbahn, mit Maultieren am 12. September erreichte. Medellin zählt etwa 45000 Einwohner. Der Vortragende gab nunmehr einen Überblick über die Naturverhältnisse und Bewohner der Republik Colombia (Columbien), an deren Erforschung deutsche Forscher seit den grundlegenden Studien Alexander von Humboldts (1801) einen hervorragenden Anteil genommen haben, wie z. B. Karl Degenhardt, Hermann Karsten, Moritz Wagner, Wilhelm Russ und Alfons Stübel, Alfred Hettner, Wilhelm Sievers, Friedrich von Schenck und andere mehr. In einem kurzen geschichtlichen Rückblick erwähnte der Redner, dass die Gründung der spanischen Kolonie Nueva Granada, der heutigen Republik Colombia, vom Jahre 1500 ab erfolgte: 1510 wurde Santa Marta und Cartagena gegründet, und es begannen nun Vorstösse in das Innere, welche mit der Eroberung des Hochlandes von Bogotá im Jahre 1538 einen gewissen Abschluss erreichten. Dieselbe wurde von Quesada ins Werk gesetzt; bald nach ihm langte der Deutsche Federmann ebenfalls auf dem Hochlande an, und von Süden erschien Belalcazar, ein Offizier Pizarros. Redner schilderte dann weiter den unrühmlichen Verlauf der Expedition Federmann und gab ein anschauliches Bild davon, in welcher Weise Spanien kolonisierte, dass es ihm nur auf den Erwerb vielen Goldes ankam. Im letzten Teile seines durch zahlreiche Photographien (den Zuhörern waren überdies Kartenskizzen eingehändigt worden) veranschaulichten Vortrages gab der Vortragende sodann einen Überblick der von ihm in der Zeit von Mitte September 1896 bis Anfang Mai 1897 von seinem Stand-

quartier Medellin aus unternommenen Reisen nach dem Süden und Südwesten (Oktober), Nordwesten (November und Dezember), Osten (Dezember), Norden (Januar) und Südosten (April) des Departamento Antioquia. Nachdem er sich über die verschiedenen Hindernisse verbreitet hatte, die dem Reisenden entgegentreten, der zum 1. Male das spanische Amerika betritt, erzählte er in überaus fesselnder Weise, oft humorvolle Schilderungen der vielen Unzuträglichkeiten einflechtend, welche Sprache, Sitte und Landesnatur dem Fremden bieten, von diesen verschiedenen Reisen, die anfangs in kleinem Umfange von Medellin aus unternommen wurden. So wurden die Zuhörer eingeweiht in die interessanten topographischen Verhältnisse des bereisten Gebietes, dessen Hauptcharakter die Hochflächenform ist, welche von vielfältigen tiefen Depressionen durchschnitten wird. Infolgedessen ist das Reisen selbst in der trockenen Jahreszeit überaus ermüdend wegen des unaufhörlichen Bergauf- und Bergabsteigens, von der unteren Zone, der tierra caliente, zur Hochebene, der tierra fria, und umgekehrt. Beispiellos sind die Schwierigkeiten für Reiter und Tier jedoch zur Regenzeit, ja selbst gefährlich wegen der Fieber, denen sich der Vortragende selbst aussetzte bei seinem Vorstosse nach Norden, vor allem auf dem entsetzlichen, durch Witterung und Bodenverhältnisse aller Art erschwerten Ritte von Zaragoza nach Caceres. Trotz alledem war es aber dem Vortragenden vergönnt, noch einen würdigen Abschluss der erfolgreichen und interessanten Forschungsreise zu gewinnen durch einen Ausflug nach dem 5600 m hohen Paramo del Ruiz, von dem Orte Manizales aus. Mit einem schönen Ausblick auf die unvergleichliche Hochcordillere schloss der Vortrag, der, wie gesagt, auch durch kulturhistorische Episoden allgemein ansprach und von seiten der zahlreichen Zuhörer den wohlverdienten Beifall fand.

9. Zweite öffentliche Versammlung den 9. November 1898. Herr Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose aus Köpenick bei Berlin liest die in diesem Hefte veröffentlichte Abhandlung über »Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts«. Es war ein überaus fesselndes kulturgeschichtliches Bild, das der Redner auf Grund eingehender Quellenstudien in bekannter Meisterschaft vor einer zahlreichen, gespannt lauschenden Versammlung entrollte. Er gab zuerst eine lebendige Schilderung des hochinteressanten geschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich das Leben der durch ihn zuerst der unverdienten Vergessenheit entrissenen, bedeutsamen Persönlichkeit abhebt. Es ist dies bei Olympia Morata der Hof zu Ferrara gewesen, von dessen schöngeistigem Leben und Treiben im 16. Jahrhundert uns Goethe in seinem »Tasso« ein sprechendes Bild giebt. Dr. Schwarzlose schildert nun eingehend das vom Studium des klassischen Altertums und der antiken Kunst beherrschte Zeitalter der Renaissance, wie dasselbe in dem eleganten und geistig bedeutenden Hofleben zu Ferrara Ausdruck fand, besonders unter dem

Herzog Herkules II. von Este (1535—1559) und seiner Gemahlin Renata, der geistreichen Prinzessin von Frankreich. Viele Gelehrte ersten Ranges seien zu jener Zeit in Ferrara ansässig gewesen, unter ihnen auch der Professor der klassischen Philologie Fulvius Peregrinus Moratus. Seine älteste Tochter war Olympia (geb. 1526), die so aussergewöhnlich begabt und gelehrt war, dass sie bereits von den Zeitgenossen als Wunderkind bezeichnet wurde. Sie las mit sechs Jahren die lateinischen Klassiker, sprach mit zwölf Jahren fertig lateinisch und griechisch und gab zwei Jahre später, nachdem sie inzwischen als Studiengenossin der Prinzessin Anna von Este an den Hof gezogen war, einen Kommentar zu Homer und eine Verteidigungsschrift des Cicero heraus. Mit berühmten Gelehrten ihrer Zeit stand sie in wissenschaftlichem Briefwechsel. Auch als Dichterin in der griechischen und lateinischen Sprache machte sie sich frühzeitig einen Namen. In dieser Hingebung an gelehrte Studien verfloss ihr Leben bis 1548. In diesem Jahre starb ihr Vater, der durch Curio für den evangelischen Glauben gewonnen war, die Prinzessin Anna verheiratete sich, und Olympia fiel in Ungnade. Ihre Gönnerin Renata konnte nichts für sie thun, da sie selbst ihres evangelischen Bekenntnisses wegen zu leiden hatte. Dr. Schwarzlose legte nun eingehend dar, wie in jenen Tagen viele Kreise in Italien, besonders auch der Hofkreis und der Gelehrtenkreis von Ferrara, mächtig von der reformatorischen Bewegung ergriffen worden seien. Luthers Schriften wurden in Italien mit Heisshunger gelesen, Calvin war persönlich in Ferrara. Auch Olympia wandte sich seit dem Jahre 1548 dem Studium der heiligen Schrift und dem Glauben der Reformatoren zu. Diese Entscheidung giebt Zeugnis von ihrem hohen Mute, da schon seit 1545 die Inquisition im Bunde mit den Theatinern und Jesuiten die evangelischen Kreise Italiens schonungslos verfolgte. Auch in Ferrara fielen blutige Opfer. Durch die Gegenreformation, der sich Herkules II. aus politischer Berechnung anschloss, verödeten der glänzende Hof und die berühmte Universität von Ferrara. Olympia wurde den Bedrückungen durch die Verheiratung mit dem deutschen Arzt Dr. Andreas Grunthler (1550) entzogen, der sich zuerst vorübergehend in Augsburg und Würzburg aufhielt und dann in Scweinfurt, seiner Vaterstadt, niederliess. In den Kämpfen zwischen den Kaiserlichen und Moritz von Sachsen wurde Schweinfurt eingeäschert (1554). Dr. Grunthler entkam mit seiner jungen Frau, aber diese verlor ihre kostbare Bibliothek und ihre sämtlichen Manuskripte. Längere Zeit irrten die beiden flüchtig umher, bis sie beim hochherzigen Grafen von Erbach Aufnahme fanden. Durch seine Vermittlung wurde Grunthler als Professor der Medizin nach Heidelberg berufen. Olympia genoss das neue Glück nicht lange. Sie starb am 7. November 1555. Ihr Gatte folgte ihr bald nach. Auch in Deutschland war Olympia mit ihrem

reichen Wissen für die Förderung der Reformation thätig, um derentwillen sie ihre Heimat gern verlassen hatte. Sie kann selbst als eine Märtyrerin des Evangeliums bezeichnet werden. Es liegt — mit diesem Gedanken schloss der Redner seinen interessanten und ansprechenden Vortrag — eine Tragik über diesem in der Blüte der Jahre hingerafften Leben, in dem sich so ausdrucksvoll wie selten in einem anderen das Zeitalter der Renaissance und der Reformation wiederspiegelt.

10. Dritte öffentliche Versammlung den 24. November 1898. Herr Militär-Oberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens aus Magdeburg hält einen Vortrag über: »Land und Leute in Siebenbürgen«. Er selbst war in diesem Jahre dorthin gereist, um an der Enthüllung des Denkmals des Honterus, des Reformators der Sachsen Siebenbürgens, teilzunehmen. Seit ungefähr 700 Jahren befinden sich diese, dort mit dem Namen »Sachsen« bezeichneten Deutschen, heute im ganzen etwa 220000 Menschen, welche damals aus Flandern und den Siegener-Landen ausgewandert waren, in Siebenbürgen mitten unter katholischen Magyaren. Mit zäher Treue hat dieser kraftvolle Stamm bis jetzt trotz aller politischen und konfessionellen Bedrückungen am evangelischen Glauben und am Deutschtum festgehalten und verdient darum in weitesten Kreisen unseres Vaterlandes die wärmste Sympathie. Der Vortragende that auch sein bestes, das Verständnis und Interesse für die deutschen Brüder in der Diaspora unter den Zuhörern zu wecken. Er schilderte zu Anfang mit anschaulichen Worten seine Reise durch Ofen und Pest, Klausenburg und Schässburg, erwähnte die landschaftlichen Schönheiten, die Handelsprodukte, von denen vor allem der Wein (Kokelblümchen, Mädchentraube u. a.) auch in Deutschland gebührende Beachtung finden möchte, und unterliess auch nicht, auf den deutschfeindlichen magyarischen Patriotismus hinzuweisen. Als er in Klausenburg in deutscher Sprache ein Billet nach Schässburg verlangte, zuckte die Billetteuse mit dem Ausdruck völligen Unverständnisses die Achseln; es war zweifelhaft, ob aus Sprachunkunde, oder aus magyarischem Patriotismus. Bei der Schilderung der Verhältnisse in Schässburg, vor allem des hochgelegenen Gymnasiums, erwähnte er auch den ehemaligen Rektor desselben, den als Bischof der Siebenbürgener Sachsen so bekannt gewordenen D. G. D. Teutsch. In Kronstadt, woselbst das Honterus-Denkmal steht, war ein grosser Teil des begeisterten Sachsenvolkes zusammengekommen. In dankbarer Erinnerung, dass Honterus ihnen den evangelischen Glauben einst erschlossen, dass er das evangelische Kirchen- und Schulwesen begründet und auch ein Handbuch des bürgerlichen Rechtes für die Städte und Rühle der Sachsen verfasst hatte, wollten sie alle an der Feier teilnehmen. Die sächsischen Vereine, Turner, Schützen, Sänger, die landwirtschaftlichen Genossenschaften, vor allem die Frauenvereine mit ihren malerischen

Trachten, der Gustav Adolf-Verein, Studenten u. a., alle waren zu einmütigem Zusammenhalten herbeigeströmt. — Nachdem Dr. Hermens das Fest mit einigen Worten geschildert, auch der wenig ermunternden Rede Professor Virchows Erwähnung gethan hatte, charakterisierte er noch Hermannstadt, ferner die Eigentümlichkeit, dass die Kirchen meist mit Basteien und Schiessscharten umgeben sind als ehemalige Zufluchtsstätten gegen die hereinbrechenden Türken, und schloss seinen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag mit einem warmen Aufruf, die Stammesbrüder in der Südostecke Ungarns nicht zu vergessen, sondern sie auch gelegentlich aufzusuchen, und verlas ein von glühendem Patriotismus getragenes, warm empfundenes Gedicht eines siebenbürgischen Dichters über sein schönes Heimatland.

11. Vierte öffentliche Versammlung den 30. November 1898. Herr Gymnasialprofessor Dr. Brünnert hält einen Vortrag über: »Napoleon in Erfurt«. Da das gewählte Thema von hohem lokalen Interesse war, hatte sich in der Aula des neuen Gymnasiums eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, die den auf sorgfältigem Studium beruhenden Mitteilungen mit sichtlicher Spannung folgte. Vier im Archiv der Stadt Erfurt befindliche Quellenwerke dienten dem Vortrag zur Grundlage. Redner wies zunächst einige über den Erfurter Kongress verbreitete irrige Ansichten zurück: nicht nur ganz kurze Zeit, sondern 18 Tage, vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808, währte der Aufenthalt Napoleons in Erfurt; auch war es nicht eigentlich ein Kongress deutscher Fürsten, wie gesagt wird: nur die Rheinbundfürsten waren zugegen, aber weder der König Friedrich Wilhelm von Preussen, noch der österr. Kaiser Franz; nur eine Zusammenkunft des russischen und des französischen Kaisers war geplant worden. Napoleon und Alexander, zu jener Zeit die mächtigsten Monarchen Europas und nach dem Abschluss des Friedens von Tilsit noch einig in ihren Gesinnungen, wollten sich am 27. September 1808 zur Erledigung der wichtigsten politischen Fragen in Erfurt einfinden. Hier traf man die umfassendsten Vorbereitungen zum Empfange Napoleons. Die Strassen wurden ausgebessert, drei Ehrenpforten errichtet, die eine bei Gamstedt, zwei Stunden östlich von der Stadt, die andere am Brühlerthor, und die dritte auf dem Anger an der Mündung der Bahnhofstrasse; doch wurden sie wieder beseitigt, da Napoleon sich allen mit Unkosten verbundenen Aufwand verbeten hatte. Der Kaiser selbst wollte mit grossem Pomp auftreten; ein glänzendes militärisches Gefolge, in dem sich die berühmtesten französischen Marschälle befanden, begleitete ihn; sämtliche Staaten des Rheinbundes waren teils durch ihr Oberhaupt, teils durch Abgeordnete repräsentiert, so dass sich eine stattliche Anzahl von Königen, Grossherzögen, Herzögen und Fürsten in Erfurt zusammenfand. Auch der Fürstprimas von Dalberg war erschienen, als Vertreter von Preussen der Prinz Wilhelm. Die angesehensten Häuser der Stadt, von

denen die meisten noch heute stehen, wurden für die fürstlichen Personen hergerichtet; die Statthalterei, das jetzige Regierungsgebäude am Hirschgarten, sollte Napoleon zur Wohnung dienen. Am 27. September, morgens 10 Uhr, zeigte ein Kanonenschuss die Ankunft des Kaisers an; unter den Klängen der Maria gloriosa und aller anderen Glocken der Stadt und von dem Rufe »vive l'empereur!« begleitet, fuhr Napoleon hinter einer von 400 Kürassieren gebildeten Ehrengarde in Erfurt ein; am Brühlerthor wurde er von dem Bürgermeister mit den devotesten Worten begrüsst, an der Treppe der Regierung empfing ihn der König von Sachsen. Nach kurzem Aufenthalt ritt Napoleon in der Richtung nach Linderbach, um den Kaiser von Russland, der von Osten kam, zu begrüssen; die Begegnung erfolgte unter herzlicher Umarmung. Abends war in Erfurt festliche Illumination; zahlreiche Transparente wiesen Sprüche auf, die sich in allen erdenklichen Schmeicheleien erschöpften. Einer derselben hatte den Wortlaut: »Gäb's jetzt noch einen Göttersohn, so wär's gewiss Napoleon!«; dagegen ein anderer: »In Hoffnung bessrer Zeiten illuminieren wir mit Freuden!« Am Morgen des 28. wurde von den beiden Monarchen eine Art Tagesordnung festgesetzt. Um 9 früh begann die Audienzzeit; unter wechselseitigen Visiten, bei denen die Fürsten sich zu den schmählichsten Schmeicheleien erniedrigten, ging der Vormittag hin. Gegen 5 und 6 Uhr abends wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, nach Tisch gegen 7 Uhr das Schauspiel in dem Teichmannschen Haus in der Futterstrasse besucht. Es ist bekannt, dass hier 15 Mitglieder vom théâtre français in Paris, unter ihnen der berühmte Talma, vor einem »Parkett von Königen« gespielt haben. Auf die Auswahl der Stücke hatte der Kaiser grosse Sorgfalt verwandt; es waren Trauerspiele der hervorragendsten Dramatiker: Racine, Corneille und Voltaire; besondere Vorliebe zeigte Napoleon für Voltaires Mahomet, weil sich hier die meisten Beziehungen auf seine eigene Person darboten. Die Schauspieler waren genau instruiert worden, da, wo sich Anspielungen auf den Imperator in den Stücken vorfanden, mit gehobener Stimme zu sprechen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer anzuregen und ihren Beifall zu entfesseln. Bekannt ist auch, dass Goethe, der von Weimar herübergekommen war, zur Audienz bei Napoleon befohlen wurde und einen imponierenden Eindruck auf den Kaiser machte: die Worte »c'est un homme« sind historisch geworden. Für den 6. und 7. Oktober wurde der Aufenthalt der fürstlichen Versammlung nach Weimar verlegt; nicht ohne Absicht verband Napoleon, in dessen Umgebung sich auch Prinz Wilhelm von Preussen befand, jene bekannte Hasenjagd mit der Besichtigung des Schlachtfeldes von Jena und Auerstädt. Neben den mannigfaltigen Festlichkeiten wurden im Regierungsgebäude zu Erfurt wichtige politische Verhandlungen gepflogen, die aufs strengste geheim gehalten wurden; sie betrafen die gesamte Weltlage nach dem Frieden von Tilsit,

besonders die Teilung des osmanischen Reichs, einen Lieblingsgedanken Napoleons. Das Ergebnis war die Proklamation einer französisch-russischen Diktatur über Europa, bei dem engsten Einverständnis zwischen beiden Teilen; was Preussen betraf, so verblieb es bei den früheren Friedensbedingungen. Am Tage nach dem Abschluss des Vertrages ging der Kongress auseinander, nachdem Napoleon die deutschen Fürsten noch einmal um sich versammelt hatte. Am 14. Oktober, mittags 12 Uhr, reiste der Kaiser von Russland ab; Napoleon, der ihm während der ganzen Zeit des Zusammenseins mit ihm die grösste Aufmerksamkeit erwiesen hatte, begleitete ihn ein Stück Weges, und im besten Einvernehmen schieden die beiden mächtigen Monarchen voneinander. Alexander reiste nach Weimar, Napoleon kehrte nach Erfurt zurück, um noch an demselben Tage unter Kanonendonner und Glockengeläut, wie er gekommen war, die Stadt zu verlassen. Doch sollte keiner der Entwürfe, die sich an den glänzenden Kongress knüpften, verwirklicht werden. Wenige Jahre darauf vollzog sich der gewaltige Umschwung: in zwei Feldzügen brach die Macht des corsischen Eroberers zusammen. 75 Jahre nach jener Zusammenkunft der beiden ausländischen Monarchen, im Jahre 1883, durfte Erfurt den glorreichen Kaiser Wilhelm I. mit seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und seinem erprobten Heerführer, dem Grafen Moltke, in seinen Mauern begrüssen, im Jahre 1891 den Enkel des alten Kaisers, Wilhelm II. — Mit diesem Ausblick auf eine erfreulichere Gegenwart schloss der Herr Redner seinen hochinteressanten, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag.

12. Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelms II. den 26. Januar 1899. Der Direktor des Kgl. Realgymnasiums Herr Professor Dr. Zange hielt einen Vortrag über: »Die Jerusalemfahrt Kaiser Wilhelms II. im Lichte der Geschichte«. Er wies zunächst nach, in wie naher Beziehung das Hohenzollernhaus und insonderheit Kaiser Wilhelm II. zum Bau der Erlöserkirche in Jerusalem stehen, dass sie eine Schöpfung des preussischen Herrscherhauses sei, zu der Friedrich Wilhelm IV. seiner Zeit durch Errichtung des evangelischen Bistums zu Jerusalem den Grund gelegt, und die der jetzige König und Kaiser zum schönen Ziel geführt. So war denn auch die Einweihung der Erlöserkirche die Hauptveranlassung der Pilgerfahrt des Kaiserpaares nach Jerusalem. Aber der Kaiser hatte Grösseres im Sinn. Er wollte, dass die ganze evangelische Kirche der Welt sich einheitlich und einmütig an der Feier beteilige und so ein Zeugnis ablege von dem Einen Geiste, der sie trotz ihrer konfessionellen und politischen Vielgespaltenheit regiert. Darum wurde trotz ungünstiger Jahreszeit der 31. Oktober als Einweihungstag gewählt. Darum wurden nicht nur an alle deutschen Kirchenregierungen, welche durch Beisteuern ihrer Kollekten an

dem Baue beteiligt waren, Einladungen gesandt, sondern auch an die ausserdeutschen. Und dieser Plan ging herrlich in Erfüllung. Denn wenn auch das hochkirchliche England und Oesterreich sich unbegreiflicherweise trotz der Einladung fern hielten, so waren doch sonst aus aller Welt, aus Schweden, Norwegen, Holland, Schottland, Ungarn, Italien, Amerika, Südafrika, Aegypten, Palästina, Syrien, Asien Abgesandte erschienen, und wie sie in das Bekenntnislied »Ein' feste Burg ist unser Gott« mit einstimmten, so bekräftigten sie das ebenso treue wie weitherzige und friedliche Bekenntnis zur evangelischen Lehre und Kirche mit einem freudigen Amen. So hat der Kaiser nicht verfassungsmässig, aber thatsächlich aus freiem Antrieb und an freie Entscheidung appellierend eine kirchenleitende Thätigkeit aufgenommen und mit schönem Erfolge zum Ziele geführt. Ein grosses Verdienst um die evangelische Kirche, von der man die Jahrhunderte her mehr ihre Vielgespaltenheit als ihre Einheit gesehen und die man deshalb schon so oft für tot gesagt hatte. Als ob Kampf, immer weiterschreitende Differenzierung, Entstehung immer neuer Gestaltungen nicht gerade die Signatur des Lebens sei, als ob Einheit nicht möglich sei in der Mannigfaltigkeit, als ob sie fehlen müsste, wenn sie sich dem oberflächlichen Blick unter der Mannigfaltigkeit verbirgt. Die Einheit sei immer dagewesen, in dem Einen Geiste des Evangeliums, und sie sei auch schon bis zu einem gewissen Grade in die Erscheinung getreten, zuerst in den allen evangelischen Christen gemeinsamen Kirchenliedern, dann in der Arbeit der äusseren und inneren Mission, endlich in der Gustav Adolf-Vereinsarbeit, kurz, in aller evangelischen Liebesarbeit. Aber das sei das Verdienst des Kaisers, dass er durch die ökumenische Gestaltung der Einweihungsfeier dafür gesorgt habe, dass diese Einheit den Evangelischen selbst auf dem ganzen Erdenrund zum Bewusstsein und vor aller Welt unverkennbar zur Erscheinung gekommen sei wie nie zuvor, seitdem es eine evangelische Kirche giebt. Auch die Gründung der Erlöserkirche in Jerusalem sei Liebesarbeit, und eine ganze Reihe von evangelischen Liebesanstalten haben sich wie ein duftiger Kranz um Jerusalem gelegt. Im zweiten Teile seiner Rede ging der Vortragende weiter zurück bis ins Mittelalter und verglich die neue Jerusalemfahrt mit denen der Kreuzfahrer. Er deckte den ganzen grossen Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt auf, zwischen jenen kriegerischen Fahrten im Namen des Papstes, um mit Gewalt zu nehmen, und dieser freien Friedensfahrt, um zu geben und zu segnen. Die Rede gipfelte in der Kennzeichnung der That des Kaisers als einer That echter charaktervoller Duldung, die nicht verleugnet, indem sie duldet, und als einer That echter Religiosität, die sich durch die That, durch die Liebe bewährt. Damit habe er auf der grossen Bühne des Lebens den christlichen Namen von dem Makel befreien helfen, der ihm sonderlich in den Augen der

Muhamedaner seit den Exzessen des mittelalterlichen Fanatismus anhaftete. Die Toleranz, welche Christus und seine Apostel und Märtyrer nicht als Gedanken, sondern als That in die Welt gebracht und die Luther nach der Nacht des Mittelalters wieder erweckt habe, habe der Kaiser an dem bekanntesten Orte der Erde vor aller Welt herrlich zur Geltung gebracht. Das werde unter Gottes Segen gewiss gute Früchte tragen.

13. Siebente ordentliche Sitzung den 15. Februar 1899. Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann liest über: »Weltsprachen und Weltsprache«. Der Vortragende gab zum Beginn eine Übersicht über die Versuche, die bislang gemacht sind, um den Missständen zu begegnen, welche die Vielsprachigkeit der Kulturwelt für die Verständigung der im internationalen Verkehr stehenden Kreise herbeigeführt hat. Diese Missstände lassen sich weder durch Vielsprachigkeit der einzelnen Persönlichkeiten heben — denn auch für den Begabtesten ist die Lebenszeit zur Erlernung so vieler Kultursprachen zu kurz — noch auch dadurch, dass man eine tote oder lebende Sprache als internationale Verkehrssprache einsetzt: die toten Sprachen (Latein und Griechisch) reichen für die Bedürfnisse des modernen Verkehrs nicht aus und sind deshalb sogar in der Gelehrtenrepublik als Verständigungsmittel aufgegeben; der Einführung einer lebenden Sprache als International-Sprache setzt die Eifersucht der einzelnen Nationen ein unübersteigliches Hindernis entgegen. So bleibt als Ausweg nur die Schaffung einer Kunstsprache. Von den in dieser Richtung gemachten Versuchen ist das Volapük Schleyers am bekanntesten geworden, obgleich es einen dauernden Erfolg nicht gehabt hat und nicht hat haben können. Die Gründe für den Misserfolg liegen einmal in der dem grammatischen Bau der modernen Sprachen widersprechenden Gestaltung seiner Deklination und Konjugation, sodann namentlich in der durch diese verkehrt angelegte Flexion notwendig gewordenen Verunstaltung zahlreicher international feststehender Ausdrücke. Der Vortragende betont, dass Kunstsprachen nicht ohne weiteres als unwissenschaftlich verworfen werden dürfen. Hervorragende Sprachgelehrte wie Max Müller und Hugo Schuchardt haben sich zu Gunsten der Kunstsprachen erklärt. Die Schaffung von solchen hat keineswegs Willkür zur notwendigen Voraussetzung.

Die Weltsprachefreunde teilen sich jetzt in drei Parteien: die eine will am Volapük festhalten, die anderen es verbessern, die dritte will ganz neu bauen. Der Vortragende gehört zu der letzten. Er glaubt, dass sich unter ausschliesslicher Berücksichtigung der Bedürfnisse der sechs europäischen Hauptkultursprachen, des Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Russischen, ein internationales Verständigungsmittel herstellen lässt, dessen Lexikon die international bekannten Wörter zur Grundlage hat und diese aus dem Latein ergänzt und

dessen Grammatik sich dem Zuge obiger Sprachen entsprechend analytisch aufbaut. Ein Ansatz zu einer solchen Sprache ist das »Nov Latin« Rosas (Turin 1890).

14. Achte ordentliche Sitzung den 12. April 1899. Herr Postbaurat a. D. Neumann redet über: »Kultuseinrichtungen und Kultusgebäude«. Der Vortragende sprach über die Einrichtung der Kultusgebäude in Bezug auf die Kultusformen. — Vom Altertum beginnend und die ägyptischen Tempel kurz erwähnend, gab er sodann ein Bild des Salomonischen Tempels zu Jerusalem und ging dann auf die Gestaltung des altgriechischen Tempels über, der lediglich als Behausung des Kultbildes und als Aufbewahrungsort für die Weihegeschenke diente, während die eigentliche Kulthandlung, die Darbringung der Opfer im Freien vor dem geöffneten Tempel und vor dem durch die geöffnete Tempelthür sichtbaren Kultbilde stattfand. — Sodann wurde die christliche Kirche besprochen, welche stets die Bestimmung gehabt hat, die Gemeinde in ihren Innenraum aufzunehmen, daher nur in der Form der alten Gerichtshalle, der Basilika ein verwendbares Vorbild fand, ausserdem nur noch in der Form des Centralbaues. — Wohl der leichteren baulichen Herstellung wegen behielt die Form der Basilika den Vorzug und wurde weiter ausgebildet. — Dabei machte sich aber das Bestreben geltend, die Form der Basilika mit dem kuppelbedeckten Centralbau in Verbindung zu bringen. Höchste Prachtleistung darin der Petersdom in Rom.

Als im späteren Mittelalter der Predigt grösserer Wert beigelegt wurde, traten akustische Rücksichten für die Form der Kirche in den Vordergrund. Dies veranlasste die abweichende Form der Jesuitenkirche, ganz besonders aber die der evangelischen Kirche, welche eingehender besprochen wurde, namentlich auch in Bezug auf die Anforderung, von allen Plätzen aus die Kanzel und den Altar sehen und überall die Stimme des Predigers deutlich vernehmen zu können. Auch die Unterschiede in der Einrichtung der reformierten und der lutherischen Kirche wurden besprochen.

15. Neunte ordentliche Sitzung den 26. April 1899. Herr Pastor Oergel liest den in diesem Hefte abgedruckten Vortrag über: »Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519«.

16. Zweite Senatssitzung den 3. Mai 1899.

17. Zehnte ordentliche Sitzung den 17. Mai 1899. Herr Pfarrer Dr. theol. Schauerte hält einen Vortrag über: »Gottes Offenbarung in der Musik«. Derselbe gliederte sich in 9 Abschnitte: 1. Der Dreiklang in der Musik und die Trinität in der Religion. 2. Der Dreiklang als Quartsextenakkord und die Engelwelt. 3. Der Vierklang (Septimenakkord) und die Menschenwelt. 4. Die Molltonart und die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Erlösung. 5. Die Siebenzahl der Töne und

die Siebenzahl in der Religion. 6. Die Lehre von den Dissonanzen und die Lehre von der Sünde und Busse. 7. Die Musik und das Gehör. 8. Die Grenzen der Musik und die natürliche und übernatürliche Erkenntnis des Menschen. 9. Die Wirkung der Musik und die der Religion.

18. Elfte ordentliche Sitzung den 28. Juni 1899. Der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann hält einen Vortrag über: »Humanität und Christentum«. Er versuchte in demselben, ausgehend von den Bedürfnissen und Aufgaben der gegenwärtigen Kulturentwicklung, folgendes nachzuweisen: Es giebt eine Humanität ohne Christentum, aber sie ist nicht die echte; erst durch das Christentum ist die Humanität in ihrem wahren und vollen Sinne in der Menschheit begründet; erst vom Christentum aus und durch das Christentum kann sie die Weihe der Vollendung empfangen.

III. Statistische Mitteilungen.

A. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1899.[1])

Gesamtzahl: 157.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

3. Ehrenmitglieder (15).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D. in Mittel-Gerlachsheim in Schlesien. 1891.

Herr Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen, in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Ober-Regierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, odentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Herr Hofrat Dr. phil. und jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.

„ Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

Seine Excellenz der Königliche Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. D. Ludwig Wiese in Potsdam. 1899.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

4. Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

5. Ordentliche Mitglieder (47).[1]

(Sämtlich in Erfurt).

Herr Oberlehrer Apel. 1897.
„ Dr. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Beyer. 1892.
„ Regierungs- und Baurat Boie. 1899.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberlehrer Dischner. 1897.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Oberlehrer Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.
„ Regierungsrat Klewitz. 1898.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
„ Augenarzt Dr. Weitemeyer. 1899.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Weydemann, Stadtverordnetenvorsteher. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (86).[1])

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Marburg. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin. 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Bruncko w in Berlin. 1880.
„ Archivdirektor Geheimer Hofrat Dr. K. A. H. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Pastor Lic. Ecke in Bremen. 1899.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, ordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Schuldirektor a. D. Dr. Fischer in Strassburg i. Els. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Geheimer Regierungsrat Professor Dr. D. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Sekretär der Akademie.

Herr Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Provinzialschulrat Hermens in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Konitz. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Prof. Dr. Hintner, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Hübschmann, ord. Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.
„ Stadtpfarrer Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.
„ Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Elsass-Lothringen. 1865.
„ Konsistorialrat D. Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.
„ Archivrat Dr. Keller in Berlin W-Charlottenburg. 1894.
„ Dr. Kirchhoff, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Dr. Knabe, Direktor der Oberrealschule in der Entwicklung zu Marburg. 1896.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ D. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.
„ Kirchenrat Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Geheimer Schulrat Dr. Kroschel, Gymnasialdirektor a. D. in Arnstadt. 1859.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1893.
„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.
„ Lucanus, Vicepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums und des Medicinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.

Herr Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.
„ Professor Dr. Muff, Rektor der Landesschule zu Pforta. 1898.
„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.
„ D. Nippold, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. Fritz Regel, ord. Professor an der Universität zu Würzburg. 1898.
„ Dr. Rein, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Paul Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1894.
„ Geheimer Hofrat Dr. Scheibner, ord. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Gymnasialdirektor Dr. F. Schultz in Charlottenburg. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Schulze, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Dr. E. Sievers, ord. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.
„ Dr. Stintzing, ord. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.
„ Geheimer Justizrat Dr. Thon, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Guido Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

Herr Kaiserlicher Legationsrat Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Seminardirektor Professor Voigt in Berlin. 1898.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
„ D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.
„ Professor D. Witte, Superintendent und geistlicher Inspektor der Landesschule zu Pforta. 1896.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

b. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Akademie zu Erfurt in Tauschhandel steht:

Gesamtzahl: 117.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a) Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen. Universitätsbibliothek.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Bureau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbindung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.

Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft XXVI.

ERFURT, 1900.
Verlag von Carl Villaret.
Inhaber Arthur Frahm

Ihrem hochverehrten Senatsmitgliede

dem langjährigen Rendanten der Akademie

Herrn Apotheker

Dr. phil. ERNST BILTZ

zum festlichen Tage seiner

fünfzigjährigen Mitgliedschaft

unter den herzlichsten Segenswünschen

in aufrichtiger Hochachtung

gewidmet

von der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften
zu Erfurt.

Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen

1. Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen, vom Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann in Strassburg i. Els. 1
2. Der Zauber der homerischen Poesie, vom Rektor Professor Dr. Chr. Muff in Pforta 19
3. Horaz und sein Säkulargedicht, vom Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt 57
4. Vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg, von Professor Dr. Bernhardt in Erfurt . . 87
5. Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in der deutschen Vergangenheit, vom Archivar Dr. Liebe in Magdeburg 113
6. Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen, von Professor Dr. Heinzelmann in Erfurt . . . 129
7. Die Arbeit und ihre soziale Bewertung, vom Augenarzt Dr. Weitemeyer in Erfurt 163

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1899/1900, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann 189

I. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juli 1899 bis zum 31. August 1900 . . 189
II. Sitzungsberichte 196
III. Nekrolog des am 17. Juli 1900 verstorbenen Professor Dr. Karl Beyer, vom Gymnasialdirektor Dr. Thiele in Erfurt 208
IV. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1900/1901 . . . 212
V. Statistische Mitteilungen 213
   a. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie im Jahre 1900 213
   b. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht . . . . 219.

A. Abhandlungen.

Das klassische Altertum

und

die Entstehung der Nationen.

Vortrag,
gehalten am 18. Oktober 1899 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Karl Johannes Neumann,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Strassburg.

Hochansehnliche Versammlung!

Der heutige Tag, der 18. Oktober, ist für uns Deutsche ein nationaler Gedenktag; in der Schlacht bei Leipzig ist die Herrschaft Napoleons zusammengebrochen. Die Grenzen dieser Herrschaft der Franzosen gingen über die Wohnsitze des französischen Volkes weit hinaus; direkt und mittelbar umfassten sie das ganze Festland von West- und Mitteleuropa. Das Ziel Napoleons war die Universalmonarchie, das Weltreich; ohne Rücksicht auf die Herkunft und die Sprache mussten die Völker ihm gehorchen. Der Druck dieser Herrschaft belebt und kräftigt alle nationalen Instinkte, die mit elementarer Gewalt losbrechen und das Gefüge des Weltreichs sprengen; auf das Jahrzehnt des Universalreichs folgt ein Jahrhundert bewusst nationaler Staatenbildung.

Nicht als ob ein solches Verlangen sofort seine volle Befriedigung gefunden hätte; fast zwei Menschenalter sind nach dem Sturze Napoleons noch dahingegangen, ehe Italien und Deutschland die staatliche Form nationaler Einigung fanden. Aber aus den Gedanken der Völker war das Streben nach dieser Einheit nicht mehr zu bannen; es bildet vielmehr eine der grossen Tendenzen jener Jahrzehnte; es ist eine der leitenden Ideen, welche die Jahre von 1815 bis 1870 zusammenhalten. So stark macht das Nationalitätsprinzip sich als Tendenz des neuen Jahrhunderts geltend, dass der zweite Kaiser der Franzosen, im vollen Gegensatz zu seinem Oheim, in der Anerkennung und Förderung dieses Prinzips zugleich eine Förderung der eigenen Macht sieht; und dass er später die Konsequenzen daraus zu ziehen aufhörte, ist ihm nicht zum Heil gediehen. Jetzt an der Wende unseres Jahrhunderts ist die Stärke nationalen Gesamtempfindens um nichts gemindert. Die gemeinsame Geschichte, ein gemeinsames Herrscherhaus und das gemeinsame Bedürfnis halten die Völker des österreichischen Kaisertums zusammen.

Diese Grossmacht ist nicht auf das Nationalitätsprinzip gegründet, aber es regt sich bei allen Völkern des weiten Reiches. Dem mächtigen Einfluss, den hier das deutsche Element bisher auf Grund seiner Kultur und Geschichte geübt hat, tritt das erstarkte nationale Selbstgefühl slavischer Stämme jetzt entgegen, und in dem nichtnationalen Staate zeigt das Nationalitätsgefühl eben jetzt nach allen Richtungen seine Stärke.

Solche Stärke hat das Nationalbewusstsein aber durchaus nicht jederzeit besessen; im Gegensatze zu unserem Jahrhundert war das achtzehnte im wesentlichen weltbürgerlich, kosmopolitisch. Was die Gesellschaft jenes Jahrhunderts eint und bindet, sind die Ideen der Aufklärung und der Humanität. Für diese Ideen gilt keine Grenze von Volk und Sprache; diese Unterschiede werden eher als etwas Hemmendes empfunden. Auch unser altes Reich ruht schlechterdings nicht auf dem Grundsatz nationaler Selbstbeschränkung. Zwar steht seit 962, seit Otto dem Grossen, das Imperium bei den Deutschen, aber dies Kaisertum der deutschen Könige ist das Kaisertum Karls des Grossen, ist das römische Kaisertum. Universalistische Theorien haben der Vormacht abendländischer Christenheit, haben dem römischen Reiche deutscher Nation niemals gefehlt, und den guten Willen, solche Theorien ins Praktische zu übersetzen, hat zu Zeiten auch die Kraft dazu begleitet. Man ist gern bereit, die eigene Herrschaft auch über andere Völker auszudehnen, nur dass die deutsche Nation sich als Träger der Herrschaft fühlt. Es sind die altrömischen Gedanken, denen das Leben wenigstens zustrebt; nur die führende Nation ist jetzt eine andere.

Aber wenn das alte Reich auch nationale Grenzen weder einhalten wollte noch einhielt: es war doch eine Nation, welche die Führung und Herrschaft beanspruchte und ausübte. Die Nationen selber aber, sind sie denn ewig, ungeworden und unvergänglich? Hingestellt von den Uranfängen der Geschichte auf den Boden ihrer Wirksamkeit, fortdauernd sich in sich selbst erneuernd, Glied an Glied reihend zu ewiger Kette? Oder teilen auch die Nationen das Los des Einzelnen im Werden, Wachsen und Vergehen? Ein Keim, in die Erde gesenkt und aus ihr aufsteigend, zu mächtigem Baume den Stamm aufrichtend, Äste und Zweige weit entfaltend, die Jahrhunderte überdauernd, und endlich doch dem Alter unterliegend, morsch in sich zusammenfallend oder von Sturmesgewalt gebrochen? Wo sind sie ge-

blieben, Assyrer, Phönizier und Lyder, Thraker, Ligurer und Etrusker, Skythen, Hunnen und Alanen? Ihre Sprachen sind verschollen, nur in einzelnen Worten durch Griechen und Römer uns erhalten, oder in Inschriften auf uns gekommen, deren Verständnis keine Überlieferung lehrt und die erst das tastende Vermuten mühsamer Forschung wenigstens da zu neuem Leben erwecken kann, wo verwandte Sprachen uns bekannt sind. Wo sind sie geblieben, jene Stämme, die auf dem Boden des zerfallenden Römerreiches neue Staaten gründeten? Wo sind die Vandalen von Karthago? Wer redet heute in Spanien suebisch oder gotisch, und in Italien gotisch oder langobardisch? Die Nationen haben kein ewiges Leben, auch die Sprachen müssen sterben.

Aber darum sterben noch nicht die Geschlechter der Menschen, welche jene Sprachen reden. Wenn in Amerika nicht nur die Sprachen, sondern auch die Stämme der Indianer dem Tode verfallen, so ist das nicht die historische Regel; so grausam und so unerbittlich sind nur die Wirkungen der Kultur. Zu gross war hier der Unterschied der Rasse, als dass eine Verschmelzung der Roten und Weissen in weitem Umfange stattfinden konnte; aus Indianern und Europäern ist keine neue, amerikanische, Nation entsprungen. Die beiden Rassen blieben geschieden, und im Kampfe mit den neuen Bedingungen des Lebens ist die alte unterlegen. Die Regel aber ist der völlige Untergang der Völker nicht; die Völker überleben ihre Sprache und gehen auf in neuem Volkstum. Nur die Nation stirbt mit der Sprache.

Dieses Fortleben der Völker in engster Verbindung und Verschmelzung mit neuhinzugekommenen Stämmen lässt erkennen, dass die nationale Einheit nicht notwendig auch Einheit der Abstammung bedeutet. Mit vollem Rechte reden wir von einer spanischen Nation; aber aus welchen Wurzeln ist die Einheit dieser Nation erwachsen? Die Grundlage der Bevölkerung bildet ein Volk, dessen Sprache noch heute nicht tot ist, die alten Iberer, die in Leib und Sprache rein und unvermischt fortleben in den Bewohnern der baskischen Provinzen; die baskische Sprache ist neuiberisch. Diese iberische Sprache aber steht ganz für sich da, isoliert unter den Sprachen Europas und Asiens, nicht indogermanisch, auch nicht semitisch, vielleicht nach dem Norden von Afrika hinüberweisend. Rein iberisch sind nur die Basken,

nur hier haben die Iberer ihre Nationalität behauptet, aber ausgestorben sind sie auch im übrigen Spanien nicht, sondern leben noch heute fort in ihren Enkeln, als die Grundlage des spanischen Volkstums. Die ersten Fremden, die auf diesem Boden sich niederliessen, waren Semiten, waren Phönizier, Karthager; sie besiedelten den Süden und Südosten der Halbinsel und beherrschten zeitweilig auch das Binnenland, bis zum Ebro. Als Handelskonkurrenten der Karthager erschienen aber auch in Spanien die Griechen und gründeten im Nordosten ihre Kolonien. In den Griechen waren die Indogermanen an der Küste Spaniens erschienen. Und in grösserer Masse kam ein anderes indogermanisches Volk aus Gallien hinüber, es waren die Kelten. Die Indogermanen kommen jetzt zu starker Geltung. Die römische Herrschaft führt Italiker hinüber und legt den Grund zur heutigen Sprache. Die Völkerwanderung bringt Germanen, von denen Sueben und Westgoten sich hier dauernd niederlassen. Und die Wogen der arabischen, islamischen Erhebung schlagen auch nach Spanien über; die jahrhundertelange maurische Herrschaft bedeutet, ausser ihren afrikanischen Elementen, einen stärkeren Zusatz semitischen Blutes als vormals die der Phönizier, der Karthager. All diese Völker sind nicht ausgestorben, sondern haben sich verschmolzen; sie alle haben Sprache und Nationalität verloren — auch die Iberer, die sich ja nur in engsten Grenzen rein und unvermischt erhalten haben —, aber untergegangen und ausgestorben sind sie nicht. Aus der Verbindung all dieser Völker ist die spanische Nation entstanden. Auf den iberischen Stamm sind semitische und indogermanische Reiser gepfropft, semitische Phönizier und Mauren, indogermanische Griechen, Kelten, Italiker und Germanen. Und die Nationalität bestimmte die italische Herrschaft und Kultur: die spanische Sprache ist romanisch.

Schwerlich wäre die italische Einwanderung in Spanien stark genug gewesen, um die iberischen und keltischen Massen zu amalgamieren und zu romanisieren, wenn nicht die straffe römische Herrschaft und die Überlegenheit der italischen Kultur hinzugekommen wäre. Die Romanisierung hat der Halbinsel ihren bleibenden Charakter gegeben; sie war stark genug, um die Stürme der Völkerwanderung und der arabischen Invasion zu überwinden. Wir sehen hier bereits, von was für Kräften die Entstehung der Nationen abhängt.

Am weitesten zurück lässt die Geschichte der Menschheit

sich im Orient verfolgen, und jeder Fortschritt in der Entzifferung und Deutung vorderasiatischen Schrifttums, sowie in der methodischen Bearbeitung der Sprachen macht die vorderasiatische Völkertafel mannigfaltiger und bunter; hier fehlt die Stabilität des Nilthals, die von den Ägyptern der Pyramiden zu den Kopten leitet. Mit einer Scheidung von Semiten und Indogermanen kommt man in Vorderasien nicht mehr aus. In Babylonien ist eine weder indogermanische noch semitische Kultur der semitischen vorausgegangen; und in Kleinasien erschliesst sich der Zusammenhang einer grossen kleinasiatischen Völkergruppe, die für sich steht und für welche weitere Zusammenhänge vorläufig noch nicht mit Sicherheit gefunden sind. Jeder neue Erfolg der Forschung, wie die Entzifferung der sogenannten armenischen Keilinschriften vom Vansee, wie ferner die Entzifferung der kleinasiatischen Hieroglyphen, die glänzende Leistung Jensens in Marburg, eröffnet immer neue Probleme. Was man hier erreicht und erreichen wird, ist eine Scheidung und Verbindung, ist die richtige Abgrenzung der Nationen; in die Entstehung der Nationalitäten sieht man hier kaum. Höchstens dass man die allmähliche Ausbreitung der aramäischen, syrischen Sprache wahrnimmt; und dass die Chabiru neugefundener Keilinschriften uns vielleicht in die Vorgeschichte des hebräischen Stammes führen. Mehr ins einzelne ist die Entstehung der jüdischen religiösen Volksgemeinschaft nach der Rückkehr aus der babylonischen Verbannung zu verfolgen. Wer aber die lebendigen Kräfte sucht, die bei der Entstehung grosser Nationen wirken, findet im klassischen Altertum unvergleichliche Belehrung; hier überschauen wir Jahrhunderte, wo die Bildung grosser Nationen sich im hellen Lichte der Geschichte vorbereitet und vollendet. Es handelt sich um die Hellenen und um die Umwandelung Italiens zur lateinischen Nation.

Die Hellenen sind nicht die ersten Ansiedler im Süden der Balkanhalbinsel gewesen und sie haben sie auch niemals ausgefüllt. Im Lande südlich von der Donau haben ausser ihnen andere indogermanische Völker gesessen. Im Nordosten Thraker und, mit ihnen zusammengehörig, im heutigen Bulgarien Möser, innerhalb der indogermanischen Familie eine Gruppe für sich bildend, die sich aber auf Europa nicht beschränkte, sondern nach Kleinasien hinüberging und den Norden der Halbinsel besetzte, von der Troas über Phrygien bis Armenien. Den ganzen

Westen und Süden des schwarzen Meeres hat diese Gruppe in Beschlag genommen, von der unteren Donau bis zum kaspischen Meere, in einer grossen Völkerschiebung, die von Europa ihren Ursprung nahm, die am weitesten nach Osten vorgedrungenen Armenier an der Spitze. Den Forschungen Hübschmanns haben wir die Einsicht darein zu verdanken, dass die Armenier ihrer Sprache nach nicht zu den Persern, den Iraniern gehören, sondern zu den europäischen Indogermanen. Es handelt sich hier eben nicht um eine Wanderung von den Quellen des Euphrat bis zur Donaumündung, sondern umgekehrt um eine solche von Europa nach Asien hinüber; die Angaben der Griechen über diese Wanderung hat die linguistische Forschung bestätigt. Durch das Eindringen dieser indogermanischen Völker, die den Norden Kleinasiens besetzten, wurde die alte, für sich stehende kleinasiatische Sprachengruppe abgeschnürt und von ihren Verbindungen abgeschnitten, die wohl nach Kaukasien weisen.

Thraker und Möser also sind die in Europa zurückgebliebenen Verwandten der kleinasiatischen Myser, Phryger und Armenier. Ausser ihnen hat aber noch ein anderes indogermanisches Volk auf der Balkanhalbinsel seinen Wohnsitz gefunden, im Nordwesten. Es sind die Illyrier, die nach Abstammung und Sprache in den heutigen Albanesen noch fortleben. Im Nordosten Thraker und Möser, im Nordwesten albanesische Illyrier: und in Süden jene Stämme, aus denen im Laufe der Geschichte die hellenische Nation erwachsen ist. Diese Stämme kamen aus dem Norden. Im mittleren Laufe des Vardarflusses, der in der Nähe von Saloniki mündet, haben sich Spuren dieser Einwanderung noch in griechischen Namen erhalten, in Gegenden, in denen in historischer Zeit niemals Griechen gewohnt haben und in die auch griechische Kolonisation niemals gedrungen.

Als diese Stämme nach Süden zogen, sind sie auf eine ältere Bevölkerung gestossen, die den Peloponnes und den Norden des Isthmus erfüllte, die Inseln des Archipelagus bewohnte und in der kleinasiatischen Völkergruppe sich fortsetzte. Eben jene grosse und isolierte, weder indogermanische noch semitische Familie hat zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und auf seinen Inseln gesessen, jene Gruppe, als deren Repräsentanten wir die Karer aus dem Südwesten Kleinasiens herausgreifen dürfen. Erst mit den hellenischen Stämmen sind Indogermanen im Süden der Balkanhalbinsel erschienen, um später als die

Nachfolger jener Kleinasiaten sich auch in den Besitz der Inseln zu setzen, die als Völkerbrücke Europa und Asien verbinden; um auch nach Kleinasien hinüberzugehen und die Westküste der Halbinsel zu kolonisieren. Die Einwanderung jener Stämme in den Peloponnes fällt spätestens in die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Früher begann für uns die griechische Geschichte mit Homer; seit den Grabungen Schliemanns ist das anders geworden. Hellenischen Stammes waren die Fürsten, die auf den glänzenden Königsburgen von Mykenä und Tiryns hausten. Und ägyptische Inschriften aus dem Palaste und den Gräbern von Mykenä lassen uns auch ihre Zeit erkennen: um 1400 v. Chr. Es war eine reiche und glänzende Kultur, die auch der Schrift nicht mehr entbehrte. Seit wenigen Jahren kennen wir eine mykenische Schrift, nur dass es schlechterdings noch nicht gelungen ist, diese Schriftzüge zu deuten. Der Nachschub neuer hellenischer Stämme hat die mykenische Kultur vernichtet: es waren die Schrecken der dorischen Wanderung.

Wenn ich von hellenischen Fürsten und Stämmen rede, so greife ich der Entwickelung vor: es waren Stämme aus jener Gruppe, aus der in den folgenden Jahrhunderten die hellenische Nation erwuchs. Denn entstanden ist diese Nation erst mit dem Erwachen eines Gesamtbewusstseins dieser Stämme, mit der Erkenntnis und Bethätigung engster Zusammengehörigkeit. Es waren anfangs locker aneinandergefügte Stämme, die einer Gesamtbezeichnung noch entbehrten; innerhalb des Stammes jedenfalls mit dem stärksten Bewusstsein der Zugehörigkeit und Einheit, das sich in Recht und Sitte äussern musste, aber über den Stamm hinaus noch keine Gemeinsamkeit empfindend. Und doch war des Gemeinsamen so vieles da. Die Dialekte der Stämme zwar unterschieden, aber eine Verständigung von Stamm zu Stamm doch gestattend. Ferner Übereinstimmung im Götterglauben und im Kultus; und in den Gewohnheiten des Lebens, in der Sitte. Aber das macht noch nicht die Einheit, dass solche Übereinstimmungen da sind; erst müssen sie auch zum Bewusstsein und zur Anerkennung kommen. Was aber erweckt ein solches Bewusstsein, woran erwacht es? Daran, dass man sich von einem Fremdartigen unterscheidet und diesen Unterschied stärker findet und empfindet als die heimischen Unterschiede.

Ein Gemeinbewusstsein der griechischen Stämme kann erst in solchem Gegensatz erwacht sein.

Ein solcher Gegensatz war gewiss vorhanden der Urbevölkerung gegenüber, aber zu nationaler Einheit hat die erste Okkupation des griechischen Bodens nicht geführt. Wir werden diese Okkupation uns eben nicht als einheitlichen Akt vorstellen dürfen, sie wird allmählich, Stück für Stück, erfolgt sein. Nicht der Gegensatz allein genügt, um das Bewusstsein der Einheit hervorzurufen: es muss noch die Gemeinsamkeit von grossen Unternehmungen hinzutreten. Bei welchen Unternehmungen aber sind die griechischen Stämme sich ihrer Zusammengehörigkeit bewusst geworden? Bei der grossen Kolonisation, die über die Inseln nach der kleinasiatischen Küste ging. Erst jetzt erwacht das Gesamtbewusstsein.

Es sind eng zusammengehörige Stämme, von denen hier die Kolonisation im Norden und im Süden ausgeht; die Äoler von Lesbos weisen nach Thessalien, und die Dorer von Kreta, Rhodos und der karischen Küste nach dem Peloponnese. Mannigfachen Ursprungs aber waren die ionischen Kolonisten; erst durch ihr Zusammenwachsen an der kleinasiatischen Küste ist der ionische Stamm entstanden. Hier in Kleinasien stehen die Kolonisten im Kampfe oder in friedlichem Gegensatze zu den fremdartigen Mysern, Phrygern, Lydern, Karern; ihnen gegenüber verschwand der Unterschied von Äolern, Ioniern und Dorern. Nationales Gemeinbewusstsein ist hier entstanden, im Gegensatze zu den Fremdredenden, den Barbaren.

Aber auch die alte Heimat erscheint den Kolonisten jetzt als Einheit. In den Sagen und Liedern vom troischen Kriege pulsiert schon das Gesamtempfinden; im homerischen Epos ist es für uns zuerst erkennbar. Bei den Äolern ist dies Epos entstanden und die Ionier haben es übernommen; aber es blickt hinüber nach dem Mutterlande. An den Höfen der Könige und des Adels werden diese Lieder vorgetragen, und der Horizont einzelner dieser Sänger erstreckt sich bis zum fernen Westen griechischen Landes; dass von Ithaka in einzelnen Teilen der Odyssee wirkliche Ortskenntnis vorliegt, ist neuerdings ausser Zweifel gestellt worden. Das Epos ist ein neuer gemeinsamer Besitz der griechischen Stämme, das Gemeinbewusstsein weiter stärkend. Aus Thessalien sind die ersten Pfleger des Epos, sind die Äoler gekommen; der Held dieses Epos ist der thessalische

Achill. Aus dem thessalischen Phthia stammen die Myrmidonen des Achill, und ihnen benachbart wohnt der Stamm der Hellenes in der thessalischen Landschaft Hellas. Bald fasst man diese Hellenen selber als die Mannen des Achill auf und wählte darum ihren Namen für die Gesamtheit dieser Stämme, die ihrer Einheit sich bewusst geworden waren. Im hesiodischen Epos erscheint Hellen bereits als Ahnherr der Stammesgruppen, und in der Lyrik des siebenten Jahrhunderts ist der Name der Hellenen schon der Name der Nation; um 648 begegnen bei Archilochus die Panhellenes, die Gesamthellenen. Von kleinen Anfängen ausgehend war das Fest zu Olympia zu einem Feste der Nation geworden: die Festordner hiessen schon vor 580 Hellanodiken.

Aus der Kolonisation ist die Nation erwachsen und eine Wirkung des in den Kolonien erblühten Epos ist die Übertragung des Hellenennamens von dem kleinen thessalischen Stamme auf die Gesamtheit aller Stämme. Weitere Kolonisation trägt dieses Volkstum nach Sizilien und Unteritalien, Südfrankreich und Spanien, nach Südrussland und nach dem Plateau von Barka. Überall fühlt sich dieses Volkstum als hellenisch im Gegensatze zu den Barbaren. In einer unvergleichlichen Litteratur und Kunst empfängt es neue Impulse der Einheit. Aber diese Einheit ist eine Einheit der Kultur geblieben; zur Einheit des nationalen Staates hat sie nicht geführt. Einen solchen zu begründen ist auch dem gewaltigen Aufschwung aller Kräfte in und nach den Perserkriegen nicht gelungen; es stehen immer mehrere Bünde nebeneinander. Eine staatliche Einigung ist überhaupt nur für einen kurzen Moment erreicht worden, und sie ging von einem Stamme aus, dessen Hellenentum bestritten wurde, sie war makedonisch.

Die Makedonier, zwischen den hellenischen Thessalern und den unhellenischen Thrakern wohnend, waren wohl anfangs einer der vielen Stämme, aus denen die hellenische Nation erwuchs. Aber an der gemeinsamen Entwickelung haben sie nicht teilgenommen und mehr ein Sonderleben für sich geführt. Zwar wollten die makedonischen Fürsten Hellenen sein und für Hellenen gelten und erreichten auch diese Anerkennung, die aber den makedonischen Stamm als solchen den Hellenen doch nicht näher brachte. Aber in die griechische Politik treten die Makedonier mit König Philipp. Der korinthische Bund, den er begründet, war ein hellenischer Gesamtstaat wenigstens des Mutter-

landes, nur dass das Hellenentum des führenden Stammes strittig war, und dass die Makedonen selber anfingen sich mehr zu dünken als die Griechen. Als Hegemon dieses hellenischen Bundes hat Alexander d. Gr. den Krieg gegen die Perser unternommen, aber die Grösse seiner Erfolge machte die Einheit des Reichs auf die Dauer unmöglich; ein griechischer Nationalstaat wäre es ohnehin nicht gewesen. Wohl aber herrschte hellenisches Volkstum jetzt über Vorderasien und Ägypten, und wenn auch die Einheit des Staates ausblieb, so unterwarf es diese Länder doch der hellenischen Kultur. Aus der Vermählung hellenischen und orientalischen Geistes ist der Hellenismus hervorgegangen, eine Bildung, selbst wieder des Höchsten fähig. Denn dieses Höchste ist weder griechisch noch orientalisch, es ist beides, in seiner Gestaltung ist es hellenistisch, es ist die grösste That der Weltgeschichte, es ist die Begründung des Christentums.

Ganz andere Wege als in Griechenland hat die Bildung der Nation in Italien eingeschlagen. Hier ist der Staat der Ausgangspunkt und die staatliche Einigung älter als die Nation. Diese Einigung wird durch die Gewalt der Waffen erzwungen, aber bald erkennen die Glieder des Bundes den grossen Vorteil, den ihnen diese Einigung bietet. So gehen verwandte Stämme und fremde Völker auch in dem Volkstum des herrschenden Staates völlig auf; in dem lateinischen Volkstum des römischen Staates die Völker und Stämme von den Alpen bis zur Strasse von Messina.

Die Einwanderung der grossen Massen in die Apenninhalbinsel ist zu Lande, also von Norden her erfolgt; wer am weitesten nach Süden gezogen ist oder geschoben wurde, war früher als die im Norden Gebliebenen hier angekommen. Diese frühen Ankömmlinge sind die indogermanischen Italiker gewesen, sie, die wir immer im Sinne haben, wenn wir schlechthin von Italikern reden; am nächsten verwandt nicht, wie man früher annahm, mit den Griechen, sondern, wie die Sprachforschung gelehrt hat, mit den Galliern, den Kelten. Diese Italiker sind wieder in verschiedene Stämme mit verschiedenen Dialekten gegliedert, die aber weiter von einander differieren als die griechischen Dialekte: Lateinisch, Oskisch, Umbrisch sind eigentlich verschiedene Sprachen. Unter diesen Stämmen gehören Latiner und Falisker eng zusammen, die Latiner links vom Tiber in der römischen Kampagna und auf den Albanerbergen, die Falisker auf dem rechten nördlichen

Tiberufer. Latinern und Faliskern gegenüber stehen die Umbrer und Osker zusammen und mit ihnen die Sabeller; die Umbrer am adriatischen Meere, um Rimini; die Osker, in erster Linie durch die Samniten repräsentiert, den Süden der Halbinsel erfüllend; und zwischen beiden, von der adriatischen Küste zum Binnenlande, die sabellischen Stämme. In uralter Zeit hatten diese Italiker aber auch die Poebene besiedelt, in der sie sich nicht auf die Dauer hielten. Hier kamen die Etrusker über sie, aus Graubünden, die schliesslich bis zum Tiber drangen. Von der italischen Bevölkerung rechts vom Tiber hielten in der etruskischen Überschwemmung nur die Falisker, von Falerii, dem heutigen Cività Castellana, ihr Volkstum. So reichten die Etrusker denn, mit den Rhätern der Alpen eines Stammes, von der Tibermündung bis nach Graubünden. Aber wenig vor 400 v. Chr. schob in diese etruskische Masse sich ein Keil, von Norden kommend, südliche und nördliche Etrusker auf die Dauer von einander scheidend und die Sonderentwickelung der Etrusker Toskanas von den Rhätern Graubündens anbahnend. Dieser Keil waren die Gallier, die Kelten; sie kamen nicht von Westen her, aus Frankreich, sondern, wie man jetzt erkannt hat, eben von Norden, aus dem heutigen Süddeutschland. Diese Gallier haben dem Poland seinen Namen und zunächst seinen Charakter gegeben; es ist das Gallien diesseits der Alpen. Aber den Westen des Polandes und Riviera bewohnte ein ganz fremdartiges Volk, die Ligurer, deren Spuren sich bis an den atlantischen Ozean verfolgen lassen, und deren Wohnsitze sich in grauer Vorzeit auch über die Apenninhalbinsel erstreckt haben mögen. Sie werden hier noch vor den Italikern gesessen haben, und an der Riviera und dem oberen Po hielten sich nur ihre Reste. An der Mündung des Po, in Venetien aber griffen die Indogermanen der Balkanhalbinsel nach Italien hinüber; die Veneter sind illyrischen Stammes, albanesisch. Und waren hierher die Illyrier zu Lande gekommen, so sind sie im Süden über die Strasse von Otranto nach Italien gezogen: die Messapier, im heutigen Apulien zwischen Tarent und Brindisi wohnend, waren ebenfalls illyrisch.

Also eine bunte Völkerkarte. Als Urbevölkerung die Ligurer, gänzlich unbekannten Volkstums; und immer noch ebenso unbekannt, aber sicher nicht italisch, die Etrusker. Dann Indogermanen dreier Gruppen: die eigentlichen Italiker, Latiner, Umbrer, Sabeller, Osker; sodann die Kelten der Poebene, und

die illyrischen Veneter und Messapier. Endlich kam die griechische Kolonisation von Süditalien hinzu, oskisches und messapisches Gebiet besetzend, Kumae, Neapel, Paestum, Regium, Kroton, Sybaris und Tarent.

Im Laufe der Jahrhunderte sind aber alle diese Stämme im latinischen Volkstum aufgegangen. Der bedeutendste Strom Italiens, der Tiber, als Wasserstrasse im Altertum viel mehr besagend als heutzutage, kam den Latinern wohl zu statten; indessen den Ausschlag gab doch der Charakter, gab die Art der Bauern der Kampagna, die sich schliesslich die Welt unterwarfen.

Aber nicht von der Begründung römischer Weltherrschaft will ich hier reden. Hier will ich fragen: wie kam es, dass sie alle, diese Stämme, schliesslich ihr eigenes Volkstum aufgaben zu gunsten der Art eines einzigen Stammes? Wie ward aus diesen Stämmen und Völkern, verwandten und fremden, eine einzige Nation?

Das brachte nicht der latinische Stamm zuwege, sondern eine einzige Gemeinde aus der Reihe latinischer Städte, durch Mut und Kraft, die zäheste Beharrlichkeit und eine mit Klugheit gepaarte Selbstsucht. Zunächst hat die römische Gemeinde eine Sonderstellung gegenüber den anderen latinischen Orten gewonnen: Rom gehört nicht zum latinischen Bunde, sondern ist mit diesem Bunde verbunden. Und dies Bündnis gestaltet sich zu einer Führung Roms; nach anderthalb Jahrhunderten hat die römische Republik den Widerstand der Stammesgenossen gegen die Herrschaft Roms gebrochen; im Jahre 338 vor Chr., eben damals als die Griechen bei Chaeronea dem Makedonier Philipp unterlagen, wird der latinische Bund aufgelöst, und die Römer herrschen über die Latiner durch Sonderbündnis mit den einzelnen latinischen Städten. Kaum aber sind die Römer Herren von Latium geworden, so schreiten sie sofort zu weiteren Kämpfen. In den zwei Menschenaltern, die jetzt folgen, haben sie Samniter und Griechen, Sabeller, Umbrer und Etrusker ihrer Herrschaft unterworfen; als der erste Krieg mit Karthago losbrach, war der italische Bund vollendet. Der Bund zeigt eine Karte von grösster Mannigfaltigkeit, nicht sehr viel anders als die unseres alten Reiches. Römischer Acker, durch Eroberung gewonnen, in unzusammenhängenden Stücken über die Halbinsel zerstreut. Sodann die latinischen Gemeinden und die Staaten der Bundesgenossen, autonom und mit voller Hohheit in der inneren

Verwaltung, beschränkt in der Souveränität nur was die auswärtige Politik und das Heerwesen anlangt: Heer und Politik hängt nur von Rom ab. An der Spitze dieses italischen Bundes hat Rom Karthago überwunden und die Welt erobert.

Über ganz Italien zerstreut sind römische Bürgerkolonien und Kolonien latinischen Rechtes; diese Kolonien sind nicht, was wir unter Kolonien verstehen, es sind Festungen. Die in diesen Festungen angesiedelten Römer und Latiner sind Pioniere latinischen Volkstums, diese Festungen sind Krystallisationspunkte der Latinisierung. Aber ob es wirklich zu allgemeiner Latinisierung kommen sollte, hing doch im wesentlichen an den Stämmen und Völkern des Bundes selber.

Widerwillig und gezwungen haben fast alle Glieder des Bundes ihren Eintritt in den Bund vollzogen; aber es dauerte nicht lange und sie wurden fest im Bunde. Als kurz vor dem Ausbruch der punischen Kriege der Bund abgeschlossen dastand, war er sofort im damaligen Europa die grösste Staatseinheit. Innerhalb dieses Staatenbundes herrschte Landfriede; wenn die griechischen Staaten sich fortwährend untereinander im Kriege schwächten, war das in Italien ausgeschlossen. Und die Ausdehnung des commercium, des privatrechtlichen Schutzes, fördert Handel und Wandel, Verkehr und Wohlstand. Als Glieder des Bundes stehen Staaten und Völker sich wirtschaftlich besser als bei den früheren Nachbarfehden und in der früheren Isolierung.

Und hinzukommt die Waffenbrüderschaft und die Gemeinschaft des Siegesbewusstseins. Urkundlich besitzen wir ein Verzeichnis der waffenfähigen Mannschaft Italiens aus dem Jahre 225 v. Chr. und kennen die Aushebungsbezirke des italischen Bundes. Als man sich damals, im Jahr 225, gegen die Gallier rüstete, war man von dem erhebenden und einenden Gefühle gemeinsam errungenen Sieges längst berührt; den ersten Krieg gegen die Karthager hat schon der italische Bund ausgefochten. Auf innere Zwietracht, auf den Zerfall des Bundes hatte Hannibal gerechnet, als er in Italien einfiel. Aber ein halbes Jahrhundert hatte bereits ein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit gefestigt, dass den grossen Feldherrn und Staatsmann die Rechnung trog.

In den Kriegen gegen die Karthager hatten die Römer die ersten Provinzen, Unterthanenländer, gewonnen. Sie unterwerfen

sich Schritt für Schritt die Länder an den Küsten des Mittelmeeres. Das römische Reich hat sich gebildet und der Verkehr wird zum Weltverkehr; Ausfuhr und Einfuhr Italiens gewinnt ungeahnte Dimensionen. Freilich drückt die Einfuhr grosser Massen überseeischen Getreides stark auf die Getreidepreise und hat mittelbar den Niedergang des freien bäuerlichen Kleinbetriebes in Italien herbeigeführt. Der kapitalistische Grossbetrieb indessen mit seiner billigen Sklavenarbeit litt nicht darunter; es ist in jeder Hinsicht eine Zeit des Aufschwunges der kapitalistischen Wirtschaft. In grossen Massen führt der Verkehr auch die Italiker in die Provinzen; die italische Vesper des Mithradates konnte in Kleinasien Tausende von Italikern treffen.

Freilich nehmen die Italiker an der Nutzung der Provinzen noch nicht in dem Masse teil, wie sie wohl wünschten. Im Gegensatze zu den Anschauungen des modernen Staates von seinen Pflichten ist die antike Herrschaft immer zugleich materielle Ausbeutung gewesen. Die Herrschaft über die Provinzen bereichert den antiken Herrscher. Wer aber beherrschte die Provinzen? Erobert waren sie samt und sonders nicht bloss von den Römern, sondern von dem italischen Bunde. Man sollte meinen, sie wären nun auch Provinzen des Bundes geworden; aber sie wurden Provinzen der Römer. Die Bundesgenossen hatten keinen Teil an ihrer Beherrschung und Verwaltung und an dem Gewinne, den das doch thatsächlich brachte. Um auch daran teilzunehmen, streben die Italiker jetzt nach dem römischen Bürgerrechte. In Frage steht die volle finanzielle Exploitierung der Weltherrschaft, an deren Begründung die Italiker so erfolgreich teilgenommen. Das Verlangen nach dem römischen Bürgerrechte ist zum guten Teil durch solche wirtschaftlichen Wünsche motiviert.

Das die Römer diesen Forderungen hätten entgegenkommen sollen, lehrt die einfache Erwägung, dass sie es doch schliesslich mussten. Im Bundesgenossenkriege haben sie 90 und 89 vor Chr. alle Zugeständnisse gemacht, die, wenige Jahre vorher gegeben, dem italischen Kriege vorgebeugt hätten. Nunmehr erstreckt römisches Bürgerrecht sich vom Faro von Messina bis zum Po und latinisches Recht bis zu den Alpen, die vierzig Jahre später, unter Caesar, auch das Bürgerrecht selbst erreichte.

Der Bundesgenossenkrieg war die letzte Regung des Sondergefühls der italischen Stämme: in dem Bunde der Italiker gegen Rom war die oskische Sprache offiziell neben die latinische ge-

treten. Aber mit der Aufnahme in den Verband des herrschenden Volkes und der Bildung des italischen Einheitstaates schwinden alle Gegensätze: ein jeder ist Römer und will es sein, und die Römer sind Lateiner. Die lateinische Sprache wird in Italien jetzt allgemein die offizielle, was sie bisher nicht so gewesen; auch im Verkehr schwinden die Dialekte und fremden Sprachen. Die Dialektinschriften werden selten, um schliesslich völlig zu versiegen. Etwas länger hielt sich das Etruskische, das Litteratursprache geworden war; besitzen wir doch noch ein etruskisches Buch im Originale, vor kurzem wieder aufgefunden in den Mumienbinden von Agram.

Das Kaisertum des Augustus bildet den Abschluss für das Universalreich der Mittelmeerländer; es fand Italien bereits vor, zur lateinischen Nation geeinigt. Die Romanisierung der Provinzen hat die Republik begonnen und das Kaisertum vollendet; vor allem Spanien und Gallien wurden romanisch, und in Italien hielt sich die Sprache gegenüber Goten und Langobarden. Nicht romanisiert wurde der Osten; hier war die griechische Kultur zu stark. Die Kultur war das Zeichen der griechischen Einheit in den Tagen der griechischen Freiheit; sie überwand jetzt den römischen Sieger und gab dem hellenischen Volkstum seinen Rückhalt.

So leitet das römische Kaisertum uns über in das Mittelalter, zum Griechentum des Byzantinerreiches und in die Welt des Abendlandes, die durch den Gegensatz romanischer und germanischer Völker bestimmt wird. Und aller Orten bewährt sich die Einsicht, dass die Nationen werden, nicht einfach ruhen auf Einheit der Abstammung und des Blutes, sondern Stämme und Völker einen und binden zur Einheit der Sprache und Kultur und womöglich auch des Staates, falls sie nicht schon vom Staate ausgehen. Die Nationen werden in und mit der Geschichte und durch die Geschichte, und das Nationalbewusstsein ruht auf gemeinsam durchlebter Geschichte.

Der Zauber der Homerischen Poesie.

Vortrag,
gehalten am 1. November 1899 in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Prof. Dr. Christian Muff,
Rektor der Königl. Landesschule Pforta.

»Shakespeare ist nicht Shakespeare« — so hiess es plötzlich um die Mitte dieses Jahrhunderts, und so heisst es vielfach noch jetzt. Noch immer hört man sagen, ein Mann von der mangelhaften Bildung, wie sie Shakespeare nachweislich besessen habe, könne unmöglich der Verfasser von Dramen sein, in denen sich eine ebenso eindringende wie umfassende Kenntnis der Geschichte, des Lebens, des Menschenherzens bekunde. Alle die Stücke, die den Namen Shakespeare trügen, habe Sir Francis Bacon, der hochgelehrte und als Begründer der modernen Erfahrungs-Wissenschaft berühmt gewordene Baco von Verulam geschrieben, und Shakespeare habe nichts weiter gethan, als dass er sie bühnengerecht machte.

Gesetzt, diese Vermutung wäre richtig, was sie wahrscheinlich oder sicher nicht ist: was würde sich für uns ändern? Scheinbar alles, und im Grunde nichts.

Einer der gefeiertsten Namen der Litteraturgeschichte würde allen Glanz, allen Ruhm verlieren, und das wäre ja immerhin ein Verlust; aber die Dichtung, die ihm Glanz und Ruhm gegeben hat, die bliebe unversehrt und würde nach wie vor die Völker des Erdkreises, nicht am wenigsten uns Deutsche erquicken, erheben und begeistern; dann aber hätten wir Shakespeare behalten. Denn was wir an Shakespeare haben und geniessen, was wir an ihm lieben und bewundern, ist nicht der Mann aus Stratford, der unter der grossen Elisabeth als Schauspieler gewirkt hat, für uns ist Shakespeare die Sammlung der ausgezeichneten, der einzigartigen Dramen, die bis jetzt seinen Namen getragen haben, und die würden uns bleiben, auch wenn ein anderer Verfasser auf dem Titelblatte genannt würde.

Ähnlich wie bei Shakespeare liegen die Dinge bei Homer. Nicht nur, dass man die beiden grossen Epen, die gewöhnlich unter seinem Namen gehen, die Ilias und die Odyssee, verschie-

denen Verfassern zuschreibt, man bezweifelt, dass es überhaupt einen Homer gegeben habe. Wohl haben sich sieben griechische Städte um die Ehre gestritten, den Dichter geboren zu haben, aber es ist keiner gelungen, die Echtheit ihrer Ansprüche zu beweisen, so dass man begreift, wie jemand das schwierige Rätsel mit der witzigen Bemerkung zu lösen versucht hat, dass eben kein Ort der Erde, sondern der Himmel selber das Vaterland Homers sei. Ebensowenig ist von seinem Geschlecht, seiner Person, seinen Geschicken irgend etwas Näheres überliefert; selbst über die Zeit seines Auftretens ist man noch in Ungewissheit. Was bleibt also von Homer? Nichts, und in gewisser Beziehung doch wieder alles: die Homerische Dichtung.

Mögen also die Philologen fortfahren, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es einen Homer gegeben habe oder nicht; mögen sie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen versuchen, dass die vorliegenden Epen aus einer Anzahl Einzellieder entstanden seien, welche eine von Peisistratos eingesetzte Kommission in die heutige Verfassung gebracht habe; mögen andere an einem festen Grundstock als dem Werke Homers festhalten und nur Überarbeitung durch spätere, minder berufene Hände zulassen — für uns Leser macht das wenig oder gar nichts aus, für uns ist Homer die Dichtung, die in Ilias und Odyssee vorliegt, die vor mehr als 2000 Jahren bereits Homer hiess und die in alle Zukunft so heissen wird.

Die alten Griechen waren ein in jeder Beziehung hochbegabtes, schaffensfreudiges, glückliches Volk. In Krieg und Frieden, in Wort und That, im Leben wie in der Kunst haben sie Hervorragendes geleistet, und in gar vielen Beziehungen sind sie ewig gültige Muster und Lehrer der Menschheit geworden, Um nur von der Poesie zu sprechen, zu welcher Vollendung haben sie es in allen Gattungen dieser Kunst gebracht! Was sind die lyrischen Dichter Pindar und Anakreon, die tragischen Aischylos, Sophokles, Euripides, die komischen Aristophanes und Menander für bewundernswerte, ebenso gedankenreiche wie formgewandte, ebenso fruchtbare wie wirkungsvolle Künstler! Aber so gross auch diese Dichter waren und so sehr auch das feinsinnige Volk der Griechen sie zu schätzen wusste, wertvoller als sie alle war doch in seinen Augen H o m e r. Alle die vielen und herrlichen Dichtungen, die ein gütiger Gott gleichsam wie aus einem Füllhorn des Segens über das Volk ausgeschüttet hatte und denen es so viel Freude

und Erhebung verdankte, sie erschienen ihm nur wie die mannigfach entwickelten Blüten an dem Baume, dessen Wurzel und Stamm die Gesänge Homers waren.

Selbstverständlich ist auch die griechische Litteratur aus kleinen Anfängen hervorgegangen, und es wird mancher Übung, mancher Vorarbeit bedurft haben, um es zu Leistungen von der Grösse der Ilias und der Odyssee zu bringen. Aber diese Versuche, diese kleineren Bethätigungen des erwachenden poetischen Geistes waren schon für die Griechen verloren, wie sie es für uns sind, und so stand und steht an der Spitze ihrer Litteratur nicht ein schwächliches Machwerk, sondern ein Werk von höchster Vollendung, Homer. Diesem Dichter mit Ehrfurcht und heiliger Scheu zu begegnen war daher in Griechenland ein Gebot der Schicklichkeit, eine Pflicht der Pietät, die sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzte. Von den vielen epischen Dichtern, die nach Homer den Homerischen Sagenkreis behandelt haben, den sogenannten kyklischen Dichtern, hat es keiner gewagt, irgend eine schon von Homer behandelte Geschichte noch einmal anzugreifen; sie haben sich mit dem, was vorausgeht und was nachfolgt, befasst, mit ihm, dem einzigen, hat keiner wetteifern wollen. Die grossen Tragiker haben ihre Stoffe zu einem guten Teil dem Homer entlehnt; weiss man doch, dass gerade der grösste, der tiefsinnigste, Aischylos, erklärt hat, seine Dramen seien Brosamen von dem reichen Mahle Homers. Die Bildhauer und Maler entlehnten dem Homer die schönsten Motive; die Geschichtschreiber knüpften an ihn an; die Philosophen setzten sich mit ihm auseinander, und je öfter sie zu Ergebnissen kamen, die der Homerischen Anschauung widersprachen, desto mehr freuten sie sich, wenn es einmal möglich war, für diese oder jene Ansicht den Homer als Gewährsmann anführen zu können. Aus all diesen Gründen heisst Homer bei den Griechen kurzweg der Dichter.

Allein Homer stand nicht nur bei den Klugen und Weisen, bei den Dichtern und Schriftstellern in hohem Ansehen, er war allen Ständen, allen Schichten, allen Altersstufen zugänglich und verständlich, teuer und wert. Zuerst zogen Sänger, die sogenannten Rhapsoden, von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel, um bei festlichen Zusammenkünften Abschnitte aus Homer unter Begleitung eines Saiteninstrumentes zu singen. Seit Solon bildete der geordnete Vortrag der Homerischen Gedichte einen

stehenden Teil der grossen Panathenaiïschen Feier zu Athen. Zuletzt war Homer die Grundlage und der hauptsächlichste Bildungsstoff für den Jugendunterricht in der Schule. Aus Homer lernte man Religion und Sittlichkeit, Sage und Geschichte; an Homer erbaute man das nach Schönheit lechzende Gemüt; aus Homer prägte man lange Stellen dem Gedächtnis ein, ja es war gar nichts Aussergewöhnliches, wenn Jünglinge den ganzen Homer, Ilias und Odyssee, zusammen 26000 Verse, auswendig konnten. Man glaubt es also, wenn Plato sagt, Homer habe ganz Hellas gebildet; man glaubt es, wenn die Alten versichern, von Homer seien alle grossen Geister genährt wie vom Okeanos alle Quellen und Ströme! Demnach ist es nicht richtig, wenn der Kulturhistoriker Riehl sagt, wie der dramatische Künstler Shakespeare, so habe auch der alte Volksdichter Homer zu seiner Zeit bei weitem nicht den Einfluss ausgeübt wie heute. Auch schon bei den Griechen hat Homer ausserordentlich viel gegolten und ausserordentlich heilsam gewirkt, so dass man wohl begreift, wie man ihn die Bibel der Griechen hat nennen können. Aber mit einer anderen Versicherung hat Riehl recht, dass jetzt die studierende Jugend der ganzen Kulturwelt durch Homers Werke herangebildet werde. Homer ist ein nationaler Dichter im besten Sinne des Wortes, aber er hat gleichzeitig für alle Völker und für alle Zeiten geschrieben. Der Wechsel des Geschmacks und die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge hat ihm nichts anzuhaben vermocht. Er ist in alle Kultursprachen übersetzt, tritt in poetischer, in prosaischer Wiedergabe, tritt in unzähligen Werken der Kunst allen Gebildeten der Erde nahe und geniesst namentlich bei uns Deutschen in der bekannten Übersetzung von Joh. H. Voss das Ansehen eines Klassikers. Seit Lessing und Herder das rechte Verständnis Homers eröffnet, seit Goethe und Schiller mit wahrer Begeisterung in die Betrachtung seiner Schönheit sich versenkt haben, seit Voss ihn übersetzt und der grosse Philologe Wolf die Frage nach der Entstehung der Homerischen Gedichte, die sogenannte homerische Frage aufgeworfen hat, die einen gewaltigen Kampf der Geister entfesselte und heute noch ihrer endgültigen Lösung harrt, seit jener Zeit ist Homer teils im Urtext, teils in Übersetzungen, teils in Auszügen und Bearbeitungen der wesentlichste Bestandteil der griechischen Bildung auf den deutschen Schulen und damit im deutschen Volke geworden.

Aber wie ist das möglich? Wie kann ein Dichter Jahrtausende

hindurch und bei den verschiedensten Völkern so angesehen sein und solcher Ehren geniessen? Was ist es, das diesem Homer ewige Jugend verleiht, das ihm die begeisterte Liebe des Knaben, die begeisterte Verehrung des erfahrenen Mannes einträgt? Welche Züge, welche Eigenschaften ziehen uns an und halten uns bei ihm fest? Mit einem Worte: Worin besteht der Zauber der Homerischen Poesie?

Zuerst und vor allem in der glücklichen Wahl des Stoffes. Zwar nach der Lehre der modernen Naturalisten kommt auf den Inhalt eines Kunstwerkes sehr wenig, auf die Form sehr viel oder eigentlich alles an. Ob ein Gegenstand an sich fesselt oder gleichgültig lässt, ob er anzieht oder abstösst, ob er schön oder hässlich ist, danach fragen sie nicht; im Gegenteil, sie haben eine Vorliebe für das Niedere, Widerwärtige und setzen nun alle Kraft daran, durch möglichst naturgetreue Wiedergabe auch für den abstossenden Gegenstand unser Interesse zu gewinnen. Anders Homer. Er ist Realist trotz einem, wie wir später sehen werden, aber des grossen Vorteils, schon durch die Wahl eines anziehenden und unterhaltenden Stoffes Hörer und Leser zu erfreuen, hat er sich wohlweislich nicht begeben. Wohin wir auch bei ihm blicken und welche Geschichte wir auch herausnehmen, immer werden wir auf das lebhafteste angesprochen, immer weiss er eine Saite unseres Gemütes zu treffen und lebhafte Teilnahme wachzurufen. Es ist ein anschauliches Bild des ritterlichen Lebens der Hellenen, das Homer in seinen Gedichten vor uns aufrollt. Die Sitten und Zustände, die Empfindungen und Thaten des jugendlichen Heroenzeitalters erscheinen so vor uns, wie in guter Stunde ein echter Dichter mit hellen Augen sie anschaut.

In dem einen Epos, in der Ilias, ist es der Krieg, der in all seinen Wechselfällen und in der grossen Fülle spannender Ereignisse uns vorgeführt wird. Wohl wird aus der zehnjährigen Belagerung Trojas nur ein kurzer Abschnitt, die Zeit von 51 Tagen des letzten Jahres, behandelt, aber wir erhalten doch eine Vorstellung vom ganzen Kriege, insofern die Hinterhalte und Schlachten, die Fluchtversuche und Heldenthaten, die Worte und die Werke bei aller individuellen Farbung typisch gehalten sind und so den allgemeinen Zustand wiederspiegeln. Gekämpft wird in der Ilias so ziemlich von Anfang bis zu Ende, fast 24 Bücher hindurch. Ob aber wohl ein Kampf dem andern gliche, ob wohl die Schilderung der Schlachten jemals eintönig und langweilig

würde! Man kann das Gedicht immer wieder lesen und hat immer wieder seine Freude an der Grösse des Einsatzes, an dem Aufwand von Mannesmut und Heldenkraft, an dem bunten Wechsel des Verlaufs und den wunderbaren Fügungen des Schicksals. Könige bekämpfen einander mit Worten, Könige bekämpfen einander mit tödlichen Waffen; aber auch Helden von geringerer Abkunft zeigen königlichen Mut, und es ist eine Lust, zu schauen, wie sie Zeugnis ablegen von dem kriegerischen Sinn und dem ritterlichen Geiste der alten Hellenen. Man sieht, der Krieg ist ein hochpoetisches Thema, und die Homerische Darstellung bestätigt die schönen Worte Schillers: »Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, Selber dem Feigen erzeugt er den Mut«.

In der Odyssee ist es die Meerfahrt, die uns anzieht, die Meerfahrt mit ihrem geheimnisvollen Zauber, ihren Reizen und ihren Gefahren. Abenteuer reiht sich an Abenteuer, aber jedes ist anders gestaltet und gewährt uns einen immer neuen Einblick in die Wunder- und Schreckenswelt des Meeres. Bald sehen wir das Meer in seiner Lieblichkeit, bald in seiner Furchtbarkeit, bald in der bezaubernden Ruhe, bald im erschreckenden Aufruhr der Elemente. Homer hat natürlich den Sagenkreis seines Volkes gekannt und für seine Zwecke die beste Auswahl daraus getroffen; er hat aber auch eine Phantasie von unendlicher Stärke und reichster Gestaltungskraft besessen. Nur so erklärt sich die schöne Verbindung von Wahrheit und Dichtung in seinen Gesängen. Was sich thatsächlich ereignet, womit man die Vorgänge ausgeschmückt, was man frei ersonnen und als Schiffergeschichten, um nicht zu sagen Schifferlügen, verbreitet hatte, das alles kommt, ein jedes an seinem Ort, in dem besten Zusammenhang und in der besten Beleuchtung zur Geltung.

Bewundernswert ist ferner Homers Geschick in der Gruppierung. Wenn es wahr ist, dass es einen guten Klang giebt, wenn Hartes sich mit Mildem paaret, dann ist Homer sehr weise verfahren; denn er hat auf Scenen, die Tod und Verderben atmen, und auf Ausbrüche roher Naturkraft die lieblichsten Begebenheiten, Vorgänge von tiefer und zarter Empfindung folgen lassen; ebenso hat er umgekehrt kommenden Heldenthaten idyllische Scenen vorausgeschickt, um durch den Gegensatz eine tiefere Wirkung zu erzielen. Ehe der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris anhebt, erscheint Helena, das Weib mit der berückenden Schönheit, auf dem Turm am Skaiischen Thore,

wo die troischen Greise sitzen, reisst diese durch ihre Schönheit zur Bewunderung fort und giebt dem Priamos Auskunft über die Helden der Achaier, die von der Mauer aus gesehen werden. — Im 6. Buche wird erzählt, wie Hektor das blutgetränkte Schlachtfeld verlässt, um seine Mutter Hekabe zu einem Bittgang zur Pallas Athene zu veranlassen, wie er dann mit seinem geliebten Weibe Andromache und dem kleinen Astyanax zusammentrifft und wie er von diesen beiden einen rührenden, tief ergreifenden Abschied nimmt. — Um dieselbe Stunde treffen draussen auf dem Blachfelde zwei ebenbürtige Gegner zusammen, Glaukos und Diomedes, aber sie haben sich nicht sobald als Gastfreunde von den Vätern her erkannt, als sie vom Kampfe abstehen und sich noch überdies beschenken. Sie tauschen Waffen aus. Es waren aber die, die der Lykier Glaukos gab, von Gold und hundert Rinder wert, während die des Griechen Diomedes, die er dafür erhielt, von Erz und nur neun Rinder wert waren; so sehr, bemerkt der naive Dichter, hatte ihm der Kronide Zeus den Verstand genommen. — Während nach Beendigung der dritten grossen Schlacht und nach dem Tode des Patroklos beide Heere von den übermenschlichen Anstrengungen sich ausruhen und neue Kraft sammeln, weil sie wissen, dass die Entscheidung bevorsteht, führt uns der Dichter auf den Olymp, in die Werkstatt des Hephaistos, der eben dabei ist, für den Achilleus neue Waffen zu schmieden, und lässt uns dort sehen, wie der kunstfertige Gott auf dem Schilde neben Kampfesscenen, die in einem kriegerischen Zeitalter und vollends auf einem Schilde nicht fehlen durften, Bilder des Friedens von gewinnender Anmut bildet. Wir sind mit fröhlichen Schnittern fröhlich bei der Ernte, wir mischen uns in die Scharen der Jünglinge und Jungfrauen, welche die köstliche Frucht des Weinstocks in Bütten zur Kelter tragen und dann in Jugendlust und Festesfreude den Reigen schlingen; wir stehen mit den Leuten der Stadt vor ihren Hausthüren und blicken dem Hochzeitszuge nach, in dem die Braut heimgeführt wird; wir sehen eine Schafherde still und friedlich im Thale weiden. Und als dann doch wieder ein Kampf ausgebrochen ist, der alle früheren an Furchtbarkeit übertrifft; als Achilleus, vom Dämon der Rache getrieben, die Scharen der Troer in wilder Flucht vor sich her treibt, den edlen Hektor, den Götter und Menschen verlassen, weil das noch über den Göttern thronende Verhängnis seinen Untergang beschlossen hat, dreimal um die Feste im Kreise

herum jagt, dann zu Tode trifft und im Staube nach seinem Zelte schleift; als er dabei in seiner Kampfbegier soweit geht, mit dem Flussgott Skamandros selbst zu kämpfen, und als auch die Olympier, die sich bisher nur ab und zu und einzeln unter die Kämpfenden gemischt haben, herabsteigen, wider einander zu streiten, wobei es zu bösen Auftritten kommt: da, wo von all dem Toben und Lärmen, dem Waffenklirren und Männermorden auch der Beherzteste seine Seele bis in die Tiefe erzittern fühlt, da erscheinen Bilder des Friedens und der Versöhnung vor unseren Augen, und an Stelle des entsetzlichen Krieges tritt die edelste Menschlichkeit. Priamos macht sich auf, seines lieben Sohnes Leichnam von Achilleus sich auszubitten; von einem gütigen Gotte, dem Hermes, geleitet, der als junger Myrmidone erscheint, dringt er unangefochten bis in das Zelt des Aiakiden vor; er umklammert seine Kniee, er bittet, er beschwört ihn bei seinem Vater, dem greisen Peleus, er erweicht das Herz des edlen Jünglings und eilt mit dem teuren Leichnam nach Hause, ihn zu bestatten. So schreitet die Ilias, das echte Kriegsepos, mit eisernem Schritt einher, aber das rein Menschliche blickt doch überall durch, und mit kriegerischen Scenen wechseln friedliche Bilder.

Ich verzichte darauf, zu zeigen, wie eine gleich wirkungsvolle Verbindung von harter Arbeit und süssem Genuss, von seelischer Grossheit und idyllischem Liebreiz, von völkerbewegenden Thaten und behaglichem Einzeldasein auch in der Odyssee überall stattfindet. Ich setze bei meinen freundlichen Lesern die Kenntnis der Odyssee wie die der Ilias voraus. Nur auf ein paar Episoden darf ich kurz hinweisen.

Zuerst auf die herrlichen Nausikaascenen. Odysseus ist eben mit Mühe aus dem Rachen des Todes errettet; mit Hilfe des Schleiers, den ihm die Meeresgöttin Leukothea gegeben hatte, war er nach unsäglichen Mühen an das Land geschwommen und hatte sich, entkräftet wie er war, in einem Busch zum Schlafe niedergelegt: er schien rettungslos verloren. Da tritt ihm Nausikaa, die Tochter des Phaiakenkönigs, die mit ihren Mägden am Strande des Meeres Wäsche gehalten und dann Ball gespielt hatte, wie der Himmlischen eine entgegen; sie führt ihn in den Palast ihres Vaters und verhilft ihm auf der verzauberten Insel und in der Märchenwelt ihres glücklichen Volkes zu jenen schönen Tagen, die dem Leser noch jetzt eine ähnliche Erholung bieten,

wie sie damals dem wege- und meermüden Odysseus geboten haben.

Ganz ergreifend ist ferner die Scene, als Demodokos im Palast des Phaiakenkönigs von dem hölzernen Ross, der Einnahme Trojas und den Heldenthaten des Odysseus singt, dieser dabeisitzt, Thränen vergiesst und dann auf die Frage des besorgten Königs, warum er denn trauere, das grosse Wort spricht: »Ich bin Odysseus, des Laertes Sohn!« — Wer dächte endlich nicht an das friedliche und vertrauliche Zusammensein des heimkehrenden Königs Odysseus mit seinem treuen Sauhirten Eumaios unmittelbar vor dem furchtbaren Racheakte im Königshause?

Andere Homerische Geschichten wieder haben ihre Stärke in der Gewalt, mit der sie uns anregen und spannen. Wen bangte nicht in tiefster Seele, wenn der eben geblendete Riese Polyphemos, am Ausgang seiner Höhle sitzend, den starken Widder betastet, an dessen Bauch Odysseus sich festgeklammert hält, um der Gefahr des Todes zu entgehen? Wer schaute nicht mit verhaltenem Atem zu, wenn Achilleus mit dem mächtigen Flussgott Skamandros ringt, oder wenn Hektor, von Achilleus verfolgt, dreimal um die Mauern Trojas herumflieht, während die Seinen von der Mauer herab die entsetzliche Gefahr mit ansehen, ohne helfen zu können? Wem entsänke der Mut nicht, wenn die Fahrt zwischen Skylla und Charybdis hindurchgeht, wo auf der einen Seite das Ungeheuer sitzt, das mit seinen Krallen die Gefährten aus dem Schiff heraushebt, und auf der andern die Strudel in die Tiefe reissen?

Das ist etwas von dem Reichtum an packenden Vorgängen, an solchen, die durch Grossartigkeit und tragischen Charakter, wie an solchen, die durch Liebreiz und komischen Anstrich sich auszeichnen. Dass man aber nicht glaube, es seien diese Geschichten wie schöne Blumen oder wie köstliche Perlen regellos umhergeworfen. Die Perlen sind zum kunstvollen Geschmeide gefasst, die Blumen zum schönen Kranze gewunden; oder ohne Vergleich: Ilias und Odyssee sind planvoll angelegte und entwickelte Kunstwerke.

Bei der Odyssee leuchtet das ohne weiteres ein und wird kaum noch im Ernst bestritten. Ich gebe den Grundriss. In einer Götterversammlung wird beschlossen, dass Odysseus, der auf Ogygia bei der Nymphe Kalypso weilt, heimkehren soll. Während Hermes sich aufmacht, diesen Auftrag zu überbringen,

begiebt sich die Göttin Athene nach Ithaka, den jungen Telemachos aufzufordern, Erkundigungen nach seinem Vater einzuziehen. So thun wir einen Blick in das Treiben der wüsten Gesellen, die um Penelope freien, und sehnen uns mit Weib und Kind nach der Rückkehr des Hausherrn. Den Nachstellungen der Freier zum Trotz, die ihm nach dem Leben trachten, gelangt Telemachos glücklich nach Pylos und Sparta und fragt nach seinem Vater. Hier verlässt ihn der Dichter fürs erste, um uns wieder zum Odysseus zu geleiten. Dieser zimmert sich ein Floss und stösst ab, erleidet, weil ihm Poseidon wegen der Blendung seines Sohnes Polyphemos zürnt, Schiffbruch, wird an die Insel der Phaiaken verschlagen, erzählt hier die Abenteuer, die er während der zehn Jahre seiner Irrfahrten bei den Kikonen und Lotophagen, bei Polyphemos und Aiolos, bei den Laistrygonen, der Zauberin Kirke und im Hades, bei den Seirenen, bei der Skylla und Charybdis bestanden hat, wird dann von jungen Phaiaken nach Ithaka gefahren und schlafend dort ausgesetzt, sucht den treuen Sauhirten Eumaios auf, sieht sich in der Verkleidung eines Bettlers das Treiben der Freier sowie der abtrünnigen Diener und Dienerinnen mit an, offenbart sich seiner treubewährten Amme und nimmt dann an allen, die sich vergangen, sein Weib belästigt, sein Hab und Gut verprasst haben, fürchterliche Rache. — Das ist ein Plan, von dem man sagen muss, dass er kunstvoll ausgedacht und kunstvoll durchgeführt ist. Zwei Hauptteile springen gleich in die Augen, die Abenteuer und die Rache, aber beide sind eng verschmolzen. Der Dichter hebt nicht von vorn an, von der Zerstörung Trojas und der Abfahrt des Helden, um uns nun die Begebenheiten der zehn Jahre in logischer wie historischer Aufeinanderfolge zu erzählen; das wäre langweilig; sondern er versetzt uns mitten hinein in die Sache, mitten hinein in eine gespannte Lage und entwirrt von da aus, bald weiterführend, bald einhaltend, bald in dramatisch bewegter Rede, bald im schlichten Erzählerton einen wunderbaren Knäuel kunstvoll verschlungener Abenteuer. Ein einzelner ist hier Träger der Handlung, aber sein Geschick ist mit den Vorgängen der Zeit eng verflochten, und es erweitert sich sein Lebensbild zu einem umfassenden Weltbilde. Zu dem Ende bedarf der Epiker der Epeisodien, der Beiwerke, um den Gesichtskreis zu erweitern, das gemütliche Interesse noch mehr wachzurufen und den Hauptbelden durch Thaten und Worte untergeordneter Menschen zu heben.

Etwas Ähnliches gilt von der Ilias. Es ist zwar richtig, dass sich in diesem Epos mancherlei Unebenheiten, Ungereimtheiten, Lücken und Widersprüche finden; dass in einem späteren Buche ein Held noch lebt, der in einem früheren bereits gestorben war; dass Motive fallen gelassen werden, die vorher für wichtig galten; dass Boten völlig vergessen, weshalb sie ausgesandt sind; dass etliche Vorgänge zweimal und in verschiedener Weise erzählt werden; dass andere weder räumlich noch zeitlich untergebracht werden können: das alles ist richtig, und man kann deshalb ruhig zugeben, dass es niemand zu verdenken ist, wenn er an mehrere Verfasser oder an die Überarbeitung eines ursprünglich vorhandenen Epos von beschränktem Umfange denkt; aber der Aufbau des Ganzen ist doch auch kunstvoll, wohldurchdacht nnd regelrecht gefügt. Ich versuche, die Entwickelung mit wenigen Strichen zu zeichnen.

Achilleus zieht sich mit seinen Leuten, den tapferen Myrmidonen, vom Heere der Griechen zurück, weil er vom Agamemnon schwer beleidigt ist, und bittet seine Mutter, die Meeresgöttin Thetis, beim Zeus dahin zu wirken, dass er den Agamemnon und die Griechen unterliegen lasse und ihn, den Achilleus, auf diese Weise räche. Auch hier sind wir in medias res, mitten in die Sache hineinversetzt; auch hier spielen sich gleich zu Anfang wichtige, folgenschwere Ereignisse ab, und unsere Teilnahme ist lebhaft erregt. Nur dass hier die Handlung nicht so verschlungen ist wie in der Odyssee, sondern mehr geradlinig verläuft. — Thetis begiebt sich zum Zeus und bringt ihre Bitte vor, und Zeus verspricht, wenn auch erst nach langem Sträuben, sie zu erfüllen. Die Griechen bleiben zunächst zwar noch im Vorteil, geraten aber bald in solche Bedrängnis, dass Agamemnon sich zu dem schweren Schritte verstehen muss, Gesandte zum Peliden zu schicken mit der Bitte, er möge dem Groll entsagen, Geschenke annehmen und wieder zum Heere kommen. Aber noch ist der Rachedurst des leidenschaftlichen Jünglings nicht gestillt. Erst müssen die Achaier völlig geschlagen sein, erst müssen sie ihn fussfällig um Gnade bitten, ehe er sich mit ihnen aussöhnen will. Es kommt zu einer neuen furchtbaren Schlacht. Der Lärm und das Getöse dringen bis zum Zelte, bis zum Ohre des Achilleus; voller Verlangen, Näheres über den Stand der Dinge zu erfahren, schickt er seinen Freund Patroklos aus, zu sehen, was vorgeht. Dieser trifft auf verwundete Helden, die er in ihre

Zelte führt und pflegt; erst als der Lärm immer grösser, die Gefahr immer dringender wird, eilt er zum Strande des Meeres, wo der Gewaltige in Einsamkeit weilt, zurück und beschwört ihn mit Thränen in den Augen, den Griechen, die dem Untergange nahe seien, zu helfen. Aber Achilleus bleibt unerbittlich. Noch sind ja die Griechen nicht gekommen, seine Kniee zu umfassen. Nur so weit lässt er sich erbitten, dass er seinem Freunde erlaubt, in seiner, des Achilleus strahlenden Waffenrüstung, an der Spitze seiner Scharen, der Myrmidonen, aufzubrechen und die Troer zurückzuwerfen. Nur die Feste selber soll er nicht zu nehmen versuchen; diesen höchsten Kampfpreis behält Achilleus sich selber vor. Dann opfert er für seinen Freund zu den Göttern, ordnet die Heerhaufen und entlässt ihn. Patroklos kämpft seines grossen Freundes würdig und würdig der Waffen, die er trägt. Er jagt die Feinde bis zu den Mauern der Stadt zurück und versucht, der Warnung des Freundes vergessend, diese selber zu nehmen. Dreimal stürmt er an, aber dreimal wirft ihn der Gott Apollon zurück, und als er das vierte Mal vordringt, betäubt ihn der Gott durch einen Schlag, und Euphorbos und Hektor töten ihn. Jetzt entbrennt der Kampf um seinen Leichnam. Es ist ein schauerlich-schönes Völkerringen, das nun anhebt. Bald streiten die Kämpfer im Dunkel der Nacht, bald im Lichte der Sonne, immer aber wie die Löwen. Die Waffen des Patroklos gehen verloren, aber der Leichnam wird gerettet. Mittlerweile hat der junge Antilochos dem Achilleus die Nachricht vom Falle seines Freundes Patroklos gebracht. Achilleus ist fast zu Tode getroffen. Er bricht zusammen, er jammert und klagt, er zerreisst seine Kleider und bestreut sein Haupt mit Asche, aber dann rafft er sich auf, den Gefallenen zu rächen. Seine göttliche Mutter lässt ihm vom Hephaistos herrliche neue Waffen schmieden; mit Agamemnon und dem ganzen Heere söhnt er sich aus; dann rast er in wilder Kampfgier los, rast gegen Götter und Menschen, rast, bis er seinen Gegner Hektor vor den Augen der wehklagenden Eltern, welche jammern und weinen und vor Schmerz sich die Haare ausraufen, gejagt, gestellt, zu Tode getroffen und im Staube dahin geschleift hat. Dann rüstet er dem geliebten Freunde Patroklos eine herrliche Leichenfeier aus. Den Leichnam des Hektor giebt er hierauf doch dem unglücklichen Vater auf seine Bitten zurück, und er selber wartet nun des Geschickes, das ihm die Mutter geweissagt hatte, nämlich nach

kurzem, aber ruhmvollem Leben zu sterben; Troja aber geht, weil es seines Hortes beraubt ist, mit eiligen Schritten dem unaufhaltsamen Verderben entgegen.

Auch hier sind deutlich zwei Hauptteile zu unterscheiden, die Niederlage der Achaier, die neben dem Groll des Achilleus einherläuft, wie sie durch ihn bedingt ist, und die Verherrlichung des Achilleus, mit der der Sieg der Achaier Hand in Hand geht. Achilleus ist der Mittelpunkt, wenn auch nicht der ausschliessliche Träger der Handlung; den stimmungsvollen Prolog zu dem Völkerringen giebt der Streit der Könige ab, den beruhigenden Epilog die Leichenfeier für Patroklos und die Rückgabe Hektors. Das ist unstreitig ein einheitlicher Aufbau mit regelmässiger, streng verlaufender Entwickelung, das ist eine planmässige, mit Bewusstsein ausgeführte Schöpfung.

Indessen für die Sicherheit in Führung der Handlung und ihren planmässigen Fortschritt haben vielleicht nicht alle Leser ein volles Verständnis, wie denn nicht geleugnet werden soll, dass die Wirkung der Einzellieder und der Einzelvorgänge die des Ganzen bei weitem übertrifft; was aber einen jeden fesselt und eines jeden Sinn gefangen nimmt, das ist die vollendete Zeichnung der Charaktere.

Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Meister des Worts und Meister der That, Könige und Bettler, Aristokraten und Demokraten, Idealisten und Materialisten, sie alle treten als geschlossene Charaktere, als Wesen von Fleisch und Blut vor uns auf und lassen uns Freude darüber empfinden, dass wir sie kennen lernen. Welche Fülle von Personen ausserhalb und innerhalb der Mauern, und doch, gleicht eine der andern, ist nicht jede ein Individuum? Der Dichter zeichnet sie mit Worten, ja wohl; vor allem aber zeichnet er sie mit ihren Thaten. Die Homerischen Menschen sind also keine Schattengebilde, keine saft- und kraftlosen Schemen, sondern Menschen von Mark und Bein, an die wir glauben müssen, weil wir sie sehen, hören und greifen. Ich weise wieder auf einige besonders hin.

In erster Reihe ist Achilleus zu nennen, der echte Vertreter der hochstrebenden griechischen Jugend; der Held, der jung und schön und dabei ein Feuergeist ist, dem der Ruhm über alles, auch über das Leben geht, der gross ist im Lieben, aber auch gross im Hassen, der auch im Lager die Laute schlägt, Heldenlieder singt und dem Dienste der Musen so gut wie dem

Dienste des Kriegsgottes huldigt, und der mit übermenschlicher Stärke einen solchen Löwenmut verbindet, dass ein ganzes Heer erschrickt, wenn es nur seine Stimme hört, und dass selbst Hektor vor ihm die Flucht ergreift; eine Lichtgestalt, über die doch ein Schatten geworfen ist, eine entzückende Blume, die aber den Keim des Todes in sich trägt.

Ihm gegenüber im Troerheere welcher Gegensatz! Hektor, an Tapferkeit nur dem Achilleus weichend, sonst niemand, der auch auf Ehre und guten Namen hält, aber doch für noch höhere sittliche Ziele kämpft, für Weib und Kind, für Herd und Altar, für König und Vaterland. Erwirbt Achilleus unsere Bewunderung, so gewinnt Hektor unsere Liebe.

Ich kehre zu den Griechen zurück. Agamemnon ist beides, ein tüchtiger König und ein tüchtiger Kämpfer, nur dass er Anwandlungen von Kleinmut hat und wiederholt den Vorschlag macht, die Belagerung aufzuheben und heimzukehren. Auch lässt er sich von Selbstsucht und Hochmut fortreissen, das Recht zu beugen und andere zu verletzen, aber er scheut sich dann nicht, sein Unrecht einzugestehen und um Verzeihung zu bitten.

Der alte Nestor ist eine liebenswürdige Erscheinung. Wohl leistet er jetzt im Kampfe nicht mehr viel; aber von seinen Lippen fliesst die Rede süsser denn Honig, und wenn er, der drei Menschenalter gesehen hat, auf die gute, alte Zeit zu sprechen kommt, in der er noch Kraft hatte, grosse Thaten zu verrichten. dann ist er wunderbar beredt, und es lauschen die Helden seiner nicht immer kurzen Erzählung.

Aias, Telamons Sohn, ist der Hort in der Schlacht, der mit seiner Riesenkraft auch den Hektor besiegt, der Vater Zeus bittet, wenn er ihnen nicht helfen wolle, doch wenigstens die Finsternis vom Schlachtfelde zu verscheuchen, damit sie im Licht kämpfen und fallen könnten, und der das Vertrauen des Heeres in einem Grade besitzt, dass, als sieben Helden das Los darum werfen, wer dem Hektor entgegentreten soll, alle ohne Ausnahme im stillen beten, das Los möge den Aias treffen, und alle aufjubeln, als es nun wirklich so kommt.

Hiernach ist Diomedes zu nennen, der an Tapferkeit noch seinen Vater Tydeus übertrifft, der in seiner Kampflust auch Göttern Wunden schlägt und in dessen Augen es ein solcher Schimpf ist, zu weichen, dass Zeus dreimal den schwefeligen

Blitzstrahl vor seinem Gespann niederwerfen muss, ehe er sich entschliesst, dem Feinde den Rücken zu kehren und sich höhnen zu lassen.

Und nun der Held, den schon mancher gewählt hat, um ihm zum Olymp hinauf die Wege sich nachzuarbeiten, der Held, der in der Ilias eine bedeutende Rolle spielt, in der Odyssee aber alle Strahlen des Interesses wie in einem Brennpunkt in sich sammelt, Odysseus, der viellistige, der immer Rat weiss, immer ein passendes Wort hat, der als Held und Dulder gleich gross erscheint, alle Gefahren zu Lande und zu Wasser siegreich besteht und in sittlicher Kraft den Seinen so schön die Treue hält, wie sie ihm von diesen gehalten wird, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat und der, wenn einer, die Wahrheit jenes schönen Sophokleischen Wortes bezeugt: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!«

Aber es finden sich nicht nur Tugendhelden, sondern auch widerwärtige Charaktere bei Homer, und diese sind ebenso scharf und fesselnd gezeichnet. Da ist Paris, der leichtfertige Königssohn, der durch den Raub der Helena den Krieg heraufbeschwört, und wiewohl er bald sieht, was er angerichtet hat, sich doch nicht entschliessen kann, durch Rückgabe des schönen Weibes dem Kriege ein Ende zu machen; der oft einen Anlauf nimmt, als wolle er die Feinde zu Paaren treiben, und eilig davon läuft, wenn ein wackerer Mann ihm herzhaft entgegentritt, so dass ihn Hektor wiederholt tadeln und strafen muss. Da ist vor allem Thersites, der echte Typus eines Volksaufwieglers, der die schmutzige Wäsche der Vornehmen vor aller Welt wäscht, der die Leidenschaften der Menge anstachelt und gegen die Grossen geschickt zu hetzen weiss.

Nicht so gross wie die Zahl der Männer ist die Zahl der Frauen bei Homer, aber was wir haben, genügt, uns erkennen zu lassen, dass er sich auch auf die Würdigung der Frauen vortrefflich versteht.

In Penelope und Andromache tritt uns die eheliche Treue und die echte, tiefe Liebe entgegen, und doch sind sie beide wieder sehr verschieden von einander. Penelope ist die Hüterin der sittlichen Grundsätze, auf denen das Glück der Ehe, der Friede des Hauses, der Bestand der Gesellschaft beruht; so vermag ihr keine Bewerbung, keine Verlockung, und wenn sie noch so gross wäre, etwas anzuhaben; vielmehr ist sie Weib genug, alle die

3*

Männer, die um sie werben, noch zu überlisten und hinzuhalten, bis der Gemahl kommt, der sie rächt und ihr das Glück bringt, nach dem sie sich so lange gesehnt hat und dessen sie so würdig ist.

Andromache dagegen, Hektors edle Gemahlin, ist das Weib mit tiefer, fast bräutlich glühender Liebe, die ihrer Empfindung in jenen berühmten Worten so schönen Ausdruck giebt: »Hektor, du bist mir Vater und Mutter, du bist mir Verwandter und blühender Lagergenosse«; die so glücklich, so unsagbar glücklich ist in ihrer Ehe, die aber ein Vorgefühl des kommenden Leides hat und über die dann das Schicksal so furchtbar hereinbricht.

Berückende Schönheit und verführerischen Leichtsinn hat der Dichter in der Helena gezeichnet. Sie ist die eigentliche Urheberin des Krieges, und so wird das Wort der Franzosen: »Cherchez la femme«, und das noch ältere der Lateiner: »Kaum giebts einen Process, wo den Streit nicht hätte begonnen Irgend ein Weib« auch schon durch das Lied vom Untergang Trojas bestätigt. Aber Helena ist zum Glück nicht so schuldig, wie sie scheint; der Dichter hat Mitleid mit ihr uud hebt sie dadurch, dass er sie Reue empfinden und ihres Thuns wie ihres feigen Gemahls sich schämen lässt. Ja so weit geht sie einmal in einem Augenblick sittlicher Erregung, dass sie der Aphrodite, der Liebesgöttin, die sie auffordert, zu Paris zu kommen und mit ihm der Liebe zu pflegen, höhnisch zuruft, wenn sie für den feigen Paris so zärtlich besorgt sei, warum sie dann nicht ihrer Göttlichkeit sich begebe, auf Erden wandle und den schönen Mann pflege, bis er sich dazu verstehe, sie zum Weibe zu nehmen oder zur Sklavin; aber freilich, als die Göttin ihr mit Ungnade droht, thut sie, was ihr geheissen ist.

Eine ganz andere Schönheit ist Nausikaa. Bei ihr tritt zum Glanz der Erscheinung jungfräuliche Anmut und wahrhaft rührende Naivetät. — Eine mit nur wenig Strichen gezeichnete und doch überaus ansprechende Erscheinung ist Brisëis, die schöne Sklavin des Achilleus. — Zuletzt erinnere ich noch an die Seirenen, die mit ihren Stimmen verlocken, und an Kirke, welche durch ihre Zauberkünste die Genossen des Odysseus in Tiere verwandelt und ihn selber zum Vieh erniedrigt haben würde, hätte er nicht mit Hilfe der Götter ihren Anschlag vereitelt. — Das sind einige aus der bunten Reihe der Homerischen Charaktere.

Warum aber wird man nicht müde, diese Menschen zu betrachten? Weil der Dichter bei ihrer Zeichnung einen Reichtum und eine Tiefe psychologischer Beobachtung bekundet, die immer von neuem überrascht und das Entzücken immer von neuem wachruft; weil er fast alle Regungen und Leidenschaften des Gemüts kennt und mit Wärme und Wahrheit schildert; weil er uns die innersten Beweggründe der Handelnden, auch wenn sie sich den Blicken entziehen, zu enthüllen weiss. Homer ist ein nie versiegender Quell echter Menschenkenntnis, und seine mit Sicherheit und Folgerichtigkeit gezeichneten Charaktere suchen ihresgleichen in der Litteratur aller Völker. Homer ist der Porträtmaler seines Volkes, und was für einer! Er hat es in seiner gottfreudigen Jugendlichkeit und in seiner geistvollen Männlichkeit erfasst und dargestellt. Daher die begeisterte Freude des Volkes an diesen Gemälden.

Aber zu dem bunten, fesselnden Menschenschwarm kommt noch etwas besonders Schönes hinzu, ein Himmel voller Götter.

Das Nibelungenlied wird oft mit dem Homerischen Epos verglichen und von Bewunderern demselben gleichgestellt oder gar vorgezogen. Es ist das ein verfehltes Beginnen. Unser nationales Epos ist ganz herrlich, und wir dürfen uns seiner mit berechtigtem Stolze freuen. In ihm lebt eine Macht des sittlichen Gedankens, eine Gewalt der Leidenschaft und eine Heldengrösse, die auch vom griechischen Epos nicht übertroffen wird. Aber was uns, von anderem zu schweigen, bestimmen muss, dem Homer den Preis zuzuerkennen, das ist seine Götterwelt. Denn im Nibelungenliede sind die religiösen Vorstellungen verschwommen, da weder das Heidentum schon ganz überwunden noch das Christentum bereits die herrschende Macht geworden ist. Bei Homer dagegen haben wir eine stark ausgeprägte und vielseitig entwickelte Religion der Schönheit, haben wir eine Fülle von leuchtenden Wesen, haben wir einen Olympos, einen Himmel voll überirdischer Männer- und Frauengestalten, wie sie nur die griechische Phantasie auf Grund des angeborenen Gottesbewusstseins schaffen konnte. Es sind zwar keine reinen, heiligen und gnädigen Wesen, wie es der Gott der Juden und der Christen ist; unseren Gott konnte eben menschliche Vernunft nicht schaffen, auch nicht im Bunde mit der Phantasie; der musste sich selber offenbaren. Die griechischen Götter dagegen sind

Wesen, denen allerlei menschliche Schwächen anhaften, die von Begierden und Leidenschaften getrieben werden wie die Sterblichen auch; und doch sind es übermenschliche Gebilde, weil sie die Naturgesetze durchbrechen, weil sie unendlich viel mehr als die Menschen wissen und leisten, und weil sie ein Daheim führen, an das die Feinde des irdischen Lebens, Arbeit und Alter, Krankheit und Tod, nicht hinanreichen.

Zahllos und vielgestaltig wie die Helden sind auch die Götter. Alle grossen menschlichen Züge haben ihre Vertreter unter ihnen; Erhabenheit und Anmut, Würde und Liebreiz, Weisheit und Kraft, Kunstsinn und technische Geschicklichkeit verkörpern sich in besonderen Wesen. Zeus ist der allgewaltige, im Donnergewölk thronende Götterkönig, sein stolzes Weib Here ist die ehrfurchtgebietende Beschützerin der Ehe. In Pallas Athene ist die Weisheit und die mit Weisheit gepaarte Tapferkeit, in Aphrodite die bezaubernde Schönheit, in Artemis der Frohsinn der Jagd, in Hebe die Anmut verkörpert; Apollon stellt die männliche Schönheit dar und ordnet die Kraft durch milde Kunst; Ares ist das kriegerische Ungestüm, Hermes der Götterbote, Hephaistos der Schmiedegott u. s. w.

Und wie der Himmel, so haben die Erde, das Meer, die Unterwelt ihre besonderen Götter, und auf der Erde giebt es wieder in jedem Berg und jedem Baum, jedem Quell und jedem Fluss einen Gott oder eine Göttin. Und alle diese Götter leben in einer staatlichen Ordnung und Gemeinschaft wie die Menschen auf Erden; sie haben ihr Haupt und ihre dienenden Glieder; es giebt vornehme und geringe, und gleich den Menschen wachen und schlafen, essen und trinken, lieben und hassen sie, nur dass ihr Thun kraftvoller oder zarter, anmutiger oder erhabener ist.

Die oberen Götter haben ihre Wohnungen in den Schluchten des Olympos. Auf dem Gipfel des Berges liegt der Palast des Zeus, in dem sie alle sich versammeln. Mehr als einmal öffnet der Dichter die goldenen Pforten dieses Hauses und lässt uns eine Versammlung sehen, wie sie farben- und gestaltenreicher, malerischer, fesselnder kaum gedacht werden kann. Ich greife eine solche Scene heraus. Vater Zeus hat eben durch eine Bewegung seiner Brauen, die den ganzen Olympos erzittern lässt, der Thetis zugesagt, dass er ihren Sohn rächen wolle, als er in den Saal tritt, in dem die übrigen Götter schon versammelt sind, um Nektar und Ambrosia zu geniessen. Sie springen von

ihren Sitzen auf und gehen ihm entgegen, ihn zu begrüssen. Er nimmt Platz auf seinem Thronsessel. Nun hat Here, sein eifersüchtiges Weib, gemerkt, dass eine andere Frau heimlich mit ihm verhandelt hat. Sie macht ihm deswegen Vorwürfe. Zeus weist sie nachdrücklich zurück und droht ihr aufs heftigste, droht ihr, handgreiflich zu werden, wenn sie sich um Dinge kümmere, die sie nichts angingen. Die Folge davon ist ein peinliches Schweigen. Es liegt wie ein Druck auf der ganzen erlauchten Versammlung, und selbst der Nektar will nicht mehr schmecken. Da hat Hephaistos einen guten Gedanken. Er fasst den Humpen, schleppt sich mühsam, denn das Gehen wird ihm schwer, da er an einem Fusse lahm ist, zu seiner Mutter Here hin und trinkt ihr zu mit der Bitte, den Zeus nicht zu reizen; wie übel man bei dem ankomme, wenn man ihm entgegentrete, das wisse er aus Erfahrung; er sei einst von ihm vom Himmel hinabgeschleudert worden und auf Lemnos für tot liegen geblieben. Dann kredenzt er ihr den göttlichen Trunk und kredenzt ihn der Reihe nach den andern Göttern; und als sie ihn so durch den Palast hinkeuchen und an Stelle der silberfüssigen, anmutigen Hebe den Mundschenk spielen sehen, da erhebt sich ein fröhliches, ein homerisches Gelächter unter den seligen Göttern.

Diese zweite Welt nun, die obere, steht nicht ausserhalb der ersten, der irdischen; keine schroffe Scheidewand trennt sie, so dass wir zwei von einander ganz unabhängige Klassen von Wesen hätten; sondern sie sind eng mit einander verbunden, es findet ein ununterbrochener traulicher Verkehr statt. Die Geschicke der Menschen sind es, die im Himmel verhandelt werden; es geschieht um der Menschen, um der troischen Händel willen, dass die Götter auf die Erde herabsteigen oder von oben her bestimmend eingreifen. Um den Agamemnon zum Kampf anzustacheln und so jene Niederlage herbeizuführen, die notwendig eintreten muss, soll dem Achilleus die versprochene Genugthuung werden, sendet Zeus den Traumgott an das Lager des Völkerhirten. — Um die gütliche Beilegung des Streites zu hintertreiben, welche es dem Zeus unmöglich gemacht hätte, sein Wort zu halten, veranlasst Pallas Athene den Bogenschützen Pandaros, den Fürsten Menelaos zu verwunden, um so den Vertrag zu brechen. — Aphrodite und Ares nehmen auf Seite der Troer am Kampfe teil oder suchen doch ihre Lieblinge zu beschützen, wobei Aphrodite von dem ungestümen Recken Diomedes am Gelenk ihrer

schönen, zarten Hand verwundet wird, dass Ichor, Götterblut, herausfliesst, sie laut aufschreit und in den Olympos flüchtet, sich weinend in den Schoss ihrer Mutter Dione wirft und von Zeus mit den köstlichen Worten verspottet wird: »Dir ist es nicht gegeben, mein Kind, kriegerische Thaten zu vollbringen; kümmere du dich um die anmutigen Dinge der Liebe und der Ehe; das hier werden der schnelle Ares und Athene alles besorgen«. Auch Ares wird von Diomedes getroffen und schreit so laut, wie nur neun- oder zehntausend Männer zusammen zu schreien vermögen.

Hierauf verbietet Zeus den Olympiern, sich am Kampfe zu beteiligen, indem er droht, den, der seinem Befehle trotzen sollte, zu schlagen, dass er übel zugerichtet in den Olympos heimkehre, oder ihn in das Dunkel des Tartaros hinabzuschleudern. Wollten sie aber die Probe machen, wer der Stärkere sei, er oder sie, so möchten sie eine goldene Kette am Olympos befestigen, die bis zur Erde reiche, und sich dann alle daran hängen, Göttinnen und Götter, sie würden ihn nicht hinabziehen; wenn es ihm aber beliebe, so ziehe er sie alle, die daran hingen, mitsamt der Erde und dem Meere empor, schlinge die Kette um einen Zacken des Olympos und lasse sie so zwischen Himmel und Erde schweben; um so viel sei er mächtiger als sie alle.

Eine Zeit lang verhalten sie sich auch ruhig. Zeus sitzt auf dem Ida und hält scharfe Wacht. Aber die Not der Achaier erheischt dringende Hilfe. Was thut die listige Here? Sie beschliesst, in ihrem schönsten Schmuck auf den Ida zu gehen, den Zeus durch Liebkosungen zu gewinnen, ihn in Schlaf zu versetzen und dann dem Poseidon ein kraftvolles Eingreifen zu ermöglichen. Sie begiebt sich also in ihr kunstvoll erbautes und mit allem, was die Frau braucht, wohl versehenes Toilettenzimmer, zu dem sie allein den Schlüssel hat, wäscht sich mit Ambrosia, salbt den stolzen Leib mit jenem Öle, das, wenn es im ehernen Hause des Zeus auch nur in Tropfen gebraucht wird, dies Haus, aber auch Himmel und Erde mit Wohlgeruch erfüllt, kämmt das schöne, ambrosische Haar und ordnet es zu zierlichen Flechten; legt das entzückende Gewand an, das Athene selber gearbeitet und mit kunstvollen Bildern geschmückt hat, entnimmt ihrem Schrein den kostbarsten Goldschmuck an Spangen und Ohrgehängen; wählt den schönsten Schleier, der weiss ist wie das Sonnenlicht, und die feinsten Sandalen aus und leiht sich, weil sie, ein echtes Weib, an dem allen noch nicht genug hat,

von Aphrodite den Gürtel der Anmut dazu, in welchem alles vereint ist, was überwältigt, Liebe und Sehnsucht und das süsse Gekose, das auch verständigen Männern den Sinn bethört. So herrlich ausgerüstet mit Weiberschönheit und Weiberlist, kommt sie auf den Ida. Kein Wunder, wenn sie es dem Zeus anthut und ihn überlistet. Während er ihr zur Seite auf der wolkenumgürteten Gargaros-Höhe ruht und zwar auf einem Lager, das Kräuter und Blumen, Krokos und Hyakinthos hervorspriessen lässt und in glänzenden Tautropfen schillert, muss Poseidon den Achaiern helfen und die Troer zurückhalten. Da erwacht Zeus. Ein Blick auf das Schlachtfeld, und er sieht, wie die Dinge stehen. Er gerät in heftigen Zorn, beschuldigt Here der Tücke und lässt sich erst beruhigen, als sie den heiligen, furchtbaren Eid der Götter, den Eid beim Styx, darauf leistet, dass sie nicht den Poseidon gesandt, dass er also, was er gethan, aus eigenem Antriebe gethan habe.

Erst ganz zuletzt, als die Stunde der Entscheidung gekommen ist, die niemand, auch Zeus nicht, aufzuhalten vermag, erst da erlaubt er den Göttern, Partei zu ergreifen, und nun erleben wir das befremdliche Schauspiel, dass die Olympier sich auf das heftigste bekämpfen, dass Pallas Athene den Ares mit einem Feldsteine so wuchtig an den Hals trifft, dass er niederstürzt und im Falle sieben Plethren bedeckt, dass dieselbe Athene auf besonderen Wunsch Heres die zarte Aphrodite unsanft vor die Brust stösst und dass Here sich so weit vergisst, der jungfräulichen Artemis Scheltworte wie »schamlose Hündin« zuzurufen, ihr mit der einen Hand beide Hände festzuhalten und mit der andern ihr Bogen und Köcher um die Ohren zu schlagen. Man sieht, den Homerischen Göttern ist kaum etwas Menschliches fremd. Aber Züge von dieser roheren Auffassung finden sich zum Glück selten; in der Regel sagen und thun die Götter, was nach reineren Begriffen Göttern zukommt, wie denn auch hier der Umstand, dass Apollon mit seinem Oheim Poseidon und Hermes mit der Leto als einer Gemahlin des Zeus nicht kämpfen mag, überaus angenehm berührt.

Das führt uns zur Frage nach dem religiös-sittlichen Gehalt im Homerischen Epos.

Nach der Lehre der modernen Naturalisten giebt es bekanntlich kein Gut und kein Böse; alle Moral beruht auf Verabredung; die wahre Kunst ist über den Standpunkt ethischer Befangenheit hinaus. »Jenseits von Gut und Böse«, das ist die Losung geworden.

Gott sei Dank, dass unsere Klassiker, dass Shakespeare und Dante, dass alle grossen Dichter der Alten über diesen Punkt anders gedacht haben und dass auch in sittlichen Dingen Homer Muster und Vorbild ist. Nicht als ob er sich vorgenommen hätte, sittlich zu sein und Sittlichkeit zu lehren; das ist nicht Sache der Kunst, sondern Sache der Religion und der Moral; aber alle echte Kunst ist sittlich, und keine Kunst kann erheben und erfreuen, wenn sie verletzt und Ärgernis giebt.

Ist somit die Darstellung des Hässlichen verboten? Durchaus nicht. Alles Hässliche, auch das Moralisch-Hässliche, darf dargestellt werden, aber nicht für sich allein, um seiner selbst willen und so, dass es den Anschein gewinnt, als ob es zu Recht bestände, sondern es ist so zu behandeln, dass es in seiner inneren Fäulnis, in der Überwindung durch das Gute geschaut wird. So wie das Schwinden des Schmerzgefühls ein grösseres Behagen hervorruft, als es das völlige Freisein von Schmerzen bieten könnte, so gewährt auch der Prozess der Zerstörung, in den wir Unrecht und Bosheit geraten sehen, die uns bedrückt haben, eine grössere Freude, als wir empfinden, wenn Recht und Ordnung niemals gestört würde. Wir treffen bei Homer Sinnlichkeit und Laster, Leidenschaft und Missethat so gut wie die Tugend in allerlei Gestalt und dies selbst unter Göttern, aber der göttliche Sänger lässt uns nicht im Unklaren darüber, dass Unrecht Unrecht ist und gestraft wird, und dass über dem bunten, dem Anschein nach oft unbegreiflichen Treiben der Menschheit eine Macht waltet, die alles sieht und alles hört und zuletzt doch alles zum rechten Ausgang führt. Zeus selber spricht einmal im Götterrat den schönen Gedanken aus, nicht die Götter seien die Urheber alles Übels auf Erden, sondern durch eigene Schuld und Thorheit zögen sich die Menschen schweres Leid zu. Und die Überzeugung geht wie ein roter Faden durch beide Gedichte, dass es eine höhere Macht giebt, die keine Masslosigkeit duldet und kein Unrecht ungestraft lässt.

Diese Reife sittlicher Anschauung beweist vor allem der Verlauf der Handlung in beiden Gedichten. Der troische Königssohn Paris hat, noch dazu unter schnöder Verletzung der Gastfreundschaft, eines fremden Fürsten Weib entführt und behält es mit Zustimmung seines Hauses und seines Volkes zurück; dafür muss er, muss sein Haus, muss sein Volk büssen. Troja verliert seine besten Söhne, verliert den Hektor und ist nun unrettbar

verloren. Troja muss fallen, weil es gefehlt hat, davon ist man hüben wie drüben gleich fest überzeugt. Es ist das sittliche Bewusstsein, das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, das den Troerhelden Hektor so gut wie den Griechenkönig Agamemnon die Worte sagen lässt: »Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs«.

Aber es wird, wie der römische Dichter bemerkt hat, nicht nur innerhalb, sondern auch ausserhalb der Mauern Trojas gefrevelt. Agamemnon hat sich gegen einen Priester Apollons ungebührlich betragen, dafür straft der Gott sein Heer mit der Pest. Kaum ist der Frevel gesühnt und die Pest abgewandt, als sich Agamemnon im Streit mit Achilleus von neuem schwer vergeht; von neuem muss er bitter büssen; er gerät mit seinem Heere in die grösste Bedrängnis. Aber er geht in sich und thut Abbitte. Jetzt hätte Achilleus schon um des Gemeinwohls willen nachgeben und die Niederlage abwenden sollen; er thut es nicht, als Patroklos kommt und ihn flehentlich darum bittet; er lässt nur zu, dass Patroklos in seiner Rüstung auszieht; er selber will nicht helfen; dadurch wird das Mass seiner Schuld voll, und die Ate, das Verderben, bricht herein. Der Freund fällt, und der Verlust des Liebsten, was er auf Erden hatte, ist für den Achilleus die sofortige Strafe. Gegen diese Auffassung hat man wohl geltend gemacht, der Dichter spreche es nirgends aus, dass er den Tod des Patroklos als Strafe für den masslosen Groll des Peliden betrachtet wissen wolle. Das ist richtig; aber braucht das der Dichter noch zu thun, nachdem er schon bei der ersten Gesandtschaft den alten Phoinix an der Geschichte des Meleagros hatte zeigen lassen, wohin die Raserei des Zornes führt, und dass, wer den Töchtern des Zeus, den Litai, den Bitten, in Scheu und Ehrerbietung Gehör leiht, Vorteil davon hat, dass sie aber auf das Haupt dessen, der ihnen nicht folgt, Schuld und Verderben herabflehen, bis er sein Vergehen gebüsst hat?

Ebenso zweifellos ist der Zusammenhang von Schuld und Strafe in der Odyssee. Vom Gott Aiolos hat der Held einen Schlauch bekommen, in dem alle Winde eingefangen sind, die ihm schaden könnten; aber als schon die Küste der heimatlichen Insel in Sicht ist, öffnen seine thörichten Gefährten, von böser Neugier getrieben, den Schlauch, die entfesselten Winde brausen

hervor, und die Männer werden in das tobende Meer zurück und an unwirtliche Küsten verschlagen, wo neue Abenteuer ihrer harren. — Ein andermal vergreifen sich die Gefährten an den heiligen Rindern des Sonnengottes; dafür werden sie besonders hart gestraft. Bei einem Unwetter auf dem Meere, das Zeus schickt, kommen sie alle um bis auf den einen Odysseus. Diesem wird es endlich vergönnt, auf der Insel Ogygia bei der Nymphe Kalypso sich ein Floss zu bauen, um die Heimkehr anzutreten; aber Poseidon zürnt ihm, weil er seinen Sohn Polyphemos geblendet hat, darum lässt er das Floss zerschellen und bringt ihn selber dem Tode nahe. Nur mit Hilfe anderer Götter gelingt es dem Helden, schwimmend an das Ufer des Phaiakenlandes und von da in seine Heimat zu gelangen. Hier in der Heimat hält er dann Strafgericht wie ein rächender Gott. Die übermütigen Freier, die untreuen Diener, die frechen Mägde, sie alle, die der edlen Herrin das Leben so schwer gemacht und dem jungen Telemachos nach dem Leben getrachtet hatten, weil sie sicher annahmen, dass Odysseus nie zurückkehren werde, sie alle büssen ihre Schuld mit dem Leben. Die Treue aber erhält ihren Lohn. Sie haben sich wieder, die Gatten, die nicht stolze Männer, nicht verführerische Weiber, nicht Menschen, nicht Götter zu entfremden vermocht hatten; das Haus, das dem Untergang geweiht schien, ersteht im alten Glanze; es wird das Sehnen gestillt, es erfüllt sich die Hoffnung, und alle die Missklänge, die das Lied durchziehen und die Seele in ängstliche Spannung versetzen, lösen sich auf in die schönsten und wohllautendsten Harmonieen.

So ruht das Ganze der Dichtung auf sittlichem Grunde. Aber auch im einzelnen finden sich die erhabensten Anschauungen, Lehren und Sitten. Schlichte Frömmigkeit ist das Gemeingut fast aller Helden; sie sind überzeugt, dass im Schosse der Götter ihre Geschicke ruhen, und dass es gut um sie bestellt ist, wenn die Götter ihnen wohl wollen. Darum legen sie auf das Gebet und auf das Opfer grosses Gewicht. Als der schönste Ausdruck des tiefreligiösen Sinnes, der dem Griechenvolk in der Heroenzeit innewohnte, darf jenes Wort betrachtet werden, das kein Geringerer als Melanchthon für das schönste im ganzen Homer erklärt hat, das Wort nämlich: »Alle Menschen bedürfen der Götter.« »Wer den Göttern folgt, dem helfen sie,« wird immer von neuem eingeschärft. »Pallas Athene ist es, die

mich nicht fliehen lässt,« jauchzt Diomedes im Getümmel der Feldschlacht; und auch der Tapferste der Tapfern, Achilleus, bittet die Olympier wiederholt um Hilfe.

Sodann ist Wahrheit und Wahrhaftigkeit ein Schmuck der Homerischen Helden und zwar ein so hoher, dass Achilleus versichert, verhasst sei ihm der Mann gleich den Pforten des Hades, der etwas anderes sage als er denke. Der Eidschwur ist heilig, und wer ihn bricht, verfällt der Strafe des Zeus, der über dem Recht wacht. Wehe auch den Göttern, die den Eid brechen, den sie beim Styx geschworen haben.

Das Gefühl der Ehre ist ausserordentlich lebendig. Ihren guten Namen halten die Helden blank wie ihre Schwerter. Man denke an Achilleus und Diomedes.

Die Treue gehört in beiden Gedichten zu den Kräften, die den Lauf der Ereignisse bestimmen.

Die Freundschaft wird auf das wärmste gepflegt, zumal die Gastfreundschaft, die um einzelne und ganze Völker ein Band des Friedens schlingt, die auch den Bettler unter den Schutz der Götter stellt.

Der Gatten- und Kindesliebe begegnen wir auf Schritt und Tritt, nur einer Liebe nicht, der Feindesliebe. Den Homerischen Menschen gilt es noch für ebenso geboten, den Feind zu hassen und zu vernichten, wie es für recht gilt, den Freund zu lieben. Es ist schrecklich, zu sehen, wie Achilleus den jungen Lykaon trotz seiner flehentlichen Bitten niederstösst; wie er an dem Leichnam des Hektor seine Wut auslässt; wie er zwölf gefangene troische Jünglinge dem Freund zu Ehren auf seinem Scheiterhaufen schlachtet; aber der peinliche Eindruck, den solche Vorgänge machen, wird gerade beim Achilleus durch ergreifende Züge von Versöhnlichkeit gemildert.

Von den sonstigen Tugenden steht naturgemäss die Tapferkeit im höchsten Preise. Feiglinge gehen der Rettung wie des Ruhmes verlustig, und von denen, die fliehen, werden mehr getötet als von denen, die standhalten, das ist die allgemeine Überzeugung. Je mutiger einer vordringt und je langsamer er zurückweicht, desto grösseres Ansehen geniesst er. Nicht im Massenkampfe, nicht aus weiter Ferne und mit Feuerwaffen töten sie, was auch der Feige kann, sondern im Nahkampfe, Mann gegen Mann, mit dem Speer oder dem Schwert oder dem Feldstein. Der Held muss körperlich und geistig tüchtig sein, wenn

er siegen will; er muss Stärke, Geschick und Mut verbinden, sonst ist er verloren.

Diese Tapferkeit artet nicht in Roheit aus. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil sie im Dienste der höchsten Ziele steht. Man kämpft wohl für den Ruhm, wie namentlich Achilleus, aber man kämpft doch auch aus Gehorsam und im Dienste des Gemeinwesens. Die Troer und ihre Bundesgenossen wissen recht gut, dass es schlimm um Ilias bestellt ist und dass die hohe Feste bald fallen wird, und doch kämpfen sie wacker, weil Priamos es will und weil das heilige Vaterland in Gefahr schwebt. Pulydamas rät einmal dem tapferen Hektor, vom Kampfe abzustehen, weil die Vorzeichen ungünstig seien. »Thor, der du bist«, ruft ihm der Held entgegen, »dir müssen die Götter den Sinn verwirrt haben, dass du solch einen Rat giebst. Es giebt nur ein Vorzeichen, das ist der Kampf für das Vaterland«.

Unter den Helden, die da kämpfen, geniessen die Könige grosser Vorrechte und Ehren. Man hält dafür, dass sie von den Göttern abstammen und sich des besonderen Schutzes der Götter erfreuten. Dafür erwartet man aber auch besondere Leistungen von ihnen. Zum blossen Herrsein, zum Geniessen und Schwelgen sind sie nicht da, sondern zur unermüdlichen Arbeit für das Volk. »Du schläfst«, so ruft der oberste Gott dem obersten König im Traume zu, »Du schläftst, Agamemnon? Ein ratspendender Mann, dem Völker anvertraut sind und dem so Grosses am Herzen liegt, darf nicht die ganze Nacht schlafen.« Ein köstliches Wort! Aber nicht minder köstlich ist das andere, das die Weltgeschichte durch die Jahrtausende hin bestätigt hat: »Die Vielherrschaft taugt nichts; einer muss Herr sein, einer König, dem der Kronide Zeus die Macht übergeben hat.«

Adel und Kraft spricht aus den Homerischen Menschen. Sie stehen noch auf gutem Fusse mit der Sinnlichkeit; sie lieben, sie essen, sie trinken, sie toben sich aus mit vollem Behagen, aber ohne Lüsternheit, ohne Weichlichkeit. Ein Mensch wie Paris, der über dem Hang zur Sinnenfreude der Tugend und Heldenehre vergisst, ist der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und mit einem Lügner pflegt niemand Gemeinschaft. Weil in der Homerischen Welt diese Sittenreinheit und moralische Sicherheit herrscht, der Lug und Trug so verhasst ist wie Feigheit

und Faulheit, weil hier Denken und Handeln noch im schönsten Einklang stehen, weil hier die Reflexion noch nicht zwischen Geist und Leib geschieden hat und niemand von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, weil uns hier fast durchweg ehrliche, kernhafte, zuverlässige Naturen entgegentreten, so ist es uns, wenn wir Homer lesen, als ob wir von frischer, würziger Bergluft angeweht würden, in der zu atmen und sich gesund zu baden eine Lust ist.

Zu des Dichters Lebzeiten waren die Stände schon geschieden und durch Kämpfe getrennt, in seiner Dichtung aber lässt er die Götter noch freundlich mit den Menschen, die Könige noch freundlich mit ihren Dienern verkehren! Er kennt für die Heroenzeit noch keinen klaffenden Zwiespalt zwischen den Ständen. Wie wohlthuend berührt jedes fühlende Herz der Verkehr des Königs Odysseus mit dem treuen Sauhirten Eumaios! In Goethes Werther, jenem wahrhaft genialen Werke, wird dem Homer die höchste Ehre erwiesen. Der sehr begabte, aber willensschwache Jüngling, von dem das Werk handelt, kennt und schätzt ihn sehr. Er besitzt neben der Ernestischen auch die kleine Wettsteinsche Duodezausgabe, die er bequem auf den Spaziergängen mit sich nehmen kann. Als er nun das Unglück hatte, der hochnäsigen Gesellschaft im Hause des Grafen von C., weil er nicht vornehm genug war, so wenig zu gefallen, dass der Gastfreund ihn bitten musste, sich zu entfernen, da fuhr er nach M., dort die Sonne untergehen zu sehen und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Odysseus von dem trefflichen Sauhirten bewirtet wird. Vortrefflich! Das war Balsam auf die Wunde! Leider blieb der Unglückliche nicht bei Homer; er ging zu Ossian über, d. h. von dem Dichter kraftvoller Thaten und erprobter Helden zu dem Sänger weicher Empfindungen und zerfliessender Gestalten, und seitdem war er verloren.

Die Homerischen Menschen leben im Diesseits und nicht im Jenseits. Das Bild, das sie sich vom Leben nach dem Tode machen, ist schrecklich. Odysseus hat das Elend dort unten gesehen. Denn als er in den Hades hinabgestiegen ist, was nur einem Manne von seinem Mute und seiner Klugheit gelingen konnte, sieht er, wie die grossen, starken Helden von ehedem zu erbärmlichen Schatten zusammengeschrumpft sind, und Achilleus ruft ihm klagend zu, er wolle lieber Tagelöhner auf der Erde als König unter den Toten sein. Aber die Lebenslust und der

Thatendurst jener kraftvollen Gesellschaft war zu gesund und naturwüchsig, als dass eine trübe oder gar pessimistische Stimmung hätte aufkommen können. Nur ganz vereinzelt findet sich einmal eine Äusserung wehmütiger Trauer, aber desto mehr hebt sie sich von dem sonstigen, lichten Hintergrunde ab, desto wirksamer ist sie. Als die Rosse des Achilleus erfahren haben, dass ihr Wagenlenker Patroklos gefallen ist, stehen sie unbeweglich, wie Säulen auf dem Grabmal eines Mannes stehen, und heisse Thränen stürzen aus ihren Augen. Das sieht Vater Zeus. Er schüttelt das Haupt und spricht zu seinem Herzen: »Ihr Armen, warum haben wir euch, die ihr nicht altert und nicht sterbet, einem Sterblichen gegeben? Doch nur, dass ihr unter den unseligen Männern Leid erduldetet. Denn von allem, was da lebt und webt, ist der Mensch das unglücklichste Geschöpf.«

Auf die Vergänglichkeit des Menschenlebens weist Glaukos in jenem wunderschönen Vergleich hin, den Herder nicht lesen konnte, ohne vor Rührung zu weinen:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
Treibet der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Aber solch eine Empfindung ist wie ein Tropfen fremden Blutes in den Adern Homers; er stösst ihn aus. Er weiss es und bekennt es wiederholt, dass mit Seufzen und Klagen nichts erreicht wird, da sie das Herz erkälten und starr machen. Er wendet sich lieber dem frischen Leben zu und wird ein Sänger starker Empfindungen und kräftiger Thaten.

Nach dem allen begreift man, wie die Griechen Homer als den besten Lehrer der Religion und Sittlichkeit betrachten konnten, warum sie gewisse Sentenzen gleichsam als Kernsprüche im Munde führten und wie Horaz dazu kam, zu sagen, er lese immer wieder den alten Meister, weil man aus ihm besser als aus den Schriften der Philosophen lerne, was schön und was hässlich, was nützlich und was schädlich sei.

Mit der gesunden und kernigen Natur der Homerischen Menschen, mit ihrem Realismus ist der Realismus der Darstellung untrennbar verbunden. Denn wodurch anders könnte ein naturwahres Wesen und der Schein des vollen Lebens uns

vorgeführt werden als durch naturwahren Ausdruck? Unsere jüngsten Dichter, die Naturalisten, sind im Irrtum, wenn sie glauben, mit der getreuen Wiedergabe der Natur hätten sie etwas Neues aufgebracht. Neu ist nur das Übertriebene, das Falsche an ihrem Verfahren, insofern sie nicht mit künstlerischer, sondern mit photographischer Treue, nicht nach dem Gesichtspunkte der Schönheit, sondern nach dem der augenblicklichen Wahrheit, die doch nur eine Karikatur der wirklichen Wahrheit ist, die Dinge wiedergeben. Anders Homer. Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, sein Auge erfasst ihres Wesens Schönheit. Er beobachtet die natürlichen Vorgänge scharf, er spiegelt sie treu wieder, und wenn er schildert, verweilt er beim Kleinen mit derselbigen Genauigkeit und demselben Behagen wie beim Grossen; aber weil er die Dinge nach ihrem inneren Kern erfasst, weil er sie selber sprechen lässt, anstatt über sie zu sprechen, weil er mit der Kraft der natürlichen Leidenschaft eine massvolle Besonnenheit verbindet, die ihn fast nie vom Wege der Schönheit abirren lässt, weil er auf jedem Gebiet das Bild aller lebendigen Kraft vergegenwärtigt und begrenzt: darum ist seine Darstellung wahrer, naturtreuer und wohlthuender, als wenn er nur Augenblicksbilder aufgenommen hätte. Denn das muss man sagen, die Homerische Welt steht greifbar vor unseren Augen. Von allem, was vorgeht und geschieht, was erzählt und beschrieben wird, können wir uns eine deutliche Vorstellung machen; es ist, als ob wir dabei wären. Der Dichter bleibt im Hintergrunde, und wie er auf die neueste Zeit nicht anspielt, so hält er mit seinem Urteil zurück. Er nimmt die Dinge, wie sie sich geben; das verleiht seiner Darstellung die vielgerühmte Objektivität. »Homer«, sagt Goethe einmal, »stellt die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; er schildert das Fürchterliche, wir fürchterlich, er das Angenehme, wir angenehm.« Der Ton seiner Empfindung ist naiv, nicht gekünstelt, seine Darstellung kernig und plastisch. Ob Land oder Meer, ob Kampf oder Stillleben, ob Mensch oder Tier — Homer ist in der anschaulichen Wiedergabe aller dieser Dinge bewundernswert. Nun geht diese Kunst der objektiven oder realistischen Darstellung in erster Reihe auf die dem Dichter angeborene gesunde Anschauung, auf seinen Sinn für die Wahrheit zurück, er hat aber nicht selten, z. B. bei der Schilderung der Phaiakeninsel, auch der dichterischen Phantasie ihr volles Recht eingeräumt und hier durch die Verschmelzung

mythischer Züge mit wirklichen, durch eine innige Verbindung von Wahrheit und Dichtung sich die höchste Wirkung gesichert.

Auf die wichtigsten der Kunstmittel, die Homer anwendet, um anschaulich zu schildern und zu malen, hat zuerst Lessing im Laokoon hingewiesen, und man thut gut, immer wieder zu seinen trefflichen Ausführungen zurückzukehren.

Homer malt nicht, wie der Maler malt, sondern er verwandelt Nebeneinanderliegendes in Aufeinanderfolgendes, Räumliches in Zeitliches, Ruhendes in Bewegtes, weil die Zeit, nicht aber der Raum, weil die Handlung, nicht aber die Ruhe das Gebiet des epischen Dichters ist. Statt der Abbildung eines Scepters, die doch hinter der des Malers weit zurückstehen würde, giebt er die Geschichte des Scepters; statt zu schildern, wie der Boden mit Leichen bedeckt ist und wie überall in der Ebene hin die Feuer brennen, erzählt er, wie Apollo, ergrimmt wegen des Schimpfes, den man seinem Priester angethan hat, vom Olymp herabsteigt, er, der Sonnengott, der Nacht gleich; wie die Pfeile in seinem Köcher rasseln, während er eilig hinabsteigt; wie er sich dem Lager gegenüber niedersetzt, den Bogen nimmt, die Pfeile auflegt, sie unter furchtbarem Schwirren entsendet, zuerst die Maultiere und Hunde, dann die Menschen trifft, und wie nun die Leichen sich häufen und die Bestattungsfeuer in der Ebene sich mehren. Das ist ein herrliches dichterisches Gemälde, und derselben giebt es viele, namentlich auf dem Schilde des Achilleus.

Eine besonders schöne Schilderung ist die Meerfahrt des Poseidon. Der Dichter hätte sagen können: Der Meergott fuhr eilig von Aigai nach Troja hinüber. Das wäre Prosa gewesen. Wie lautet dagegen die Poesie! In Aigai, im goldschimmernden Palast tief unten im Meer, schirrt Poseidon die erzhufigen, von goldener Mähne umflatterten Rosse ins Joch, besteigt den Wagen, schwingt die goldene Geissel und lenkt über die Flut, um an der troischen Küste zu landen. Und als er dahin fährt, kommen die Ungeheuer des Abgrundes aus allen Tiefen herbei und jauchzen bei seinem Erscheinen, weil sie ihren Herrn und Meister erkennen. Das Meer aber bildet von selbst eine Strasse, und die Wogen türmen sich zu beiden Seiten auf; er aber fährt dahin in rasender Eile, und kein Tropfen netzt die eherne Axe.

Was thut aber der Dichter, wenn er körperliche Schönheit darstellen soll? Malt er hier, wie die Maler malen? Ja, wenn er ein schlechter Dichter wäre! Versuchte er es dem Maler nach-

zuthun, wie das andere thörichterweise versucht haben; versuchte er etwa von der Schönheit der Helene uns auf die Weise einen Begriff zu geben, dass er sagte, ihr Haar hatte diese Farbe, ihre Stirn diese Wölbung, ihre Augen diese Form und diese Farbe, ihre Nase diese Länge und diese Stellung, ihr Mund war so geschnitten und so schmal, das Kinn also geformt, der Teint also beschaffen: man würde eins über dem andern vergessen, würde das Ganze nicht zusammenfassen und sicherlich nicht den lebendigen Eindruck der Schönheit bekommen. Darum verzichtet Homer auf das malerische Malen und zeigt uns die Wirkung der Schönheit, und siehe da, die Schönheit steht in all ihrem Zauber vor uns! Denn wenn wir hören, dass Paris sogar unter Bruch der Gastfreundschaft die Helena raubt; wenn er sich selbst durch die Not der Seinen nicht bestimmen lässt, diesen herrlichen Besitz zurückzugeben; wenn die troischen Greise, die doch alle Ursache hatten, der Helena gram zu sein, bei ihrem Erscheinen in die Worte ausbrechen: »Wahrlich, es ist den Troern und Achaiern nicht zu verargen, dass sie um dieses Weibes willen so lange Schmerzen erdulden; sie gleicht den unsterblichen Göttern an Schönheit« — wahrlich, dann haben wir eine lebendige Vorstellung von ihrer Schönheit bekommen.

Ein weiteres wirksames Mittel, seiner Darstellung Anschaulichkeit zu geben, besitzt Homer in seinen malerischen Beiwörtern. Durch gutgewählte, treffende Adjektive beleuchtet er im Nu Personen und Dinge. Wenn ein Held »im Schlachtruf tüchtig« oder »fussschnell« oder »armstark« oder »Aresgeliebt«, wenn ein weibliches Wesen »weissarmig« oder »silberfüssig« oder »grossäugig«, wenn ein Schiff »schnell« oder »seedurchfahrend«, wenn der Wolf »rohfleischfressend«, wenn das Ross »kraftstrotzend« und der Hase »Ducker« genannt wird, so stehen diese Wesen alle sofort in charakteristischer Form vor uns.

Am allernächsten aber kommt Homer der Natur und der Wahrheit durch seine Vergleiche. In Goethes »Hermann und Dorothea«, diesem besten aller modernen Epen, finden sich nur zwei wirklich ausgeführte Vergleiche. In den deutschen Epen des Mittelalters giebt es schon eine grosse Zahl. Aber gegen den Reichtum und die Vortrefflichkeit der Homerischen Vergleiche kommt nichts auf. Die blosse Menge wäre ja nun allerdings noch kein Lob. Es könnte ja so aussehen, als ob Homer der Vergleiche bedurft hätte, eine nicht ganz klare Dar-

stellung klarer zu machen. Dem ist aber nicht so. Undeutlich ist auch ohne Vergleich nichts. Aber durch die Vergleiche werden bestimmte Punkte, auf welche der Dichter besonderes Gewicht legt, in das hellste Licht gerückt, oder es wird durch sie in den bewegtesten Kampfesscenen ein Ruhepunkt für gesammelte Betrachtung gewonnen; und dann sind diese Vergleiche sehr oft an und für sich fesselnde, weil von Leben und Poesie erfüllte Geschichten oder Naturschilderungen und Beschreibungen von Landschaften, die dem für Naturschönheit empfänglichen Sinn die höchste Freude gewähren.

Die äusseren Vorgänge, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, bedürfen natürlich nicht der Erklärung durch Parallelen aus dem geistigen Leben. Ein solcher Versuch ist nur einmal von Homer gemacht worden und zwar in sehr sinniger Weise. Wie sich ein Mann, sagt er, der viele Länder gesehen hat, in seinen Gedanken mit wunderbarer Schnelligkeit bald hierhin bald dahin versetzen kann, so schnell eilte die Göttermutter Here vom Ida zum Olympos. — Sonst bietet die Natur mit der Fülle ihres Lebens die schönsten Vergleiche. Der Wandel der Jahreszeiten, die Stille der Nacht, der Stürme Wut und des Meeres immer wechselnde Erscheinungen, Feuer und Wasser, Pflanzen und Tiere, alles tritt in den Dienst des göttlichen Sängers.

Von Hektor ist eben gesagt, dass er, auf seine schnellen Füsse vertrauend, in die Schlacht eilte. Das genügt dem Dichter noch nicht. Er setzt hinzu: Wie es ist, wenn ein Ross, das im Stalle steht und an der Krippe reichlich Hafer gefressen hat, die Fessel zerreisst und durch die Ebene dahin galoppiert, weil es gewohnt ist, im schönfliessenden Strom sich zu baden: stolz trägt es sein Haupt im Vertrauen auf seine Kraft, um die Schultern flattert die Mähne, und seine Füsse tragen es schnell zu den bekannten Weideplätzen der Rosse: also eilte Hektor schnell vorwärts, als er die Reisigen zum Kampfe antrieb. — Von demselben Hektor sagt der Dichter ein andermal: Wie der braune Adler auf die Schar der geflügelten Vögel losstürzt, die am Flusse sitzen und fressen, auf Gänse, Kraniche oder langhalsige Schwäne: so stürzt Hektor auf das stahlblau geschnäbelte Schiff vor.

Wie schon hieraus hervorgeht, enthalten die Homerischen Vergleiche oft sehr viel mehr als unbedingt nötig ist. Sie dienen eben nicht nur zur Erläuterung und um die Stimmung zu verstärken, sondern haben eine Bedeutung für sich.

Um den Kampfeseifer der Myrmidonen zu zeichnen, hätte Homer nur zu sagen brauchen: sie stürzen vorwärts, wie hungrige Wölfe auf ihre Beute stürzen. Weil er aber ein anschauliches Tierleben vorführen will, sagt er: Gleich wie Wölfe, die nach Fleisch verlangt, denen unbändige Kraft im Innern wohnt und die nun einen grossen gehörnten Hirsch in den Bergen erbeutet haben und verzehren; ihnen allen sind die Rachen rotgefärbt von Blut; dann stürzen sie rudelweise fort, um aus der nächsten Quelle mit ihren schmalen Zungen das dunkle Wasser zu schlürfen, wobei sie den blutigen Mord ausspeien; in ihrer Brust lebt ein Herz, das nicht zittert, ihre Magen aber sind vollgestopft von Speise: gerade so drängen sich die Führer und Berater der Myrmidonen um den Freund des Aiakiden. — Oder es stürzt ein Held, wie eine Eiche stürzt, oder eine Schwarzpappel oder eine schlanke Kiefer, die die Zimmerleute mit ihren Beilen gefällt haben, damit sie zum Schiffbau verwendet werde. — Zu besonders schönen Vergleichen wird der König der Tiere, der Löwe, verwertet. Wie ein Löwe vom einsamen Gehöft abzieht, nachdem er es müde geworden ist, die Hunde und die Männer zu reizen, die die ganze Nacht Wache halten und nicht zulassen, dass er sich ein fettes Stück aus der Rinderherde herausholt; ihn aber verlangt heftig nach Fleisch, und so dringt er immer wieder vor; er richtet aber nichts mehr aus, denn in einem fort senden sie ihm die Speere entgegen, die von den Händen der Männer geschleudert werden, und die brennenden Fackeln, vor denen er trotz aller Kampfeslust zurückweicht; und als es Tag wird, entfernt er sich mit bekümmertem Herzen: geradeso wich der im Kampfruf tüchtige Menelaos zurück von dem Leichnam des Patroklos, den die Troer nicht losliessen. — Sogar dem Grautier, dem Esel, hat der Dichter eine Seite abgewonnen und zwar eine gute, die Beharrlichkeit, die sich durch nichts beirren lässt. Sowie ein Esel, den Knaben dahinführen und der auf ein grünes Saatfeld am Wege gegangen ist, sich satt zu fressen, unbekümmert um die Schläge, die die Kinder ihm geben, ruhig weiter frisst, bis er satt ist und dann von selbst wieder in den Weg zurück lenkt: so weicht Aias vor den Speerwürfen der Feinde nur langsam und ohne sich sonderlich um sie zu kümmern.

Wie lieb dem Dichter die Vergleiche sind, ersieht man namentlich daraus, dass er sie an einigen Stellen häuft; finden sich doch einmal fünf Vergleiche zusammengestellt, damit ja

der Vorgang, der Ausmarsch des Heeres, von allen Seiten beleuchtet werde.

Es bliebe noch übrig, von dem Versbau und dem sprachlichen Ausdruck des Dichters einiges zu sagen. Allein das kann man nicht gut thun, ohne Bekanntschaft mit dem Urtext vorauszusetzen. Ich beschränke mich also auf die Versicherung, dass die Homerische Darstellung Einfalt und Erhabenheit, Kunst und Natur in wahrhaft gewinnender Weise verbindet, dass man sich einen schlichteren Satzbau nicht denken kann, und dass er doch, weil er klar und wohlgebaut ist, niemals ermüdet, und dass der Homerische Vers in seiner passenden Länge, seinem schönen Tonfall, seiner Ausdauer, Kraft und gefälligen Gliederung für das Epos wie geschaffen ist. Der Ton wechselt natürlich je nach der Verschiedenheit des Inhaltes. Bald ist die Darstellung farbenreich, andringend und kühn, bald zeichnet sie sich durch Pracht und Fülle aus, bald erstrahlt sie in sonnigem Glanze, bald nähert sie sich in sicherer Ruhe und Schlichtheit der Rede des gewöhnlichen Lebens, immer aber atmet sie Gesundheit, Kraft und Bewegung.

Ich habe entfernt nicht alles beigebracht, was als besonders fesselnd an Homer gelten kann und was seine überragende Grösse ausmacht. Aber wenn wir nur auf das wenige hinsehen, was ich in dieser Stunde Ihrem Urteil unterbreitet habe, so begreifen wir, wie Homer bei seinem Volke in so hohen Ehren stand, dass es ihn wie einen Heros, ja wie einen Gott feierte, und wie er bis auf unsere Tage in allen höheren Kulturen als segenspendender Genius und als Führer zum Idealen gefeiert wird.

Wie sagt doch Goethe?

»Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.«

Wer dem deutschen Volke die Griechen, wer ihm den Homer nehmen will, der weiss einfach nicht, was er thut; er verschüttet eine der Quellen, aus denen unserem Geistesleben ein Segen zugeströmt ist und fortwährend zuströmt, wie ihn keine Litteratur der Welt wieder zu bieten vermag. Übrigens hat es keine Gefahr. Wenn wir von ihm abgebracht würden wir kehrten doch wieder zu ihm zurück. Er altert nicht, er verliert nicht, er bleibt immer neu und frisch. Seine Vorzüge und Reize sind so zahlreich, so gross und von so bleibendem Werte, dass er der Welt nicht verloren gehen kann

und nicht verloren gehen darf. »Auch hier«, ruft Lessing einmal aus, »ist Homer das Muster aller Muster«. Das gilt fast durchweg. Und wenn wir auch so glücklich sind, die herrlichsten Schätze vieler anderer Völker und vor allem die Meisterwerke unserer eigenen Litteratur, einer Litteratur sondergleichen, zu besitzen und zu geniessen, einen Homer hat es nur einmal gegeben; nur einmal hat sich in einem Sänger Natur und Kunst, Objekt und Subjekt, Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues zu solch ungestörter Einheit zusammengefunden wie in Homer, und so sagen wir im Anschluss an die Worte eines griechischen Epigrammatisten:

»Lange sann die Natur und schuf, und als sie geschaffen,
Jubelte laut sie und sprach: »Einen Homeros der Welt«.«

Horaz und sein Säculargedicht.

Ein Beitrag

zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.

Vortrag,
gehalten am 14. Februar 1900 in der ordentlichen Sitzung der
Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Richard Thiele,
Gymnasialdirektor.

Das schöne Wort, das Horaz in seiner grossen Epistel an Augustus [1]) sprach:

»Hellas, besiegt zwar, bezwang doch den wilden Sieger und Künste
Bracht es dem ländlichen Latium« —

hat O. Ribbeck in seiner trefflichen Geschichte der römischen Dichtung [2]) bezeichnend so umschrieben: Horaz wusste, dass der Genius der Poesie in der römischen Nation nur ein Gast aus der Fremde sei, und er war viel zu unbefangen, um dem Wahne zu huldigen, als ob die Nachkommen jener ehrenfesten Krieger, jener Bauernsöhne, die vor allen Prozente zu berechnen lernten, zu vertrautem Verkehre mit den Musen berufen seien. Aber da, wie der feinsinnige Gelehrte fortfährt, [3]) dem Horaz, als dem begeisterten Schüler der Griechen, das Ideal der Schönheit in der griechischen Dichtung aufgegangen war, so ergab sich ihm mit Notwendigkeit, dass das Heil der römischen Dichtung allein in dem engen Anschlusse an die hellenische Poesie, in der hellenischen Dichtweise denkbar sei. Diesem Ideal hat Horaz von frühester Zeit an nachgestrebt, er, dessen Jugend schon durch homerische Gedanken genährt wurde; als Knabe bereits las er die noch in saturnischen Versen übersetzte Odyssee des Livius Andronicus, ja auch die Ilias. [4]) Später hatte er in Athen hellenische Weltweisheit und Dichtkunst studiert. So war er ein begeisterter Anhänger und Nachahmer griechischer Poesie geworden, und er blieb es sein Lebelang: in der geistigen Welt der griechischen Lyrik war er heimisch und wurde ausser von Archilochus besonders unmittel-

---

[1]) Epist. II, 1, 156—157.

[2]) II S. 174.

[3]) Ebenda S. 174.

[4]) Episteln II, 1, 62; 2, 41 ff.

bar von Alcäus, Sappho, auch von Anacreon, Bacchylides, Callimachus und Pindar, mittelbar auch durch die anderen grossen griechischen Lyriker und durch ihre alexandrinischen Nachahmer beeinflusst. Ein Ringen und Kämpfen, jahrzehntelang, bis ihm nach innerlichem Erfolge durch ein Machtwort des gleichstrebenden Beherrschers Roms, des Augustus, der Sieg auch äusserlich und völlig zu teil wurde! Wir finden diese Entscheidung in der Übertragung der Dichtung des carmen saeculare[5]) an Horaz seitens des Kaisers Augustus und hoffen dieses im folgenden nachweisen zu können. Zur Begründung aber müssen wir weiter ausholen und zunächst ein paar kurze Worte über die hellenische Cultur Roms im allgemeinen sprechen.

Die neuesten Forschungen haben unwiderleglich bewiesen, dass, wie nach Griechenland in seiner Urzeit die orientalisch-ägyptische Cultur, massgebend und vieles umgestaltend, eindrang, so Rom durch die Übermittlung der griechischen Cultur, der materiellen wie der ideellen, das geworden ist, was es zum Staunen der Welt später war. Namentlich durch die Berührung mit den unteritalischen und sicilischen Griechen, später erst mit den Hellenen im Stammlande selbst! Es ist nicht zu viel behauptet, dass Hellas Roms geistige Nährmutter ward, wie es früher durch den Siegeszug der Waffen des grossen Alexander die Barbarenwelt des Ostens und Südens unterworfen hatte und im hellenistischen Zeitalter — im Weltplane Gottes die Vorbereitungszeit behufs Ermöglichung der späteren raschen Ausbreitung des Christentums — im Norden bis zur taurischen Chersonesos und

[5]) Dass unsererseits die weitschichtige Litteratur über Horaz, Catull u. a., soweit es nötig war, herangezogen wurde, ist wohl selbstverständlich, ohne dass wir sie im einzelnen erwähnen. Das Säculargedicht des Horaz ist in den letzten Jahren ein gern behandeltes Thema gewesen, namentlich in Akademie- und Universitätskreisen; ich verzeichne hier die von mir benutzte Litteratur, wenn auch mein Standpunkt mehrfach ein anderer und von mir selbst gewählter ist, meine Ergebnisse daher zum Teile nach einer anderen Seite liegen, auch mehrfach andere sind als in den unten verzeichneten Werken; s. ausser den weiter unten Anm. 24 erwähnten Publikationen der Inschriften: 1) Th. Mommsen, Die Akten zu dem Säculargedicht des Horaz, in der Wochenschrift »Die Nation« vom 12. Dzbr. 1891. 2) Vahlen, Über das Säculargedicht des Horaz, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1892, S. 1005—1021. 3) Wilh. v. Christ, Horatiana: IV: Das carmen saeculare und die neu aufgefundenen Säcularakten, Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1893, S. 136—152. 4) Georg Wissowa, Die Säcularfeier des Augustus, Kaisergeburtstagsrede, Marburg i. H. 1894.

bis in die Steppen der Scythen, in der heutigen Krim und in Südrussland, im Osten bis ans Caspische Meer und bis an den Indus, im Süden bis zu den Cataracten des Nil, im Westen über Südgallien hinaus bis zu den Säulen des Hercules herrschte. Dann kam die römische Welt an die Reihe, und unaufhaltsam war auch hier der Siegeszug des hellenischen Geistes. Mochten auch unter den Schlägen der harten römischen Faust sowohl der einstige Feldherr Alexanders des Grossen und sein Schüler auf dem Felde der Strategie, Pyrrhus von Epirus, welcher das unteritalische Griechentum gegen Rom zusammenfassen und Italien sich unterwerfen wollte, als auch der macedonische Philipp und sein Sohn Perseus, später die Ätolier und der Achäische Bund zu Boden geschmettert werden, und mochte nach der Zerstörung Corinths im Jahre 146 v. Chr. Griechenland selbst als Provinz dem weiten Römerreiche einverleibt werden: geistig gieng der Hellenismus doch als Sieger hervor, so hartnäckig und zuweilen rücksichtslos auch sich patriotische Römer dagegen sträubten, namentlich gegen die Auswüchse ankämpften, in früherer Zeit der Dichter Cn. Naevius, später der alte Cato, dann der Ritter L. Aelius Stilo, Ciceros Lehrer.[6]) Uns kann hier nur, unserem Zwecke entsprechend, die Dichtkunst, im besonderen die lyrische, beschäftigen.

Abgesehen von Livius Andronicus, welcher den Homer übersetzte und das griechische Drama in die römische Litteratur einführte, und Cn. Naevius folgte ihm darin, beginnt erst mit Qu. Ennius im 6. Jahrhundert der Stadt die Dichtung in griechischer Weise in Rom. Ennius stammte aus Rudiä in Calabrien. Demnach war Griechisch eigentlich seine Muttersprache, aber er schrieb lateinische Tragödien und Comödien. Seine Hauptstärke lag jedoch auf dem Gebiete des heroischen Epos, weniger bedeutend ist er in der Lyrik, selbst wenn wir zu ihr das didactische Gedicht, das Epigramm und die Satire, rechnen dürfen. Die Satire, welche zuerst nur griechische Formen der Verse hatte (jambische Senare, trochaeische Septenare und dactylische Hexameter) wurde ja als echt römisches Gedicht die einzige nationale Schöpfung Roms auf dem poetischen Gebiete und von Lucilius, etwa ein Jahrhundert später, ausgebildet. Unterdessen aber war

[6]) Leop. Koprivšek, Die Gegner des Hellenismus in Rom bis zur Zeit Ciceros (Progr. Rudolfswert, 1887) S. 4 ff., 11 ff., 15.

Rom sozusagen eine cosmopolitische Stadt geworden, wohin aus allen Teilen der damals bekannten Welt Fremde zusammenströmten, namentlich aus den hellenistischen Ländern, und in ihr fand ein Austausch aller Culturideen statt. Namentlich nach der Unterjochung Griechenlands, als viele griechische Kunstwerke, ja ganze griechische Bibliotheken nach Rom gebracht wurden, wimmelte es von Griechen — auch minderer Art, deshalb Graeculi genannt — in Rom, sowohl von Philosophen und Rhetoren, als auch von Künstlern und Gelehrten, welche als Vorleser, Secretäre und Reisebegleiter dienten. Andererseits verlebten damals manche aus Rom verbannte bedeutende Männer die Jahre ihres Exils in Griechenland und in den griechischen Culturländern, viele Römer machten Reisen ebendahin, und römische Jünglinge vollendeten ihre Studien in den Centren griechischer Bildung, besonders in Athen und Rhodus. Hierdurch drang freilich mehr alexandrinische Dichtart und kleinasiatische Beredsamkeit nach Rom als althellenische Bildung und Litteratur, aber auch durch das Studium jener arbeitete man sich doch zum echten Hellenismus durch, den Bahnen nachgehend, welche Ennius gewiesen hatte. Namentlich war das elegische Sinngedicht, welches in der damaligen griechischen Modepoesie ebenso massenhaft als zierlich ausgebildet wurde, in den litterarischen Kreisen des 7. Jahrhunderts der Stadt in Rom sehr beliebt.[7]) So dichtete u. a. der berühmte Feldherr gegen die Cimbern Q. Lutatius Catulus, so der Tragödiendichter Accius. auch Sulla, Varro und — Cicero sein »Buch der Scherze« (iocularis liber), der Übersetzungen zu geschweigen. Diese Zeit aber war eine Entwicklungszeit, wo man in der Freude an der eindringenden Cultur der Griechen von ihr namentlich lernte, »das spröde Organ der römischen Zunge an den Formenreichtum der hellenischen Muse zu gewöhnen«.[8]) Unbedeutend freilich sind die Dichter dieser ersten stammelnden Versuche, Laevius und Sueius, bis ein echter Dichter, umgeben von Genossen und Nachahmern, auf den Plan trat: C a t u l l u n d s e i n e F r e u n d e. Catull ist die liebenswürdigste und genialste Dichterpersönlichkeit vor Vergil und Horaz, vielleicht Roms grösster Lyriker, ein Dichter in der Lyrik mit Goethischer Anmut und Fülle. Gebildet von P. Valerius Cato, welcher aus Gallia Cisalpina

[7]) S. Ribbeck, a. a. O. I. S. 290f.
[8]) Ribbeck, a. a. O. I, S. 303.

stammte, war Catull, selbst ein Transpadaner, mit seinen Freunden und gleichstrebenden Gefährten aufgetreten; zu diesen gehörte der uns seit unserer Jugend bekannte Geschichtsschreiber Cornelius Nepos, ebenso der grosse Redner Q. Hortensius, Q. Cornificius, L. Licinius Calvus, der aus Cicero uns bekannte Führer der Neuattiker im prosaischen Stile, und C. Helvius Cinna, wahrscheinlich der von dem erregten Pöbelhaufen nach Caesars Ermordung in blinder Wut zerrissene Dichter. Als Mittelpunkt einer neuen Dichtergeneration sang Catull seine Lieder mit siegesgewisser Kühnheit und Ausschliessung aller anderen, die sich nicht zu ihm bekannten! In den Formen hielten sich diese Dichter, voran Catull, an die ansprechenden und gefälligen Rhythmen der griechischen Melik, auch an die der Alexandriner. In anmutreicher, aber gewählter, oft sogar nicht leichtverständlicher Sprache schufen sie, die poetae novi, diese neumodischen Dichter, Elegien (besonders Liebeselegien), Epigramme und die mannigfachsten Lieder erotischen Inhalts. Namentlich der Meister Catull, welcher den Homer eifrig studiert hatte, folgte ebenso den Bahnen der aeolischen Lyrik, besonders denen der Sappho, aber auch Anacreons, des Archilochus und Hipponax, wie denen der Alexandriner, namentlich des Callimachus. Schön sagt daher A. Riese in seiner Ausgabe des Catull:[9]) »Homerisch-alexandrinische Kunst, sapphische einfache Anmut und Roms Sprache und Leben bilden den Dreiklang, welchen Catulls Poesie ertönen lässt«, wozu Th. Mommsen[10]) hinzusetzt: »durch den sie vollendete Kunst und doch ohne die Glätte der Fabrik erlangte«. Von warmem Lebensblute waren seine Lieder durchströmt, schildernd das Leben der lieben Jugend »bei vollen Bechern und leeren Beuteln«, in tollen Abenteuern ungebundener Liebeslust, nicht ohne ernsthafte Opposition gegen den erstehenden Machthaber, den grossen Caesar, mit welchem sich Catull erst spät versöhnt hat. Als erotische Formen gebrauchte Catull Jamben, aeolische Rhythmen (sapphisches und asclepiadeisches Metrum, glyconeische Strophen) ja auch Galliamben, Hexameter und Distichen finden wir. »So lieben wir,« sagt Ribbeck,[11]) »an Catull eine echte Poetennatur: er selbst mitten im Leben, und die Muse hat auch ihm gegeben, zu sagen, was er liebe und leide.« Weit ist der Umfang seiner

---

[9]) Einleitung S. XXII.

[10]) Röm. Gesch. III^2 S. 589.

[11]) a. a. O. I, S. 34 f.

Gedankenwelt und seiner geistigen Bestrebungen nicht gewesen: Philosophie und Wissenschaft haben ihn nicht angekränkelt. Ein Mann der That war er auch nicht: er hat sich und seinen Freunden gelebt [nicht viel mehr als 3 Dezennien!], der Schönheit gehuldigt und Bekenntnisse, wenn auch nicht einer makellos reinen, doch aufrichtigen und treuen Seele hinterlassen. Als jugendliche Gestalt wandelt er unter den Unsterblichen, mit den Vorzügen wie mit den Mängeln der Jugend.« Er sprach: odi et amo; aber darin liegt auch seine Schwäche, welche allzugrosse Subjectivität ist. Liebesneckereien und fliegende Blätter, mehr sind viele seiner Lieder im Grunde genommen nicht, ohne tieferen ethischen Gehalt. Und so konnte Catull und konnten die Catullianer nicht durchdringen, namentlich da nach ihrer Zeit die greuelvollen Jahre der Bürgerkriege, die Kämpfe zwischen Pompejus und Cäsar, dessen Dictatur und Ermordung, die Kriege zwischen den Verschworenen und dem 2. Triumvirate, endlich das Ringen um die Obergewalt zwischen Antonius und Octavian folgten, wobei letzterer die Obergewalt behielt und den Principat gründete. Cäsar hatte der Dichtung seiner Zeit keinen neuen Geist einzuhauchen verstanden und die Herzen des Volkes kalt gelassen. Diesen Mangel erkannte Octavian: Pflege der Dichtung erschien ihm daher als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Ihm kam Vergil zu Hilfe mit seinen schön- und tiefempfundenen »Hirtenliedern« und später mit dem classischen Gedichte vom »Landbau«; und lange wusste die römische Welt von der Dichtung des grossen Nationalepos, der »Aeneis«, ehe es erschien, und dies geschah erst nach des Dichters Tode. Letzteres, so national es auch war, schweift doch in seinen Anfängen hinüber in die Griechenwelt, und formell soll es eine Nachahmung Homers sein. Die Pflege der Schätze griechischer Dichtkunst war es demnach bald, was Octavian als ein nicht unwirksames Mittel erkannte, durch welches er die Gebildeten in Rom für sich und seine Bestrebungen gewinnen könnte. Namentlich waren es die litterarischen Kreise, welche sich damals bildeten, durch die er seine Pläne, wenn auch oft nur mit kluger Zurückhaltung und versteckt wirkend, zu fördern hoffte. Grosse Bedeutung hatte zunächst der litterarische Kreis um Asinius Pollio, welcher selbst einst als Jüngling zu Catulls Füssen gesessen hatte und so die damalige Gegenwart mit der oben geschilderten Vergangenheit verknüpfte: er gründete die erste öffentliche Bibliothek

Roms und führte die öffentlichen Vorlesungen der Gedichte und anderer geistiger Schöpfungen vor einem Freundeskreise ein; zu seinen Schützlingen gehörte der junge Vergil. Dann der Kreis um M. Valerius Messalla Corvinus; ihm hiengen Tibull und später Ovid an. Endlich der bedeutendste war der um C. Cilnius Maecenas, aus welchem Vergil, der Tragiker Varius sowie Plotius Tucca, der spätere Herausgeber der Aeneis, Quintilius Varus, Aristius Fuscus, später auch Properz hervorgiengen, vor allen aber Horaz. Maecenas, ein Mann von feinster Bildung und ein trefflicher Kenner griechischen Geisteslebens, übte nach dieser Richtung, mit stiller Billigung des Augustus, den tiefgreifendsten Einfluss aus, namentlich wenn ihm gleichgestimmte Seelen entgegenkamen, welche in der Anlehnung der römischen Poesie an die griechische Dichterwelt das Heil der ersteren auch in der Lyrik sahen, wie es in der Dramatik schon Jahrhunderte lang vorher und in der Epik von Ennius bis Vergil erkannt war. Auf keinen findet dieses mehr Anwendung als auf Horaz.

Horaz war bekanntlich der Sohn eines Freigelassenen, eines Auctionators und späteren Einnehmers bei öffentlichen Versteigerungen, welcher seines Sohnes wegen aus der kleinen apulischen Landstadt Venusia, in deren Nähe er ein kleines Gütchen besass, nach der Hauptstadt Rom gezogen war. Der Jüngling erhielt unter der liebevollen Aufsicht dieses besten aller Väter, der für ihn alles verwendete, eine so ausgezeichnete Erziehung, wie sie nur den Kindern der ersten und besten Familien Roms zu teil wurde. So kam es auch, dass er, wie alle jungen vornehmen Römer, nach Abschluss seiner Schulbildung, um modern zu sprechen, die Universität Athen bezog, um daselbst namentlich griechische Philosophie und Dichtkunst zu studieren. Es war die Zeit, als Caesar den Mordstreichen der Verschworenen erlegen war, diese aber selbst bald darauf Rom verlassen mussten. Brutus, »der Befreier, der Tyrannenmörder«, wie er von der altrepublicanisch gesinnten Partei Roms so gern genannt wurde, kam auch nach Athen. Hier schloss sich ihm die dort studierende, meist freiheitsschwärmende Jugend Roms an; unter ihr Horaz. Er muss ein besonders inniges Verhältnis zu Brutus gehabt haben, weil dieser den Jüngling, um ihn in seiner Nähe zu haben, zum Militärtribun ernannte: wir würden sagen, ihn in seinen Stab aufnahm und eine Offizierstelle im Generalquartiermeisteramte verlieh.

Die Tage von Philippi zertrümmerten freilich bald diese ganze Herrlichkeit: nach Caesars Grossthaten war die Republik damals nicht viel mehr als eine galvanisierte Leiche, die zwar noch zucken, aber nicht mehr zum Leben zurückgerufen werden konnte. Ohne auf Horazens Leben hier näher eingehen zu können, sei nur erwähnt, dass er durch die Grossmut des Siegers, wie so viele irregeleitete Jünglinge, begnadigt wurde und, von dieser Begnadigung Gebrauch machend, nach Rom zurückkehrte und hier Vergessenheit und Gesundung in der Arbeit suchte. Er kaufte sich von dem Reste des Vermögens, das ihm sein unterweilen verstorbener Vater hinterlassen hatte — das Landgut war den Veteranen der Triumvirn zugewiesen, modern gesprochen: expropriiert worden —, eine Schreiberstelle im Schatzamte. Zugleich schrieb er, der durch das Unglück frühreif Gewordene, seine Epoden und seine Satiren und die Erstlinge seiner Oden, von denen wohl nichts erhalten ist. Hierdurch mit Maecenas bekannt geworden, wurde er in dessen Freundeskreis aufgenommen und von ihm später auch durch edelmütige Schenkungen, namentlich eines sabinischen Landgutes, öconomisch unabhängig gestellt. Da konnte es natürlich nicht fehlen, da Maecenas Octavians vertrautester Freund und während des Herrschers Abwesenheit von Rom öfters sogar dessen Stellvertreter war, dass er mit dem Caesar auch mannigfach in Berührung kam. Aber Horaz, durch und durch ein verständig denkender Mann und eine fein empfindende Seele, zog sich möglichst zurück: er glaubte durch seine republicanische Vergangenheit, um nicht als ein Renegat zu gelten, in der Politik mindestens zunächst zum Schweigen verurteilt zu sein. Erst allmählich sah auch er die Segnungen ein, welche die neue Monarchie Rom brachte, das in den Wirren der Bürgerkriege hätte untergehen müssen, wenn nicht eine starke Hand gleichsam den gordischen Knoten ewigen Haders zwischen den Gewalthabern rücksichtslos durchhauen hätte. Zu jenen sich befehdenden Gegnern gehörte zuerst auch Sextus Pompejus, der das Meer beherrschende Sohn des grossen Pompejus; dann tobte der Streit nur zwischen den zwei, Antonius und Octavianus, rücksichtslos. So finden wir — ich kann hier nur einige Hauptpuncte erwähnen, aber dieses ist ebensowohl für den Entwicklungsgang des Dichters wie für die Chronologie seiner Gedichte wichtig — für folgende Gedichte ihre Erklärung und Stelle: die grosse herrliche

16. Epode, wo der Dichter kurz vor Ausbruch des Perusinischen Krieges, im Jahre 41 v. Chr., Roms Heil noch darin sieht, dass seine Bürger es verlassen und in eine bessere Ferne, er nennt sie die Inseln der Seligen, auswandern; ferner die 7. Epode, vermutlich aus dem Jahre 38, vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Octavian und Pompejus (hierher gehört auch die 5. Satire des 1. Buches, das vielgerühmte iter Brundisinum). Ganz anders schon ist die 1. Epode, wo Horaz kurz vor dem Ausbruche des Entscheidungskampfes zwischen Antonius und Octavian, in der gewitterschwülen Zeit des Sommers im Jahre 31, die mit dem Tage von Actium am 2. September 31 endete, mit Mäcen in den Krieg ziehen will, nachdem seine Mahnrufe in dem 14. Gedichte des 1. Odenbuches, seiner einzigen Allegorie, in welcher Rom mit einem aus dem sicheren Hafen wieder in die stürmische See hinausstrebenden Schiffe verglichen wird, vergeblich verhallt waren. Als dann das Geschick Roms entschieden, als Octavian als Sieger heimgekehrt war und seinem Lande, das sich nach drei im Greuel der Bürgerkriege verlebten Generationen nach Ruhe sehnte, diesen Frieden brachte, als er die staatlichen Zustände Roms unter äusserlicher Bewahrung der alten republicanischen Formen neu ordnete, in Wahrheit aber allmählich die für Rom allein damals mögliche Monarchie durch das feinberechnete politische Mittel der Ämterculmination im Principate einführte, da wurde auch Horaz' Stellung nach und nach eine dem neuen Herrscher geneigtere. Beeinflusst wurde er dabei sowohl durch eigene Einsicht in das wahre Wohl seines Vaterlandes, die er durch Maecenas gewann, als auch unmittelbar durch diesen edlen Freund und seinen Freundeskreis. Diesem gehörte, wie schon erwähnt ist, Vergil an, welcher in seiner begeisterten 4. Ecloge und am Schlusse des 6. Buches der Aeneide [12]) gleichsam ein Prophet der neuen Monarchie war, ferner Varus, Iccius u. a. Und während, wahrscheinlich noch im Jahre 25 v. Chr., in der 21. Ode des 1. Odenbuches nachzittert, dass durch die doch immerhin nur unbedeutende Expedition des Aelius Gallus nach Arabien, Rom sich wieder in gefährliche Abenteuer stürze, schlägt das aus dem folgenden Jahre stammende 12. Gedicht des 1. Odenbuches schon einen ganz anderen Ton an. Es ist ein Glückwunschgedicht für eine Familienfeier im kaiserlichen Hause:

[12]) Vers 792 ff.

5*

M. Claudius Marcellus, der von Augustus adoptierte Sohn des Marcellus und der Schwester des Herrschers Octavia (die so unglücklich mit Antonius vermählt gewesen war), wollte sich mit Augustus' Tochter Julia vermählen. Leider starb der sittlich tüchtige und hochbegabte Jüngling, den Augustus sich zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, bereits zum Unglücke Roms im folgenden Jahre. Unterweilen hatte die Monarchie immer festere Wurzeln gefasst, und inzwischen war Roms Glück unter ihr wieder im Erblühen begriffen Dieses erkannte der Dichter Horaz dankbar an, und nun verstand er sich auch dazu, seine Muse in den Dienst der Monarchie zu stellen, streng aber nur der Sache dienend, denn der Person des Herrschers blieb er, trotz aller Aufforderungen desselben, fern. Es ist die Zeit gekommen, in welcher Horaz seine berühmten 6 Römeroden, die 6 ersten Lieder des 3. Odenbuches, schuf, welche uns Theodor Mommsen in seiner trefflichen und geistvollen Rede vom 24. Januar 1889[13]) erst voll hat würdigen gelehrt; denn sie zu verstehen, sei die genaueste Kenntnis der damaligen Politik nötig, welche dazu gehöre wie zur Rose der Sonnenschein. Möge man mir gestatten, Mommsens Gedanken hier kurz wiederzugeben. Das erste Gedicht ist einleitend und wendet sich an die unter der Monarchie heranwachsende Jugend: alle Menschen ziehen aus der Urne des Schicksales das Todeslos, deshalb beselige allein der innere Friede, welcher mit Mässigem sich begnügt und die Mühsal des Reichtums nicht kennt; diese Ruhe behaglichen Lebens aber kann nur der unter dem Schutze der Monarchie allein mögliche Friede des Staates gewährleisten; darum ist die Monarchie notwendig. Diese stützt sich jedoch, wie das 2. Gedicht ausführt, auf ein mächtiges und schlagfertiges Heer, sowie auf einen trefflichen Beamtenstand; beides hat Rom unter Augustus; nur strebe es nicht weiter, wolle nicht, wie Antonius geplant habe, den Schwerpunkt von der Hauptstadt im Westen, Rom, das allerdings damals fast an der Peripherie des Reiches lag, nach Osten verpflanzen, nach dem altehrwürdigen Ilium. Es waren dies Bestrebungen, die schon Caesar nachgesagt wurden, welche auch stets geblieben sind, und als sie unter Constantin zur Wirklichkeit wurden, bald das Ende des Gesamtreiches herbeiführten: Horaz hat es im 3. Liede gleichsam prophetisch voraus gesagt! Hochpolitisch

[13]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1889, S. 23—35.

war dies Lied, das 4. ist menschlicher: es rät der Monarchie als Beschützerin der Dichtkunst aufzutreten und bringt deshalb persönliche Beziehungen und Erlebnisse des Dichters; wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, dass dieses Lied, das unseres Schillers herrliches Wort:

»drum soll der Sänger mit dem König gehen,
sie beide wohnen auf der Menscheit Höhen« —

ahnend vorausnimmt, viel dazu beigetragen hat, Augustus und Horaz einander näher zu bringen. Denn schon das 5. Lied ist fast eine Verteidigung der äusseren Politik des Augustus, welche, da sie die weitausschauenden Eroberungspläne Caesars aufgab, den einen zu schwächlich, anderen wenigstens zu langsam erschien; Horaz aber würdigte sie richtig, denn der Kaiser will Blutvergiessen vermeiden, wo die politischen Erfolge als reife Früchte sowieso den Römern in den Schoss fallen müssen. Die Folgezeit gab ihm ja auch Recht, und keine Errungenschaft des neuen Imperator war so populär als die »Wiedergewinnung der römischen Fahnen, welche Crassus am Unglückstage von Carrhae und später Antonius an die Parther verloren hatten.« [14]) Der Schluss des Odencyclus ist, wie recht und billig, eine Mahnung zu grösserer Frömmigkeit an die Römer; stellte doch Augustus nach und nach viele (man spricht von 82) Tempel wieder her: die restaurierte Orthodoxie soll, wie Mommsen richtig sagt, das Fundament der Augusteischen Staatsreform werden.

Konnte sich Augustus einen beredteren und einflussreicheren Anwalt für seine ebenso auf die Gründung der Monarchie wie auf das wahre Heil Roms gerichteten Bestrebungen wünschen als den Dichter Horaz? Einst war dieser ein begeisterter Anhänger der Republik gewesen, dann aber war er, durch die Thatsachen belehrt, allmählich der Anhänger der äusseren wie inneren Politik des Kaisers geworden, ohne dass er dem Monarchen sich näherte. Niemand konnte ihm deshalb Eigennutz vorwerfen, da er alle Belohnungen, selbst die Ehre des näheren persönlichen Umgangs mit dem Herrscher ablehnte. Nur an einer Stelle war Horaz zu fassen: an seiner oben entwickelten Auffassung von dem wahren Heile der römischen Poesie, die in der engen Anlehnung an die hellenische Dichtweise bestand! Auch Augustus sah dieses ein, wie es auch Maecenas und sein Freundeskreis

[14]) Wissowa a. a. O. S. 7.

glaubte. Das war sehr wichtig, denn dieser letztere war in Rom damals so massgebend für den Geschmack seiner Zeit, wie in viel späterer Zeit, in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, bezüglich der französischen Litteratur das Hôtel Rambouillet, d. h. der Salon der Marquise de Rambouillet, bestimmend war. Sich für diese Bestrebungen des Horaz, welcher unterweilen nach den Epoden und Satiren auch seine 3 ersten Odenbücher und das 1. Epistelbuch veröffentlicht hatte, öffentlich und feierlich zu erklären, wartete der Kaiser nur auf eine passende Gelegenheit. Bekanntlich hat Augustus, der Mann von »geradezu unheimlicher Klugheit, so dass wir es nachfühlen können, wenn ein Mann wie Niebuhr sich durch die Anwesenheit einer Augustusbüste in seinem Arbeitszimmer beunruhigt und bedrückt fühlte«, [15]) mit den Römern etwas Comödie gespielt. Er nahm den Principat getreu der Errichtung des Triumvirats (tres viri reipublicae constituendae) zuerst nach dem Actischen Siege nur so lange an, bis Ordnung im Staate geschaffen sei. Darum wollte er sich im Jahre 27 von den Staatsgeschäften zurückziehen. Man bat ihn zu bleiben, und der Ehrenname Augustus belohnte ihn für seine Bereitwilligkeit, 10 Jahre die »goldene Last« weiter zu tragen. Dieselbe Weigerung und Bitte, dasselbe Nachgeben erfolgte im Jahre 17! Aber dann wurde die Monarchie lebenslänglich (principatus perpetuus) und damit eigentlich gegründet! Dieses gedachte Augustus durch ein solennes Fest zu feiern, und damit auch jene Anerkennung für Horaz zu verknüpfen. Hierzu boten sich die ludi saeculares [16]) dar, von ihm erneuert und auch von den späteren Kaisern mehrfach feierlich begangen. Uralte Spiele, früher ziemlich allhundertjährlich gefeiert, ganz ungewissen Ursprunges — sie sollen auf Weisungen in den sibyllinischen

[15]) S. Wissowa a. a. O. S. 6.

[16]) Über den Begriff des Wortes saeculum s. Wissowa a. a. O. S. 11 ff. Es bedeutet die längste Dauer eines Menschenlebens in der Weise, dass ein heute beginnendes saeculum an dem Tage sein Ende findet, an welchem der letzte Mensch des heute lebenden Geschlechtes stirbt, also ein Zeitabschnitt von ungleicher Dauer und mit willkürlichem Anfange; dieser Beginn wurde auch als Rettungs- und Heilmittel angesetzt, um durch einen Wechsel der Zeiten aus grosser Not zu kommen, oder um tiefgehende Veränderungen einzuführen und einzuleiten. Später nahm man ungefähr 100 Jahre als Dauer eines saeculum an; das etruskische saeculum erstreckte sich sogar auf 110 Jahre. — Während des Druckes unserer Abhandlung erschien das Programm (Posen, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Ostern 1900) von Gotthold Conrad, De saeculo Romanorum, auf das wenigstens noch hingewiesen sei, da es vielfach unsere Annahmen bestätigt.

Büchern zurückgehen — waren, wie die Überlieferung mitteilt, als ludi Tarentini bei grossem Unglücke des Staates zur Versöhnung der unterirdischen Gottheiten, des Dis und der Proserpina, auf dem Tarentum, einem vulkanischen Platze ohnweit des Tiberflusses auf dem Campus Martius zu Rom, zuerst nachweislich im Jahre 249 und dann auch im Jahre 146 (aus unbekannten Gründen — vielleicht wegen des 3. punischen Krieges — um 3 Jahre verschoben) gefeiert, im Jahre 49 aber in den damaligen schweren Wirren vergessen; begann doch damals das Ende der Republik! Das gefällige Collegium der Quindecemviri, denen die Besorgung der ludi saeculares oblag, fand aber in seinen Acten, indem man das etruskische saeculum von 110 Jahren annahm, dass Spiele in den Jahren 456, 346, 236, 126 v. Chr. gefeiert worden wären, dass also für das Jahr 16 wiederum solche fällig wären. Augustus setzte jedoch für sie bereits den Sommer des Jahres 17 fest und liess, da er die alten Spiele erneuern und pro aeternitate imperii, d. h. für den ewigen Bestand seines Kaiserreiches, seines neugegründeten Principates feiern wollte, durch den gründlichsten Kenner des Pontificalrechtes, den Rechtsgelehrten C. Atejus Capito — das Haupt der dem neuen Herrscher und seinem Staatsgebilde zugethanen und ergebenen Juristenschule, während Q. Antistius Labeo und seine an der alten Republik hängende Juristenschule grollend abseits standen — ein Programm der neu zu feiernden ludi saeculares ausarbeiten. Natürlich wurde es sofort durch die stets gefälligen sibyllinischen Bücher legitimiert. Dieses Programm mit allem Ceremoniell ist uns (entnommen aus des Phlegon von Tralles, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian, Werke *περὶ θαυμασίων καὶ μακροβίων* 4) in dem byzantinischen Historiker Zosimus [17]) (aus der 2. Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts) erhalten. Es stehe hier eine Übersetzung davon nebst einer metrischen Übertragung des sibyllinischen Orakels.

»Solches ist ungefähr die Weise des Festes, die aufgeschrieben worden ist. Herolde giengen umher und forderten alle auf, zum Feste zusammenzukommen, um einen Anblick zu haben, welchen

---

[17]) II, 4 und 5. Beides teilt Kiessling i. s. Ausgabe 1884, S. 280 ff. mit, die Inschriften auch z. Teil in der 3. Auflage, besorgt v. Rich. Heinze 1898. In der 2. Auflage, die Kiessling im Jahre 1890 selbst noch besorgte, sind im Orakel emendiert V. 11: *χοίροις ἵς*, V. 19: *κοίροισι κόρῃσι* und V. 37: *ἐπαυχένιον*; dazu kommen in der 3. Auflage noch: V. 3 *εἰ μάλα — αὐτὸς*, V. 9: *ταῖσι δ' Ἐλειθυίας*, V. 14: *καὶ αὐτὸς*, V. 18: *θύματ' Ἐλειθυίῃσιν*. Wir folgen bei dem Orakel der 3. Auflage.

sie weder vorher sehen noch später schauen würden. Zur Sommerszeit, wenige Tage vor der Festfeier, verteilten die Fünfzehnmänner, sitzend auf einem erhöhten Platze, auf dem Capitol und im Tempel unterhalb des Palatiums, die Reinigungsopfer; diese sind Kienholz, Schwefel und Erdharz. Sklaven aber haben keinen Anteil daran, sondern nur Freie. Nachdem nun das gesamte Volk an den genannten Plätzen und im Tempel der Diana sich versammelt hatte, welcher auf dem Aventinischen Hügel gebaut worden ist, erhält ein jeder Weizen, Gerste und Bohnen. Und den Schicksalsgöttinnen zu Ehren feierten sie in [drei] Nächten die ganze Nacht hindurchwährende Feste in feierlicher Weise. Als aber die Zeit des Festes angebrochen war, das sie in 3 Tagen und ebensoviel Nächten auf dem Marsfelde begehen, wurden die Weihen am Tiberufer auf dem Tarantum vollzogen. Sie opferten den Gottheiten Juppiter, Juno, Apollo, Latona und Diana, und ausserdem den Schicksalsgöttinnen, den Geburtsgöttinnen, auch der Ceres, dem Pluto und der Proserpina. In der ersten Nacht des Festes opferte in der 2. Stunde der Kaiser auf 3 am Flussufer errichteten Altären mit den Fünfzehnmännern drei Lämmer; nachdem er die Altäre mit Blut besprengt hatte, verbrannte er die Opfer ganz. Nachdem eine Bühne in der Weise eines Theaters errichtet war, wurden Fackeln und Feuer entzündet, ein unlängst gedichteter Hymnus wurde gesungen, und die Festspiele wurden in einer ihrer Heiligkeit entsprechenden Weise begangen. Diejenigen aber, die dieses thaten, erhielten als Lohn die Erstlinge der Früchte, von dem Weizen, der Gerste und den Bohnen; diese nämlich wurden, wie von mir schon gesagt ist, auch unter das ganze Volk verteilt. Am Tage nach dieser Nacht stiegen sie auf das Capitol, brachten dort die üblichen Opfer dar und feierten zu Ehren des Apollo und der Diana die Festspiele. Am Tage nach dieser Nacht [18]) versammelten sich vornehme Freie auf dem Capitol, zu der Zeit, welche der Orakelspruch angegeben hatte, und beteten zu der Gottheit und feierten sie in Hymnen, wie es sich gebührte. Am dritten Tage [19]) aber sangen in dem Heiligtum des Apollo auf dem Palatin 27 vornehme Knaben mit ebensoviel Jungfrauen, welche alle ἀμφιθαλεῖς waren, d. h. deren beide Eltern noch

[18]) Die Ereignisse der 2. Nacht werden also nicht erzählt, wahrscheinlich weil sie denen der ersten gleich waren.

[19]) Also auch die Feiern der 3. Nacht werden nicht geschildert.

lebten, in griechischer wie lateinischer Sprache Hymnen und Loblieder, durch welche die Rom unterthänigen Städte erhalten bleiben sollten. Und auch anderes wurde nach der seitens der Gottheit angegebenen Weise vollbracht, durch dessen Feier die römische Macht ohne Makel verblieb.

Damit wir aber dieses auch auf Grund von Thatsachen für wahr halten, will ich den Spruch der Sibylle selbst hersetzen, der bereits vor uns von anderen [20]) berichtet ist.

»Wenn des Lebens längste Zeit den Menschen erschienen,
Und in der Jahre Lauf zum hundert und zehnten du kommest,
Denke, o Römer, an alles dieses, vergäss'st du auch andres:
Sei darauf ja bedacht, dem Unsterblichen Opfer zu bringen,
Wo am engsten die Ebene ist am gewaltigen Tiber. 5
Wenn sich die Nacht der Erde genaht und im Westen gesunken
Ist die Sonne, verbergend ihr Licht, dann bringe du Opfer,
Schafe und schwarze Ziegen den alleserzeugenden Moiren.
Suche der Eileithyien, der finstern, Gunst zu erringen,
Die die Geburten beschirmen, mit Weihrauchopfer; der Erde 10
Werde ein ferkeltragendes Schwein, ein schwarzes, zum Opfer.
Ferner führ' zum Altare des Zeus weissglänzende Stiere,
Doch am Tage und nicht in der Nacht, denn am Tage geopfert
Wird den himmlischen Göttern; vollbringe die heilige Handlung
Selbst auf diese Weise. Der Tempel der Juno empfange 15
Eine schön gestaltete Ferse. Und Phöbus Apollo,
Helios zubenannt, mit den Wehmüttern Gleiches empfange
Latiums Volk besuche den Tempel der himmlischen Götter,
Während die Knaben und Mädchen die Götter preisen in Liedern;
Und für sich sei der Chor der Mädchen, ein Gleiches auch gelte 20
Für den Chor der Knaben; doch sei es für alle Bedingung,
Dass sie zur Zeit noch sind im Besitze der lebenden Eltern.
Die der Frauen, welche dem Joche der Ehe sich beugten,
Mögen kniend an jenem Tage am Altar der Juno
Von der Göttin erflehn, dass sie Erfüllung der Wünsche 25
Männern und Frauen gewähre, besonders aber den Frauen.
Bringen sollen alle, soviel zu bringen sich ziemet
Für den Sterblichen, welcher das Erste von seinem Besitze
Bringt als sühnendes Opfer den gnädigen seligen Göttern.
Alle diese Worte bewahre und lasse bestehen 30
Dass den Altären die Weihen [21]) . . . .
. . . . Dessen gedenkend verordne es Männern und Frauen,
Die am Altare dort weilen. An gottgeziemenden Orten
Sammele sich das ganze Volk, an den Tagen, den Nächten,
Die daran sich schliessen, und Ernst sei der Freude gesellet. 35

[20]) Phlegon, Macrob. 4.
[21]) Hier fehlt fast eine Zeile.

Falls Du immer dies in Deinem Sinne bewahrest,
Wird das ganze italische Land und das der Latiner
Unter Deinem Scepter den Nacken dem Joche bequemen.«

So war also an Stelle des alten Sühnefestes der Republik, das in den Nächten zu Ehren der unterirdischen und geheimnisvoll waltenden Schicksalsgottheiten früher gefeiert war, das neue kaiserliche Fest getreten, beruhend auf hellenischer Weissagung und den Kreisen der hellenischen Götterwelt geweiht, nach Juppiter und Juno besonders den zwei Hausgottheiten, wenn wir so sagen dürfen, des Julischen Hauses, Apollo, welcher in der Schlacht bei Actium persönlich den Octavianus geholfen haben sollte, und seiner Schwester Diana, mit beider Mutter Latona. Doch fehlte die Sühnefeier in den Nächten des eigentlich für die Frauen bestimmten Festes mit ihren Gottheiten, den Schicksals- und Geburtsgöttinnen nebst der Mutter Erde auch hier nicht. Aber der neue Imperator, welcher der Hydra des langjährigen Bürgerkrieges das Haupt abgeschlagen hatte, knüpfte wohl an die republicanische Überlieferung an, verjüngte sie aber. Denn wie sein Reich die Erneuerung des Alten und doch etwas viel Besseres sein sollte, so sollte es auch mit dem Feste hier sein. Darum treten neben das dreinächtige alte Fest der unterirdischen Gottheiten das neue Dreitagfest der Himmelsgötter, denen sich jene älteren Gottheiten, die heilbringenden Schicksals- und die erlösenden Geburtsgöttinnen und die allernährende Mutter Erde, anschlossen. »Der Gegensatz,« sagt Mommsen mit Recht, »der ernsten und mächtigen, aber auch harten und finstern republicanischen Weltanschauung und der freieren, reicheren, anmutigeren des verjüngten Grossstaates tritt vielleicht nirgends mit so berechneter Absichtlichkeit uns entgegen, wie wenn wir den Götterkreis uns vergegenwärtigen, zu welchem die alten Bürgermeister, und den, zu welchem die neuen Souveräne am Beginne des neuen Jahrhunderts gebetet haben.« Denn in den 3 Nächten opferte der Kaiser in der ersten Nacht den Schicksalsgöttinnen, in der 2. Nacht den hilfreichen Geburtsgottheiten, den Eileithyien, in der 3. Nacht der Allspenderin Erde; an den 3 Tagen aber am 1. und 2. Tage auf dem Capitol den alten Staatsgottheiten Juppiter und Juno, am 3. Tage auf dem Palatin Apollo und Diana. Aber wie der Kreis der Gottheiten, so erweiterte sich auch der Kreis der Feiernden. Durften in alter Zeit nur die Bürger Roms, die Vollbürger, pro salute urbis

beten, so erweiterte hier der Herrscher zum ersten Male das Staatsbürgerrecht zur Staatsgemeinschaft aller dem Reiche Angehörenden, denn auch sie durften jetzt durch den Mund des alle Opfer selbst vollziehenden Kaisers und seines Mitregenten Agrippa, der beiden Festvorsteher, und durch die Festchöre pro aeternitate imperii, also des ganzen Reiches, mitbeten. Darum fehlen hier alle republicanischen Beamten: kein Consul wird erwähnt, kein pontifex maximus erscheint, allein der Kaiser und die er berufen hat, handeln, opfern und beten. Und neben die Gemeinde, für welche gebetet wird, tritt zum ersten Male das Heer. Das stehende Heer ist ja eine Institution der Monarchie, während früher für jeden Krieg der Heerbann Roms besonders aufgeboten wurde und nach Beendigung desselben wieder auseinandergieng: jetzt betet der Kriegsherr von 30 Legionen für sie besonders, und auch für sich, ja auch für sein kaiserliches Haus, da jeder römische Magistrat, und als solcher wollte doch Augustus noch gelten, wenn er für sich betete, dieses auch für seine Familie that. Das Hauptfestlied aber wurde vom Kaiser dem Horaz übertragen! Und wie hochbeglückt sich dieser davon schon vor dem Feste fühlte, zeigt das Lied, welches er als das 6. später in sein 4. Odenbuch einreiht, gleichsam ein Prooemium zum Carmen saeculare, von welchem Vahlen [22]) treffend sagt: »Die Säcularode, erkennt man, liegt fertig vor und ist zu des Dichters eigener Befriedigung geraten: was noch erübrigt, ist der Erfolg der Aufführung, und diesen zu sichern, hat er des Gottes Hilfe angerufen und ermahnt eindringlich den Chor, es an sich nicht fehlen zu lassen.«

Und nun zum Liede selbst, das wir nach Eingang, 1. Lied, Zwischengesang, 2. Lied und Schlussgesang, verteilt auf den Chor der Jünglinge und den Chor der Jungfrauen (auch im lateinischen Texte in dieser Gliederung, wo A. = Jünglingschor, B. = Jungfrauenchor bedeutet, und zwar nach dem Kiesslingschen Texte) mitteilen wollen.

[22]) a. a. O. S. 1020.

Vorgesang.

A. & B. Phoebe silvarumque potens Diana,
lucidum caeli decus, o colendi
semper et culti, date, quae precamur
tempore sacro,

quo Sibyllini monuere versus
virgines lectas puerosque castos
dis, quibus septem placuere colles,
dicere carmen.

I. Lied.

A. Alme Sol, curru nitido diem qui
promis et celas aliusque et idem
nasceris, possis nihil urbe Roma
visere maius.

B. Rite maturos aperire partus
lenis, Ilithyia, tuere matres,
sive tu Lucina probas vocari
seu Genitalis:

A. Diva, producas subolem, patrumque
prosperes decreta super iugandis
feminis prolisque novae feraci
lege marita,

B. certus undenos deciens per annos
orbis ut cantus referatque ludos
ter die claro totiensque grata
nocte frequentis.

A. Vosque veraces cecinisse, Parcae,
quod semel dictum est stabilisque rerum
terminus servet, bono iam peractis
iungite fata.

B. Fertilis frugum pecorisque Tellus
spicea donet Cererem corona,
nutriant fetus et aquae salubres
et Iovis aurae.

Zwischengesang.

A. Condito mitis placidusque telo
supplices audi pueros, Apollo,

B. siderum regina bicornis audi,
Luna, puellas.

II. Lied.

A. Roma si vestrum est opus Iliaeque
litus Etruscum tenuere turmae,
iussa pars mutare laris et urbem
sospite cursu,

B. cui per ardentem sine fraude Troiam
castus Aeneas patriae superstes
liberum munivit iter, daturus
plura relictis:

A. di, probos mores docili iuventae,
di, senectuti placidae quietem,
Romulae genti date remque prolemque
et decus omne;

B. quaeque vos bobus veneratur albis
clarus Anchisae Venerisque sanguis,
inpetret, bellante prior, iacentem
lenis in hostem.

A. Iam mari terraque manus potentis
Medus Albanasque timet securis,
iam Scythae responsa petunt, superbi
nuper et Indi.

B. Iam Fides et Pax et Honos Pudorque
priscus et neglecta redire Virtus
audet adparetque beata pleno
Copia cornu.

Schlussgesang.

A. & B.: Augur et fulgente decorus arcu
Phoebus acceptusque novem Camenis,
qui salutari levat arte fessos
corporis artus,

si Palatinas videt aequus oras,
remque Romanam Latiumque felix
alterum in lustrum meliusque semper
prorogat aevum,

Quaeque Aventinum tenet Algidumque
quindecim Diana preces virorum
curat et votis puerorum amicas
adplicat auris.

Haec Iovem sentire deosque cunctos
spem bonam certamque domum reporto
Doctus et Phoebi chorus et Dianae
dicere laudes.

Es lautet in unserer Übertragung also:

Vorgesang: Anrede an Apollo und Diana; Veranlassung des Gedichtes:

Knaben und Mädchen:

1. O Phoebus, nnd du Herrin der Wälder, Diana, leuchtende Zierde des Himmels, immer verehrungswürdig und verehrt, gewährt, was wir bitten in heiliger Zeit,

2. in welcher die sibyllinischen Verse mahnten erlesene Jungfrauen und Knaben, von jeder Schuld frei, den Göttern, welchen die 7 Hügel gefallen haben, ein Lied zu singen.

I. Lied: Gebet um Roms Wohlfahrt und die physischen und materiellen Grundlagen dazu:

Knaben: 3. Gabenspendender Sonnengott, welcher du auf feuerglänzendem Wagen den Tag bringst nnd birgst, ein anderer und doch immer derselbe entstehst, möchtest du nichts Gewaltigeres beschauen können als der Römer Stadt.

Mädchen: 4. O Geburtsgöttin, die du gnädig reife Geburten glücklich ans Licht bringst, schütze die Mütter, magst du nun Lucina oder Genitalis dich nennen wollen.

Knaben: 5. Göttin, hege das heranwachsende Geschlecht und segne des Senates Beschluss über die Vermählung der Frauen und über das Ehegesetz, das uns an neuer Nachkommenschaft reich mache.

Mädchen: 6. Damit der sichere Umlauf nach zehnmal eilf Jahren Gesänge und Spiele uns wiederbringe, dreimal am lichten Tage und ebensoviel-mal in lieblicher Nacht zahlreich besucht!

Knaben: 7. Und ihr, wahrheitskündende Parzen, weil die für immer feststehende Bestimmung einmal Gesagtes bewahrt, verknüpfet günstige Geschicke mit schon vollendeten!

Mädchen: 8. Die Erde reich an Früchten und Weidevieh möge Ceres mit einem Ährenkranze beschenken, mögen fruchtbringende Regen und des Juppiter Winde die Feldfrüchte gedeihen lassen!

Mittelgesang: Wiederholung der Anrede.

Knaben: 9. Birg gnädig und mild, o Apollo, dein Geschoss und erhöre uns, die flehenden Knaben,

Mädchen: Doppeltgehörnte Königin der Gestirne, o Mond, erhöre uns, die Mädchen.

II. Lied: Ausdruck der zuversichtlichen Hoffnung auf Roms Glück, weil die politischen und ethischen Mächte dazu vorhanden sind:

Knaben: 10. Wenn Rom euer Werk ist, und dass Scharen aus Ilion das Etruskische Ufer in Besitz nahmen, ein Teil jenes Volkes, dem das Geheiss ward, Haus und Stadt in glücklicher Wanderung zu vertauschen,

Mädchen: 11. welchem durch das in Flammen stehende Troja der keusche Aeneas, des angestammten Fürstenhauses letzter Spross, ohne Schaden frei den Weg eröffnete, um zu geben, was mehr war als das Verlassene:

Knaben: 12. Dann, o Götter, begnadet die lernwillige Jugend mit frommen Sitten; o Götter, gewähret dem Volke des Romulus Macht, Nachkommenschaft und jedweden Ruhm.

Mädchen: 13. Und des Anchises und der Venus hochberühmte Nachkommenschaft möge erlangen, um was sie euch mit Opfern weisser Stiere anfleht, obsiegend im Kriege, milde gegen den gefällten Feind.

Knaben: 14. Schon fürchtet zu Wasser und zu Lande unseren machtvollen Arm und die Albanischen Beile der Parther, schon holen sich Rechtsbescheide die noch jüngst so übermütigen Scythen und die Inder,

Mädchen: 15. Schon wagt die Treue, der Friede, die Ehre und der alte bescheidene Sinn wie die lange vernachlässigte Tugend zurückzukehren, und die reiche Fülle erscheint mit vollem Segenshorne.

Schlussgesang:

Knaben und Mädchen:

16. Wenn Phoebus, der Zukunftskündiger, geschmückt mit dem glänzenden Bogen, geliebt von den neun Musen, welcher mit heilsamer Kunst die kranken Glieder des Körpers neu kräftigt,

17. gnädig die Höhen des Palatin anschaut, dann verlängert er auch Roms Macht und Latiums Glück in die kommende Zeit und in eine immer bessere Zukunft;

18. Und Diana, welche den Aventinus wie den Algidus bewohnt, hört auf die Bitte der Fünfzehn-Männer und leiht freundlich den Gelübden der Knaben Gehör.

19. Dass dieses auch Juppiter und alle Götter sinnen, dafür bringen wir in unser Heim eine gute und sichere Hoffnung, wir, der Chor, unterwiesen das Lob des Phoebus und der Diana zu singen.

Dieses Lied, das für Rom bei seiner grossen Vergangenheit, welche die damals eben veröffentlichte Aeneide Vergils als hochgepriesenes Nationalepos gerühmt hatte, eine noch grössere Zukunft erfleht, wurde am letzten Tage des grossen Festes, am

3. Juni im Jahre 17 v. Chr. gesungen. Diese, bisher nur litterarische, Überlieferung hat vor 10 Jahren eine ebenso unerwartete als hochwillkommene Bestätigung gefunden, als am 20. September 1890 in Rom bei den Arbeiten der Tiberregulierung fast an ebenderselben Stelle, wo die Säcularspiele gefeiert worden sind, am äussersten Rande des Marsfeldes, da, wo der Tiber die erste linke Ausbiegung macht, um sein S durch Rom hindurch zu formieren, nicht weit von dem Ponte San Angelo (der Engelsburg gegenüber), aber mehr südlich, da wo die Nationalkirche der Florentiner, S. Giovanni de' Fiorentini, liegt, die Reste der officiellen Aufzeichnungen über die ludi saeculares des Augustus vom Jahre 17 [und des Septimius Severus vom Jahre 204 n. Chr.], in eine antike Mauer hineingebaut, gefunden wurden; es waren dies, auf einen viereckigen Marmorpfeiler aufgezeichnet, ein kaiserliches Schreiben, zwei Senatsbeschlüsse, eine Reihe von Anordnungen und Veröffentlichungen des zuständigen Priestercollegiums der Fünfzehnmänner. [23]) Sie wurden bereits im Jahre 1891 in den Monumenti antichi pubblicati per cura della Accademia dei Lincei vol. I veröffentlicht. [24]) Setzen wir hier auszugsweise (tavola A" versis. 139. 140. 141. 146—148) und zwar mit den Mommsenschen Ergänzungen hin, was uns interessiert. Es sind die Worte:

(Dritter Tag) A. d. III non. Iun. in Palatio [Apollini et Dianae] sacrificium fecerunt imp. Caesar Augustus, M. A[grippa libeis VIIII,] popanis VIIII, pthoibus [VIIII preca]tique sunt ita: Apollo u. s. w. . . . Eisdem verbis Dianam. Sacrificioque perfecto pueri [X]XVII, quibus denuntiatum erat, patrimi et matrimi, et puellae totidem carmen cecinerunt; eo[de]mque modo in Capitolio. Carmen composuit Q. Hor[at]ius Flaccus. So wenig dieses ist, so viel sagt es, wenn wir es richtig verstehen.

Das Lied halte ich mit Mommsen für ein P r o c e s s i o n s - l i e d. Dass die so von uns angenommene Weise des Vortrags

[23]) S. Wissowa a. a. O. S. 10.

[24]) F. Barnabei, I commentarii dei ludi secolari Augustei e Severiani scoperti in Roma sulla sponda del Tevere, Fundbericht S. 601—610, dazu S. 613 bis 616 Bericht an das italienische Ministerium v. D. Marchetti; hauptsächlich aber von unserm grossen Theodor Mommsen, dessen Alter so frisch wie greisender Wein blüht: Commentarium ludorum saeculorum quintorum, qui facti sunt imperatore Caesare Divi F. Augusto tribunic. potest. VI, S. 617—672, mit 10 Tafeln, die Inschrift enthaltend. Im Wesentlichen hat Mommsen seine Arbeit wieder abdrucken lassen in den Ephemerides epigraphicae, VIII, S. 225—309.

als eine in Rom seit langer Zeit übliche anzusehen ist, lehre uns eine (auch von Ribbeck und Christ erwähnte) Stelle aus Livius, Buch XXVII Capit. 37. Dort heisst es: Decrevere — um böse Wunderzeichen zu sühnen — item pontifices, ut virgines ter novenae — also gerade soviel Jungfrauen als in unserem Processionschore! — per urbem euntes carmen — damals von Livius Andronicus gedichtet — canerent, und als sie dieses im Tempel des Juppiter Stator einübten, schlug es in den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin ein; um solches nun zu sühnen, fand eine 2. Procession statt, wobei: tum septem et viginti virgines — die Zahl kehrt also auch hier wieder — longam indutae vestem carmen in Junonem reginam canentes ibant, illa tempestate forsitan laudabile rudibus ingeniis, nunc abhorrens et inconditum, si referatur, worauf dann die Procession und ihr Weg genauer beschrieben wird. — Ich denke mir nun den Weg, den die damalige Procession bei den Säcularspielen nahm, so, und ich bin ihn selbst im Jahre 1897 in Rom, gleichsam um die Sache auszuprobieren, unter der liebenswürdigen Führung des Archäologen Herrn Becchi abgeschritten: Der Chor nahm Aufstellung auf der Area Palatina vor dem prächtigen, ganz aus Marmorquadern gebauten Tempel des Apollo auf dem Palatin, den Augustus in der Schlacht bei Actium gelobt und am 24. September 28 eingeweiht hatte,[25]) und sang, Knaben und Mädchen zusammen, die 2 ersten Strophen des Liedes. Es macht für unsere Aufstellung nicht viel aus, ob wir mit den italienischen und französischen Archäologen die Lage des Tempels im vorderen (östlichen) Teile der Villa Mills, südlich von der domus Tiberiana, östlich von der domus Augustana, annehmen (die Ausgrabungen müssen bald Aufschluss bringen, wenn auch das Terrain der Villa Mills endlich in Angriff genommen werden wird), oder, wie der 2. Secretär des Deutschen Archäologischen Instituts, Röm. Abteilung, Dr. Ch. Hülsen in Rom, in den A. 25 genannten Mitteilungen des Instituts annimmt, jenseits der Strasse di San Bonaventura, da, wo jetzt die Kirche San Sebastiano und die dazu gehörige Vigna liegt, denn der letztere Weg ist nur etwa 100—200 Meter kürzer als der erstere. Nehmen wir nun ersteren an, so gieng der Chor vom Apollotempel (die

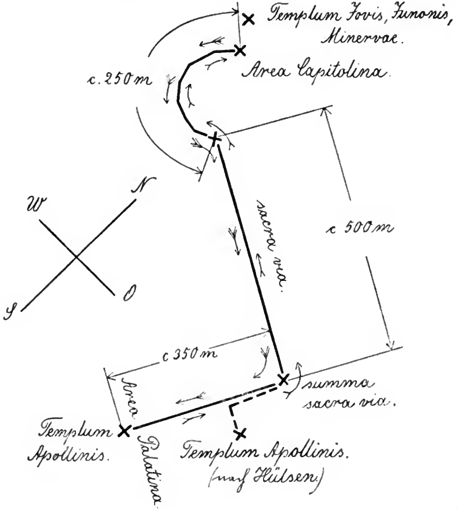
[25]) Vgl. Horaz, Carm. I, 31. S. Mitteilungen des Kais. Deutsch. Archäologischen Instituts, Röm. Abteilung, Bd. XI, 1896, S. 193—212. Die Beschreibung des Tempels steht dort S. 196 ff.

beiden Plätze, die Tempel auf dem Palatin und auf dem Capitol waren ja auch schon in der Zosimusstelle genannt, wo die Verteilung der Sühnopfer durch die Fünfzehnmänner vor dem Feste erwähnt waren!) über die Area Palatina den Clivus Palatinus herab der Sacra via und dem Forum Romanum zu, die er beide summâ sacrâ viâ, also da, wo später der noch heute vorhandene Titusbogen errichtet worden ist, erreichte, dann längs über das Forum Romanum auf der Sacra via hin bis zum Ende des Forums, dann auf dem Clivus Capitolinus [26]) in Schlangenlinien hinauf bis zum Tempel des Juppiter Capitolinus, ungefähr dahin, wo jetzt der deutsche Botschaftspalast, der Palazzo Caffarelli, auf dem Capitol liegt, im ganzen gewiss nicht mehr als 1100 Meter, also etwas mehr als 1 Kilometer, und noch lange nicht ein volles römisches Milliarium. Auf diesem Wege, zu welchem er bei seinem notwendig sehr langsamen Marschtempo wohl etwa 30 Minuten brauchte, sang er, Knaben und Mädchen abwechselnd, das 1. Lied, 6 Strophen, das Gebet um Roms Wohlfahrt, langsam psalmodierend in der Art, wie die Lieder z. B. auch bei katholischen Processionen langsam und feierlich gesungen werden, mit Unterbrechungen (vielleicht auch Wiederholungen), die notwendigen Pausen mit eingerechnet. Vor dem Juppitertempel, vor dem er mit den bezeichnenden Worten der letzten Strophe: »Jovis aurae« angekommen war, sang er, auf der Area Capitolina stehend, den kurzen Mittelgesang, nur eine Strophe, 2 Zeilen die Knaben, 2 Zeilen die Mädchen, aber schon zur Rückkehr gewandt und dem nicht so fernen Apollotempel zugekehrt, dessen Pracht von Marmor, Gold und Elfenbein uns die Dichter schildern, und von dem vielleicht von dem Scheitel des Eingangsbogens zur Porticus die säulengeschmückte Aedicula über einem Werke des Lysias, Apollo und Diana auf einer Quadriga, [27]) herüberleuchtete; deshalb redete er auch den Gott und seine Schwester wieder an, welche ja des Festes Hauptgottheiten waren. Dann trat der Chor den Rückweg wirklich an und sang, wie auf dem Herwege, das zweite, dem ersten Liede genau gleiche Lied, welches die zuversichtliche Hoffnung auf Roms Glück zum Ausdruck hatte. Zum Apollotempel auf dem Palatin zurückgekehrt, nahm er wieder auf der Area Palatina Aufstellung und begann den Schlussgesang, der,

[26]) Über ihn s. Cicero, orat. Philipp. II, 6. 16 u. ö.
[27]) Hülsen, a. a. O. S. 197.

damit das Lied voll ausklinge, doppelt so lang als der Anfangsgesang war und, von beiden Chören zusammengesungen, um im Schlusse den Höhepunct zu erreichen, mit der Anrede an Juppiter und alle stadtschützenden Gottheiten, welche auch schon im Anfange erwähnt waren, schloss.

Die hier beigefügte Kartenskizze wird das Gesagte am besten verdeutlichen; die eingeschriebenen Masse sind nach Reduction gemäss dem Plane der Stadt Rom in Gsell-Fels grossem Werke »Rom« genommen.



Mit diesem ebenso fein ausgesonnenen wie ebenmässig gebauten grossen Festliede hatte auch das ganze Säcularfest culminiert und gieng zu Ende. Man kann sich dabei leicht denken, wie das gesamte Rom mitfeierte, das diesem Festzuge und seinem grossen Festliede, dem Höhepunct der Feier, mit Spannung entgegengesehen hatte, neugierig, wie grossartig dieser Festzug werden würde, an dem der Kaiser, sein Mitregent Agrippa, der kaiserliche Hofstaat und das ganze officielle Rom, Beamte und und Militär, sich beteiligte. Darunter befand sich sicherlich auch der gefeierte Dichter des Processionsliedes, Horaz, der an jenem 3. Juni wohl den höchsten Triumph seines Lebens, weil die Weihe seiner Dichtkunst, feierte! Wir dürfen dieses nicht unterschätzen, und die Mitwelt des Dichters that dieses sicherlich auch nicht; denn das Rom zu Horazens Zeit hat sicher in dieser Ehrung des Dichters eine Huldigung seiner Muse und seiner Dichtweise gesehen, die von der erlauchtesten und massgebendsten Stelle, vom Kaiser selbst, ausgieng, der sich damit für den Dichter und wie er schuf, aussprach, d. h. dass das römische Lied, das vollinhaltlich mit römisch-nationalen Stoffen auf dem Gebiete des Staates, der Gesellschaft und des Einzellebens erfüllt sein sollte, in der Form sich an die Kunst- und Dichtweise der Hellenen, an ihre freie sprachliche Form und an die Gesetzmässigkeit und den Wohllaut ihrer Verse, anlehnen sollte, aber weit hinausgehend über einen Calvus und den früher so hochgeehrten Catull, welche Horaz in seinen Gedichten nur einmal[25]) als überwundene Grössen erwähnt.

Das ist nach unserer Meinung die grosse Bedeutung unseres Carmen saeculare. Durch diese Anerkennung hat Horaz auch den Mut gewonnen, seine Anschauungen über Dichter und Dichtkunst, seine ars poetica, in welcher er neben den allgemeinen Gesetzen der Dichtkunst sich über die dramatische Poesie im Besonderen aussprach und Vorschriften für den Dichter anschloss, wenn auch nicht erst zu ersinnen und abzufassen, so doch bald darauf unter der Adresse »der Pisonen« herauszugeben. Ferner war für ihn, um die ihm zugewiesene und gebilligte Stellung zu verteidigen und sie als die wahre durch Thaten zu erweisen, die Notwendigkeit erwachsen, noch einmal zur Leyer zu greifen. Er that es und hat seiner staunenden Mitwelt einen Spätsommer von Liedern gespendet: »noch einmal fliesst Crystall in meines Lieds

[25]) Satir. I, 10, 19.

Accorden«, konnte der alternde Horaz von sich selbst sagen, wie Rückert es mit Bezug auf den alternden Goethe that, als dieser aus iranischem Naphthabrunnen als Greis neue Begeisterung schöpfte, »Zorn und Glut, und Milde und süsses Kosen«, als er seinen westöstlichen Divan schuf. Es ist dies die Dichtung des 4. Odenbuches, in welchem sich Horazens reifste und herrlichste Lieder finden. Wir erinnern an das schöne Frühlingslied (IV, 7) und an das Lied, worin Horaz seinem Hochgefühle über seine dichterischen Erfolge Ausdruck verleiht, das dritte, wo er mit den Worten »nobilem Aeolio carmine« auf sich hindeutend, voll Selbstgefühl sagt: »Roms, der Fürstin der Städte, Jugend würdigt mich, in die Chöre der liebenswerten Dichter mich einzureihen, und schon werde ich vom Zahne des Neides weniger benagt. O, Muse, die du dem holden Wohllaut, welcher in der Saiten Gold schlummert, gebeutst, o die du auch stummen Fischen, falls es dir beliebt, den Gesang des Schwanes verleihen kannst, — ganz ist es dein Werk, dass auf mich als auf den (vortrefflichsten) Sänger auf römischer Leyer der Finger der Vorübergehenden hindeutet. Ja, [29]) dass ich vom Dichtergeist beseelt bin und gefalle, wenn ich anders gefalle, ist dein Werk.« Und wie er sich seinem Gönner Augustus dankbar bewies, zeigte er dadurch, dass er 4 herrliche Lieder in der genannten Odensammlung ihm und seinem Hause widmete, das 4. und 14., in welchem er Augustus und seine Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, als Kriegshelden verherrlichte, und das 5. und 15., in welchen er die Friedensthaten des Herrschers pries. Und endlich, nur wenige Jahre vor seinem im Jahre 8 v. Chr. erfolgten Tode, widmete er nach der Florusepistel (II, 1) dem Herrscher endlich auch eine besondere Dichtung, die grosse 1. Epistel des 2. Buches, jene reifste Frucht seines Denkens über das Gebiet der Dichtkunst. Wahrlich, feiner konnte er seinen Dank dem kunstsinnigen Manne auf dem Throne, welcher einst seine Muse so schön gewürdigt und ihr einen so vollen Erfolg bereitet hatte, nicht abstatten als durch die Dichtung dieser Epistel, auch ein monumentum aere perennius ebenso für den, welcher sie schuf, als für den, an welchen sie gerichtet war, und für beider poetische Bestrebungen, welche so, harmonisch zusammenklingend, sich gefunden und vereinigt hatten.

[29]) Ich folge der Interpunktion in der Ausgabe von Kiessling.

Vom Tannhäuser

und dem

Sängerkrieg auf der Wartburg.

Ein am 1. Februar 1900 in Erfurt gehaltener Vortrag

von

Dr. Ernst Bernhardt,
Professor.

Die Beschäftigung mit altdeutscher Sprache und Dichtung war noch in den ersten Anfängen, als der Schweizer Myller, Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, dem König Friedrich II. ein Exemplar von seiner Ausgabe des Nibelungenliedes und anderer altdeutscher Gedichte übersandte. Er erhielt darauf folgenden Brief:

Hochgelahrter, lieber getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft von denen Gedichten aus dem 12. 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche nicht einen Schuss Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothec abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht Euer sonst gnädiger König Frdch.

Potsdam 22. Februar 1784.

Anders standen und stehen die Nachfolger des grossen Königs den Bestrebungen zur Erforschung des deutschen Altertums gegenüber. Kaiser Friedrich insbesondere hat dieser Wissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet durch die Wiedererwerbung der sogenannten Manessischen Handschrift.

Die Gedichte der Minnesänger waren zwar zunächst für den mündlichen Vortrag d. h. Gesang bestimmt. Man hat aber früh begonnen Lieder, sei es eines Dichters, sei es von verwandtem Inhalt, in kleinen Liederbüchern zu sammeln, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts, da man das entschiedene Gefühl hatte, eine Zeit reichen und glücklichen Schaffens sei vorüber, wurden diese kleinen Sammlungen zu grösseren vereinigt, von denen uns einige

Handschriften von vorzüglicher Schönheit erhalten sind. Die berühmteste ist die Manessische; so hat sie Bodmer, Klopstocks Züricher Freund, genannt; er beruft sich dabei auf ein Lied des Züricher Dichters Johann Hadlaub, worin dieser seinen Landsmann, den reichen Rüdeger Maness, und dessen Sohn wegen ihres Eifers im Sammeln von Liederbüchern preist. Ob aber in der vorhandenen Handschrift die Sammlung der Manesse erhalten ist, ist zweifelhaft, wahrscheinlich, dass sie in der deutschen Schweiz entstand. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts befand sie sich in der reichen Bibliothek zu Heidelberg, die bei der Einnahme der Stadt durch Tilly 1622 geplündert und zerstreut ward. Dann taucht sie in Frankreich auf; zwei Brüder Dupuy schenkten sie 1657 dem König Ludwig dem XIV. Seitdem bildete sie einen kostbaren Schmuck der französischen Bibliothek, die abwechselnd die Namen Bibliothèque royale, nationale, impériale geführt hat. Unrechtmässige Erwerbung durch die Franzosen liess sich nicht nachweisen, und so musste sie Gneisenau, der sie 1815 schon in Händen hatte, zurücklassen, und auch in Frankfurt im Jahre 1871 bestanden die deutschen Unterhändler nicht auf ihrer Auslieferung. Erst 1888 gelang dem Kaiser Friedrich die Wiedererwerbung auf friedlichem Wege. Ein Engländer, Lord Ashburnham, besass eine reiche Sammlung alter Handschriften und Drucke. Nach seinem Tode machte sein Sohn diese Schätze zu Gelde. Es waren darunter 160 alte französische Handschriften von Gedichten, Chroniken, Gesetzen; zwei französische »Büchermarder« hatten sie zusammengestohlen und an den Lord verkauft. Diese erstand der Buchhändler Trübner in Strassburg im Auftrage des Kaisers um 490000 Mark, und die französische Bibliothek gab dafür die Manessische Handschrift der Minnesänger und 150000 Mark bar; so kehrte sie nach Heidelberg zurück, wo augenblicklich ein genauer Abdruck in Arbeit ist.

Die überaus sorgfältig geschriebene, mit schönen Anfangsbuchstaben und 141 grösseren Bildern geschmückte Handschrift enthält Lieder von 140 Dichtern, deren Reihe Kaiser Heinrich VI. und der letzte Hohenstaufe Conradin eröffnen. Unter diesen 140 dürfte, abgesehen vielleicht von Walther von der Vogelweide, heutzutage kaum ein Name bekannter sein als der des Tannhäusers, weniger zwar durch die 17 von ihm erhaltenen Gedichte, als durch die Sage vom Venusberg und, seit 1845, durch Wagners Oper. Wir Erfurter haben noch einen besonderen Grund der

Teilnahme: das reich geschmückte Treppenhaus unseres Rathauses bietet fünf Bilder zur Sage vom Tannhäuser. Somit darf ich wohl wagen Ihnen, verehrte Anwesende, den Tannhäuser vorzuführen, wie er wirklich war, und wie sich sein Bild in Sage und Dichtung gestaltet hat. Ausserdem wird uns die Oper Veranlassung geben die thüringische Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg zu besprechen.

Der Tannhäuser gehörte wahrscheinlich dem adligen, im Salzburgischen begüterten Geschlecht der Freiherrn von Tannhausen an, das im 17. Jahrhundert in den Grafenstand erhoben ward, aber bald nachher ausstarb. Seinen Vornamen kennen wir nicht; wenn ihn Wagner Heinrich nennt, so beruht dies auf seiner Annahme, der Tannhäuser sei mit Heinrich von Ofterdingen identisch. Seine Blütezeit fällt in die Regierung Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Östreich (1230 bis 1246). Wie lange er vorher und nachher gelebt hat, lässt sich nicht genau bestimmen; Kaiser Friedrich den II. und dessen Nachfolger Konrad den IV., der 1254 starb, hat er überlebt; auf die Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg und dessen Kämpfe mit Ottokar von Böhmen findet sich keine Anspielung, und die Art, wie er den Landgrafen Albrecht von Thüringen lobend erwähnt, legt die Vermutung nahe, dass wenigstens das betreffende Gedicht vor 1270 verfasst sei, in welches Jahr die für Albrecht so schmachvolle Verstossung seiner Gemahlin fallt. Er mag vor dieser Zeit gestorben sein.

Der Tannhäuser ist ziemlich weit in der Welt herumgekommen. Ob er die von ihm erwähnten fünf spanischen Königreiche Portugal, Galizien, Navarra, Arragon, Castilien, ob er Kerlingen, d. h. das nördliche Frankreich, und England gesehen hat, oder nur vom Hörensagen kennt, muss dahin gestellt bleiben; aber das südliche Deutschland und Italien hat er sicher durchwandert und einen Teil des Orients durch seine Kreuzfahrt kennen gelernt. Als Kreuzfahrer bezeichnet ihn sein Bild in der Manessischen Handschrift, und von dem Ungemach, das er auf dieser Fahrt erlitt, gibt eines seiner Lieder eine lebhafte und launige Schilderung. Es war nicht, wie man angenommen hat, der Kreuzzug Friedrichs des II. 1228, an dem er teilnahm; denn dessen Hin- und Rückfahrt verlief ohne Unfall und Beschwerde, während es dem Tannhäuser übel ergieng. Wahrscheinlich unternahm er seine Pilgerfahrt um 1245, wo der Zuzug aus dem Abendlande nach Palästina

noch einmal einen Aufschwung nahm; vielleicht, da er von seinen Rudern und Segeln spricht, auf einem eigens gemieteten Schiffe, und zwar von Pülle, d. h. Apulien, aus. Als erste Probe seiner Poesie gebe ich einen Teil des Gedichts in neuhochdeutscher Übertragung; es klingt, als sei es während der Fahrt verfasst.

1. Wohl dem, der jetzo beizen (jagen) kann,
Zu Pülle im Gefilde.
Wer birschen geht, der Jägersmann,
Der freut sich an dem Wilde.
Gar mancher geht zum Bronnen,
Da sind die schönen Frauen;
Die Lust ist mir zerronnen,
Da bin ich nicht zu schauen.
Auf beides ich verzichte; ich beize nicht mit Winden (Windhunden),
Ich beiz' auch nicht mit Falken, den Fuchs darf ich nicht jagen,
Ich hetze nicht zu Ross nach Hirschen und nach Hinden.
Auch sieht man mich jetzt nicht ein Rosenkränzlein tragen:
Man darf nicht meiner warten,
Wo steht der grüne Klee;
Ich gehe nicht zum Garten,
Zu schöner Mädchen Tanz; ich schwebe auf der See.

2. Wer litt wohl je so grosse Not,
So mancherlei Gefahren?
Bei Kreta war ich beinah tot
Nur Gott thät mich bewahren.
Mich trugen böse Winde
Ganz nah zu einem Stein
In dunkler Nacht geschwinde;
Die Freude, die war klein.
Die Ruder mir zerbrachen, davon ward mir sehr bang,
Mein Segel ward zerrissen und flog hinaus in See.
Die Schiffer alle klagten, dass niemals solchen Drang
Sie noch zur See erlitten; ihr Schreien that mir weh.
Das währte, ohne Lügen,
Bis an den sechsten Tag;
Es galt sich drein zu fügen;
Ich musst' es alles leiden, so geduldig ich vermag.

3. Entgegen aus der Berberei
Die Winde heftig brausen;
Von Osten Stürm' aus der Türkei
Nicht minder widrig sausen.
Der Wellen tiefe Schlünde
Beschweren mein Gemüte;
So straft sich meine Sünde,
Der reine Gott mich hüte.

Mein Wasser, das ist trübe, mein Zwieback, der ist hart.
Das Fleisch ist mir versalzen, es schimmelt mir mein Wein,
Und aus dem Schiffsraum der Geruch verschönert nicht die Fahrt;
Den tauscht' ich gern um Rosenduft, wenn es nur könnte sein.
Die Erbsen und die Bohnen
Geben nicht frohen Mut;
Will mir der Höchste lohnen,
So wird mein Trank noch süss und meine Speise gut

4. Wer nach Belieben reiten kann,
Wie glücklich ich den finde!
So geht mirs nicht, bin übel dran,
Steh in Gewalt der Winde.
Der weht vom Oriente,
Der heisset Tramontane,
Der bläst vom Occidente,
Den nennt man Levantane.
Arsüle heisst der fünfte, sechs schickt die Romanei;
Von Ost und Nord kommt sieben, acht, neun aus der Berberei.
Die Alpen senden zehn, die Türkei Nummer elf;
Es gibt vielleicht noch einen, das wäre Nummer zwölf.
Ach wär' ich doch am Strande,
Vergäss' die Namen gern;
Ich fuhr vom Heimatlande
Nicht aus um Windes Kunde; ich diene Gott dem Herrn. [1])

Die letzte Strophe von den zwölf Winden lehrt uns eine Eigenart des Tannhäusers kennen. Wenn sichs reimt und das übrigens hier wie sonst meist recht kunstvolle Versmass klappt, dann macht ihm der Inhalt und die Logik wenig Sorge. Der Name des fünften Windes Arsüle ist dunkel, vielleicht von dem Dichter erfunden oder ungenau aufgefasst. Ostwind und Levantane, Nordwind und Tramontane sind doch gewiss nicht verschieden, und der Wind von den Alpen hat ihm wenigstens im Ägäischen Meere nicht zu schaffen gemacht.

Neben seiner Länderkunde besass der Tannhäuser eine für jene Zeit nicht ganz gewöhnliche anderweitige Bildung. Des Französischen war er mächtig, vielleicht auch einigermassen des Lateinischen. Er kannte die Epen der höfischen Dichter, die Eneit, den Argonautenzug und Trojanerkrieg Herborts von Fritzlar oder Konrads von Würzburg, den Tristan, Parzival, Willehalm,

[1]) Romanei bezeichnet (nach von der Hagen) das dem griechischen Kaiser verbliebene Gebiet in Kleinasien, Türkei das Sultanat von Iconium.

Lanzilot. Aber diesen Erzählungen steht er nicht mit der gläubigen Ehrfurcht der älteren Dichter gegenüber; sie sind ihm ein Gegenstand der Parodie und des Spottes. Die possenhafte Einleitung zu einem mutwilligen Tanzliede beginnt er mit dem Lobe seiner Geliebten:

Ich lob' ein Weib, die noch viel besser ist als gut,
Und schöner noch als schön und hochgemut.
Vor aller Falschheit ist sie stets auf ihrer Hut;
Nie ward ein Weib mit Recht gelobet, wie man ihr es thut.

Mit ihr werden Isolde und Medea verglichen:

Man rühmt Isoldens Schönheit laut,
Doch kam sie meiner Frau (Herrin, Geliebten) nicht nah.
Klug war Medea, Jasons Braut,
Doch stets man Pallas bei ihr sah.

Nun lässt der Dichter den Vergleich mit seiner Geliebten fallen, zählt in bunter Folge eine lange Reihe von Heldinnen des Epos auf, vermischt mit Namen, die er selbst ersonnen hat, und wirft mutwillig die Sagen durch einander:

Helena war eins Königs Weib,
Zu der kam Frau Discordia;
Das gieng dann beiden an den Leib;
Es büsst' auch Amarodia.

Ein Weib war schuld, dass Troja ward
Zerstöret, die hiess Avenant.
Lunete war von hoher Art;
Ihr Vater, der hiess Willebrant.

Ein Apfel Venus ward gegeben:
Davon erhub sich grosse Not;
Darum gab Paris hin sein Leben,
Es lag auch Menelaus tot.

Amarodia ist ein vom Tannhäuser erfundener Name; Avenant, ein altfranzösiches Wort, bedeutet »anmutig«. Lunete ist Iweins Gemahlin; ihren Vater Willebrant hat der Tannhäuser ersonnen.

Sodann werden Blanscheflur, Tristans Mutter, Gahmuret, Parzivals Vater, Gawan und Iwein wunderlich zusammengebracht; Parzival bricht Hectors Feste und erlangt den Gral in Karidœl, dem Wohnsitz des Königs Artus, was Achilles hätte rächen sollen, u. s. w. Endlich heisst es: »Nun wollen wir von den Alten

schweigen und mein Liebchen loben.« Hier beginnt das eigentliche Tanzlied.

In mehreren Gedichten bezeichnet der Tannhäuser die gewöhnlichsten Begriffe mit französischen Worten: tschoie (joie), dulz amis (doux ami), fores (forêt), riviere, amur, cor (coeur), parolle, creatiure, fontâne, schantieren, salwieren (saluer), parlieren u. s. w. Auch hier klingt der Spott durch; er richtet sich gegen Wolfram von Eschenbach und Gotfrid von Strassburg, die es lieben französische Worte und Sätze in ihre Rede einzuflechten.

Schärfer noch ist des Tannhäusers Gegensatz zu dem schwärmerischen und überspannten Frauendienst der ritterlichen Gesellschaft, wie ihn vor allen sein Landsmann und Zeitgenosse Ulrich von Liechtenstein geübt und nach Scherers Ausdruck (Literaturgeschichte S. 215) »praktisch ad absurdum geführt hat«. Es ist eigentümlich, dass in der deutschen Ostmark die ersten Minnesänger, der Kürnberger und Dietmar von Aist, ihre Lieder ertönen liessen, und dass dann in derselben Landschaft die Gegenströmung zuerst sich Bahn brach. Des Tannhäusers Vorgänger war darin Neidhart von Reuental, der »Bauernfeind«; er entnahm die Stoffe seiner Lieder dem Leben und Treiben der reichen und hochmütigen Bauern seiner bairisch-östreichischen Heimat, die er verspottet, bekämpft, bei den ländlichen Schönen auszustechen sucht. Er fand mit seinen derben, oft niedrig komischen Gedichten reichen Beifall, auch am östreichischen Hofe, nicht den Walthers von der Vogelweide.

Der Tannhäuser geht weiter als Neidhart; er meidet nicht nur den ritterlichen Frauendienst, sondern verspottet ihn, indem er sich z. B. über die unmöglichen Dinge lustig macht, die die Dame von ihrem Liebhaber verlangt. Drei der erhaltenen Lieder behandeln diesen Gegenstand. Als Preis für ihre Gunst fordert die Dame von ihrem Liebhaber den Apfel des Paris, das fabelhafte Tier Salamander, den Gral, einen Baum aus Indien, oder gar Sonne, Mond und Sterne; er soll ihr den Berg aus Galilaea herschaffen, auf dem Adam sass, die Rhone an Nürnberg vorbei, den Rhein von Coblenz weg leiten, tausend Speere verstechen, wie Gahmuret vor Kanvoleiz; er soll fliegen wie ein Star, schweben wie ein Adler u. s. w.

An ein wirkliches Liebesverhältnis ist hiebei natürlich nicht zu denken. Des Tannhäusers leicht entzündbares Herz wandte sich solchen Schönen zu, die leichter zu gewinnen waren. Es

werden wohl die flotten Wiener Mädchen gewesen sein, bei denen seine Werbungen Gehör fanden, und denen er seien Tanzlieder voll sprühender Lebenslust vorsang.

Unsere alte Sprache unterscheidet zwischen ‚tanz' und 'reie' (Reigen). Der Tanz war auf einen geschlossenen Raum beschränkt und bestand in gemessener Bewegung; er ward 'getreten'; auch mit 'slichen', unserem »schleichen«, wird sie bezeichnet. Der Reigen war rascher und ausgelassener, er ward 'gesprungen', gieng im Freien vor sich, war oft mit Ballspiel verbunden. Für den Tanz wie für den Reigen war die musikalische Begleitung wesentlich; es fehlten nicht mannigfache Instrumente, Flöte, Trompete, Geige, Pauke, aber die Hauptsache war der Gesang, ausgeführt von einem die Geige spielenden Vorsänger oder einer Vorsängerin, indem alle Tänzer den Kehrreim oder auch die ganze Strophe wiederholten. Den Tanz im engeren Sinne begleitete ein Lied, bestehend aus einer beliebigen Zahl gleicher, meist dreiteiliger Strophen; zum Reigen gehörte der Leich, bestehend aus ungleichen Strophen oder Strophengruppen. Während beim Liede mit jeder Strophe dieselbe Melodie wiederkehrte, musste sie beim Leich mit jeder Strophe oder Strophengruppe wechseln; der Leich erforderte also grossen Aufwand von metrischer und musikalischer Erfindung; er war, wie Scherer (Lit. S. 210) sagt, das Paradestück der Minnesänger. Der Inhalt des Gesangs bezog sich keineswegs unmittelbar oder doch nicht ausschliesslich auf den Tanz; das erste Gedicht des Tannhäusers in der Manessischen Handschrift ist ein Leich, der mit dem ausführlichen Preise seines Gönners, des Herzogs von Östreich, anhebt. Von dem Leich, der im Eingang die parodistischen Anspielungen auf das Epos enthält, war schon die Rede; in einem anderen gibt er zu Anfang in ebenso scherzhafter Weise sein geographisches Wissen zum Besten.

Unter den 17 erhaltenen Gedichten sind 7 Tanzlieder. Zwei davon beginnen mit der sehr drastischen Schilderung eines erlebten oder ersonnenen Liebesabenteuers. Um den Schluss ist er nicht verlegen: drei enden damit, dass dem Fiedler eine Saite oder der Bogen zerspringt, was ihm, sagt er, jede Woche widerfahre.

Als Probe dieser Gedichte gebe ich einen Teil des an der Spitze der Sammlung stehenden Leichs:

Nun heraus
Aus dem Haus,
Aus den Strassen,
Aus den engen Gassen

Nun wohlan!
Seht, ich kann
Wunderkünste, die ich nicht will lassen.

'Naus mit mir
Sollt nun ihr,
Kommen auf den Anger, wo die Jungen springen.

Manche Maid
Steht bereit;
Vor der soll nun Flöt' und Geige schön erklingen.

Wo ist nun die Gute
Mit dem Pfauenhute?
Die vergess' ich nimmer,
Sollt' ich leben immer.

Bei der Linde
Ich sie finde
Mit manch schönem Kinde.
Fröhlich Singen,
Lustig Springen
Soll uns wohl gelingen.

Endlich hab' ich sie erspäht,
Wo sie bei den Mädchen steht.
Nun soll niemand traurig sein,
Wo Tannhäuser wohlgemut
Mit dem Liebchen tanzt im Reihn.
Lustig, junges Blut!

Hab' am Arm Frau Kunigund
Mit den krausen Haaren.
Sie trägt einen roten Mund,
Ist bei jungen Jahren.

Kinder, auf! Geniesset's Leben,
Da uns Gott hat diesen Tag gegeben!
Lasst uns springen,
Fröhlich singen.

Der Winter verhinderte das Vergnügen des Reigens, aber nicht das des Tanzes in geschlossenem Raum. Das elfte Gedicht des Tannhäusers, ein Lied aus fünf gleichen kunstvollen Strophen

bestehend, war zur Begleitung eines Tanzes bestimmt; es zeigt die Eigentümlichkeit, dass zuerst ein Mädchen allein tanzt, dann die übrige Gesellschaft sich anschliesst. Auch von diesem Gedicht gebe ich einige Strophen:

Heute zu Weihnachten
Sollen wir auf Lust'ges trachten.
Wir schweigen allzu lange.
Nun folget mir! ich kann euch Freude machen,
Ich sing' euch schon zum Tanze
Und schau' nach ihr, der Schönen mit dem Kranze.
Die rosenfarb'ge Wange,
Ersäh' ich die, das gäbe frohes Lachen.
Wenn sich die Gute
Hebt zum Tanz, so ist mir wohl zu Mute.
Muss ihr zierlich Schweben
Nicht stets in mir die Liebe neu beleben?

Nun folgt die Aufforderung an die Schöne sich im Einzeltanze sehen zu lassen und in der nächsten Strophe eine sehr eingehende Schilderung ihrer Reize. Dann heisst es weiter in einer Anrede an die übrigen:

Euch sei nun der Tanz erlaubet!
Nur dass ihr mein Liebchen nicht bestaubet!
Hütet euch zu schauen
Tief ins Aug' ihr; das raubt euch die Sinne.
Ihr steht so wohl das Lachen,
Dass tausend Herzen müssten durch sie krachen.
Aus den losen blauen
Äuglein fliegt auf mich der Pfeil der Minne.
Lasst sie tanzend schweben!
Der Anmut'gen müsset Raum ihr geben.
Was kann wohl ihr gleichen?
Das kann keine Maid in allen Reichen.

Es lässt sich denken, dass solche Poesie, durch entsprechende Musik vervollständigt, den Beifall der lebenslustigen Wiener fand, bei denen sechs Jahrhunderte später die Walzer von Lanner und Strauss zuerst erklangen. Aber der Dichter scheint dadurch auch die Gunst des Herzogs Friedrich von Östreich gewonnen zu haben, des letzten Fürsten aus dem ritterlichen und sangesfrohen Geschlechte der Babenberger. Friedrichs Vater war Leopold der VII.; nach dessen Tode klagt der Wiener Dichter Enenkel:

Wer singet uns nun vor
Zu Wien auf dem Chor,
Wie er so oft hat gethan,
Der viel tugendhafte Mann?
Wer stiftet uns nun Reihen
Im Herbste, wie im Maien?

Demnach liess sich Herzog Leopold herbei seinen Wienern vorzusingen, Tanzfeste anzustellen und zu leiten, und die Wiener wussten ihm dafür Dank. Ebenso verfuhr sein Sohn. Zwar war die Zeit seiner Regierung an Kämpfen überreich: in den Wirren des Reichs, die dem Untergang der Staufer vorangiengen, hat er eine wichtige, wenn auch nicht immer rühmliche Rolle gespielt, mit dem aufständischen Adel, mit Böhmen, Ungarn und Mongolen hat er gekämpft; aber in friedlichen Zwischenzeiten muss er sich an der Kunst des Gesanges ergötzt und mit den Wienern des Lebens erfreut haben. Im Eingang des schon mehrfach erwähnten Leichs preist der Tannhäuser Friedrichs fürstliche Tugenden und fügt hinzu:

Traurig Herze froh
Macht er, wenn er singt den Fraun zum Reihen
Dann helf' ich ihm so,
Dass ich preise alle Zeit gern mit ihm den Maien.

Der Herzog, das muss man aus dieser Stelle schliessen, fand an des Tannhäusers Dichtung und Lebensführung Gefallen, wenn er ihn in solcher Weise zum Gehilfen erkor. Dass des Herzogs Gunst sich auch in reichen Geschenken erwies, ist aus dem vierzehnten Liede zu ersehen, worin der Tannhäuser den Tod Friedrichs, der in einer Schlacht gegen die Ungarn fiel, und seine eigne Verarmung beklagt; denn er scheint nach dem Tode seines Gönners den sittlichen und bürgerlichen Halt verloren und seinen Besitz schnell vergeudet zu haben. Das Gedicht lautet so:

Ach Gott, was hab ich doch verlorn an Östreichs edlem Fürsten!
Der stattete mit Gut mich aus und wusste mich zu ehren.
Einst war ich Wirt und kannte nicht das Hungern und das Dürsten.
Nun bin ich wieder worden Gast. Wohin soll ich mich kehren?
Wo ist ein Fürst noch, der am Hof niedrig und hoch ergetze?
Wo find' ich den, der diesen Herrn mir wieder je ersetze?
Nun fahr ich irre, weiss ja nicht, wo solchen Herrn ich finde.
Wenn er noch lebte, braucht' ich nicht entgegen gehn dem Winde.
Nun spricht der Wirt: Brecht auf, Herr Gast! Wie friert euch so geschwinde

Zu Wien da hatt' ich einen Hof, des bin ich worden ledig.
Leupoldesdorf, das war auch mein; im Marchfeld liegts bei Lassen.
Zu Himburg hatt' ich schönes Gut. Gott sei dem Geber gnädig!
Ach könnt' ich wieder meine Pacht vom reichen Himburg fassen!
Es soll mich niemand tadeln, wenn ich Friedrich klag' im Herzen;
Mir ist die Freude mit ihm tot; es bleiben nur die Schmerzen.
Wie wirds mit dir, Tannhäuser, nun? so muss ich immer fragen.
Wer hilft in Zukunft denn nun dir der Armut Last zu tragen?
Lang währt mein Leid, dass Friederich im Felde ward erschlagen.

Das nun folgende offene Bekenntnis belehrt uns, wie es mit des Tannhäusers Verarmung zugieng; es zeigt auch, dass Missgeschick und Ungemach dem leichtlebigen Dichter die Laune nicht verdarben.

Die schönen Fraun, der gute Wein, fein Frühstück an dem Morgen
Und zweimal baden wöchentlich, das schied mich von dem Gute.
Wenn ich noch was verpfänden kann, so leb' ich ohne Sorgen;
Doch wenns dann ans Bezahlen geht, so wird mir weh zu Mute,
Und wenn das Pfand ich lösen soll, so wird die Lust zu Leide.
Da sind die Weiber missgelannt, wenn ich von ihnen scheide.
Der gute Wein wird sauer mir, hab' nichts mehr zu verpfänden.
Wann soll in meinem Missgeschick das Trauern wohl noch enden?
Ich weiss ja keinen Fürsten, der mir mag den Kummer wenden.

Mein Saumpferd trägt nicht schwere Last, mein Rösslein geht nicht munter.
Die Knechte mein sind ohne Ross, mein Koffer ist entleeret.
Mein Haus, das stehet ohne Dach, da komm' ich nicht gut unter.
An meiner Stube fehlt die Thür, das hat mich sehr beschweret.
Am Stadel fehlet auch das Thor, da ist mir nicht geheuer;
Mein Keller fiel schon lange ein, die Küche frass das Feuer.
Man bäckt mir nicht, man mahlt mir nicht, man braut mir wunderselten.
Das Röcklein ist mir gar zu dünn, das hilft mir zum Erkälten.
Um meine Habe darf man mich nicht neiden noch beschelten.

Auch das zwölfte Lied schildert zugleich betrübt und launig den Zustand der Verarmung und Erniedrigung:

Hievor, da stand es so mit mir, da ward mir zugestanden,
Ich sei bei aller Welt beliebt, und mancher edle Vetter,
Der jetzt mich träge grüsst und kalt, den ärmlichen Verwandten,
Der schien mir herzlich zugethan; so wandte sich das Wetter.
Mein Ding hat sich nun so gefügt, dass ich dem Platz muss machen,
Der ehedem mit Recht mir wich; das sind betrübte Sachen.
Die haben alle Haus und Hof, die mit mir Gäste waren,
Und ich bin doch derselbe noch, wie einst vor zwanzig Jahren.
Ich bin nun Gast und nicht mehr Wirt, und unstät ist mein Leben;
Wem das gefällt, der thu wie ich, so wird ers auch erleben.

Und wenn es schlecht nun mit mir steht, wohin den Schritt ich wende,
Denk' ich zurück an Nürenberg, wie gut mirs da ergangen.
Ich wäre lieber satt daheim, als hungrig im Elende.
Ja glaubt mirs nur, des Gastes Brot ist schwierig zu erlangen.
Hätt' ich gewusst, was jetzt ich weiss, so wär ich noch bei Gelde.
Ich that gar manches ehedem, was ich jetzt sehr beschelte.
Mich selbst erkannt' ich da nicht recht, dafür muss ich nun büssen,
Und niemals kann ich nun als Wirt den Gast im Haus begrüssen.
Wohlauf, Herr Gast, macht euch hinweg! so sagen sie mir alle.
Weiss nicht, ob solche Lebensart jemandem wohl gefalle.

Und wollt' ich mir ein Haus erbaun, das raten tör'ge Leute,
Vernehmt, die mir da Hülfe liehn, wie die sich alle nennen:
Herr Unrat und Herr Schaffenichts, die wären mir zur Seite,
Und einer, heisset Seltenreich, der dürfte mich wohl kennen.
Der Mangel und der Zweifel sind mein stätes Ingesinde,
Herrn Schade und Herrn Unbereit ich immer bei mir finde.
Und wäre nun mein Haus erbaut von diesen edlen sieben,
So würde wohl in Wintersnacht der Schnee aufs Haupt mir stieben.[1])

Wir sehen, dem Tannhäuser fehlte es nicht an Witz; auch auf ungewöhnliche musikalische Leistungen lassen die kunstvollen Versmasse schliessen, aber eine bedeutende, sittlich hoch stehende Persönlichkeit war er nicht, sondern ein lockerer, leichtlebiger Geselle, dem man doch wiederum wegen seiner auch im Missgeschick bewahrten guten Laune und wegen seiner gutmütigen, offenherzigen Selbstverspottung nicht gram sein kann. Auch seine an mehreren Stellen hervortretende kaisertreue Gesinnung mag für ihn sprechen: von dem Golde, das aus Welschland nach Thüringen fliesst, um die Wahl des Pfaffenkönigs Heinrich Raspe gegen Friedrich den II. zu fördern, möchte er nichts haben und lieber arm sein als sich von der »Krone« scheiden, und nach Friedrichs Tode klagt er: »Wehe dass man in allen deutschen Landen keinen König finden kann, dem die Krone nun geziemte. Wehe, dass der sterben musste, dem sie so wohl anstand.«

Noch einen anderen versöhnenden Zug zeigt sein Bild. In dem zuletzt angeführten Liede tritt die Reue über sein bisheriges Leben deutlich hervor; es ist zwar mehr die Reue über seine t h ö r i c h t e Verschwendung als über s i t t l i c h e Verirrung, aber

[1]) Was dem Tannhäuser in Nürnberg widerfuhr, wissen wir nicht. Elend bedeutet Fernsein von der Heimat; Unrat ist das Gegenteil von dem mittelhochdeutschen 'rât' d. h. Vorrat; Zweifel ist so viel wie Verlegenheit, Not

auch diese bricht sich Bahn in dem schönen Busslied, das die Jenaische Liederhandschrift bewahrt hat; es beginnt also:

> Ich künde, Gott, dir meine Klage
> Und baue, Herr, auf deine Güt' und Treue,
> Dass du mir zeigst Barmherzigkeit.
> Ich bitte dich bei deiner Mutter Ehre.
> Gesündigt hab' ich meine Tage
> Und selten drob empfunden Reue.
> Nun helfe mir dein Kreuz und Leid,
> Dass ich in später Stunde mich bekehre.

Wir kommen nun zu dem Tannhäuser der Sage, dem Tannhäuser im Venusberg und vor dem Papst. Das schöne Volkslied, das diese Sage behandelt, liegt in mehrfacher Fassung aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts vor, auch in einer niederländischen, und war in der Schweiz, im Entlibuch, nachweislich noch um 1830 lebendig. Aus dem 15. Jahrhundert stammt ein Fastnachtspiel »Tannhäusers Abschied von Frau Welt«, das das Vorhandensein des Liedes oder doch der Sage voraussetzt; wahrscheinlich ist die Sage noch viel älter.

Das Volkslied lässt den Tannhäuser in den Venusberg eingehen, wo er ein Jahr lang bleibt. Dann ergreift ihn Sehnsucht nach einer früher geliebten Frau; er erkennt das Sündhafte seines Thuns: »ihr seid ein Teufelinne«, sagt er zu Venus, und sie entlässt ihn widerstrebend aus ihrem Zauberreich. Um seine Sünde zu büssen, pilgert er nach Rom, aber der Papst verweigert ihm die Absolution; Gnade und Verzeihung könne er nur dann erlangen, wenn der dürre Stab in seiner, des Papstes, Hand wieder grün werde. Der Tannhäuser kehrt verzweifelt in den Venusberg zurück, aber am dritten Tage ergrünt des Papstes Stab. Boten werden in alle Lande gesandt, den Tannhäuser zu suchen, aber sie finden ihn nicht; er wird nun bis zum jüngsten Tage im Berge bleiben, dann wird Gott ihm seine Stätte anweisen. Das Lied, wie es in »Des Knaben Wunderhorn« verzeichnet ist, schliesst so:

> Das soll nimmer kein Priester thun,
> Dem Menschen Misstrost geben.
> Will er denn Buss' und Reu' empfahn (auf sich nehmen),
> Die Sünde sei ihm vergeben.

In Uhlands Volksliedern lautet der Schluss anders:

> Do was er widrumb in den Berg
> Und het sein lieb erkoren (erblickt);
> Des muoz der vierde bapst Urban
> Auf ewig sein verloren.

Von den fünf Bildern in unserem Rathause zeigt das erste den Tannhäuser am Eingang des Berges, wie er von dem getreuen Eckhart gewarnt wird. Das Volkslied weiss von Eckhart nichts, wohl aber erwähnen ihn andere alte Erzählungen. Das fünfte Bild stellt den Büsser dar, wie er tot hingesunken ist; zwei Engel setzen ihm als Zeichen der göttlichen Vergebung einen Kranz weisser Rosen auf. Hier ist also der Künstler von der Sage abgewichen, die jedoch auch die Möglichkeit der Vergebung andeutet.

Wenn der Tannhäuser Gegenstand einer solchen Sage und des weit verbreiteten Liedes ward, so beweist dies, dass sein Andenken sich lange lebendig erhielt. Seine in den Gedichten stark hervortretende Sinnlichkeit machte ihn zu einem passenden Opfer für die Verführung der Frau Venus; anderseits gab sein Busslied der Sage Anlass von seiner Reue zu erzählen. Das Volkslied klingt an einer Stelle wörtlich an sein Busslied an. Man vergleiche: »Ich künde, Gott, dir meine Klage« und »Gesündigt hab' ich meine Tage« mit der Anrede an den Papst:

> Herr Papst, geistlicher Vater mein,
> Ich klag' euch meine Sünde,
> Die ich mein Tag' begangen hab,
> Als ich euch will verkünden.

Wir dürfen aber dem Volkslied vielleicht noch mehr geschichtlichen Gehalt zuschreiben. Es ist eigentümlich, dass es den Papst Urban nennt, und dass in der That zu Tannhäusers Zeit 1264 bis 1268 Urban der IV. auf dem päpstlichen Stuhle sass. Es ist wohl denkbar, dass den Tannhäuser wirklich seine Reue zu einer Pilgerfahrt nach Rom getrieben und eine Erinnerung daran sich erhalten habe.

Über die Sage vom Venusberg vermutet Jakob Grimm, in der Deutschen Mythologie, dass sie auf einen heidnischen Mythus zurückgehe, und dass Venus, unter Anlehnung an antike Vorstellungen, an die Stelle einer deutschen Göttin Holda oder Frau

Holle getreten sei. Der Hörselberg bei Eisenach, wohin die thüringische Fassung der Tannhäusersage den Wohnsitz der Venus legt, gelte auch als Aufenthalt der Frau Holle; bald segnend und mild, bald schreckhaft mit dem wütenden Heere komme sie aus dem Berge hervor und halte ihre Umzüge, und der getreue Eckhart erscheine in ihrem Gefolge, wie in dem der Venus. Die Umzüge der Frau Holle erinnern, nach Grimm, an die wirklichen Umzüge des Bildes und Wagens der Göttin Nerthus, von denen Tacitus in der Germania berichtet, der getreue Eckhart an den Priester, der das heilige Gespann »multa cum veneratione« geleitete. Übrigens ist noch zu bemerken, dass der geschichtliche Tannhäuser wahrscheinlich niemals nach Thüringen gekommen ist, und dass Venusberge auch an anderen Orten, z. B. in Schwaben, nachzuweisen sind.

Die Sage vom Tannhäuser im Venusberg hat Richard Wagner in der bekannten Oper mit der vom Sängerkrieg auf der Wartburg verflochten. Auf den Inhalt der Oper gedenke ich nicht einzugehen; nur so viel sei bemerkt, dass der von Wagner selbst verfasste Text zwar manches Seltsame enthält, aber doch, wie mir scheint, nicht ohne dichterische Schönheit ist. Die Vermischung der zwei Sagen hat von manchen Seiten herben Tadel erfahren; ich halte dies für einen kühnen, aber glücklichen Griff, der ebensowenig zu verurteilen ist, wie das Verfahren der alten römischen Dichter, wenn sie zwei griechische Lustspiele zu einem verschmolzen, oder das Platens, der in seiner anmutigen Dichtung »Der gläserne Pantoffel« die Märchen von Dornröschen und Aschenbrödel verband. Wagner sagt im Vorwort zu seinem Textbuche: »Es geht die Sage von einem Ritter und Sänger Tannhäuser (mythisch und späteren Ansichten nach völlig gleich dem Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkriege) nach welcher dieser in den Venusberg geraten sei und dort an Frau Venus Hofe ein ganzes Jahr zugebracht habe«. Was Wagner mit »mythisch« meint, verstehe ich nicht; jene »späteren Ansichten« sind die eines gewissen Lucas, der 1833 in den Abhandlungen der Deutschen Gesellschaft in Königsberg die völlig grundlose Vermutung aussprach, dass Heinrich von Ofterdingen mit dem Tannhäuser zusammenfalle (Simrock, Wartburgkrieg S. 242). Solcher Verteidigung bedurfte, wie ich meine, Wagners Umgestaltung der Sage nicht.

Welche Bewandtnis aber hat es mit diesem Sängerkrieg auf der Wartburg?

Landgraf Hermann, in zweiter Ehe mit Sophie von Wittelsbach vermählt, herrschte von 1190 bis 1216 über Thüringen. Sein Verhalten in dem Streit zwischen den Staufern und Welfen war wenig löblich; je nach augenblicklichem Vorteil hat er mehrmals die Partei gewechselt und dadurch Unglück über sein Land gebracht; aber berühmt ist sein Name durch seine Beziehungen zu vielen Dichtern seiner Zeit, insbesondere den beiden grössten, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, aber auch zu Heinrich von Veldeke, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt; ein Teil ihrer Dichtungen ist geradezu auf des Landgrafen Anregung hin entstanden. Diejenige fürstliche Tugend, die die wandernden Sänger jener Zeit am meisten schätzten und priesen, die »Milde«, d. h. die Freigebigkeit und Gastlichkeit, hat Hermann in reichstem Masse geübt. Ein reich bewegtes, auch geistig angeregtes Leben muss an diesem Hofe geherrscht haben; Wolfram spricht von neuen Tänzen, die von Thüringen aus sich verbreiteten, und die Landgräfin soll stets vierzig Fräulein aus edlem Geschlecht um sich gehabt haben. Aber der Zudrang ward zuweilen so gross, dass die besseren Gäste darunter zu leiden hatten und nicht leicht zu gebührender Geltung kamen; und die Fröhlichkeit mag nicht selten zur Ausgelassenheit geworden sein. Daher das bekannte launige Gedicht Walthers:

> Wems in den Ohren brauset, wehe thut und sticht,
> Dem rat ich: Geh nach Thüringen zur Wartburg nicht;
> Denn gehst du hin, so kommst du ganz von Sinnen.
>
> Ich hab' mich zugedränget, wie ich nur vermag.
> Aus fähret eine Schar, die andere ein, bei Nacht und Tag.
> Ein Wunder ists, hört jemand noch darinnen.
>
> Des Landes Fürst ist so gemut,
> Dass er mit stolzen Helden was er hat verthut,
> Von denen jeder wohl im Kampf bestände.
> Mir ist sein hoher Sinn wohl kund,
> Dass, gält' ein Fuder gutes Weines tausend Pfund,
> Doch nie man eines Ritters Becher leer befände.

Bekannt ist auch Wolframs schärfere Äusserung im Parzival. Nachdem er des Königs Artus Seneschall Keye gelobt, der ver-

standen habe durch rechtzeitige Grobheit unwürdige Gäste fern zu halten, fährt er fort:

> Landgraf von Thüringen Hermann,
> Wie ich dein Ingesind befinde,
> Ein Teil hiess' besser Ausgesinde.
> Dir wäre eines Keyen not,
> Da wahre Milde dir gebot,
> Deinen Hof so zu mischen,
> Dass zu den Werten, Hofischen
> Auch viel Verächtliche dringen.

Als nach Hermanns Tode sein Sohn Ludwig Landgraf ward, verstummte auf der Wartburg das Lied der Minnesänger, und das lustige Leben hörte auf. Ludwig, sonst als Mensch und Fürst ausgezeichnet, hatte dafür keinen Sinn, ebenso wenig seine Gemahlin Elisabet von Ungarn.

In die Zeit Hermanns nun legt die Sage den Sängerkrieg auf der Wartburg, und die Chroniken wissen auch das Jahr, 1207, anzugeben. Die älteste Quelle für die Sage ist das bekannte Gedicht, das in der Manessischen Handschrift Klingesor von Ungerlant überschrieben ist und das Johannes Rothe in seiner Chronik den »Krieg von Wartberg« nennt. Simrock hat es zuletzt (1855) herausgegeben und erläutert.

Den ersten Teil des »Wartburgkriegs« bildet das Streitgedicht. Vor dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin tritt der Sänger Heinrich von Ofterdingen auf und verficht die Behauptung, dass der Herzog Leopold von Östreich an fürstlichen Tugenden, insbesondere an Milde, alle anderen Machthaber übertreffe. Ihm tritt ein anderer Sänger, genannt der »tugendhafte Schreiber«, dann Biterolf entgegen, die dem Landgrafen den höchsten Preis zuerkannt wissen wollen. Als Kampfrichter ruft Ofterdingen erst Reinmar von Zweter, dann Wolfram und Walther auf; der Unterliegende soll dem Scharfrichter von Eisenach, Stempfel, verfallen. Aber die Kampfrichter nehmen bald gegen Ofterdingen Partei. Walther veranlasst listig Ofterdingen den Östreicher als die Sonne unter den Fürsten zu bezeichnen, worauf er selbst den Landgrafen dem Tage gleich stellt, der höheren Preis habe als Sonne, Mond und Sterne. Ofterdingen klagt über Walthers Parteilichkeit und List; man habe ihm, sagt er bildlich, falsche Würfel vorgelegt. Er beruft sich auf Klingsor von Ungerlant. Vier Meister — Biterolf wird hier nicht

genannt — erklären ihn für besiegt und stimmen für seinen Tod; aber die Landgräfin verwendet sich für ihn, und es wird ihm Frist gegeben, um Klingsor herbeizuholen.

Nun folgt der zweite Teil, das Rätselspiel. Auf einem grünen Plan am Wasser hat der Landgraf ein Lustlager aufgeschlagen; da erscheint Klingsor mit einer kostbaren, seidenbedeckten Krambude, wie ein Kaufmann; aber Waren hat er nicht darin, es ist ein Rätsel, das er feil hält und zu dessen Lösung er Wolfram herausfordert, der »gute Märe dichte und von dem man rühme, dass Laienmund nie besser gesprochen habe«. Wolfram nimmt den Kampf auf und löst acht Rätsel Klingsors; er seinerseits legt seinem Gegner zwei vor, von denen dieser eines nicht löst. Solche Weisheit, meint Klingsor, besitze Wolfram, dass er kein Laie sein könne; woher sie stamme, soll der Teufel Nasion in der nächsten Nacht erforschen. Nasion erscheint in Wolframs Gemach und fragt ihn, wie es zugehe, dass der Fixsternhimmel gegen die Planeten ankämpfe, wie der Polus arcticus und der Stern Antarcticus stehe, und was östlicher Stand des Saturn zu bedeuten habe. Wolfram antwortet, dies sei ihm nicht kund; ihm genüge zu wissen, dass Gott alles geschaffen und geordnet habe. Darauf schreibt Nasion mit feurigen Buchstaben an die Wand: »Du bist ein Laie, snippensnap«, und rät Wolfram höhnisch Klingsors Meisterschaft nicht länger zu bestreiten; falls er, Nasion, wieder hierher gesandt werde, solle es ihm schlimm ergehn. Wolfram verachtet sein Drohen, ruft Gott und Maria an, bekreuzigt sich, und Nasion entweicht. Dem Klingsor aber meldet er, Wolfram sei ein furchtbarer Mann, er solle sich nicht weiter mit ihm einlassen.

Die Rätsel haben religiösen Inhalt, mit Ausnahme eines einzigen, das Wolfram der Sage von Lohengrin entnimmt und Klingsor nicht löst. Als Probe teile ich das zweite Ratsel mit. Ein König hat zwei Töchter, denen er Gatten wählt; die zwei Paare werden, jedes mit einer Krone, gekrönt. Einer der Gatten schlägt sein Weib mit Dornen, wirft sie in den Pfuhl zu den Schweinen und tritt sie mit Füssen; diesem zürnt der König und entzieht ihm sein Angesicht für immer. Der zweite bewirft sein Weib mit Schmutz, trägt sie aber dann zu einer Quelle und reinigt sie; ihm ist der König hold. Der König ist Gott, die Töchter zwei Menschenseelen, die mit zwei Leibern vermählt werden. Die Krönung ist die Taufe. Die Dornen, mit denen

der erste Gatte sein Weib schlägt, sind sündhafte Worte, der Pfuhl ein lasterhaftes Leben. Der Schmutz, mit dem das zweite Weib beworfen wird, bedeutet gleichfalls die Sünde; die Quelle der Reinigung ist die Beichte und die Absolution; durch diese wird Gottes Gnade wieder gewonnen, die der erste Gatte auf immer verliert.

Von den übrigen Abschnitten des Wartburgkriegs, deren Simrock sieben unterscheidet, steht nur einer, die Totenklage um den Landgrafen und um Poppo VII. von Henneberg, der 1245 starb, in innerem Zusammenhang mit den beiden ersten Teilen; die anderen, an sich nicht ohne Interesse, sind spätere Erweiterungen und Zudichtungen; sie beweisen, dass man sich lange mit dem Gedicht beschäftigt hat, sind aber ohne Bedeutung für unsere heutige Untersuchung.

Bei Betrachtung der zwei ersten Teile fällt sogleich auf, dass die Erzählung nicht zu Ende geführt ist; wir erfahren nichts über den Ausgang des Sängerkriegs. Ferner ergibt sich, dass der zweite Teil zum ersten nicht als Fortsetzung passt; nach diesem soll Klingsor den Streit Ofterdingens mit den übrigen Sängern über des Landgrafen und des Östreichers fürstliche Tugenden entscheiden, und Walther ist Ofterdingens Hauptgegner; im Eingang des zweiten ist von Klingsors Berufung gar keine Rede, und anstatt jene Entscheidung zu fällen, kämpft er mit Wolfram im Rätselspiel. Der zweite Teil sieht ganz aus wie ein selbständiges, zur Verherrlichung Wolframs verfasstes Gedicht; Wolframs einfach gläubige christliche Weisheit trägt den Sieg davon über die Gelehrsamkeit Klingsors, mag diese sich auch zur Zauberei und zur Macht über die Geister der Hölle steigern. Somit liegt die Vermutung Simrocks und anderer nahe, dass der zweite Teil zuerst entstand, der erste hinzugedichtet ward, ohne dass es gelungen wäre, beide innerlich zu verbinden. Einige wenige Hinweise auf den ersten Teil, die sich im 2. finden, sind auch aus sprachlichen Gründen späterer Einschiebung dringend verdächtig.

Bevor wir jedoch diese kritische Betrachtung fortsetzen, müssen wir einen Blick auf die Darstellung der Sage in den Chroniken werfen.

Die älteste Quelle dieser Art ist die Lebensbeschreibung des Landgrafen Ludwig von seinem Kaplan Berthold, die in einem nachweislich nach 1270 verfassten Zusatz vom Sängerkriege

handelt. Mit diesem Bericht stimmt der der Reinhardsbrunner Annalen (um 1430 entstanden) ganz überein. Dass den Chronisten das Gedicht vorlag, ergibt sich aus einem merkwürdigen Missverständnis: wir haben vorhin gehört, wie im Gedicht Ofterdingen sich beklagt, seine Gegner legten ihm falsche Würfel vor; diesen bildlichen Ausdruck haben die Chronisten wörtlich genommen: die Entscheidung, die der Wettstreit im Gesang nicht gebracht, heisst es, hätten sie durch Würfelspiel herbeiführen wollen und sich dabei falscher Würfel bedient. Aber die unvollständige Erzählung des Gedichts findet sich in den Chroniken erweitert. Ofterdingen erhält, um Klingsor herbeizuholen, ein Jahr Frist. Der Herzog von Östreich, für dessen Preis er eingetreten war, nimmt ihn freundlich auf, versieht ihn mit Briefen und Reisemitteln, und so gelangt er nach Siebenbürgen zu Klingsor. Dieser bewirtet ihn gastlich und hält ihn fest, bis die Frist beinahe verstrichen ist; dann fliegt er mit ihm auf seinem Zaubermantel in e i n e r Nacht nach Eisenach, wo sie in Hellegreves Haus einkehren. Klingsor weissagt, noch ehe er vor den Landgrafen tritt, aus den Sternen, dass in derselben Nacht die Königin von Ungarn ihrem Gatten eine Tochter schenken werde, die dem Sohne Hermanns zur Gemahlin bestimmt sei und heilig werde gesprochen werden. Dann wetteifert Klingsor mit Wolfram im Gesang, und da er ihn nicht besiegen kann, schickt er den Teufel selbst, der in Gesalt eines Jünglings Wolfram gegenüber tritt, ihm aber ebenso wenig anhaben kann, wie der zweite höllische Geist Nasion, der ihn nächtlicher Weile in seinem Gemach bei dem Bürger Gottschalk aufsucht. Klingsor kehrt nach Ungarn zurück, obwohl ihn der Landgraf festzuhalten wünscht.

Hierzu setzt der geschwätzige Johannes Rothe in seiner Thüringischen Chronik (um 1420) noch mancherlei hinzu. Er kennt genau Hellegreves und Gottschalks Häuser, und wenn in letzterem Nasions Schrift nicht mehr zu sehen ist, so hat das guten Grund; Gottschalk hat den Stein aus der Mauer brechen und ins Wasser werfen lassen. Den Streit der Sänger legt Klingsor gütlich bei und kehrt, vom Landgrafen reich beschenkt, nach Ungarn zurück.

Wie steht es nun mit dem geschichtlichen Gehalt und Wert der Sage vom Sängerkriege?

Sehen wir uns zunächst einige der im 1. Teile des Gedichts auftretenden Personen an. Der »tugendhafte Schreiber« ist wohl

eine geschichtliche Person. Das Gedicht kennt seinen Vornamen nicht, aber die Chroniken nennen ihn Heinrich, und ein Henricus scriptor oder notarius, auch mit dem Beinamen virtuosus, erscheint zwischen 1200 und 1240 in thüringischen Urkunden. »Tugendhaft« bezieht sich auf den Stand, nicht auf den Charakter; es scheint stehendes Beiwort der öffentlichen Notare gewesen zu sein, etwa wie unser »hochlöblich« und dgl. Auch enthält die Manessische Handschrift Gedichte unter diesem Namen. Biterolf mag gleichfalls geschichtlich sein; ein Biterolf wird als Verfasser eines jetzt verlorenen Gedichts über Alexander erwähnt. Er nennt sich in der Totenklage Unterthan der Hennebergischen Grafen und als seinen Geburtsort Stilla. Näherstill und Mitterstill liegen auf ehemals Hennebergischem Gebiet bei Salzungen. Heinrich von Ofterdingen hat in den Köpfen der Romantiker eine weit grössere Rolle gespielt als in Wirklichkeit, doch ist kaum zu bezweifeln, dass ein Sänger dieses Namens gelebt hat. Hermann der Damen, ein Dichter vom Ausgang des 13. Jahrhunderts, beklagt seinen Tod und schreibt ihm, nach Simrocks nicht unwahrscheinlicher Auslegung, (S. 274) die Verfasserschaft des Rätselspiels zu.[1]) Seine Heimat mag Schwaben gewesen sein; ein Ort Ofterdingen liegt bei der Burg Hohenzollern. Doch verdient Erwähnung, dass Rothe ihn Bürger von Eisenach nennt, und dass wirklich der Name Afterding im 14. Jahrhundert in Eisenach vorkommt (Simrock S. 311). Völlig erfunden und aus dem Märchenlande des Parzival herübergewandert erscheint auf den ersten Blick Klingsor. Im Parzival hat sich Klinschor — so lautet hier der Name — Herzog von Terrâ de labûr (Terra di Lavoro in Campanien), der Zauberei ergeben, um sich an der Menschheit für eine ihm zugefügte Schmach zu rächen; er hat das Wunderschloss Schastel marveil erbaut, wo er Hunderte von edlen Frauen und Rittern gefangen hält. Auch eine kostbare Krambude, am Eingang des Schlosses aufgestellt, ist ihm eigen. Die Übereinstimmung der Namen, die Zauberkunst, die Krambude sprechen für seine Identität mit dem Klingsor des Wartburgkriegs; und dennoch ist dieser vielleicht nicht ganz ungeschichtlich, worüber nachher.

[1]) Damit steht sein Auftreten gegen Wolfram im Streitgedicht (Str. 18, 19) in Widerspruch; wir haben aber schon gesehen, dass der I. und II. Teil überhaupt nicht zusammen passen.

Aber auch soweit die Sage mit Klingsor nicht zusammenhängt, darf der Sängerkrieg nur mit Einschränkung als geschichtlich gelten. Dass der erste Teil des Gedichts nicht vor dem letzten Drittel oder Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann, dass also seit dem Tode des Landgrafen Hermann 1216 mehrere Menschenalter verflossen waren, ist von Koberstein und Simrock (S. 233) überzeugend nachgewiesen. Dass ein Sänger vor dem Landgrafen einen Streit sollte erhoben haben, um einem anderen Fürsten höheren Preis zu erteilen, ist sehr unwahrscheinlich, völlig undenkbar und märchenhaft, dass dem Unterliegenden der Tod durch Henkershand bestimmt gewesen wäre; nicht undenkbar jedoch, ja man kann sagen wahrscheinlich ist, dass der Sage doch etwas mehr zu Grunde gelegen habe, als das Zusammenströmen der Dichter am Thüringer Hofe und der Ruhm, den auch die Herzoge von Östreich, mit Thüringen wetteifernd, als Gönner der Dichtkunst genossen. Es ist sehr wohl möglich, dass auf der Wartburg in der That unter des Landgrafen Gästen irgend einmal ein Wettstreit im Gesange stattfand.

Wir haben vorhin gesehen, dass der Bericht der Chroniker zum Teil auf dem Gedichte beruht. Zum Teil, sage ich, denn es finden sich darin Angaben, die auf eine andere Quelle hinweisen, neben anderem die Namen der Eisenacher Bürger Hellgreve und Gottschalk und die Weissagung Klingsors von der Geburt der Landgräfin Elisabet. Ich glaube, dass beides aus der zu Ende des 13. Jahrhunderts noch lebendigen mündlichen Überlieferung, der Volkssage, entnommen ist. Die Namen Hellgreve und Gottschalk finden sich in Eisenacher Bürgerverzeichnissen jener Zeit; die Sage hat sinnig unter den vielen vorhandenen gerade an diese beiden sich geheftet; Hellgreve bedeutet »Höllengraf« und ist eine Bezeichnung des Teufels, wie ja auch das Wort »Teufel« selbst nicht selten als Geschlechtsname erscheint: Gottschalk heisst »Gottesknecht«; jener Name ist ebenso passend für den Wirt Klingsors, wie dieser für den Wolframs gewählt. Wenn Klingsor aus Ungarn oder Siebenbürgen berufen wird und die Geburt der Elisabet weissagt, so steht dies offenbar mit der ungarischen Herkunft der heiligen Elisabet in engem Zusammenhang, den jedoch im einzelnen nachzuweisen schwer sein dürfte. Die Weissagung zu erwähnen war im Gedicht keine Veranlassung; doch scheinen die Verfasser des ersten und zweiten Teils sie gekannt zu haben, da sie, wie die Chroniken, Ungarn

als Klingsors Heimat oder Aufenthalt bezeichnen. Simrock möchte freilich aus dem Rätselspiel alle Erwähnungen Ungarns tilgen (S. 255), aber seine Änderungen sind zu gewaltsam um zu überzeugen.

Mit allem Vorbehalt möge hier, zum Schlusse, eine Vermutung gewagt werden.

Wir wissen nicht, wie Hermann dazu kam, für seinen Sohn um die Königstochter aus dem fernen Lande zu werben, die er, da sie noch Kind war, dort abholen liess. Hat ihn vielleicht ein mit dem ungarischen Königshofe bekannter Mann, ein Ungar, auf diese Verbindung hingewiesen? Dann konnte die Sage den Ratgeber zum Sternkundigen umbilden, damit etwas Ausserordentliches die Geburt der heiligen Elisabet und ihre Umsiedlung nach Thüringen begleitete, und als nun Ofterdingen, oder wer es sonst war, zu Wolframs Verherrlichung das Rätselspiel dichtete, machte er aus dem Klinschor des Parzival und dem Wahrsager eine Person, deren Namen dann auch die Volkssage und die Chroniken übernahmen, und der Verfasser des Streitgedichts brachte ihn in Verbindung mit dem Sängerkrieg. Diese Vermutung — denn etwas anderes kann und soll es nicht sein — löst freilich nicht alle Rätsel, die uns das Gedicht und die Sage aufgeben.

Erfurt im Januar 1900.

Bernhardt.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden

in der

deutschen Vergangenheit.

Von

Dr. Liebe,
Archivar.

Es ist das Wesen der modernen Geschichtswissenschaft, dass sie nicht mehr fragt: wie ist es gewesen? sondern: wie ist es geworden? dass sie nicht mehr verzeichnet sondern erklärt. Eine Forschung, welche nur die am stärksten hervortretenden Momente in der Entwicklung berücksichtigt, wird leicht ein falsches Bild geben. So erscheint die Bewegung der Völkerwanderung dem flüchtigen Blicke leicht als ein wirres Durcheinanderwogen, während in Wirklichkeit zwischen den einzelnen Stössen Perioden der Ruhe liegen, die ihre sehr eigentümliche Kultur zu entwickeln vermocht haben. Auch die Vorgeschichte der Juden leidet unter dieser Behandlungsweise; ihre Darstellungen widmen den erschütterndsten Momenten der äusseren Geschichte, den Verfolgungen, eine eingehende Aufmerksamkeit, weniger deren Ursachen. Es genügt keineswegs, zur Erklärung die Glaubensfeindschaft heranzuziehen; geistigen Bewegungen von grosser Tragweite pflegt ein starkes materielles Element beigemischt zu sein, wie das bei den Kreuzzügen zu Tage tritt. Nur dieses ist imstande, über die Leiden der Juden wie über ihre Bedeutung für die deutsche Kultur Aufschluss zu gewähren.

Entscheidend für das Verständnis der Entwicklung ist die Thatsache, dass die Verschlechterung in der Lage der Juden sich in zwei Stufen vollzogen hat, die etwa durch die Mitte des zwölften und die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden; beidemal bildete das wirtschaftliche Element die treibende Kraft. Keineswegs zu allen Zeiten hat die Bevölkerung Deutschlands den Juden feindselig gegenüber gestanden, dazu war ihre Zahl zu gering und ihre Unentbehrlichkeit zu gross. Ihre Bedeutung für die abendländischen Völker lag in ihrem internationalen Zusammenhang und ihrer auf jahrhundertelanger Tradition beruhenden Geschäftsgewandtheit. Der spärliche Passivhandel der ersten Jahrhunderte deutscher Geschichte wurde neben andern

Fremden, Friesen und Slaven, von Juden versehen. Ansässig finden wir sie zuerst auf dem alten Römerboden des Frankenreichs, wo sie das von früher überkommene Recht des Römers geniessen und in Vertrauensstellungen bei den Königen erscheinen. Der internationale Charakter des karlingischen Reiches war ihnen nicht minder günstig; wir wissen, dass die Gesandtschaft Karls an Harun ein Jude als Dolmetscher begleitete. In der Stellung unentbehrlicher Handelsleute werden sie in das deutsche Reich übernommen, die neu erwachsende städtische Kultur bietet einen geeigneten Nährboden für ihre Talente und sie geniessen wie alle Fremden den Schutz des Königs gegen eine Abgabe. Eines der Privilegien Ottos des Grossen für Magdeburg von 965 spricht von Juden und andern Kaufleuten, und das Handelsprivileg, das ihnen Bischof Rüdiger von Speier 1084 gewährt, rechnet sie notwendig zum Begriff einer Stadt. Zwei Handelszweige sind ihr Monopol, der durch ihre alten Verbindungen gesicherte mit orientalischen Waren und der mit Sklaven, an dem sie kein religiöses Vorurteil hinderte. Vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert blühend diente er hauptsächlich dem Vertrieb kriegsgefangener Slaven, die dem Begriff den Namen gaben. In entgegengesetzter Richtung wie der Warenhandel bewegte er sich von den östlichen Grenzgebieten nach Westfranken und von da nach Spanien und dem Orient. Ein Sinken des jüdischen Einflusses musste eintreten, als sich im Anschluss an das aufblühende Städtewesen ein nationaler Handelsstand entwickelte und die durch die Kreuzzüge veranlasste Anknüpfung unmittelbarer Handelsbeziehungen mit dem Orient die bisherige merkantile Vormundschaft der Juden überflüssig machte. Bis dahin war ihre Stellung keine sonderlich gedrückte, sie wohnten mit den übrigen Stadtbürgern vermischt, in Köln in der Lorenz-, in Erfurt in der Benedictspfarre. Mit dem Mündigwerden des nationalen Handels aber erwachte der Hass gegen die bisherigen Meister, der infolge der Entwicklung des Kapitalismus in hellen Flammen hinausschlug. Das Handelsmonopol ging den Juden verloren, dafür fiel ihnen ein weit gefährlicheres zu, das des Wuchers, wie das Mittelalter jedes Darlehnsgeschäft nannte, welches die Kirche als Sünde brandmarkte. Auch an ihnen vollzog sich der im Handelsleben aller Völker bemerkbare Vorgang, dass die weiter fortgeschrittenen den zurückgebliebenen zuerst Waren bringen, dann sich vor der wachsenden Konkurrenz in den Geldhandel zurückziehen.

um dem Hass des Pauperismus gegen den Kapitalismus zu verfallen. So ist es im Mittelalter den Italienern ergangen, die in unserer Geschäftssprache zahlreiche Spuren hinterlassen haben, so in neuerer Zeit den Armeniern. Mit dem Erwerbsleben der Juden verschob sich ihre soziale Stellung, beides trat in Süd- und Westeuropa früher, im Osten später ein als in Deutschland. Die Verordnungen des vierten Laterankonzils von 1215 enthalten die ersten Massregeln zur Einführung einer allgemeinen Judenkleidung, in Deutschland ist die erste Nachricht die von der Befreiung der Erfurter Juden vom Tragen eines Kennzeichens 1294. Für das Erwerbsleben der Juden in Deutschland war es von Bedeutung, dass die cluniacensischen Reformen den bisher grössten Kapitalisten, den Klöstern, die wenigstens in verschleierter Form betriebenen Darlehnsgeschäfte untersagten.[1]) Den Juden öffnete sich ein neues Feld der Thätigkeit zu derselben Zeit, als das alte unfruchtbar zu werden begann; statt Jude und Kaufmann wurde Jude und Wucherer identisch, nur der an vielen Orten fortbestehende Pfefferzins erinnerte an die früheren Erwerbsquellen.

Seit die um 1100 geschriebene Vita Annos von Cöln dessen jüdische Gläubiger erwähnt, häufen sich die Zeugnisse jüdischer Geldgeschäfte, selbst Geistliche nehmen ihre Zuflucht zu ihnen und geben ihre Kirchengeräte in Versatz. Swaz verstât in Römer hant, lihter loest man juden phant — heisst es in Freidanks Bescheidenheit, die um 1230 verfasst ist. 1255 gab der Mainzer Städtetag die ersten Zinsenvorschriften, die als gesetzlich die ungeheuren Sätze von $33\frac{1}{3}\%$ für grössere, von $43\frac{1}{3}\%$ für kleinere Darlehen festlegen.[2]) Aber ihr neuer Beruf machte sie unentbehrlicher wie je, in den Jahren 1261 und 1264 erhielten sie von den Städten Halberstadt und Coblenz günstige Privilegien; die erste Judenordnung eines Territoriums, von Markgraf Heinrich von Meissen um die Mitte des Jahrhunderts erlassen, behandelt sie sehr massvoll und gestattet gerichtliche Überführung eines Juden nur auf jüdisches Zeugnis.[3]) Von besonderer Wichtigkeit für den Pfandverkehr war, dass den Juden im Gegensatz zum römischen und ältern deutschen Recht, die den Eigentümer gegen den Besitzer schützen, der umgekehrte Grundsatz des neueren

[1]) Honiger, Zur Geschichte der Juden Deutschlands im früheren Mittelalter (Zschr. f. Geschichte d. Juden I S. 87).

[2]) Stobbe, Die Juden Deutschlands im Mittelalter. S. 110.

[3]) Horn, Henricus illustris S. 319.

Rechts gewährt war.[4]) Sie liefen also keine Gefahr auch wenn das ihnen versetzte Pfand unrechtmässig erworben war. Das Monopol des Zinsdarlehns liess in reissender Schnelle immer grössere Reichtümer in jüdischen Händen zusammenströmen, ihnen selbst eine drohende Gefahr. Bei der Beschreibung Erfurts aus den Jahren 1281—83 charakterisiert sie Nicolaus von Bibra kurz und scharf: qui per usuras operantur res nocituras.[5])

Der Ansicht Roschers, der die Judenverfolgungen als gewaltsame Creditkrisen bezeichnet, werden wir beistimmen, wenn wir ihre Allgemeinheit gerade im vierzehnten Jahrhundert betrachten.[6]) Der schwarze Tod, dessen vielfach überschätzte Bedeutung einzig im Menschenverlust bestand, hat sie wohl zügelloser gemacht, aber nicht verursacht. Dagegen ist zu bedenken, dass sich im Anfang dieses Jahrhunderts der Sieg der Geldwirtschaft über die altgermanische Naturalwirtschaft entschied, wie er in dem rapiden Fallen des gesetzlichen Zinsfusses zu Tage tritt, und an dieser Entwicklung hatten die Juden den grössten Anteil. Das vierzehnte Jahrhundert hat die Bedeutung wie das Unheil der Juden für Deutschland begründet, weil einerseits die Ansprüche der Geldwirtschaft zu voller Entfaltung gelangt waren, andererseits die geschäftliche Ausbildung der Deutschen und die Kapitalbildung, durch wirtschaftliche Verhältnisse und religiöse Anschauungen gehindert, jener Entwicklung zu folgen nicht vermocht hatten. Unter diesem Missverhältnis begannen auch die zu leiden, welchen materieller Druck bisher fern gelegen hatte. An die Fürsten traten neue finanzielle Anforderungen, besonders durch das Söldnerwesen heran. Die Edelleute gerieten durch das Sinken der Bodenzinse und den gesteigerten Luxus in immer tiefere Verschuldung. Die Bürger bedurften für ihre gewerblichen und Handelsunternehmungen des Kapitals. Nur die Juden vermochten der allseitig auftretenden Nachfrage nach Geld ein Angebot entgegen zu setzen. Die Folge war, dass in den Verfolgungen eine soziale Revolution sich bemühte, das Joch des Kapitalismus, dessen Druck man zu spüren begann, zu zerbrechen. Schon unter den Zeitgenossen werden offene Urteile laut über die wahre Ursache der mit der Brunnenvergiftung begründeten

---

[4]) Stobbe a. a. O. S. 119.

[5]) Carmen satiricum ed. Fischer v. 2036.

[6]) Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft II S. 338.

Verfolgungen; eine Erfurter Quelle nennt geradezu die Schulden der Ritter, Bürger und Bauern.[7]

Mit dem wachsenden Reichtum der Juden änderte sich die Stellung der Fürsten zu ihnen, vornehmlich der Geistlichen. Während diese sich früher oft veranlasst gefunden hatten, vom religiösen Standpunkt aus dem freundlichen Verkehr ja den Heiraten ihrer Unterthanen mit Juden entgegen zu treten, lernten sie sie jetzt als Besteuerungsobjekte von wachsendem Werte schätzen. Ursprünglich galten die Juden einzig als kaiserliches Regal; der aus ihrem Schutzbedürfnis emporkeimende Begriff der Kammerknechtschaft ist im dreizehnten Jahrhundert zu vollständiger Ausbildung gelangt und wird kaiserlicherseits mit Entschiedenheit zur Geltung gebracht, allerdings mehr nach der Seite der Abgabenpflicht hin als nach der des Schutzes. Indessen ist anzunehmen, dass gerade in den grösseren Städten, wo die Hauptsitze der Juden waren, die Kaiser thatsächlich das Judenregal nie besessen haben, weil vor seiner Ausbildung die Herrschaft des geistlichen Stadtherrn fest geworden war. Reichen doch die Judengemeinden der rheinischen Bischofsstädte zum Teil bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, und von der zu Worms ging die Sage, dass sie bereits vorher eingewandert sei, also am Tode des Heilands keine Schuld trage. So erklärt sich, dass wir vielfach Judenbede und Judenschutz in bischöflichen Händen finden, ohne dass eine ausdrückliche Abtretung von seiten des Kaisers stattgefunden hat, und infolgedessen eine Politik, die den Juden besondern Schutz angedeihen liess, um ihnen desto grössere Auflagen zumuten zu können. Die Gewinnung neuer Steuerquellen aber war, wie auch der Hass des Volkes gegen die Wucherer anschwellen mochte, von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung der Landeshoheit. Viel zu wenig ist bisher der Einfluss gewürdigt worden, den die Juden vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert auf die Finanzwirtschaft des mittelalterlichen Staates materiell wie persönlich geübt haben, wofür die ausgesogenen Unterthanen die Kosten tragen mussten. Ein grelles Beispiel dafür bieten die Zustände des Erzbistums Trier in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem grössten seiner Regenten, Erzbischof Balduin. Durch Geist und

[7]) Chronicon Sampetrinum ed. Stübel (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I S. 180).

Charakter eine der anziehendsten Fürstengestalten des Mittelalters ist er als Landesherr eine durchaus moderne Erscheinung, eine glänzende Vereinigung von Diplomat und Verwaltungsmann, Karl dem IV. vergleichbar. Zu den Zwecken seiner weit ausgreifenden Politik ausserordentlicher finanzieller Hilfsmittel benötigt war er auf Erschliessung neuer Geldquellen und Centralisierung der Verwaltung bedacht; zu beiden Zwecken hat er sich der Juden zu bedienen verstanden. Durch die Verbindung mit Westfranken war das Moselland früh der Sitz jüdischer Einwanderer geworden, die sich fast völlig auf die beiden Städte Trier und Coblenz beschränkten und hier eine materiell und rechtlich günstige Stellung zu gewinnen gewusst hatten. Die Zeiten Balduins aber boten ihnen Gelegenheit zu einem beispiellosen Aufschwung. Die Zahl der unter seiner Regierung ausgestellten Urkunden, welche sich auf öffentliche und Privatverhältnisse der Juden beziehen, übersteigt die aus sämtlichen Jahrhunderten vor- und nachher um ein bedeutendes! Erstaunlich ist, in welchem Masse der streng religiöse Kirchenfürst seine Interessen mit den ihrigen identifizierte. Für den seitens der Juden unbeschränkt zur Verfügung gestellten Credit gewährte er als Gegenleistung nicht nur Schutz und Wucherfreiheit, er stellte sogar einen Trierer Grossbankier, Jakob Daniels, an die Spitze seiner gesamten Finanzverwaltung.[8]) Denn auch hier macht sich als charakteristisch für den jüdischen Geschäftsbetrieb die Vereinigung in Compagnien und die Concentration in wenigen Händen bemerkbar. Die Folge der unter staatlicher Begünstigung betriebenen Geldgeschäfte war eine furchtbare Verschuldung des ganzen Territoriums, von deren Grad wir uns eine Vorstellung machen können, wenn wir bedenken, wie die infolge der zunehmenden Strenge der Anschauungen eingetretene Beschränkung aller Zinsgeschäfte auf jüdische Kapitalisten den Zinsfuss emporschrauben musste, für den diese ja an keine gesetzliche Vorschrift gebunden waren; dreissig bis vierzig Prozent war die Regel. In langer Reihe liegen uns noch die pergamentenen Zeugnisse dieser Verschuldung vor, am meisten von Edelleuten; so ist Graf Walram von Zweibrücken in den Händen von siebzehn Juden. Aber ein trauriges Bild ist es auch, wenn 1338 in dem Städtchen Oberwesel 217 Schuldner der Juden aufgezählt werden. Die Zahl der

---

[8]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben S. 1445 ff.

jüdischen Gläubiger beträgt 29, darunter 10 Frauen. Hier wie im benachbarten Boppard hatte nämlich die Verzweiflung schon zehn Jahre vor der allgemeinen Verfolgung einen Aufruhr veranlasst, der mehreren Juden das Leben kostete. Der Erzbischof unterdrückte die Bewegung mit eiserner Hand, erzwang Bezahlung der jüdischen Forderungen — und trieb die der Erschlagenen für den Fiskus ein! Beim Tode eines reichen Juden in Saarburg verspricht sein Schwiegersohn, alle Ausstände nach Ausweis der Register, deren eins der Erzbischof, eins er selbst hat, einzufordern und ein Drittel an Balduin abzuliefern![9]) Damit war allerdings der Höhepunkt jüdischen Einflusses in Deutschland überschritten, der allzu straff gespannte Bogen zerbrach, und tobend durchbrach die Volkswut die Dämme fürstlichen Schutzes. Das System fiskalischen Eigennutzes hatte zu einer furchtbaren Katastrophe geführt. Die Entwertung des Judenregals spricht sich darin aus, dass es 1356 vom Kaiser in der Goldenen Bulle den Kurfürsten zugestanden wurde. Aber trotz der jetzt entschiedenen sozialen Verschlechterung überwand die Unentbehrlichkeit der Juden auch diesen Schlag. Merkwürdig zu sehen ist es, wie wenige Jahre später die Vertriebenen an ihren alten Wohnsitzen wieder auftauchen und rührig dem alten Reichtum uud Einfluss zustreben. Die Verschlechterung ihrer sozialen Stellung freilich ist auf lange hinaus besiegelt und mit wachsender Schroffheit ist man bemüht, ihre Trennung von der übrigen Stadtgemeinde äusserlich zu kennzeichnen. Sie dürfen nur noch in den von andern gemiedenen Judengassen wohnen, und erfinderische Ratsverordnungen beeifern sich, dem althergebrachten Spitzhut weitere Merkmale der Kleidung hinzuzufügen. Wie sehr man ohne das sich der Fremdartigkeit des jüdischen Elements bewusst war, zeigt drastisch die Beschreibung, die ein Magdeburger dem Rat von Zerbst von einem betrügerischen Mitbürger entwirft: Er hat ein lang Antlitz mit einer langen Nasen und ist als ein Jude geschaffen und spricht auch so.[10]) Harmlos erscheinen die alten Spottbilder an Kirchen, welche Juden in Gemeinschaft mit einer Sau darstellen, gegenüber dem grimmigen Hohn des Wasserspeiers von der Arbogastkirche zu Ruffach im Elsass: Ein Teufel,

[9]) Liebe, Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstift Trier (Westdeutsche Zschr. 1893).

[10]) Hertel, Urkundenbuch der Stadt Magdeburg II 608.

der einen Juden mit Spitzhut und Geldbeutel gepackt hält. Aber trotz allem, die Bedingungen ihres Gedeihens waren dieselben geblieben, und die an sie gestellten Ansprüche beweisen, dass die Zeitgenossen das wohl erkannten. Während die Fürsten nach wie vor die ergiebige Quelle auszuschöpfen trachteten, drängten sich in steigendem Masse die Städte dazu, ebenfalls ihren Anteil am Gewinn zu erhalten. Ähnlich wie Balduin von Trier, wenn auch nicht so weitgehend, verfuhr der 1361 auf den Stuhl von Magdeburg erhobene Dietrich, der Günstling Karls IV. Wie ihm für die Verwaltung der Landeshauptmann Klaus von Bismarck zur Seite stand, der Ahnherr des Hauses, so für die Finanzen der Jude Schmul. Vom Besuch Erzbischof Adolfs von Mainz in Erfurt 1389 wird berichtet, dass er täglich grosses Spiel mit den Juden gehalten habe. Fast modern mutet die Schilderung an, die Stolles Thüringische Chronik 1446 von dem Verfahren der Vitztumschen Brüder, der Günstlinge Herzog Wilhelms giebt: »Sie hielten's auch mit den reichen Juden, denn wenn die Juden arme Grafen und Ritter mit Zinsen von ihren Schlössern verdrängten mit der Vitztume Rat und Hilfe, so halfen sie den Juden getreulich. Und darnach kauften sie den Juden die Schlösser ab um's halbe Geld.« Aus demselben Jahre 1377 haben wir Kunde von umfangreichen Zwangsanleihen der Städte Worms und Erfurt bei ihren Juden. Endlich brachte das Ende des Jahrhunderts noch einen allgemeinen Schlag gegen die Juden in dem autokratischen Gewaltact, durch welchen Kaiser Wenzel seine Scheingewalt über sie zu seinem und der Städte Vorteil zur Geltung zu bringen suchte. Es war der erzwungene Zinserlass von 1385, eine Massregel, die früher mehrfach von den Päpsten zu Gunsten der Kreuzfahrer getroffen worden war. Jetzt aber wurde den Stadträten gegen eine feste Summe die Eintreibung der jüdischen Forderungen überlassen.

Hatten die elementaren Ausbrüche der Volkswut zwar in den sozialen, nicht aber in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Juden eine wesentliche Veränderung hervorgebracht, so war dies um so mehr mit dem planmässigen Vorgehen der Fall, zu dem die Regierungen gedrängt von der öffentlichen Meinung sich entschliessen mussten. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch hören wir von Ausweisungen der Juden wenigstens aus ihren Hauptwohnsitzen, den grossen Städten. Aus Trier werden sie 1418 vertrieben, aus Erfurt 1458, aus Strassburg 1479, aus Magde-

burg 1493, aus Ulm 1499. Die Ausweisung vollzog sich keineswegs immer in gewaltsamer Form, wie denn in Magdeburg den Ausziehenden ihre Grundstücke vom Rat abgekauft wurden. Bei der Frage nach dem Verbleib der Vertriebenen ist zu bedenken, dass ihre geringe Zahl durch die Judenschlachten und Seuchen noch gemindert worden war; ferner gewährte die territoriale Buntscheckigkeit des Reichs unschwer die Möglichkeit, einen duldsameren Herrn zu suchen. Unzweifelhaft aber hat sich in den Wohnsitzen der Juden eine Verschiebung vollzogen, die mit der Änderung in ihrer Beschäftigung in nächstem Zusammenhange steht. Die Juden werden aus den grossen Städten in die kleinen und auf das platte Land gedrängt, und man bemüht sich, sie auf Kleinhandel und Schacher zu beschränken. Die ererbte Geschäftsgewandtheit und das allgemeine Geldbedürfnis machten zwar nach wie vor den Wucher zu einem nutzbringenden Erwerb für sie, aber die Zeit der grossen staatlichen Finanzoperationen war vorüber. Auch für die Geldwirtschaft wie einst für den Warenhandel hatten die Juden ihre Rolle als Lehrmeister der Deutschen ausgespielt; Zeiten, die Weltbankhäuser gleich denen der Fugger und Welser erstehen sahen, waren ihnen nicht günstig. Weniger im öffentlichen als im Privatleben machte sich jetzt ihr Druck fühlbar; im Bauernkriege flammt auch gegen sie der volkstümliche Hass wieder auf. Aber die Stellung der Regierenden ist eine andere geworden, sie haben nicht mehr die Tendenz, ihre Unterthanen den Juden preiszugeben, vielmehr bemühen sie sich um Einschränkung des Wuchers, seit die Reichspolizeiordnung von 1548 das Judenregal auf alle Reichsstände ausgedehnt hat. Man setzte wohl eine unterste Grenze fest, über welche hinaus alle Geldgeschäfte zu amtlicher Kenntnis gebracht werden mussten. Die älteste Judenordnung des Fürstbistums Strassburg setzt dafür 12 Gulden fest.[11]) Mit der veränderten Stellung der Obrigkeit ändert sich auch das Schutzverhältnis der Juden. Dieses besteht nicht mehr dauernd für eine Gemeinde auf Grund regelmässig gezahlter Abgaben, es wird vielmehr dem Einzelnen auf kündbare Frist, gewöhnlich ein Jahr gewährt als sogenanntes Geleit. Mit Eifer wacht der moderne Polizeistaat darüber, dass die Zahl der »Vergleideten« nicht überschritten

[11]) Weiss, Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Strassburg. 1894. S. 19.

wird, und die Gemeinden unterstützen ihn dabei. Denn zu dem nationalen, religiösen und sozialen Gegensatz hat sich, seit die Juden sich bei der Erschwerung der Geldgeschäfte wieder mehr dem Handel zugewendet haben, der Konkurrenzneid gesellt. Die engherzige, gewerbliche Abschliessungspolitik, in der das Zunftwesen verknöcherte, wandte sich auch gegen sie, die allerdings eine völlige Skrupellosigkeit aus den Jahrhunderte lang betriebenen Wuchergeschäften mitbrachten. Das Erwerbsleben der Juden beginnt wachsenden Einschränkungen nach Art und Mass seines Betriebes zu unterliegen. Bald wird ihnen nur mit bestimmten Gegenständen zu handeln gestattet, bald nur innerhalb der Judengassen, bald werden ihnen offene Läden untersagt. Die Hinausdrängung auf das platte Land veranlasste sie, sich dem Viehhandel zu widmen, die für Viele bestehende Unmöglichkeit eines gesicherten Wohnsitzes machte den Hausierhandel zu ihrer ständigen Beschäftigung. Die Gemeinden bemühen sich auf jede Weise, sie fern zu halten. 1661 ordnete der Grosse Kurfürst eine Untersuchung ihrer Zahl im Fürstentum Halberstadt an, die 400 betragen sollte, während nur 42 Paare vergeleitet waren. Die Ursache gaben Beschwerden der Handwerker über die gesetzwidrige Vermehrung, denen gegenüber die Juden sich nicht mit Unrecht auf den durch das göttliche Wort gerechtfertigten Gang der Natur beriefen.[12]) Und wiederum 1712 bemerkt König Friedrich I.: »Wir wollen keineswegs, dass unsere Lande mit überflüssigem Judenvolk angefüllt werden« und fordert eine Tabelle ein über die im Herzogtum Magdeburg Angesessenen. Aus Milde sollten soviel geduldet werden, als ohne Schmälerung der Nahrung der Christen möglich sei. Wären es mehr als der Ort »ertragen« könne, sollten sie »abgeschafft« werden.[13]) Die Berichte der einzelnen Städte ergeben, dass in den kleineren meist nur eine Familie ansässig war; die Altstadt Magdeburg spricht sogar sehr entschieden die Erwartung aus, bei ihrem Privileg, dass sich keine Juden niederlassen dürften, gelassen zu werden, »weil der Stadt Wohlfahrt und der glückliche Success des commercii darauf beruht, dass keine betrügliche Judenhandlung hier geduldet wird«. 1740 bittet die Stadt Ettenheim im Elsass den Fürstbischof »gleichwie bekanntermassen die Juden gemeinem Wesen

---

[12]) Staatsarchiv Magdeburg, A Halberstadt 605.

[13]) Ebenda A Magdeburg Landesregierung XII 17.

nicht anders als zum grössten Schaden und Verderben gereichen, uns bei der auf fünf gesetzten Anzahl der Judenfamilien zu schützen«.[14])

Günstig waren den Juden zu allen Zeiten Perioden der Verwirrung des öffentlichen Lebens, die sofort eine Lähmung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeiführten und dem zähen Geschäftssinne die Möglichkeit gewährten, seine Mittel rücksichtslos auszunutzen. Die trostlosen Zeiten des dreissigjährigen und des spanischen Erbfolgekrieges haben den Juden reichen Gewinn gebracht, da sie sich als Lieferanten den Kriegführenden unentbehrlich zu machen wussten. Moscherosch in den Gesichten Philanders von Sittewald hat bei dem Bilde des Soldatenlebens auch diesen Zug nicht vergessen. »Alle Commissarii sind Juden und alle Juden sind Commissarii«, lautet sein summarisches Urteil, »die Juden und Commissarii haben ein Gesetz und Freiheit, welches heisset Lügen und Trügen, wenn es ihnen nur einträgt«.[15]) Freilich konnte es nicht ausbleiben, dass die unstäte Lebensweise der meisten ärmeren Juden sie mit dem nach dem grossen Kriege erschreckend angewachsenen Landstreichertum in nahe Verbindung brachte. Das jüdische Element begann in der Verbrecherwelt eine starke Rolle zu spielen; im Rotwelsch der Gauner bildet das Hebräische einen ausgesprochenen Bestandteil. Eine amtliche Bekanntmachung von 1734 giebt für die Koburgischen Lande nicht weniger als 58 an verschiedenen Verbrechen beteiligte jüdische Landstreicher mit Namen und Signalement an.[16]) Dagegen ist aber unzweifelhaft dies unstäte Leben vieler Juden von Bedeutung für die Stärkung des internationalen Zusammenhangs gewesen, der von jeher ihre Stärke ausmachte. Kein Geringerer als Gustav Freytag hat darauf hingewiesen, von welcher Wichtigkeit dieser Zusammenhang in Zeiten eines erschwerten Verkehrs für den Handel gewesen ist, und dass selbst die beständig von Polizeiedikten verfolgten Betteljuden einen regelmässigen Nachrichtendienst unter ihren Stammesgenossen vermittelten.

Die durch die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eingeleitete letzte Phase in der sozialen Entwicklung der Juden, die

---

[14]) Weiss a. a. O. S. 175.

[15]) Ausg. v. 1645 S. 811, 815.

[16]) Staatsarchiv Magdeburg A Erfurt XIII, 14.

mit ihrer bürgerlichen Gleichstellung abschloss, hat auch ihrer Erwerbsthätigkeit neue Bahnen eröffnet. Mit dem ihnen eigenen praktischen Instinkt wussten sie sich alsbald des neuen Elements zu bemächtigen, das der Merkantilismus in das nationale Wirtschaftsleben einführte. Allerwärts regte sich das Bestreben, durch Anlagen gewerblicher Art, besonders der Textilindustrie, die Produktion zu steigern und den Import zu beschränken. Mit am frühesten erkannten die Hohenzollern die Notwendigkeit, den Mangel natürlichen Bodenreichtums durch gewerbliche Thätigkeit zu ersetzen, und wussten in den zahlreichen, aus Ländern älterer Kultur herbeigezogenen Kolonisten ein geeignetes Material glücklich zu verwenden. Ein interessantes Beispiel ist die durch französische Einwanderer eingeführte Seidenweberei, der Friedrich der Grosse in hohem Masse seine Fürsorge zugewendet hat.[17]) Die Notwendigkeit starker Kapitalsanlage machte den anfänglich als Hausindustrie geübten Betrieb mehr und mehr fabrikmässig und gewährte so dem leistungsfähigen jüdischen Element die Möglichkeit, festen Fuss zu fassen. Auch hier war das Auge des grossen Königs überall. Ein Gesuch des Isaak Hirsch um Vorschuss wegen gehabter Verluste wies er mit der Begründung ab: »Es wird wohl an ihm selbst liegen und er wird keine ordentliche Wirtschaft führen, da kann ihm aber nichts helfen. Denn wenn ich immer Vorschüsse von 6 bis 7000 Thaler gebe und solche Kerls bringen das Geld durch und verfressen es, daraus kann nichts werden.« Wiederholt trat er für die Arbeiter ein, wenn diese bei einer durch ungünstige Verhältnisse veranlassten Betriebseinschränkung durch Lohnkürzung und Entlassung geschädigt wurden. So lautet eine Kabinettsordre: »Das gehet ja gar nicht an, dass der Jude Moses Ries in Berlin seine hiesigen Seidenmeister bei seiner Fabrik eigenmächtig auf eine harte und bei allen andern Fabriken unerhörte Art behandelt, grösser Ellenmass fordern und ihnen doch von Zeit zu Zeit ihren Lohn immer schmälern und sie noch überdem ganze Wochen lang feiern lassen will«. Und ein andermal befiehlt er, »die Gebrüder Hirsch vorzukriegen, dass sie sich nicht unterstehen sollen, ihre Arbeiter ausser Brot zu setzen und gehen zu lassen«. Den Wert jüdischen Kapitals für die Beförderung der Industrie betont auch ein Gutachten der mainzischen Regierung über das Gesuch eines Juden

[17]) Schmoller und Hintze, Die Preussische Seidenindustrie (Acta Borussica).

um Aufnahme zu Duderstadt im Eichsfelder Territorium des Erzstifts. Es vertritt die Ansicht, dass die Niederlassung von vier bis fünf wohlhabenden Juden für das Eichsfeld von Vorteil sein würde, um den Absatz der dortigen Leineweberei zu befördern, den diese bisher im Ausland, d. h. zu Mühlhausen gesucht hätte.[18])

Auch der kurze Überblick gestattet uns, in der Geschichte der Juden die typischen Momente zu erkennen. Mit dem durch natürliche Anlage und lange Überlieferung geschärften Blick wissen sie die Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens auszunutzen, unbeschränkt durch staatliche Gewalten, denen nationalökonomische Erkenntnis noch mangelt. Dagegen empört sich das Rechtsgefühl des Volkes, das erst rohe Selbsthilfe sucht, dann eine einseitige Unterdrückungspolitik hervorruft, eine Entwicklung, deren Schwankungen und Härten wir aus dem jeweiligen Zeitcharakter verstehen, aber nicht vom modernen Standpunkt aus kritisieren können.

18) St. A. Magdeburg A Erfurt XIX 79.

Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.

Vortrag,
gehalten am 10. Januar 1900 zur Feier der Jahrhundertwende in der öffentlichen Versammlung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. W. Heinzelmann,
Professor.

Hochansehnliche Festversammlung!

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1800, also genau heute vor 100 Jahren, als bei dem Buchhändler Unger in Berlin eine kleine Flugschrift anonym erschien unter dem Titel: Monologen. Eine Neujahrsgabe. Der Verfasser war der damalige Prediger an der Berliner Charité, der nachmals so berühmt gewordene Theologe und Philosoph Friedrich Schleiermacher, eine Hauptzierde der im Jahre 1808 unter seinem Beistande gegründeten Berliner Universität, eine Säule der evangelischen Kirche Deutschlands und des in der Zeit der tiefsten Erniedrigung neu begründeten preussischen Staates, der Reformator der christlichen Dogmatik, der Schöpfer der philosophischen Ethik, einer der grössten Denker aller Zeiten, welcher der philosophischen Forschung neue Antriebe gegeben hat, die noch bis in unsere Zeiten lebendig fortwirken.

Es sei mir gestattet, in dieser Stunde sein Andenken in unserm Kreise zu erneuern und mit der Säkularfeier, die uns hier vereinigt hat, die Hundertjahrfeier jenes bescheidenen Büchleins zu verbinden, das von allen asketischen Schriften jener Zeit noch heute nicht vergessen ist, das als eine Gabe aus dem Heiligtum des reichen inneren Lebens jenes Mannes zugleich als ein charakteristischer Ausdruck seiner eigenartigen Persönlichkeit gelten darf, ja das die ganze Entwicklung der ethischen Kultur in dem nunmehr scheidenden Jahrhundert prophetisch im voraus angedeutet und zu einem nicht geringen Teile mit bestimmt hat.

Es erscheint der heutigen Feier angemessen, dass wir behufs einer kulturgeschichtlichen Würdigung des Mannes und seiner epochemachenden Bedeutung für das geistige Leben unseres Volkes mit einer allgemeinen Erörterung beginnen.

I.

Drei Mächte sind es, welche den Gang der geistigen und der sittlichen Kultur der Völker, wie die Bildung des einzelnen Menschen bestimmend beeinflussen: die Wissenschaft, die Kunst und die Religion, die Wissenschaft und die Kunst zunächst in geistiger Beziehung, die Religion vorzugsweise in sittlicher Hinsicht. Die drei sind für einander da und können nur in lebendiger Vereinigung ihre volle Kraft und eine dauernd segensreiche Wirksamkeit entfalten. Die Religion ohne die sie ergänzende weltliche Bildung in Kunst und Wissenschaft artet leicht in Fanatismus und Aberglaube aus und entbehrt der allumfassenden sittlichen Einwirkung auf die gebildeten Kreise des Volkes. Es hat Zeiten grosser religiöser Erhebung gegeben, wie die Zeit der Makkabäer, die der Gründung des Islam, der Kreuzzüge; aber ein bleibender segensreicher Einfluss auf die Kultur der Menschheit ist nicht von ihnen ausgegangen. Es hat andrerseits Zeiten grosser geistiger Erhebung in den Blüteperioden der Künste und Wissenschaften gegeben; das war bei den Athenern die Zeit des Perikles und der Aspasia, bei den Römern die des Kaisers Augustus, und am Ende des Mittelalters die der Renaissance und des Humanismus in Italien. Auf eine kurze Zeit des Glanzes folgte meist tiefer sittlicher Verfall, eine Auflösung aller sittlichen Gemeinschaften, eine Lockerung der Bande der Zucht und guten Sitte. Denn die geistige Bildung ohne die durch die wahre Religion begründete und verbürgte sittliche Kultur entbehrt der nötigen Kraft, Reinheit und Tiefe. Nur wo die durch die Religion geschaffene geistliche Kultur sich mit hoher weltlicher Kultur harmonisch zusammenschliesst, da ist der Fortschritt verbürgt und dauernder Segen für das Menschengeschlecht und die Völker, da kann die Bildung des einzelnen sich normal gestalten.

Freilich ist die Erfüllung der hier aufgestellten Forderung an zwei Bedingungen geknüpft, einmal hinsichtlich der Religion, und sodann hinsichtlich der Beschaffenheit der durch Kunst und Wissenschaft vermittelten Bildung. Es giebt nur eine Religion, welche die Verheissung hat, jeden möglichen Kulturfortschritt des Menschengeschlechts zu überdauern, und deren Wesen dafür bürgt, dass diese Verheissung erfüllt wird. Es ist die christliche Religion. Goethe sagt: »Mag die geistige

Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.« Aber unser grosser Dichter redet dieses bedeutsame Wort an derselben Stelle, wo er die Wohlthaten der Reformation rühmend hervorhebt, durch die wir, wie er sagt, von dem knechtischen Joch einer herrschsüchtigen Geistlichkeit und von den Fesseln geistiger Borniertheit frei geworden sind, und wo er sich entschieden verwahrt gegen die Zumutung, sich vor einem Daumenknochen des Apostels Petrus oder Paulus zu bücken. Nur das im Bereiche des Protestantismus gepflegte, von falschen Zusätzen jüdischer oder heidnischer Art gereinigte echt evangelische Christentum hat jene Goethesche Verheissung, weil es allein befähigt ist, einen freien, durch keinerlei Vorurteil gehemmten, nicht durch den Zwang eines äusserlichen Gesetzes gehinderten oder beschränkten Bund mit der weltlichen Kultur einzugehen, nicht das im Bereiche des griechischen oder des römischen Katholizismus zur Gesetzesreligion einer Priesterkirche entstellte Christentum. Nur der Reformation gelang es daher, jenen Bund des lebendigen, persönlichen Christusglaubens mit der deutschen humanistischen Wissenschaft herzustellen, welcher die Grundlage geworden ist für die gesamte neuzeitliche Kultur und Bildung, so dass man den Protestantismus, und zwar nur ihn allein, nicht eine andere Form des Christentums, als das Kulturprinzip der Neuzeit bezeichnen darf.

Andrerseits werden wir auch nur demjenigen Protestantismus die Fähigkeit zuerkennen, religiös belebend und sittlich fördernd auf die weltliche Kultur und Bildung der Zeit einzuwirken, der sich bei aller lebendigen Wechselwirkung mit der Wissenschaft und Kunst, insbesondere mit den bahnbrechenden Schöpfungen der Philosophie, als der Königin der Wissenschaften, und der Dichtkunst als der höchsten Erscheinungsform der Kunst, doch die religiöse Selbständigkeit zu bewahren weiss und sich von den ewigen Grundlagen des allgemeinen Christenglaubens, wie sie uns im Urchristentum der apostolischen Zeit gegeben sind, nicht lossagt, sondern sich immer tiefer und gründlicher in dieselben versenkt. Daher war weder der im Verlaufe der Entwicklung

des Protestantismus während des 30jährigen Krieges zur Herrschaft gelangte *Orthodoxismus*, jene starre und unlebendige Rechtgläubigkeit, noch auch der im 18. Jahrhundert das offizielle Kirchentum beherrschende *Rationalismus* imstande, jene grosse Kulturaufgabe des Protestantismus zu erfüllen. *Jener* nicht, weil er auf einen lebendigen Kontakt mit der weltlichen Kultur verzichtete, dieser nicht, weil er vom Standpunkte des Deismus aus den positiven geschichtlichen und dogmatischen Gehalt der christlichen Religion auflöste und das Christentum auf die abstrakten allgemein-religiösen Wahrheiten Gott, Tugend und Unsterblichkeit zurückführte; *beide* nicht, weil sie das Wesen des Christentums in eine *Lehre* setzten statt in eine lebendige persönliche Beziehung zu dem wahren, lebendigen in Jesus Christus sich offenbarenden Gotte.

Aber auch die durch den *Pietismus* eines Spener und Francke am Anfang des 18. Jahrhunderts im Bereiche des Protestantismus geweckte und gepflegte lebendige christliche Frömmigkeit bewies sich gegenüber den geistigen Mächten der *Aufklärung* und ihrer alles geschichtlich Gegebene zersetzenden Kritik als unzureichend und zum Widerstande zu schwach, da sie, mit einer gewissen Enge und ängstlichen *Weltflucht* behaftet, es nicht wagte, aus der Stille und Verborgenheit des inneren Lebens hinauszutreten in die Welt, um sich mit freiem Geiste des durch die *weltliche Kultur* dargebotenen Bildungsgehaltes zu bemächtigen und seinerseits befruchtend und belebend, ja umgestaltend auf dieselbe zurückwirken zu können.

Nur wenn jene beiden Seiten der neuzeitlichen Kultur, die tiefe und lebendige christliche Frömmigkeit, als die Grundlage aller *geistlichen, religiös-sittlichen Bildung*, mit den höchsten Errungenschaften der weltlichen Kultur der Zeit auf dem Gebiete der Philosophie und der Dichtung, als der Hauptmittel aller *weltlichen Bildung*, sich in einem einzigen Manne zum *persönlichen Bunde* zusammenschloss, war es dem Protestantismus möglich, den höchsten Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen und die ihm gestellte *Bildungsaufgabe zu lösen.*

Auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts tritt uns nun der Mann entgegen, welcher in hervorragendem Masse befähigt und berufen war, diese Aufgabe zu lösen. Es war *Friedrich Schleiermacher*. Herangewachsen in der engen, aber durch innige evangelische Frömmigkeit ausgezeichneten Herrnhuter-

gemeinde, die man treffend als den »organisierten Pietismus« bezeichnet hat, und getränkt mit dem hier herrschenden Geiste echt christlichen Glaubens und christlicher Liebe, rang er sich allmählich zur Selbständigkeit einer religiösen und sittlichen Überzeugung empor, befreite sich von den beengenden Fesseln dieser Gemeinschaft und erfüllte sich dann mit dem Geiste der Antike und dem Bildungsgehalte der weltlichen Kultur seiner Zeit. Gleichwie in der altchristlichen Zeit sich im Kirchenlehrer Origenes der Reingehalt der morgenländischen griechischen Kultur und Bildung, in dem grossen Kirchenlehrer Augustinus die Summe der abendländischen römischen Kultur mit dem christlichen Geiste paart und, aus dem altchristlichen Geist neu geboren und eigentümlich umgestaltet, den folgenden Geschlechtern und Jahrhunderten als bleibendes Bildungselement übermittelt wird, so tritt uns in Schleiermacher eine einzig geartete persönliche Verbindung der evangelisch-christlichen Frömmigkeit mit dem vollen Gehalte der modernen Kultur in Philosophie und Dichtung und dem formgebenden Geiste der Antike entgegen, eine Verbindung, die, weil sie einzig in ihrer Art und so zu sagen klassisch ist, eine typische, für die Zukunft vorbildliche Bedeutung hat; denn in ihr setzt sich der in den beiden Hauptträgern der grossen geistigen Bewegung der Reformation, in Luther und Melanchthon gegebene Bund des christlichen Glaubens mit der deutschen Wissenschaft in eigentümlicher Weise fort, ja, wir behaupten nicht zu viel, mit dieser Verbindung steht und fällt für die Zukunft der Protestantismus — nicht zwar als Kirche, als religiöses Gemeinwesen, wohl aber als das Kulturprinzip der Neuzeit. Von dem Bestande und der Festigkeit dieses Bandes wird es abhängen, ob das von ultramontaner Seite unbewusst, von einigen unklaren Vertretern einer atheistischen Wissenschaft bewusst angestrebte Ziel, das Schleiermacher selbst in seinem bekannten Sendschreiben scharf formuliert in folgenden Worten: das Christentum mit der Barbarei, die Wissenschaft mit dem Unglauben — ich sage, ob dieses für die Wissenschaft und alle höhere Geisteskultur wie für die Religion gleich verhängnisvolle Ziel im neuen Jahrhundert erreicht werden wird oder nicht. Es fehlt nicht an unheilverkündenden Stimmen, die dem neuen Jahrhundert dieses traurige Prognostikon stellen. Wir verstehen

die ängstlich reservierte pessimistische Haltung gewisser Vertreter einer einseitig gelehrten und abstrakten Wissenschaft oder auch einer weltflüchtigen missverstandenen Frömmigkeit gegenüber den im riesigen Aufschwung begriffenen realistischen und technischen Wissenschaften und der durch sie bestimmten materiellen Kultur. Aber wir können sie nicht billigen; denn wie wir uns der grossen naturwissenschaftlichen Errungenschaften unsrer Zeit von Herzen freuen, da an sie der Fortschritt in Handel, Industrie, Landwirtschaft, wie in militärischer und politischer Hinsicht in unserm Vaterlande gebunden ist, so sind wir doch andrerseits weit entfernt von der Annahme, dass jener Aufschwung der materiellen Kultur notwendig zum Materialismus und damit zur bewussten Leugnung alles selbständigen geistigen Lebens und der höchsten Realitäten auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit führen müsste, auf denen unsere moralische Existenz beruht. Vielmehr sind wir der Ansicht, dass jeder Aufschwung der materiellen Kultur, wie er unter normalen Verhältnissen belebend und fördernd zurückwirken wird auf die geistige Kultur, zugleich durch einen Aufschwung der letzteren wesentlich mit bedingt ist, denn die einzelnen Wissenschaften lassen sich eben nicht von einander trennen. Die Naturwissenschaften sind nichts ohne die Mathematik, die Geisteswissenschaften wiederum, die Sprachwissenschaft und die Geschichte, nichts ohne die Philosophie, die Wissenschaft der Prinzipien, oder sie verlieren sich, wie das allerdings heute leider vielfach der Fall ist, in einen unfruchtbaren Spezialismus.

Je eingehender wir uns aber mit der Geschichte der einzelnen Wissenschaften beschäftigen, desto mehr tritt uns die Wahrnehmung entgegen, dass alle wahrhaft grossen Vertreter der Wissenschaften, und zwar nicht bloss der Geisteswissenschaften, sondern vor allem auch der Naturwissenschaften, ein Copernikus, Keppler, Cuvier, Agassiz, Humboldt, Helmholtz u. a., Männer von höchst achtbarer religiös-sittlicher Gesinnung gewesen sind, Männer wiederum, die weit entfernt von der heute verbreiteten Borniertheit und Engherzigkeit mancher ungeschickter und eingebildeter Vertreter einer Einzelwissenschaft — ich nenne statt vieler nur Häckel in Jena — das eigne Arbeitsgebiet auf Kosten eines anderen zu überschätzen, vielmehr tief durchdrungen von dem organischen Zusammenhang aller Wissenschaften und von ihrer höchsten

Bestimmung es als einen bedenklichen Mangel an Bildung empfinden würden, wenn sie nicht wenigstens den Ergebnissen der Forschung auf anderen wichtigen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft ein warmes Interesse entgegenbringen wollten. Und warum das? Sie waren nicht bloss grosse Vertreter der Wissenschaft, sie waren auch grosse Menschen; sie waren nicht bloss Gelehrte — denn das will an und für sich noch nicht viel bedeuten — sie waren eben als solche zugleich wahrhaft gebildet, und dazu muss man freilich noch etwas mehr besitzen als blosse Gelehrsamkeit.

Nicht also in den Sachen, in den Gegenständen, in den Wissenschaften selbst und den einzelnen Kulturgebieten ist jener kleinliche und engherzige Rangstreit der einzelnen Wissenschaften begründet, aus dem wir auch heutzutage vielfach für das Leben und seine Forderungen so gefährliche Einseitigkeiten und Verzerrungen der Wissenschaft entspringen sehen, sondern in der Bildung des einzelnen, in der sittlichen Beschaffenheit der Gesinnung. Je selbstloser und uneigennütziger die Vertreter der Wissenschaft nach dem höchsten Ziele streben, auf ihrem Gebiete etwas in seiner Art Mustergültiges zu leisten, je mehr es ihnen gelingt, die Wissenschaft zur Kunst zu erheben, je mehr sie den Blick in die Weite mit dem in die Tiefe verbinden und mit empfänglicher Seele, mit einem für alles wahrhaft Grosse und Schöne aufgeschlossenen Sinn ohne Unterlass zu lernen verstehen, desto mehr werden sie auch geneigt sein, mit den Vertretern der Praxis auf den verschiedenen Gebieten des Lebens sich zu vereinigen zu einem heiligen Bunde behufs Wahrung der ewigen und für alle Zeiten gelegten Grundlagen der sittlichen Gemeinschaften in Staat und Kirche, Schule und Haus, an welche die Wohlfahrt der Völker und das Glück des einzelnen gebunden ist. Und zwar das gegenüber nicht bloss einer von fanatischen Umstürzlern bethörten und entfesselten Menge, sondern auch zur Förderung einer wahrhaft gediegenen, durch die gesicherten Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung erweiterten und vertieften Bildung im Gegensatze zu einer unwissenschaftlichen und dilettantischen Halbbildung, welche die schwankenden Ergebnisse einer oberflächlichen Wissenschaft schliesslich doch nur dazu benutzt, um in eitler Selbstbespiegelung einzustimmen in den traurigen Selbstruhm eines Wagner in

Goethes »Faust«: Wie wir's doch zuletzt so herrlich weit gebracht!

Und wenn wir nun sehen, wie mit der wachsenden materiellen Kultur, mit der riesenmässig ins Breite wachsenden Bearbeitung der einzelnen Fächer der Natur- und Geschichtswissenschaft allmählich unter unseren Zeitgenossen ein verkehrter Bildungsbegriff zur Herrschaft zu gelangen droht, der Bildung mit Gelehrsamkeit, allgemeine Bildung mit Fachbildung verwechselnd, die Höhe der Bildung nach dem Masse der einzelnen Kenntnisse und Fertigkeiten beurteilt, desto notwendiger ist es, dass wir uns auf der Wende des Jahrhunderts auf die wahren Grundlagen einer echt deutschen und christlichen Bildung besinnen, wie sie am Ende des vorigen und am Anfang unseres Jahrhunderts von den grossen Vertretern unsrer klassischen Dichtung, einem Lessing, Schiller und Goethe, aber auch nicht zum wenigsten von jenem grossen Theologen und Philosophen gelegt sind, der als gleich virtuos auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf dem der Praxis, als Meister und Muster einer umfassenden, mit der lautersten religiösen und sittlichen Gesinnung sich paarenden Geistesbildung gelten kann, und dessen Eintritt in die Berliner Gesellschaft am Ende des 18. Jahrhunderts einen Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Volkes bezeichnet.

Aber nicht der fertige Schleiermacher, der in sich abgeschlossene Charakter, der allseitig gereifte Mann, der langjährige, von allen Vertretern der Wissenschaften hochgeachtete Vorsitzende der philosophischen Sektion der Berliner Akademie der Wissenschaften, soll uns heute vor Augen treten und unserer Akademie die Wege weisen, auf denen sie auch im kommenden Jahrhundert in fruchtbringender Weise ihres Amtes wird walten dürfen; nicht der fertige, sage ich, ist es, dessen Worten wir lauschen wollen, dessen Thaten und Schicksale uns begeistern sollen, sondern der werdende Schleiermacher, der in frischer, aufstrebender Manneskraft sich selbst unter Kämpfen und Eindrücken eigener Art zum Charakter heranbildet und der nun in einer entscheidenden Epoche seiner Entwickelung eine Stimme aus dem innern Heiligtum seines Herzens ertönen lässt, um in verwandten, gleichgestimmten Seelen ein Echo zu wecken.

Schleiermachers epochemachende Erstlingsschriften, seine »Reden über die Religion« und seine »Mono-

logen«, lassen sich nicht scheiden, sie bilden ein unzertrennliches Ganze für sich, und wenn wir uns auch ausschliesslich mit den Monologen etwas eingehender beschäftigen wollen, so werden wir doch nicht umhin können auch den Zweck der Reden anzudeuten und andrerseits der Lebenseindrücke zu gedenken, aus denen beide Schriften entsprungen sind.

II.

Es war im September des Jahres 1796, als Schleiermacher in das Amt eines Charité-Predigers nach Berlin versetzt wurde. Durch die persönlichen Beziehungen, in welche er hier zu den Mitgliedern der neuen Berliner Gesellschaft und damit zu den Hauptvertretern der sog. romantischen Schule trat, sollte ihm der Sinn für die Kunst in einer nie geahnten Weise erschlossen, die Entfaltung des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Elementes seiner Eigenart durch die Entwicklung der ästhetischen Anlage seines Geistes vervollständigt werden. War er bis jetzt von jeder bedeutenderen Erscheinung unserer poetischen Litteratur unberührt geblieben, in seiner geistigen Entwicklung vorzugsweise durch die Leibniz-Wolff'sche Philosophie und durch Kant bestimmt, ein einsamer Denker von ungewöhnlicher Reife und Schärfe der Begriffe, der im übrigen für sich nichts begehrte als eine allseitige und harmonische Entfaltung seines kräftigen Gemütslebens: so sah er sich nun mit einem Male Aug in Auge der grossen dichterisch-wissenschaftlichen Bewegung dieser Epoche gegenüber, durch das Medium dieser Stadt alle Züge derselben gesammelt, konzentriert.

Zwei geistige Mächte haben die Generation, zu welcher Schleiermacher gehört, nach Form und Inhalt fast gleichmässig bestimmt: Die Philosophie Kants und unsre grossen Dichter. Die kritische Grundlage ihrer Weltanschauung verdankten Philosophen und Einzelforscher den unsterblichen Arbeiten Kants, den inhaltlichen Kern der Weltansicht unsern Dichtern. Was die letzteren geschaut, versuchten die nachkantischen Philosophen im Zusammenhange der Begriffe zu denken. So hatte die Philosophie Kants Schleiermachers Ideen und Arbeiten in dem ersten Abschnitt seiner Geistesentwicklung geleitet. Nunmehr trat er der Weltansicht unsrer grossen Dichter gegenüber, wie sie sich im Gegensatze zu der durch die Leibniz-Wolff-

schen Verstandesbegriffe bestimmten Weltansicht der vergangnen Generation der Aufklärung, unter dem mitwirkenden Einfluss Spinozas und der neueren Naturforschung, durch Goethes und Herders geniale Anschauung auf dem Wege einer grossartigen genetischen und zusammenschauenden Betrachtung der Natur- und Menschenwelt als eines in sich organisch gegliederten, in stufenmässiger Entwicklung aufsteigenden Ganzen gebildet hat, dann durch Schellings intuitiven Geistesblick philosophisch erfasst und durch Hegels logischen Verstand festgestellt wurde, um von da ab auf die Werke der nachfolgenden Dichter und auf alle positiven Wissenschaften bis in die Gegenwart hinein einen durchgreifenden Einfluss auszuüben.

In der Hauptstadt der Monarchie Friedrichs des Grossen trafen die von Weimar und Jena herüberdringenden Ideen der neuen Welt- und Lebensanschauung auf die festgeschlossenen und lebenskräftigen Überzeugungen der vergangnen Generation der Aufklärung. In dieser werdenden Grossstadt beginnen sich beide Geistesrichtungen einander aufs heftigste zu bekämpfen, und mitten in ihren Streit sehen wir Schleiermacher gestellt. Während der frische realistische Geist der durch Lessing, Mendelssohn und Nicolai gegründeten älteren litterarischen Schule Berlins, die in Lessings Litteraturbriefen ihren Höhepunkt erreicht hatte, nach des Letzteren Weggang von Berlin schnell entartete, drang in der jüngeren Generation Berlins als neues Bildungsmoment die Weltansicht unsrer grossen Dichter ein. Vor allem erscheint hier durchgreifend die Einwirkung Goethes, in welchem das neue Lebensideal in völliger Freiheit heraustrat. An seinem Wilhelm Meister lernte die junge Generation den freien Wert der einzelnen Persönlichkeit empfinden und mit vollem Sinn für die Individualität anderer den unendlichen Inhalt des Daseins erfassen. Hier schien ihr das Leben mit der in ihm verschlossenen Fülle der Poesie erst sein heiteres Auge aufzuschlagen. Damit begann die bis auf diesen Tag glänzendste Epoche der Berliner Gesellschaft, eine Epoche wahrhaft bedeutenden geselligen Verkehrs, wie sie zu verschiedenen Zeiten in Athen, in Florenz, in Paris sich entwickelt hatte. Der Anstoss zur Bildung einer solchen Geselligkeit ging aus von der jüdischen Kaufmannschaft. Die Frauen und Töchter der reichen jüdischen Bankiers bildeten den Mittelpunkt. Dorothea Mendelssohn, kaum

17 Jahre alt, als sie den Bankier Veit heiratete, brachte die Gastfreiheit und gebildete Geselligkeit aus dem Hause ihres Vaters in die grösseren Verhältnisse mit, in welche sie eintrat. Bald versammelte auch ihre Freundin, die junge hochgewachsene, an Titians Venetianerinnen gemahnende Henriette de Lemos, an den bedeutenden jüdischen Arzt Markus Herz verheiratet, einen glänzenden Kreis um sich. In den Salons dieser Damen herrschten zunächst noch die litterarischen Interessen der älteren Berliner Schule. Bald aber sollte sich die junge Generation völlig trennen. Goethe ward das Stichwort zu solcher Trennung. Hatten schon Moritz und die beiden Kapellmeister Reichardt und Zelter den innersten Geist der Goetheschen Poesie mit Begeisterung aufgefasst und für den Dichter gewirkt, so fühlten sich nun die jüngeren gedrungen, den Gehalt seiner Dichtung ins Leben umzusetzen. So bildete sich zuerst unter dem Einfluss Goethes, besonders seines Wilhelm Meister, die neue Gesellschaft, deren Geist die leidenschaftliche Rahel Levi, die nachherige bekannte Frau von Varnhagen, charakterisiert, wenn sie im August 1795 schreibt, Goethe sei das Leben selbst und der Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heissen könne und wolle. Indem aber das Ideal, welches Goethe in naiver Unbefangenheit und Unmittelbarkeit lebend wie dichtend, entwarf, inmitten dieser grossstädtischen, von Reflexion und Zweifel mannigfach zersetzten Gesellschaft geltend gemacht wurde, inmitten von so viel Ungebundenheit des Lebens und raschem Wechsel von Wunsch und Genuss, entsprangen aus demselben auf diesem Boden als bedenkliche Früchte die Lehren vom grenzenlosen Recht der Leidenschaft, und in ihrem weiteren Gefolge gefährliche, die Ehe und Familie bedrohende Lebensrichtungen, wie sie uns ein Gentz, Tieck, Friedrich Schlegel und andere Gestalten vor Augen stellen.

Erst mit dem Eintritt Schleiermachers erhielt die Berliner Gesellschaft den Mann, welcher allein dem, was in ihrem unstäten Freiheitsdrang von bleibendem Gehalt war, einen unvergänglichen Ausdruck geben sollte. Durch Brinkmann und den Grafen Alexander Dohna, seinen früheren Zögling, der in enger Beziehung zu dem Hause von Markus Herz stand, wurde Schleiermacher gegen Ende des Jahres 1796 in den genannten Kreis eingeführt, in welchem er vorderhand seine neue geistige Heimat finden sollte. Und hier ist es nun vor allem

die einzigartige Freundschaft mit der edlen und feingebildeten Henriette Herz, durch welche Schleiermacher in die günstigste Stellung gegenüber der neuen Berliner Gesellschaft trat. Alles von Bedeutung, Einheimische wie Fremde, ging durch das Haus von Markus Herz hindurch. Hier traf er die Humboldts, Frauen wie Rahel und Dorothea Veit u. a. Aber was er hier erlebte, sollte ein noch tieferes Verständnis finden, als ihm in diesen Kreisen derjenige Mann entgegentrat, in dessen genialer Natur jene grosse dichterisch-wissenschaftliche Bewegung gärte, von der dies neue Leben ausgegangen war. Friedrich Schlegel, jener merkwürdige Mann des Übergangs aus der genialen Anschauung, wie sie in Winkelmann, Goethe und Herder gegeben war, zu der logisch-pantheistischen Konstruktion des Weltganzen, wie sie in Hegel ihren Abschluss fand, jener vorahnende, vorbereitende Geist, dessen persönliche Anregungen und freilich unvollendete Arbeiten mit anderen den fruchtbaren Boden bilden, auf welchem die grossen spekulativen Systeme, so wie die weitgehenden sprachphilosophischen, litterarhistorischen und geschichtlichen Forschungen unter uns sich erhoben haben, war erst 25 Jahre alt, als er Ende Juli 1797 nach Berlin kam, und galt hier nach Herausgabe seiner epochemachenden Geschichte der griechischen Poesie sogleich als einer der berühmtesten Schriftsteller der jüngeren Generation. Schleiermacher begegnete ihm öfter bei der Herz und schloss sich ihm, als dem weitaus bedeutendsten und anziehendsten unter der jüngeren Generation Berlins, bald näher an. Wie musste doch das Tiefste in Friedrich, die Universalität seiner genialen Anschauung, der Plan, die menschliche Kultur aus den Bildungsgesetzen ihrer einzelnen Gebiete zu begreifen, einen Geist mächtig anziehen, der einen entgegengesetzten Weg gegangen war, bedächtig in verschlossener Tiefe der Innerlichkeit an der Ausbildung seines Selbst und seiner Begriffe gearbeitet hatte! Kurz, für Schleiermachers Dasein in der philosophischen und litterarischen Welt ging seit seiner näheren Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel eine neue Periode an. Ebenso trat er in persönliche Beziehung zu dem Bruder Friedrichs, dem damaligen Haupte der jungen Dichterschule, Wilhelm Schlegel; er studierte eifrig das Verfahren des berühmten Kunstkritikers und beteiligte sich durch verschiedene Beiträge zu der von Wilhelm Schlegel herausgegebenen Zeitschrift »Athenäum« an den kritischen Feldzugsplänen der Brüder.

Am bedeutendsten aber waren die Einwirkungen, die Schleiermacher durch den Verkehr mit seinen dichterischen Genossen für die Ausbildung seiner Welt- und Lebensanschauung empfing. War nämlich das Hauptbestreben der Schlegel, Novalis, Tieck, Bernhardi, Wackenroder und anderer, die man zur sogenannten romantischen Schule rechnet, darauf gerichtet, das innerste Gemüts- und Phantasieleben vergangener Zeiten nachzuerleben und wiederzuerwecken, hatte man sich später in diesem Sinne von der antiken Welt zu der Wunderwelt des Mittelalters gewandt, in der Überzeugung, hier das Ideal, die gewünschte Einheit der Poesie und des Lebens, verwirklicht zu sehen, und statt der Muster klassischer Einfachheit die Tasso, Calderon und Shakespeare als Vorbilder der Dichtung gewählt, in denen sich das Gemüts- und Phantasieleben einen mächtigen persönlichen Ausdruck gegeben hatte, so erscheint es begreiflich, wie gerade diese Seite der neuen Schule auf Schleiermacher den gewaltigsten Einfluss ausüben, wie sie ihn zum vollen Verständnis seiner eigenen verwandten Bestrebungen führen, wie sie ihm zur Offenbarung seines eignen Innenlebens die fruchtbarste Anregung geben musste. In der lebendigen Berührung mit dieser geistigen Bewegung entwickelte sich ihm die Einsicht, dass die Phantasie das höchste Organ alles Verständnisses, dass durch sie vorzugsweise uns dasjenige gegeben ist, was er als den eigentümlichsten Kern der einzelnen Persönlichkeit erkannte, nämlich die Individualität, die geistige Eigentümlichkeit des Menschen. Von hier aus verstehen wir seine geistvolle Darlegung über die Bedeutung der Anschauung, d. h. der Phantasie, und des Gefühls für die höchsten Beziehungen des menschlichen Geistes, für die Religion und die Sittlichkeit, wie sie uns gegeben ist an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in jenen beiden tief selbständigen, epochemachenden Werken, die zwar nach seiten der Form durchaus im Sinne und in der Manier jener Schule abgefasst sind und die doch nach seiten ihres Inhalts zugleich die ganze Eigenart und Ursprünglichkeit seiner geistigen Natur mit der Fülle und Tiefe ihres religiös-sittlichen Gehalts wiederspiegeln, nämlich in den Reden über die Religion und in den Monologen.

Zunächst ein kurzes Wort über die Reden. Sie erschienen im April des Jahres 1799 ohne Nennung des Verfassers bei Unger in Berlin unter dem Titel: »Über die Religion. Reden an

die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Es war jene Zeit, als Goethe dichtete: »Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion«, als Schiller keine Religion, die man ihm nennen könne, bekennen wollte »aus Religion«, als so viele die Religion den Rohen und Ungebildeten, wie eine alte, abgekommene Volkstracht, überlassen zu müssen meinten. Da hatte es gewiss eine hohe Bedeutung, im deutschen Lande, wie eine unsichtbare Gemeinde, die Verächter der Religion zu laden, nicht die rohen Atheisten der Praxis, sondern die Gebildeten und Geistvollen, ob sie etwa ein Verständnis für das höchste und heiligste Kleinod gewinnen könnten. Gleich jenem alten Apologeten des zweiten Jahrhunderts, gleich dem Märtyrer Justin, der einst am Meeresstrand im Sinnen über die höchsten Dinge einsam wandelnd einem Greise begegnete mit ehrwürdiger Gestalt und von ihm den trefflichen Ratschlag vernahm, dass man die göttlichen Dinge von denen lernen müsse, die sie selber erfahren haben, den Propheten, so trat Schleiermacher auf im Philosophenmantel gemäss seiner angeborenen Mystik, seiner von innen ausgegangenen Bildung, um die Kinder der Erde auszusöhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört.

Würdigen wir noch einen Augenblick die Bedeutung einer solchen Erscheinung in jener Zeit. Ein Geist, nicht auf Erkenntnis für sich, sondern auf das Leben, auf die Gestaltung der höchsten menschlichen Verhältnisse gerichtet, Redner, Verkündiger der Religion, kämpfend für eine sittliche Reform, aber zugleich mit der Schärfe eines Denkers vom ersten Rang ausgerüstet, lebt inmitten der dichterisch-philosophischen Bewegung, von der wir redeten. Er wird ein Genosse jener Dichter, Kritiker und Philosophen, welche das in dieser Beziehung Errungene zu einem grossen Ganzen von Wissenschaft, Kunst und Leben abzuschliessen verheissen. Aber seine durch Kant genährte Kritik teilt nicht die lebhaften Hoffnungen, eine absolute Wissenschaft zu begründen. Sein von der Gemeinde der Brüder her lebendiger religiöser Grundzug verwirft die durch Fichte aufgestellte Vergöttlichung des Ich und die durch Spinoza gelehrte Vergöttlichung der Natur und will sich dem gegenüber jene Fülle des Göttlichen, welche über alle Vernunft ist, nicht nehmen lassen. Unter dem ihm eigenen religiösen Gesichtspunkt erfasst er die Welt, Wissenschaft, Kunst. Es ist dem Herrenhutertum eigen, dass die Religiosität in ihm Familien-

leben, Gemeinde, Lebenseinrichtungen, alle Kunst und alles Leben durchdringt. Schleiermacher hat sich später einen Herrnhuter höherer Ordnung genannt. Er hat die Enge der Gemeinde durchbrochen und sich mit dem unverkürzten Reichtum menschlichen Daseins, wahrer Kultur in genialem Vermögen erfüllt; aber der religiöse Gesichtspunkt, unter welchem dies alles erfasst wurde, war derselbe geblieben. So ward ihm unter der Hand alles, was sein Geist ergriff, Religion, und seine Weltanschauung eine religiöse. Indem er sich nun von dem Inhalt und Zusammenhang seines Wissens, von dem innersten Grunde seines Lebens und Denkens Rechenschaft gab, drang sich ihm mit Notwendigkeit der Gedanke auf, dass alle echte Welt- und Lebensanschauung, welcher Gestalt sie sich auch ausbilde, auf dem heiligen Grunde der Religion ruhe und ihre Harmonie von ihr zu Lehen trage. Ein Geist von einer solchen religiösen Tiefe, von solchem Umfang des Wissens, von solcher durchdringenden Schärfe der Reflexion, solcher Treue der Selbstbeobachtung war gewiss vor allen befähigt, die Frage nach dem Wesen der Religion in einer auch den Anforderungen der Wissenschaft genügenden Weise zu beantworten und zugleich den Suchenden unter den Gebildeten ein Führer und Wegweiser ins Heiligtum der Religion zu werden, ihnen die Religion als ein in der innersten Tiefe des Gemütes Erlebtes, als die gewaltigste Thatsache des höheren Selbstbewusstseins vor Augen zu stellen. Ihnen, und insonderheit den Verächtern unter den Gebildeten, will er zeigen, dass, was sie Religion nennen, was ihnen die damaligen Träger des kirchlichen Amtes als Religion ausgaben, gar nicht Religion sei, dass die sog. Vernunftreligion des Rationalismus, der damals in der Kirche herrschenden Denkweise, nichts als übelzusammengenähte Bruchstücke von Philosophie und Moral, aber durchaus keine Religion sei, dass dagegen die Religion im wahren Sinne des Wortes völlig unabhängig von aller Philosophie und Moral, ihrem innersten Wesen nach nicht ein Wissen, nicht ein Handeln, noch auch beides zugleich sei, sondern ein in sich wertvolles selbständiges Lebenselement der menschlichen Natur, dass ihr eine eigne Provinz im Gemüte des Menschen angehöre, in welchem sie unbeschränkt herrsche, und dass sie würdig sei, durch ihre innerste Kraft die Edelsten und Vortrefflichsten zu bewegen.

Und so ward denn dieses von einem Strom persönlicher Begeisterung getragene Werk, als erster Brunnen lebendigen Wassers in der Wüste, trotz aller seiner unverkennbaren Schwächen und Mängel, für viele einzelne suchende Geister »der Anfang zu einer ewigen Bewegung« und für die ganze deutsch-evangelische Kirche das Morgenrot einer neuen Zeit, da es den ersten Anstoss gab zu jener grossen Wiedergeburt der Kirche und Theologie, wie zu jener Erneuerung des religiösen Lebens und Denkens aus der Tiefe der heil. Schrift und einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wissenschaft, welche unserem Jahrhundert auf dem sittlichen Gebiete die Signatur gegeben hat und deren Nachwirkungen sich bis in die kommenden Jahrhunderte hinein erstrecken werden.

III.

So bedeutend aber in ihrer Art die Reden über die Religion sind, so bedürfen sie doch insofern einer Ergänzung, als sie uns nur die eine Seite von dem eigentümlichen Geistesleben Schleiermachers vor Augen stellen. Diese Ergänzung ist uns in der zweiten, auf dem Boden der so eben charakterisierten grossen dichterisch-wissenschaftlichen Bewegung fast gleichzeitig entsprungenen Schrift Schleiermachers, den Monologen, gegeben, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen.

Im Mai 1799 war Schleiermacher aus Potsdam, wo er den grössten Teil der Reden abgefasst hatte, leidend, überarbeitet, nach Berlin zurückgekehrt. Wie es nach der gewaltsamen Konzentration, welcher ein bedeutendes Werk bedarf, zu geschehen pflegt, erscheint er eine Zeit lang zerstreut, seine Interessen zersplittert. Gleichzeitig fiel ihm die Sorge um das »Athenäum« anheim, da Friedrich Schlegel im August Berlin verliess, um nach Jena überzusiedeln. Da legt ihm das Schicksal seiner Freunde, deren Leben um diese Zeit in Verwirrung zu geraten begann, den Gedanken einer Art von Roman nahe, in welchem er, ähnlich wie Rousseau in seinem Emil, Jacobi im Allwill und Woldemar, Goethe im Wilhelm Meister vor ihm gethan hatten, sein »inneres Wesen und mit ihm die ganze Ansicht, die ihm die Menschheit gab«, kurz, sein persönlich sittliches Lebensideal zu künstlerischer Darstellung bringen wollte. Während er nun so in dieser Zeit die Bilder seines vergangnen und gegen-

wärtigen Lebens sinnend und dichtend in seiner Seele trug, um, was er gelebt, zum Kunstwerk zu formen, entstanden ihm gegen Ende des Jahres 1799 die »Monologen«, d. h. Selbstgespräche, welche den kurzen Inbegriff seiner damaligen sittlichen Lebensanschauung enthalten, wogegen die Reden uns einen Abriss seiner religiösen Weltanschauung geben. Nicht eine schriftstellerische Absicht, sondern ein rein innerer Gemütsvorgang, nämlich »die unbezwingliche Sehnsucht sich auszusprechen so ganz ins Blaue hinein, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung«, hatte dem innerlich allmählich reif gewordenen Gedanken die letzte Gestalt gegeben. Schleiermacher schrieb dieses kleine Werk in nicht ganz vier Wochen nieder, oder vielmehr er diktierte es dem Setzer. Denn auch diesmal ward, wie bei den Reden, mitten in der Ausarbeitung der wenigen Bogen schon gedruckt. Daher stammt die auffallende stilistische Unfertigkeit der Monologen im einzelnen, aber auch ihre geschlossene Einheit und Energie: sie erscheinen wie aus Einem Entschluss gewappnet entsprungen. In den ersten Tagen des Jahres 1800 waren sie bereit in die Welt zu gehen.

Schleiermacher selbst bezeichnet sein Schriftchen als einen Versuch, seinen philosophischen Standpunkt ins Leben zu übertragen und den Charakter darzustellen, der nach seiner Idee dieser Philosophie entspricht: »Es war ein glücklicher Genius«, schreibt er später an seine Freundin Henriette Herz, »der mich trieb, mich selbst, oder vielmehr mein Streben, das innerste Gesetz meines Lebens so darzustellen«; und beide Gesichtspunkte fasst er in dem dichterischen Worte zu Anfang seines bekannten Sonetts zusammen: »Ein heil'ges Bild schwebt jedem Bessern vor, In dessen Züg' er strebt sich zu gestalten«. Er gab somit eine Selbstanschauung, aber mit wohl bemessener Unterscheidung dessen, was sich auf die Idee eines Menschen bezieht, und dessen, was von seiner Erscheinung gilt, mit der Anerkennung des treffenden Worts eines Freundes, dass das erscheinende Leben eines jeden Menschen schwanke zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Nur die dem Urbild zugewendete Selbstbetrachtung könne etwas öffentlich Mitteilbares enthalten, die dem Zerrbild zugekehrte verliere sich zu tief in die Dunkelheiten des einzelnen Lebens. Auch nicht nach der religiösen Seite hin wollte er das menschliche Ich zeigen, sondern die ethische, die geistig-sittliche Eigen-

tümlichkeit galt es ihm darzustellen, und zwar in jeder Spielart, jeder seltenen Kombination der menschlichen Elemente.

An der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts treten gleichzeitig zwei Werke hervor, welche das aus der deutschen Philosophie und Dichtung geborene Lebensideal darstellen, die Gesinnung, mit welcher dies neue Geschlecht in das neue Jahrhundert trat: Fichtes »Bestimmung des Menschen« und Schleiermachers »Monologen«. Als der volle Ausdruck der beiden grössten sittlichen Charaktere, welche diese philosophisch-dichterische Epoche hervorbrachte, bilden sie einen Markstein der innern Geschichte unsres Volkes. Der sittliche Idealismus wendet sich in ihnen noch einmal zürnend, klagend, zur Selbstbefreiung und Reform drängend, an eine vom Eudämonismus und seiner kleinlichen Jagd nach dem Glück entnervte Gesellschaft. Der Gedanke besass freilich, wie zu allen Zeiten, nicht die Macht, den bevorstehenden Ruin aufzuhalten, dazu bedurfte es höherer Kräfte; aber er konnte doch in einem kleineren Kreise stählend und kräftigend wirken, dem dann die Wiederherstellung mit verdankt ward.

Als schriftstellerisches Werk haben die Monologen eine grössere Lebensfähigkeit bewiesen als Fichtes Bestimmung. Unter allen moralischen Schriften moderner Denker wirkt diese allein bis auf den heutigen Tag in weiteren Kreisen. Sie übt gerade in den entscheidenden Jahren der Entwicklung, wo sie tiefere Naturen berührt, beinahe unfehlbar einen bestimmenden Einfluss, und nicht wenige giebt es, welche den Anlass zu einem bewussten höheren sittlichen Leben den Monologen danken. Es begreift sich das aus der magnetischen Anziehungskraft eines originalen, zu sittlicher Schönheit und Milde durchgebildeten Charakters, einer einzig gearteten sittlichen Persönlichkeit, welche ihr innerstes Heiligtum vor uns aufschliesst und uns dadurch eine tiefere Einsicht in die Bedeutung des persönlichen Lebens überhaupt eröffnet, wie sie von der höchsten Macht sittlicher Einwirkung auf jedes edlere Gemüt begleitet sein muss, indem sie dasselbe antreibt, nach dem gegebenen Vorbild den ewigen Gehalt, die ethische Eigentümlichkeit der eigenen Persönlichkeit auf dem Wege tieferer Selbstbesinnung zu entdecken und durch freies Handeln auszubilden.

Und hier ist es nun, wo Schleiermacher zugleich eine empfindliche Lücke der grossen geistigen Bewegung

seiner Zeit ausfüllt. Der philosophische Gedanke hatte in Kant und Fichte zwischen dem sittlichen Ideal und den Beweggründen der Menschen eine tiefe Kluft gelassen. Die dichterische Anschauung hatte in freiem Spiel eine fern abliegende Welt ästhetischer Vollendung ersonnen: aber zwischen der freien Ruhe, mit welcher die Poeten an ihren Gebilden schufen, und dem verworrenen Leben fehlte das verknüpfende Band. Der Idealismus schien in der Philosophie die gemeine Wirklichkeit zu verneinen, in der Dichtung sie zu vergessen, und doch musste es seine Aufgabe sein, sie zu bilden und neu zu schaffen. Wo Dichter und Philosophen endeten, da begann der Ethiker, der religiös-sittliche, von christlich-reformatorischem Geist erfüllte Redner. Er durchbrach kühn die Schranken des intellektuellen Aristokratismus der idealistischen Denkweise und verkündet laut den besonderen Beruf jedes Einzelnen im Bereich der Geisterwelt, den ewigen Wert jeder Einzelpersönlichkeit, den ewig unverlierbaren Kern ihres eigentümlichen Wesens, wie er gegründet ist auf eine ursprüngliche Mitgabe des Schöpfers. In jedem ruht ein göttlicher Gedanke, der zur Entwicklung im Lauf der Zeit bestimmt ist. Es kommt darauf an, freien Raum zu schaffen, damit er in jedem zur vollendeten Bildung und Gestalt gelange; Sinnlichkeit, Anschauung, Phantasie sollen zu dem Ende nicht verneint, nicht in ihrer Entwicklung gehemmt, sondern im Dienst dieses Ideals, des Urbildes, ethisiert d. h. veredelt, vergeistigt, von seiner Bestimmung durchdrungen werden. Nur so kann die geistige Welt selbst, das Universum, sich ausgestalten zu einer freien Harmonie selbständig entwickelter Individualitäten. Das ist der Kern, der Grundgedanke der Monologen. Sie treten hervor, das ewige Selbst in jedem zu erwecken, ihm zu ungehinderter Entwicklung zu verhelfen.

Was nun, um auf den Inhalt der Monologen näher einzugehen, von Anfang bis zu Ende diese »Darbietung aus dem Innersten des Gemüts« durchdringt, ist das Grundbewusstsein des sittlichen Lebens, das Bewusstsein der Freiheit, der persönlichen Selbstbestimmung. Eine oberflächliche Betrachtung hat hier einen Widerspruch entdecken wollen, zwischen den »Reden« und den »Monologen«. Es hat manchen den Schein erweckt, als redete Schleiermacher in den Reden über die Religion einer unbedingten Abhängigkeit, in den Monologen einem unbedingten

Freiheitsgefühl des Menschen das Wort, als vernichtete er dort alles einzelne eigentümliche Wesen und löste es in dem unendlich rollenden Strom des Universums auf, als hätte er hier alles auf die Eigenheit des Einzelwesens gestellt und kennte gar keinen allgemeinen Zusammenhang. Indes gehörten beide Seiten für Schleiermacher, wie für alle tieferen Naturen, als zwei sich einander ergänzende Hälften eng zusammen. Allerdings wollte er dem unbedingten Gott und Schöpfer aller Dinge gegenüber, also auf dem Gebiete des religiösen Lebens, für den Menschen immer nur unbedingte Abhängigkeit behauptet haben, niemals aber für dessen Verhältnis zur Aussenwelt und zur Gesamtheit der Geschöpfe, also auf dem Gebiete des sittlichen Lebens. Hier, wo es sich um die eigenste Entscheidung von innen heraus handelt, nimmt er mit Recht die Freiheit des Menschen als die höchste Gottesgabe in Schutz.

Dieses Freiheitsgefühl entzündet sich in ihm an der Betrachtung — wie der erste Monolog überschrieben ist — an der Betrachtung d. h. Selbstanschauung, durch welche der Mensch sich als eine Welt für sich, als einen Mikrokosmus erfasst und, in seinem Handeln sich seiner selbst als immer desselben bewusst, ein seliges Leben führt. Dadurch stellt sich der Geist, die Innenwelt, der Aussenwelt, dem Reiche des Stoffs, der Dinge, kühn entgegen; er weiss, dass die unendlich grossen und schweren Massen des Erdenstoffs ihm nur der grosse gemeinschaftliche Leib der Menschheit sind, gleichwie der eigne Leib dem einzelnen gehört. Hieraus ergiebt sich von selbst die Aufgabe, allem das Siegel des Geistes aufzudrücken, sein Eigentümliches darzustellen und alles Umgebende mit dem eignen Gepräge zu zeichnen. Vermöge dieser Anschauung und Thätigkeit oder dieses Schauens und Thuns, die Schleiermacher beide echt platonisch als eng verbunden vorstellt, tritt der Mensch in einen umfassenden Zusammenhang, in ein Reich der Ewigkeit; und so ist die Selbstbetrachtung — hier ein mächtiges Bindeglied zwischen den Reden und Monologen — unabtrennbar von dem Leben im Ewigen und Unendlichen, von der Religion. Sie ist mitten im Ablauf der Zeit, mitten im handelnden Leben als die stetige Besonnenheit unseres höheren Wesens gegenwärtig, und damit sind wir vermöge ihrer ewig mitten in der Zeit. Hören wir Schleiermacher selbst: »Diese hohe Selbstbetrachtung ist es, die mich in den Stand setzt, der erhabenen Forderung zu

genügen, dass der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiete der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur, auch göttlich soll sein Leben führen. Leicht fliesst dahin mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Vorstellungen und Gefühle, und ich vermag nicht eines festzuhalten; schnell fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich neuem stets entgegen: so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurückwerfe, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Leben an, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft.« »Die sinnlichen Menschen suchen Unsterblichkeit allzu genügsam erst nach der Zeit statt innerhalb und über der Zeit. Ihnen liegt auch die Gottheit nur jenseits der Welt; aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und solches Schauen des Geistes ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuss.« »Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahintreibst im Strom der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.«

So schliesst der erste Monolog. Im zweiten, welcher die Überschrift trägt »Prüfungen«, tritt der Redner dem im ersten bereits angedeuteten Gedanken der Individualität, der ethischen Eigentümlichkeit des Menschen, näher. Er zeigt, wie dieser Gedanke zuerst in ihm entstanden sei. Zwei innere Vorgänge sind es, die er hier von einander sondert. In dem ersten ging ihm die Idee der Menschheit auf und der damit gegebenen allgemeinen sittlichen Bestimmung, in dem zweiten das Bewusstsein der Individualität und der damit gegebenen besonderen sittlichen Bestimmung. »Mit stolzer Freude«, ruft er aus, »denke ich noch der Zeit, da ich das Bewusstsein der Menschheit fand und wusste, dass ich nun nie es mehr verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehre und kein System der Weisen hervorgebracht.« »Die Menschheit in sich zu betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr zu wenden, ist das einzig sichere Mittel, von ihrem heiligen Boden sich nie zu verirren. Dies ist die innige und notwendige, nur Thoren und Menschen trägen Sinnes unerklärte und geheimnisvolle Verbindung zwischen

Thun und Schauen. Ein wahrhaft menschliches Handeln erzeugt das klare Bewusstsein der Menschheit in mir, und dies Bewusstsein lässt kein anderes als der Menschheit würdiges Handeln zu.« — Lange, so erzählt er, habe ihm diese Anschauung der allgemeinen, die einzelnen Handlungen aller Menschen gleichmässig bestimmenden, Einem Gesetz unterwerfenden Vernunft genügt. Das sittliche Thun des einen von dem des andern unterschied sich ihm da nur durch die äusseren zufälligen Bestimmtheiten, sofern jedem seine eigne Lage, sein eigner Ort gegeben ist; der innere Mensch aber, der einzelne, galt ihm noch nicht als ein eigentümlich gebildetes Wesen, sondern überall ein jeder an sich im innersten Wesen dem andern gleich. Aber diesen Standpunkt der Betrachtung — es war im wesentlichen der der Philosophen Kant und Fichte — hat er überschritten, und damit das Gebiet der ihm eigenen sittlichen Reflexion betreten. Er fragt sich ernstlich nach der höheren sittlichen Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit; nun begann er den Gedanken der Eigentümlichkeit, der besonderen Bedeutung und Bestimmung des Einzelwesens, zu erfassen, und wie durch eine neue Offenbarung ging es ihm auf, »dass jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll, in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend verschiedenes aus ihrem Schosse hervorgehen kann.« »Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben, ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll.« Kraft der freien That dieses einen, selbständig gefassten Gedankens binden sich in jedem die Elemente der menschlichen Natur zu eigentümlichem Dasein. — Zwei Richtungen sind es nun, die Schleiermacher in Bezug auf die besonderen Berufsarten der einzelnen Menschen unterscheidet: die eine ist die des Künstlers, der die äussere Natur als Stoff zur Bildung verwendet und Werke verfertigt als Symbole und Zeichen der Menschheit; die andere geht auf das, was der eignen Bildung frommt und ihre Bestimmung beschleunigt und befestigt, hier bildet der Mensch selbst seine innere Natur zu einer entschiedenen Gestalt und stellt sie in mannigfachem Handeln dar. Zur letzteren Klasse rechnet sich Schleiermacher selbst. Allgemeiner Sinn, d. h. eine für alle Gebiete des mensch-

lichen Denkens und Lebens aufgeschlossene Empfänglichkeit, Liebe und Freundschaft sind ihm die Grundbedingungen für die eigne Vollendung.

Die »Weltansicht« im dritten Monolog bringt, hieran weiter anknüpfend, als neue Unterscheidung die der äussern Herrschaft über die Natur und die der inneren Bildung. Hier redet die von ihrem eigentümlichen Beruf enthusiastisch ergriffene Persönlichkeit Schleiermachers im erhabenen, mitunter etwas herben Tone prophetischer Begeisterung. Sie hat als ihren Beruf im zweiten Selbstgespräch erkannt, in sich und andern Anschauung und Darstellung des Sittlichen zu fördern, und findet das hohe Werk der Menschheit verkümmert, verdrängt von der lauten ruhmredigen Arbeit an dem andern, der Herrschaft der Menschheit über die Erde, der Zivilisation. — Es ist allerdings das eine Werk der Menschheit, die Eine Seite der Bestimmung, »dass der Mensch die Körperwelt beherrsche, dass Alles sich bewähre als unter dem Befehl des Gedankens stehend, dass jeder rohe Stoff beseelt erscheine und im Gefühl solcher Herrschaft über ihren Körper »die Menschheit sich ihres Lebens freue.« Es gab eine Zeit, in welcher der rohe Sklave der Natur eine solche Herrschaft für unmöglich gehalten hätte. Nun ist diese Herrschaft gegründet, und hier arbeitet wirklich ein künstlicher Mechanismus, der die ganze Erde umspannt, alle zu seinen Gliedern macht, alle zu einer umfassenden Gemeinschaft verkettet. Aber »ist denn der Mensch ein sinnliches Wesen nur, dass auch das höchste Gefühl des Lebens, der Gesundheit und Stärke sein höchstes Gut sein dürfte?« Denn umsonst gebehrden sich die Lobredner dieser Zivilisation — und hier bedient sich Schleiermacher des bekannten platonischen Bildes — »als hätte ihrer Weisheit Musik die rohe, räuberische Eigensucht zum zahmen geselligen Haustier umgeschaffen und Künste sie gelehrt.« »Wozu denn diese höhere Gewalt über den Stoff, wenn sie nicht fördert das eigne Leben des Geistes selbst? Was rühmt ihr euch jener äusseren Gemeinschaft, wenn sie nicht fördert die Gemeinschaft der Geister selbst! Genügts dem Geiste, dass er nur den Leib, die Erde, bewohne, fortsetzend und vergrössernd ihn ausbilde und herrschend seiner selbst sich bewusst sei? Und darauf allein geht ja ihr ganzes Streben, darauf gründet sich ihr ungemessener Stolz. O des verschrobenen Sinnes, dem in so niederem Götzendienste das Höchste gern zu opfern Tugend scheint!« — Es giebt nämlich noch ein anderes Werk und eine

höhere Gemeinschaft der Menschheit, vermöge deren sie sich darstellt in sittlicher Bildung, Familie, Geselligkeit, in künstlerischen und wissenschaftlichen Werken. Aber hier in dem, was dem Menschen das Grösste ist, versagt sich ihm zur Zeit jede fördernde Gemeinschaft. Auf dem Höhepunkt unsrer geistigen Kultur spricht Schleiermacher in erschütternder Weise das tiefe Gefühl der Einsamkeit und Unterdrückung aus, das heute auf denen, die an den Geisteswissenschaften arbeiten, lastet. »Allein muss jeder stehn und unternehmen, was ihm nicht gelingt! Der Darstellung der Menschheit, dem Bilden schöner Werke fehlt die Gemeinschaft der Talente, die schon lange im äussern Dienst der Menschheit gestiftet ist.« »Was da ist von geistiger Gemeinschaft, ist herabgewürdigt zum Dienst der irdischen.« Er klagt sodann über das verkehrte Geschlecht der Zeit, welches die Freundschaft, die Liebe, den Staat entweihe, aus der Freundschaft Feindschaft wider die Natur macht, das häusliche Leben um seine Innigkeit bringt, den Staat, das herrlichste Kunstwerk des Menschen, zu einem unentbehrlichen Maschinenwerk herabwürdigt. Aber — so schliesst er mit prophetischem Blick in die Zukunft — »das erhabene Reich der Bildung und Sittlichkeit wird anbrechen. Jeder Mensch gehört der Welt an, die er machen half, diese umfasst das Ganze seines Wollens und Denkens, nur jenseit ihrer ist er ein Fremdling. So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke.« Bis diese Zeit anbricht, erkennen einander die zerstreuten »Verschworenen für eine bessere Zeit« an der individuellen Gestalt der Sprache und Sitte.

Bei diesem freudigen Gefühl gegenwärtigen Handelns und Wirkens kann die »Aussicht« in die dicht verschleierte Zukunft nach dem vierten Monolog doch nicht so trübe sein, da vor dem Gedanken eines solchen Willens, wie er so eben entwickelt ist, der Begriff des Schicksals, als einer fremden, ihn willkürlich von aussen bestimmenden Macht, verschwindet. Diese Wahrheit veranschaulicht Schleiermacher an der Geschichte seines bisherigen Lebens, und es ist bekannt, wie er die beengenden Fesseln der Erziehung durchbrach und sich seine eigne geistige Welt bildete. Das Schicksal hat nur Gewalt über die äussere

Darstellung des Lebens, die kann es einengen und beschränken; aber das innere Leben des Willens ist nicht an eine äussere Darstellung gebunden. Hier herrscht mit freiem Fluge die Phantasie, die über alle Schranken hinweghebt. »O, wüssten doch die Menschen diese Götterkraft der Phantasie zu gebrauchen, sie, die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt, sie, ohne die des Menschen Kreis ängstlich enge sich schliesst! Was jene sich niemals erwünschen können, gewinne ich durch das innere Leben der Phantasie. Sie ersetzt, was der Wirklichkeit gebricht.« Ihr Bilden aber wird durch das innere Handeln des freien Willens geleitet, der alles äussere Schicksal für seine eigne Vollendung verwendet. »Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille; jede Handlung ist eine besondere Entwicklung dieses Einen Willens. Begegne dann, was da wolle.« »Leid und Freude und was sonst die Welt als Wohl und Wehe bezeichnet, muss mir gleich willkommen sein, weil jedes auf seine Weise diesen Zweck erfüllt.« So erhebt sich Schleiermacher völlig über die eudämonistische Denkart, den niederen Glückseligkeitsdrang seiner Zeit.

Aus diesem triumphierenden Vollbewusstsein der Unabhängigkeit des Geistes vom Körper, des innern Lebens von dem äussern, entspringt in dem letzten Monolog, der von dem Gegensatze der Jugend und des Alters handelt, der Schleiermacher eigentümliche, aus seiner christlichen Erfahrung geschöpfte erhabene Gedanke von der ewigen Jugend. Nichts soll ihm den frischen Lebensmut schwächen, denn dem Geiste »kann ja kein Übel sein, was sein Handeln nur ändert.« »Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen .... stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreissen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Thore der höheren Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verleschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst.« Jugend und Alter bedeuten ihm nichts anderes als Zustände des Geistes, als verschiedene sich ergänzende Seiten des innern Lebens, die der Mensch nicht nach einander, sondern neben

einander haben und erhalten kann, ja soll. Jugend, als Verfassung des Geistes, ist lebendiges, umschauendes Aufnehmen, thätiger herrschender Geist, sorglose Heiterkeit. Alter dagegen bedeutet reife Erfahrung, ruhige Besonnenheit, gelassene Vollendung. Das sittliche Ideal ist die Einheit beider im Geiste. »Es erniedrigt sich selbst, wer zuerst jung sein will und alt, wer zuerst allein herrschen lässt, was sie den Sinn der Jugend nennen, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint.« Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit. Die Jugend aber ist ewig, weil der Drang des Geistes zu erkennen und zu besitzen ewig ist. »Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln.« »Nie werde ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werde ich fertig sein, weil ich weiss und will, was ich soll. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, dass auch dieses habe die Fülle und durchdrungen sei von der lebendigen Wärme.« »Was ists denn, worüber sie klagen im Alter? dass ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend, warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jetzt schon sei im starken Gemüte des Alters Kraft, dass sie dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend dich schütze gegen des Alters Schwäche.« — Dies Ideal ruht auf Schleiermachers eignem Charakter und fand in diesem ihre vollste Verwirklichung. Sein gleichmässiger, frischer und besonnener Geist war alt in den Jugendjahren, jugendlich im Alter. — Und so tönt denn das Lied von dem freien individuellen Willen aus in diesen vollen Akkorden: »Dem Bewusstsein der inneren Freiheit und ihres Handelns entspriesst ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weisse Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.« —

Je weniger die Darstellungsform der Monologen geeignet war, vorderhand den hier niedergelegten weittragenden Gedanken einen wissenschaftlichen Einfluss zu verschaffen, desto mehr griffen sie in das Leben ein, zuerst in sehr engen, dann in immer weiteren Kreisen.

Es war die erste Wirkung der Monologen, dass sie den Freunden die Individualität Schleiermachers tiefer aufschlossen.

Denn er hatte sich hier über seine Eigentümlichkeit, wie sie sich im Verkehr mit seinen Freunden offenbarte, näher ausgesprochen. Eine besondere Freude für Schleiermacher war es, dass seine Schwester Charlotte in Gnadenfrei die Monologen lieb gewann. Schleiermacher erhielt nun unter den Freundinnen der Schwester den Beinamen »der Erhabene«. Henriette Herz empfing einen unvergesslichen Eindruck, als er sie ihr vorlas, er nennt es »ein Predigen von ihm an sie«. Auch neue Verbindungen knüpfte das Werk, vor allem die mit dem jungen Prediger Ehrenfried von Willich und dem Kreise, der sich um diesen dann auf der Insel Rügen bildete. Als ihre eigenste Wirkung aber musste ihn beglücken, dass die Monologen, wie er sagt, manchem erleichterten, sich und anderen ins Innere zu schauen.« »Eine Freude«, fügt er mit der ihm eignen Bescheidenheit hinzu, »darf es doch sein, wenn auch kein Verdienst. Denn jeder Mensch findet sich selbst durch sich selbst, alles Andere ist nur Anstoss, und dem glücklichen Moment hätte auch irgend ein anderer gedient.«

Als die Monologen in weitere Kreise zu dringen begannen, waren freilich manche Missverständnisse zu beseitigen. Keins ist häufiger vernommen worden, als dass Schleiermacher sich hier wie einen ganz vollendeten Menschen hinstelle und dass daher dies Werk der Ausdruck einer Art von Kultus der schönen Sittlichkeit sei. Die wichtigsten Grundgedanken der Monologen, die von der hohen Bedeutung der Phantasie für das sittliche Leben, die von der ethischen Eigentümlichkeit, die von dem höchsten Gute und andere, welche hier zuerst in originaler Kraft vorgetragen werden, hat Schleiermacher später selbst in seiner Sittenlehre in wissenschaftlichem Zusammenhange dargelegt und tiefer begründet. Aber die wirklichen Mängel der hier gebotenen Grundanschauung, die in der Verkennung der objektiven sittlichen Mächte beruhen, sollte ihm inzwischen selbst erst durch ein tieferes Studium der positiven Wissenschaften, besonders der Sitte und Geschichte des Christentums und der Ethik der Alten, zum Bewusstsein kommen.

Das Leben selbst entschied gegen die unbedingte Geltung von Schleiermachers reformatorischem sittlichem Gedanken. Der Kreis seiner Genossen ward im Laufe der nächsten beiden Jahre zerstreut, der platonische Gedankenstaat, den sie zu gründen versucht hatten, ward zertrümmert; Schleiermachers eigne Welt- und Lebensansicht wurde durch tiefeingreifende Erfahrungen

persönlicher und allgemeiner Art in wesentlichen Punkten berichtigt. Aber auf dem dunkeln Hintergrunde des öffentlichen Verfalls, wie der zerstörenden Macht der Leidenschaften und der durch sie herbeigeführten Auflösung der alten Verhältnisse hebt sich um so glänzender ab das Bild der sittlichen Persönlichkeit Schleiermachers, seines alle Genossen weit überstrahlenden echt deutschen Charakters, die goldene Treue, die massvolle Besonnenheit, die faltenlose Reinheit und durchsichtige Lauterkeit dieser religiös-sittlichen Natur inmitten von so viel Misstrauen, Zweideutigkeit und Leidenschaftlichkeit. Solch ein Charakter, durch schwere innere und äussere Kämpfe geläutert und vertieft, mit der grossartigen, ungeteilten Hingebung des Willens an hohe sittliche Ziele, wie sie uns die Monologen vor Augen stellen, war befähigt und berufen, alsbald in den grossen Gang der öffentlichen Angelegenheiten thätig einzugreifen und durch die praktische Verwirklichung seines Ideals in Staat und Kirche an seinem Teile jene neue, bessere Zeit herbeizuführen, die er im Geist geschaut und als deren Bürger er sich in prophetischer Ahnung bezeichnet hatte.

Jene neue, bessere Zeit, welche Schleiermacher und die anderen grossen Träger der hochentwickelten geistigen Kultur in der ersten Generation unseres Jahrhunderts nur von fern schauten — uns, hochverehrte Festgenossen, ist sie beschieden!

Vergleichen wir nur die heutige politische Lage Deutschlands im Innern und nach aussen, mit der vor hundert Jahren, so ergiebt sich, dass ein grösserer Gegensatz kaum denkbar ist. Damals stand das wenig entwickelte, in seiner Zerrissenheit ohnmächtige Deutschland unmittelbar vor seiner tiefsten Erniedrigung; heute darf das kraftvolle, wirtschaftlich hochentwickelte Deutsche Reich seinen Anteil an der Teilung der Erde beanspruchen, der ihm vorbehalten blieb, so lange es, nichts weiter als ein Volk der Dichter und Denker, die Rolle des Poeten in dem bekannten Schillerschen Gedichte spielte.

Und wenn wir, zurückschauend, auf allen Gebieten der materiellen Kultur die staunenswertesten Erfolge sehen; wenn die deutsche Industrie und im Zusammenhang damit die technische Wissenschaft eine führende Stellung im Wettbewerb

der Nationen errangen; wenn der deutsche Handel siegreich auf dem Weltmarkt sich behauptet und mit kühnem Unternehmungsgeiste dem Völkerverkehr neue Bahnen erschliesst; wenn unsre Landwirtschaft im Gefühl der Sicherheit sich der Bodenbearbeitung und der erfolgreichen Hebung des Ertragswertes der heimischen Scholle hingeben darf, so verdanken wir das in erster Linie der Schaffung des neuen Reiches, durch welches die höhere Grundlage gegeben wurde, auf der eine reiche Kulturblüte sich ungestört entfalten kann. Und welchem deutschen Mann, zumal wenn er auf zwei Menschenalter zurückblicken darf, sollte beim Eintritt in ein neues Jahrhundert, das Herz nicht höher schlagen in dem Gedanken, dass er gewürdigt ward, im grossen Jahrhundert Kaiser Wilhelms und Bismarcks geboren zu sein? Und welchem Patrioten sollte es nicht eine Hauptsorge sein, an seinem Teile mitzuhelfen, dass das Reich stark und mächtig erhalten werde, zumal wenn er sieht, wie das auch die erste Vorbedingung weiterer Blüte des gewerblichen Lebens, ja der gesamten Kultur ist? Endlich, welchem Vaterlandsfreunde sollte es nicht als selbstverständlich gelten, dass das Vaterland gross und stark erhalten werden kann in erster Linie nur durch Stärkung der Mittel, die ihm das Emporsteigen aus der Niedrigkeit zu leuchtender Höhe ermöglichten, der nationalen Wehrkraft zu Lande und zu Wasser? —

Aber vergessen wir eins nicht! Der gewaltige politische und kommerzielle Aufschwung unsres Volkes in den beiden letzten Generationen des scheidenden Jahrhunderts ist nicht zum wenigsten bedingt durch den beispiellosen Aufschwung der geistigen Kultur unsrer Nation in der politisch noch ganz unreifen und kommerziell noch wenig entwickelten ersten Generation unsres Jahrhunderts. Hier war es, wo der Geist unsrer grossen Dichter noch lebendig auf allen Gebieten des geistigen Lebens fortwirkte und unsre Zeitgenossen zu grossen Thaten begeisterte, so dass das von Napoleon ebenso gefürchtete wie gehasste Volk der Denker und Ideologen seinen ersten Festtag feiern durfte; in jener Zeit gewaltigen Ringens und Regens der Geister ward zuerst in unserm engeren Vaterlande Preussen der Grund gelegt zu jener grossen politischen Neuschöpfung, die sich vor unsern erstaunten Blicken erhoben und die wir mit Recht als das Wunder der Zeiten bezeichnen dürfen. Denn, wie Moltke sagt, die That ist etwas Selbständiges

im Vergleich mit dem Gedanken, aber sie *wurzelt im Gedanken*. Grosse Thaten aber setzen *grosse Männer* voraus, und grosse Männer erstehen nur aus unmittelbarer Berührung mit *grossen geistigen Mächten* der Zeit.

Und wiederum sollen die Schöpfungen grosser Männer wahrhaft segensreich wirken und nicht bloss wie die des genialen Corsen, von kurzer Dauer sein, so müssen jene grossen Männer auch *grosse Menschen*, d. h. bedeutende *sittliche Persönlichkeiten* sein, wie Kaiser Wilhelm und Bismarck es waren, Männer, die erfüllt sind von tiefer, ehrerbietiger Scheu vor den *grossen sittlichen Mächten*, von denen unser gesamtes Dasein umfangen und getragen ist. Denn auch geistige Vorzüge ohne sittliche Gesinnung haben keinen Wert. Das wars, was Schleiermacher in einer bedeutsamen Predigt manchem geistig hochgebildeten unter seinen Genossen zurufen musste, was er in freierer Weise in seinen Monologen allen Gebildeten unsres Volkes dann aufs neue ans Herz legt. Alle Kultur, auch die höchst entwickelte geistige Kultur entartet, sobald sie sich loslöst von den *ewigen Gesetzen der Sittlichkeit*, deren Heiligkeit und Unantastbarkeit uns gerade unser Jahrhundert im Rückschlag der sittlichen Weltordnung in den Geschicken der beiden Napoleone, auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan, ja auch in den neuesten Niederlagen des stolzen England im Burenkriege so handgreiflich vor Augen gestellt hat.

Höchster Zweck aller Kultur und ihrer Errungenschaften ist *die rechte Bildung* des Menschen und zwar *des einzelnen Menschen*. Was hilft dem Menschen alle Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte, alle Welt- und Menschenkenntnis, wenn er sich selbst nicht zu beherrschen versteht, ja, wenn er sich selbst verliert, wenn er *sein höheres ewiges Selbst*, das er doch in erster Linie zu *bilden* berufen ist, verkümmern lässt? Die Spitze und Blüte aber aller Bildung ist und bleibt nicht die Aufgeblasenheit des selbstbewussten Philosophen oder der eingebildete Stolz des unklaren sog. modernen Menschen, der nicht aufhören kann sich seiner Fortschritte zu rühmen und verächtlich auf andre herabblickt, sondern jene bescheidene und demütige Selbsterkenntnis, jene *sittliche Selbstbeherrschung und selbstverleugnende Liebe*, die nicht das Ihre sucht, sondern mit allem, was sie ist und hat, uneigennützig dem Nächsten dient, wie sie Schleiermacher in schwerer Zeit seinen Freunden

gegenüber stets bewährte. Allein diese selbstlose Gesinnung ist auch der Quell echter Vaterlandsliebe, die, wie es uns die grossen Vorbilder Kaiser Wilhelms und Bismarcks, besonders auch in ihrem gemeinsamen Wirken, zeigen, sich im Dienste des Staates, des Gemeinwesens, höherer sittlicher Zwecke verzehrt und in unentwegter Treue und Geduld auch unter ernsten Verwicklungen und bitteren Enttäuschungen die Pflicht erfüllt.

Jene hohe Gesinnung aber, sie ist nicht etwas, das dem einzelnen Menschen wie von selbst in den Schoss fällt, es ist, wie jede wahre Tugend, ein Gut, das nur im steten Kampf mit der eigenen selbstsüchtigen Natur errungen und bewahrt werden kann. Denn, wie Goethe sagt im Faust:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muss.

Aber die Kraft zum siegreichen Kampf des Lebens gewinnt der endliche und sündige Mensch nur durch die stete lebendige Berührung mit den Mächten der Ewigkeit. Alle echte sittliche Gesinnung erwächst nur auf dem Baum der Religion, sie ist die reife Frucht einer aufrichtigen und lebendigen Frömmigkeit, jenes Glaubens, der die Verheissung ewiger Jugend hat. Das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten, vor allem auch die Geschichte des inneren Lebens aller grossen Männer des scheidenden Jahrhunderts, in welche uns glücklichen Nachgebornen durch die Blüte der biographischen Wissenschaft unsrer Tage ein tiefer Einblick verstattet ist, und auch der Mann, dessen Gedächtnis auf der Wende des Jahrhunderts zu erneuern wir für gut befanden, der Mann, der, wie uns allen bekannt ist, unsern grossen Bismarck in den Grundwahrheiten der christlichen Religion unterwiesen hat, der Prediger und Professor Friedrich Schleiermacher.

Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.

Vortrag,
gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften am 14. März 1900

von

Dr. Max Weitemeyer.

Nicht so vieles Federlesen!
Lass mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein.
(Goethe.)

Wer mit sehenden Augen einen Blick wirft in das Getriebe des täglichen Lebens, der wird bald inne werden, dass er trotz aller scheinbaren Friedfertigkeit in einen Kampf hineinschaut. Man kämpft um des Lebens Notdurft und um des Lebens Luxus, um Brot und Obdach, Stellung und Ehre, Vergnügen und Lust, Geld und Macht. Das ganze Sein ist der Kampfpreis. Wer sich nicht rührt und wehrt, der bleibt zurück. Es gilt den Kampf mit den Elementen der Natur, sei es, dem Gesetz der Trägheit entgegenzustreben und Widerstände zu überwinden, sei es, die blindwirkende Naturkraft unschädlich zu machen oder gar für sich selbst in den Dienst zu stellen, sie zu lenken und zu leiten zum nützlichen Zwecke. Es gilt einen Kampf auch mit der belebten Natur, mit grossen und kleinen Wesen, und nicht immer sind die kleineren die ungefährlicheren. Des weiteren gilt es den schweren Kampf gegen die Mitmenschen selbst im Wettbewerb um die Erfordernisse des Tages. Und zuletzt gilt es den vielleicht schwersten Kampf, den Kampf mit unserm eigenen Ich.

»Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.«

Es gilt den Kampf zwischen dem, das wir wollen und dem, das wir sollen, zwischen unsern Wünschen und unsern Pflichten. So zeigen sich bei jedem Vorwärtsstreben überall Hindernisse und Hemmnisse, die überwunden werden müssen, wenn uns das Leben nicht zur Last, wenn uns das Dasein nicht zur Qual werden soll. Alles, was im weitesten Sinne unter den Begriff der Erziehung fällt, ist eine Schulung zu erfolgreicher Anwendung unserer Gaben gegen die Widerstände in uns und ausser uns. Und erst wenn wir gelernt haben die Lebenshinder-

nisse und nicht minder auch uns selbst zu überwinden, erst dann winkt uns das wahre Leben, in dem auch edle Freude und reiner Genuss um so eher eine Stätte hat, je leichter wir den Sieg zu erringen verstehen. Nur das selbst Erarbeitete bringt uns den eigentlichen Gewinn, und erst nach der Anstrengung wird ruhiges Behagen zur Lust. Indem so unser Dasein eine kaum unterbrochene Kette überwundener Widerstände darstellt, verstehen wir den Sinn der Worte: Leben heisst Kämpfen und Sein heisst Siegen.

Was aber ist die Waffe in diesem unvermeidbaren und unerbittlichen Kampf um unser Dasein? Welches Mittel steht dem Menschen zu Gebote, die Hindernisse zu überwinden, die ihm das Leben in den Weg legt? Es ist die einem Jeden eingeborene Kraft — beim Einen ist sie gross, beim Andern ist sie klein — es ist die Kraft zu handeln und die Kraft zum Widerstand. Sie tritt uns entgegen als Körperkraft und als Geisteskraft: die Körperkraft von der einfachen unbewusst-triebhaften Abwehrbewegung oder vom unselbständigen einfachen Handlangerdienst bis zur besonderen zweckbedachten Handfertigkeit, bis zur höchsten Geschicklichkeit; die Geisteskraft als Überlegung und Berechnung, als Scharfsinn und Klugheit. Diese ihm verliehenen Gaben führt der Mensch zu Felde beim Wettbewerb um die notwendigen und um die idealen Güter des Lebens. Wir können sehen, wie er sie im guten Sinne, und können sehen, wie er sie leider auch im schlechten Sinne beim Lebenskampf gebraucht; im schlechten Sinne, wenn die überlegene Körperkraft zu ungerechter Unterjochung des Schwächeren oder zur unedlen Gewaltthat missbraucht wird; im schlechten Sinne auch, wenn Überlegung und Scharfsinn zu listiger Übervorteilung und zu schnödem Betrug verwerfliche Anwendung finden. Im guten Sinne aber wendet der Mensch die ihm zu Gebote stehenden Kräfte an — und so nähern wir uns unserm eigentlichen Thema — indem er Werte schafft, die zur Erhaltung und Verbesserung des Menschendaseins tauglich sind. Alle Thätigkeit, die in diesem Sinne ausgeübt wird, fällt unter den Begriff der Arbeit. Und diese Arbeit ist das wichtigste Kampfwerkzeug, ist von allen die bedeutendste und menschenwürdigste Waffe in dem notwendigen uns auferlegten Ringen des Lebens. Sie ist zugleich auch als Güterbeschafferin und Gütererzeugerin die wichtigste Quelle alles Volkswohlstandes, alles Reichtums. Nicht minder

ist sie das zweckmässigste, vielleicht einzige Mittel zur körperlichen und geistig-sittlichen Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit.

In einer Zeit, da der Kampf des Lebens erbitterter geführt wird, als je zuvor, da die äusserste Anspannung der Kräfte eines jeden Einzelnen Not thut, in einer Zeit, da die soziale Frage und mit ihr die Frage nach Arbeit und Arbeitslohn im Vordergrund des öffentlichen Lebens steht, da ist es wohl nicht unzeitgemäss, eine Untersuchung anzustellen über die Bedeutung und den Umfang des inhaltsschweren Begriffes Arbeit, und es ist eine lohnende Aufgabe nach ideellen Gesichtspunkten zu suchen, nach denen der Wert einer jeden Arbeitsleistung gerechterweise zu bemessen ist. Gelänge es uns, solche allgemein gültige Gesichtspunkte zu finden, dann würde die Arbeitsbewertung auch für das soziale Leben keine weitere Schwierigkeit bieten. Die Antwort, die ich Ihnen auf diese so überaus wichtige und einschneidende Frage zu geben vermag, sei Ihnen in den weiteren Ausführungen dargeboten.

Das deutsche Wort Arbeit stellt scheinbar nur einen geistigen Begriff dar. Fragen wir aber nach der Bedeutung, die es hatte in der Urzeit, in der Werdezeit der Völker, so werden wir gleich in die wirkliche Thätigkeit des Lebens hineingeführt, werden auf eine ganz bestimmte zweckbedachte Kraftäusserung des Menschen hingewiesen. Nämlich der uralte Wortstamm ar oder arb oder arv findet sich in ganzen Sprachfamilien und bedeutet ursprünglich eine Furche ziehen, pflügen. Im Griechischen finden wir von diesem Stamm gebildet das Zeitwort *ἀροῦν,* im Lateinischen arare. Beide bedeuten pflügen. In manchen Gegenden Thüringens sagt man heute noch: er art oder ärt für pflügt. Im Friesischen haben wir für pflügen das Wort arbeida.

Ar als Flächenmass, entweder allein oder in der Zusammensetzung als Hektar ist ein bei uns übliches Flächenmass. Das lateinische arvum bedeutet die wohlangebaute und infolge der Bearbeitung fruchtbringende Flur. Im deutschen Wort Erde weisen die beiden ersten Buchstaben auf denselben Stamm hin; im Nordischen finden wir für die gleiche Bedeutung noch das unverfalschte arf, gotisch haben wir airtha, angelsächsisch eorthe, englisch earth, dänisch und schwedisch jord.

Alle die vorgenannten Worte bedeuten teils die Erde selbst, teils haben sie unmittelbare Beziehung zur Erde, zum Acker

und zur Bearbeitung desselben. So sehen wir also, wie sich wenigstens ein Teil der Völker des Begriffes der Arbeit bewusst geworden ist beim Feldbau, bei den Anfängen des landwirtschaftlichen Betriebes, bei den ersten Äusserungen sesshafter Kultur. Indessen nicht alle Völker leiten den Begriff der Arbeit vom Feldbau ab. Ein englisches Wort für Arbeit lautet travel, das entsprechende französische travail. Beide sind auf das lateinische trabs der Balken zurückzuführen. Hier ist also der abstrakte Begriff Arbeit von der Anwendung der Balken, d. h. vom Zelteschlagen und Häuserbauen, hergenommen worden.

Das griechische Wort für Arbeit πόνος, ebenso wie das lateinische labor, drücken mehr einen Begriff aus, bei dem die Last und Beschwerde der Arbeit im Vordergrund steht, denn sie bedeuten auch zugleich Mühsal. Mit dem griechischen πόνος hängt das lateinische poena zusammen und bedeutet Busse, Strafleistung, sozusagen eine Strafarbeit und schliesslich nur die Strafe. Die Franzosen haben es als peine übernommen; und in unserm Pein ist nur noch der Begriff des körperlichen Leidens übrig geblieben, ohne dass eine Thätigkeit damit verbunden zu sein braucht. Der Italiener, der auch die Arbeit nicht als Vergnügen betrachtet, sondern vielmehr jede nicht unumgänglich nötige Körperthätigkeit scheut, hat das lateinische labor als lavoro übernommen. Der oft gebrauchte Ausdruck terra di lavoro für die fruchtbaren Gefilde Campaniens bedeutet aber deshalb doch nicht das Land, in dem viel gearbeitet werden muss, das Land der Mühsal, sondern es bedeutet das wohlbearbeitete, hochkultivierte Land im Gegensatz zu den grossen unbearbeiteten Weideflächen in benachbarten Gegenden Süditaliens.

Nach diesen Betrachtungen sprachlicher Art, die uns Ableitung und ursprünglichen Begriff des Wortes Arbeit verstehen liessen, ergiebt sich uns als nächste, viel wichtigere Aufgabe möglichste Klarheit zu gewinnen über die heute übliche Bedeutung des Wortes Arbeit, wie sie für weitere Schlussfolgerungen besonders auch auf sozialem Gebiete, allein Wert hat.

Wenn der Begriff Arbeit unsern Geist beschäftigt, ist es der Begriff der Thätigkeit, der uns zunächst und unmittelbar dabei bewusst wird, sei es die Thätigkeit des Körpers, sei es die Thätigkeit des Geistes. Indessen decken sich die beiden Begriffe Thätigkeit und Arbeit keineswegs in jedem Falle. Wohl ist zur Arbeit stets Thätigkeit nötig, doch ist nicht jede Thätigkeit zu-

gleich auch Arbeit. Ich brauche hier nur an die Thätigkeit zu erinnern, die bei Spiel und Tanz entfaltet wird.

Ein anderes Beispiel: Die oft bedeutende Leistung eines Bergsteigers, der lediglich zu seinem Vergnügen sein Körpergewicht auf eine Höhe von einigen Tausend Metern kraft seiner Muskelthätigkeit hinaufhebt, zählt nicht zur Arbeit; steigt derselbe Mensch aber vielleicht als Führer des Lohnes wegen oder in der Absicht geologische Untersuchungen oder trigonometrische Aufnahmen zu machen, so wird seine Thätigkeit zur Arbeit.

Für die Unterscheidung, ob nur eine Thätigkeit oder vielmehr der höhere Begriff Arbeit vorliegt, ist massgebend die Art des in Frage kommenden Zweckes. Eine Thätigkeit mit der Absicht nur die Zeit zu verthun, selbst wenn die Anstrengung dabei noch so gross ist, erhält nicht den Ehrennamen Arbeit. Betrachten Sie aber die Thätigkeit jener ganzen Bevölkerungsschicht, die in allerdings einseitiger Berücksichtigung der körperlichen Arbeit die Arbeiterschaft schlankweg genannt wird, zum Unterschied von andern Klassen, so finden Sie, dass alle Thätigkeit darauf gerichtet ist, Werte zu schaffen, die bei unserm gesamten Daseinsbedarf von grösserer oder geringerer Wichtigkeit sind. Nicht anders ist es bei den geistigen Berufen. Ihre Vertreter schaffen geistige Werte sich selbst, wenn sie forschen, und anderen, wenn sie lehren. Mag nun bei einer Thätigkeit die Absicht bestehen, den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen oder durch edle Geistesnahrung die Menschheit zu fördern, so kommt es doch, um diese Thätigkeit zur Arbeit zu stempeln, auf das wirkliche Ergebnis nicht an, denn häufig genug bringen die traurigen Worte: »vergebliche Arbeit« einen Missklang in unser Leben. Der Gelehrte, der nach langen Mühen an der Lösung eines Problems verzagt und die Beschäftigung damit aufgiebt, oder der Lehrer, der nach vielen Versuchen einem Schüler endlich raten muss einen andern als den gelehrten Beruf zu ergreifen, hat deshalb doch gearbeitet, nicht minder als der Handwerker, der nach manchem Schweisstropfen schliesslich einen unbrauchbaren Gegenstand zu Wege gebracht hat.

Nach diesen Erörterungen fällt die Erklärung des Begriffes Arbeit uns gewissermassen als reife Frucht in den Schoss, und ich sage: Arbeit ist eine Thätigkeit, die darauf gerichtet ist, für den Thätigen selbst oder für Andere

Werte zu schaffen, die zur Erhaltung, Verbesserung oder Veredelung des Lebens tauglich sind.

In dieser Begriffserklärung ist es vermieden worden anzugeben, wer denn die Thätigkeit ausübt. Das ist mit voller Absicht geschehen, denn darauf kommt es gar nicht an.

Wenn von Arbeit die Rede ist, meint man meistenteils die Arbeit des Menschen, aber nicht immer. Arbeiten die Tiere nicht auch? Ganz gewiss! Das Pferd oder der Ochse am Pfluge arbeitet, denn seine Thätigkeit ist darauf gerichtet, Werte zu schaffen, die für unsern Daseinsbedarf von nöten sind. Die Richtung der Thätigkeit ist allerdings von Menschen gegeben. Doch ist dieser Gesichtspunkt für den Begriff Arbeit unerheblich und belanglos, denn auch der Arbeiter in der Fabrik arbeitet nicht selbständig und auf Grund eigener Gedanken, sondern er erhält seine Weisung.

Aber auch in der Tierwelt giebt es Arbeit, die nicht unter der Vormundschaft des Menschen steht. Denken Sie z. B. an die Bienen, wie sie selbständig auf Arbeit ausfliegen, um Nahrung zu sammeln für die magere Zeit. Einen Teil derselben nennt man ja geradezu Arbeitsbienen. Und wer die ernsthafte Thätigkeit und zweckbedachte Rührigkeit des kleinen Völkchens beobachtet, der versteht, wie die deutsche Sprache das Wort Bienenfleiss bilden konnte.

Ähnliches wie von den Bienen lässt sich von den Ameisen sagen. Auch ihre Arbeit müssen wir als eine selbständige betrachten. Eine Anerkennung der jedem Beobachter in die Augen fallenden eifrigen Thätigkeit der kleinen Wesen liegt in der Bildung des Wortes Emsigkeit. Mit diesem Worte bezeichnen wir eine stetige unverdrossene Beschäftigung. Emsigkeit aber kommt von Emse und Emse bedeutet Ameise. Bei Rückert z. B. kommen die Worte vor: unermüdbar wie die Emsen.

Ich möchte auch noch erwähnen, dass im Altnordischen amr Ameise heisst und dieses selbe Wort bedeutete dort zugleich auch Arbeit.

Wir haben soeben die Arbeit der Menschen und die Arbeit der Tiere in Kürze gestreift, aber damit sind wir noch nicht am Ende. Ein Wort, das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu ungeahnter Bedeutung gelangt ist, ist das Wort Maschinenarbeit. Wir sprechen thatsächlich von arbeitenden Maschinen. Suchen wir nach den näheren Bedingungen, unter

denen dies Wort üblich ist, so finden wir, dass wir es dann in den Mund nehmen, wenn die Maschinen vom Erfinder mit einer gewissen selbständigen Leistungsfähigkeit begabt worden sind und die ihnen zugeführte Kraft in einer Reihe von Verrichtungen auf zweckmässige Weise zur Schaffung von Werten für unser Dasein verwandt wird. Es ist mit diesen Maschinen nicht viel anders, als mit den Haustieren; der Mensch lässt beide arbeiten. In beiden Fällen wird die Richtung der Thätigkeit durch den Menschen angegeben; nichtsdestoweniger aber besteht in beiden Fällen die von mir gegebene Erklärung des Begriffes Arbeit zu recht, und ich wiederhole: Arbeit ist eine Thätigkeit, die darauf gerichtet ist für den Thätigen selbst oder für Andere Werte zu schaffen, die zur Erhaltung, Verbesserung oder Veredelung des Daseins tauglich sind.

So habe ich versucht, aus den vielfältigen Anwendungsarten des Wortes Arbeit im heutigen Sprachgebrauch das herauszuschälen, was, gleich einer gemeinsamen und unveränderlichen Grösse, bei dem jedesmaligen Gebrauche des Wortes Arbeit von jedem teils bewusst, meist aber unbewusst empfunden wird.

Nachdem wir so den Umfang des Begriffes Arbeit festgestellt haben, fragen wir zunächst danach, in welchen verschiedenen Formen und Arten er uns entgegentritt, und betrachten die Einteilung der Arbeit. Man findet, dass gewöhnlich ein Unterschied gemacht wird zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Die Begriffe körperlich und geistig dürfen wir aber dabei nicht allzuscharf fassen. Denn zu jedem geistigen Schaffen ist ein gewisses Mass körperlicher Anstrengung nötig und umgekehrt ist selbst die roheste körperliche Arbeit ohne jede geistige Bethätigung nicht möglich. Der Künstler, der ein Bildwerk meisselt, der Arzt bei mancher schweren Operation, der Heerführer im Kriege haben nicht unbeträchtliche körperliche Leistungen zu vollbringen, und doch wird niemand ihre Thätigkeit zu der körperlichen Arbeit rechnen.

Umgekehrt, der Former in einer Fabrik, der Lokomotivführer auf der Maschine, der Zimmermaler, der nicht nur nach der Schablone thätig ist, muss bei der Arbeit seine geistigen Kräfte genugsam zu Hilfe nehmen. Bei mancher Fabrikarbeit freilich ist das Mass der bei der Arbeit erforderlichen geistigen Leistungen nahezu auf Null gesunken. Trotzdem aber können wir an einer

allgemeinen Einteilung der Arbeit in dem genannten Sinne nur festhalten, indem wir unterscheiden zwischen Arbeit mit überwiegend geistiger und Arbeit mit überwiegend körperlicher Anstrengung.

Eine andere Einteilung giebt uns die Wissenschaft, welche sich mit den wirtschaftlichen Werten und zum grossen Teil auch mit den durch Arbeit geschaffenen Werten befasst, nämlich die Nationalökonomie. Sie unterscheidet:

1. Die Besitzergreifung der ohne menschliches Zuthun vorhandenen Gaben der Natur, wie es z. B. beim Holzfällen, Bergbau, Steinbrechen, Jagen geschieht.
2. Die Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, die Zeugungs- und Schaffenskraft der Natur zu Gunsten des Menschen zu verwerten. Feldbau, Gartenbau und Viehzucht sind Beispiele dafür.
3. Die Stoffveredelung, wenn aus Rohstoffen durch Umformung und Umgestaltung die Gebrauchsgegenstände geschaffen werden; hierher gehört Handwerk und Fabrikation.
4. Die Verteilung der Güter durch Tausch und Kauf mit dem ganzen in unserer Zeit so mächtig angewachsenen Verkehrsbetrieb.
5. Die Erzeugung geistiger Güter.

Dass bei dieser Arbeitseinteilung die ganze Mannigfaltigkeit der geistigen Arbeit in eine einzige Abteilung zusammengedrängt wird, erklärt sich natürlicherweise daraus, dass die Nationalökonomie eben wesentlich eine Wissenschaft der materiellen Werte ist. Wollen wir das Gebiet der Geistesarbeit zergliedern, so würden etwa folgende vier Gruppen zu unterscheiden sein:

1. Die Aneigung vorhandener geistiger Werte. Alles Lernen bei Gross und Klein fällt hierher.
2. Das Weitergeben geistiger Werte in der Form des Lehrens und jeglicher Unterweisung.
3. Die praktische Anwendung erworbener geistiger Werte, die Anwendung von Kenntnissen für alle möglichen Bedürfnisse des Lebens. Ich denke da an die Ausübung des juristischen, ärztlichen, technischen Berufs, und an einen grossen Teil der kaufmännischen Thätigkeit.
4. Die selbständige Schöpfung neuer Werte, mag es sich um das Ausdenken noch unbekannter Erkenntnisse, mag

es sich um die Schaffung von Kunstwerken oder um die Erfindung von Gebrauchsgegenständen handeln.

Mit diesen vier Abteilungen will ich nicht etwa eine Einteilung der geistigen Berufe gegeben haben, sondern eine Einteilung der geistigen Arbeit, wie sie jeder mehr oder weniger leistet.

Einem weiteren für unser Thema ausserordentlich wichtigen Kapitel gebe ich die Überschrift: Teilung der Arbeit.

Wenn wir von Teilung der Arbeit reden, so denken wir uns unwillkürlich einen Gegenstand in eine Anzahl unselbständiger Teile zerlegt, von denen jeder einzeln, meist in Menge von besonders hierzu geschulten Leuten oder hierzu eingerichteten Maschinen hergestellt wird. Andere setzen dann die Teile zusammen, andere verpacken sie u. s. w. Das ist der moderne Begriff der Arbeitsteilung. Im Urzustand der Menschheit aber und heute noch mehr oder weniger bei Volksstämmen niedrigster Stufe, wo jeder allein für seine sämtlichen Berufsbedürfnisse zu sorgen hatte, muss es schon als eine Arbeitsteilung bezeichnet werden, wenn einer den Hirtenstand, ein anderer die Feldarbeit vorzog. So bebaute Kain das Feld und Abel war ein Hirt. Noch in vorgeschichtlicher Zeit muss es schon Töpfer und Schmiede gegeben haben.

Sogar von geistigen Arbeitern, wie Sängern und Sehern, erzählen die frühesten Überlieferungen. So entwickelt sich aus der Teilung der Arbeit allmählich die ganze Mannigfaltigkeit aller Berufe und damit auch der Unterschied der Stände.

Je mehr sich nun die Teilung der Arbeit ausbildete, desto grösser wurde die Übung und die Geschicklichkeit des Einzelnen in seinem beschränkten Gebiete. Und hier liegt die Quelle aller Kultur und alles Fortschritts. Zu der Grossartigkeit aber, mit der die Arbeitsteilung heute ihre Triumphe feiert, konnte sie erst kommen, als Eisen und Steinkohle sich zu mächtigen Bundesgenossen vereinigten, als die moderne Dampfkraft unzählige sinnreich gebaute, Menschenhand und Menschenkraft ersetzende Maschinen in Bewegung brachte. Die beiden Sozialisten Bellami und Bebel fordern eine Aufhebung der beruflichen Arbeitsteilung. Man braucht wirklich nicht tief in die Wissenschaft eingedrungen zu sein, um eine solche Forderung als unbegreiflich, als gänzlich unverständlich ansehen zu müssen. Nur die Sonderung der Berufe ermöglicht die fruchtbringende Hingabe an ein umgrenztes

Arbeitsgebiet und nur dadurch wird die Vertiefung möglich, die notwendig ist zur Schöpfung grosser Leistungen.

Bei dem Begriff Teilung der Arbeit denken wir in erster Linie an die Herstellung von Waren, Maschinen, überhaupt Gebrauchsgegenständen. Aber auch geistige Schöpfungen werden mit Hilfe der Arbeitsteilung geschaffen. Denken Sie bei den meisten Opern an den Verfasser des Textes und an den Komponisten. Auch bei Schauspielen und Lustspielen finden wir manchmal mehrere Verfasser. Haben nicht vor ein bis zwei Jahren die beiden industriellen Inhaber einer Berliner Lustspielfirma statt des Pegasus ein weisses Rössel gesattelt und halten sie nicht zu zweit auf dieser Schindmähre einen Triumphzug über die deutschen Bühnen, dass die Muse der Dichtkunst trauernd ihr Haupt verhüllen muss?

Jede Zeitung — ich denke hier nur an den Inhalt — ist ein Ergebnis der Arbeitsteilung, welche sich nach dieser Richtung hin in ihrer Vielseitigkeit am ausgesprochensten zeigt in einem Konversationslexikon.

Die grossen Maler der Renaissance, Rafael ebenso wie Rubens, haben, als sie die Bestellungen auf Bilder nicht mehr allein zu bewältigen vermochten, auch eine Teilung der Arbeit vorgenommen. Wir haben Entwürfe, die wahrscheinlich von Rafael, andere, die wahrscheinlich von Rubens stammen, und die dann von Schülern ausgeführt wurden. Höchstens haben die Meister dann noch die letzte Hand angelegt. Daraus erklärt es sich, dass unter dem Namen Rafael sowohl als Rubens sich in den Gallerien eine ungeheure Zahl Bilder finden, wie sie ein Einzelner, noch dazu bei der kurzen Lebenszeit Rafaels, gar nicht hätte hervorbringen können. Solche Bilder heissen Atelierbilder. Ihr künstlerischer Wert, sowie ihr Marktwert ist natürlich ein geringerer als der eigentlicher Originale. So segensreich im übrigen die Teilung der Arbeit sein mag, bei der Schöpfung von Kunstwerken ist sie vom Übel. Von einem höchsten Kunstwerke verlangen wir vollendete Einheitlichkeit, und solche kann nur zu stande kommen durch die ungeteilte Arbeit einer ausgesprochenen Einzelpersönlichkeit.

Bisher haben wir mit dem Begriff Arbeitsteilung immer den des gleichzeitigen Zusammenwirkens mehrerer zwar nach verschiedener Richtung, aber doch zu einem Zwecke verbunden. Es giebt aber noch eine andere Art der Arbeitsteilung, eine

Arbeitsteilung, welche im Nacheinander durch die Geschichte der Menschheit geht. Die höchsten Werke der Geistesproduktion sind entstanden durch ein Nacheinanderwirken von Geschlechtern durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende hindurch. Goethe und Schiller hätten ihre Dramen nicht so schaffen können, wie wir sie heute haben, wenn sie nicht in sich aufgenommen hätten, was frühere Jahrhunderte vorgearbeitet und geleistet. Sein erklecklich eigen Teil hat natürlich jeder der beiden hinzugethan; die Stoffe sind von ihnen umgestaltet, umgedeutet, ergänzt, ich möchte sagen, durch die Arbeit des Genies neugeboren worden.

Die Peterskuppel in Rom hätte nicht gedacht und vollendet werden können, ohne manchen, oft auch misslungenen Versuch im Altertum und Mittelalter, nicht auch ohne das Lehrstück der Kuppel des Domes von Florenz.

Wie in der Kunst, so gilt dieser Gedanke erst recht bei der wissenschaftlichen Arbeit. Wer da etwas Erfreuliches leisten will, muss sich vorher mit der ganzen Menge des vorhandenen Stoffs und mit den bisherigen Ergebnissen vertraut machen und nun versuchen etwas Neues zu Tage zu fördern, etwas Neues hinzuzuschaffen. Wer durch Arbeit etwas leisten will, muss vorher etwas gelernt haben. Unter Lernen verstehen wir ja die verhältnismässig mühelose Aneignung dessen, was die Menschengeschlechter vor uns mit schwerer Mühe und Ausdauer sich erarbeitet haben. Wer ungenügend vorbereitet die Wissenschaft fördern will, dem kanns geschehen, dass er nach mühevoller Arbeit endlich ein schönes Arbeitsergebnis gefunden zu haben glaubt, dass ihm aber bald zu seinem Schmerze bedeutet wird, dass er ja nur längst bekanntes gefunden hat, und er sich dies mit weniger Aufwand, statt mühsam zu erarbeiten einfach hätte lernend aneignen können. Es kann ihm auch noch schlimmer ergehen, wenn sein vermeintliches Arbeitsergebnis eine schon widerlegte Sache ist, und er sich die ganze Mühe hätte sparen können.

In den einzelnen Entwicklungsstufen des menschlichen Lebens liegt eine weitere Grundlage zu einer Arbeitsteilung. Dem Kinde kommt eine andere Arbeit zu, als dem Erwachsenen; das Lernen ist die Hauptaufgabe für das Kindesalter. Greis und Greisin hinwiederum bedürfen anderer Arbeit als Personen, die in der Vollkraft des Lebens stehen.

Auch die Trennung der Menschheit in zwei Geschlechter,

die Verschiedenartigkeit von Mann und Frau weisen mit Notwendigkeit darauf hin, dass jedes von beiden zu einer andern Thätigkeit berufen ist. Es ist eine zu wenig gekannte und noch weniger gewürdigte Thatsache, dass, je niedriger die Kulturstufe ist, die Frau um so mehr die gleichen Arbeiten leisten muss, wie der Mann, ja bei manchen Völkern im Naturzustand benutzt der Mann einfach sein körperliches Übergewicht und lässt die weiblichen Familienmitglieder alle Arbeit leisten. Je höher aber die Kulturstufe, desto mehr wird die Frau von der schweren körperlichen Arbeit befreit, desto mehr bildet sich ein besonderer Wirkungskreis für sie aus. Wenn heute der Versuch gemacht wird, das Gebiet des gemeinschaftlichen Arbeitsbereiches wieder zu vergrössern, so bedeutet das doch eine Verminderung der Arbeitsteilung und kann von diesem Gesichtspunkte aus nur als ein Rückschritt bezeichnet werden. Möge doch die Frauenwelt, so oft sie an eine Beurteilung der sozialen Stellung der Frau herantritt, des ungeheuren Vorrechts eingedenk sein, dass den Frauen die Möglichkeit offen steht ohne jedes Verdienst und ohne dass irgend eine Leistung für ihre Würdigkeit eine Bürgschaft bietet, durch Verheiratung mit einem Schlage alle Vorteile einer Stellung zu geniessen, die der Mann sich durch schwere Arbeit, oft in hartem Kampfe erst hat erobern müssen. Das wird für selbstverständlich angesehen, und doch wird hier ein sonst allgemein gültiges Gesetz zu Gunsten der Frauenwelt geradezu durchbrochen. Es würde zu weit führen, mich über diese Frage näher auszulassen, bei der Überfülle des Stoffes kann ich dies interessante Gebiet leider nur streifen.

Die heutige Gesellschaftsgliederung mit ihrer Arbeitsteilung in die zahlreichen Berufe ist vergleichbar einem der höher organisierten Wesen z. B. dem Menschen selbst. Dieser, wie alle höheren Organismen, besteht aus einer Unzahl kleinster Teilchen, Zellen genannt, deren jede sozusagen ein Leben für sich führt, indem sie für ganz bestimmte Aufgaben geschaffen ist und nur diese erfüllen kann; so sind gewisse Zellen am Auge fähig das Licht ins Innere zu leiten, andere lassen sich durch die Lichtwellen in Bewegung setzen, wieder andere vermitteln diese Bewegung nach dem Gehirn und hier sind wieder Zellen, welche durch die vom Auge hergeleitete Bewegung veranlasst werden zu dem, was wir eine Lichtempfindung nennen. Ähnlich ist es mit dem Hören, dem Schmecken, der Fortbewegung u. s. w.

Von den Zellen des Körpers, aus denen sich derselbe zusammensetzt, wie ein Haus aus Bausteinen, hat jede ihren Beruf, nicht anders als die einzelnen Menschen im grossen Gesellschaftskörper. Je niedriger die Stufe ist, auf der ein Tier steht, desto geringer ist auch die Arbeitsteilung seiner Zellen, gerade wie bei den Menschen mit niedriger Kultur.

Die Thatsache, dass die höchsten Wesen an ihrem Körper auch die ausgesprochenste Arbeitsteilung haben, lehrt, dass wir hier den richtigen Weg zu jedem Fortschritt zu suchen haben. Die Natur selbst giebt die Richtung an. Die Thatsache wenigstens lässt sich nicht bezweifeln: je grösser die Arbeitsteilung, je höher die Kultur.

Man kann sich freilich nicht verhehlen, dass die moderne Arbeitsteilung auch schwere Nachteile im Gefolge hat. Die Menschen, die an einer Maschine stehen und den ganzen Tag im ewigen Einerlei nur wenige Handgriffe unzählige Male zu wiederholen haben, sinken herab zu lebenden Werkzeugen. Sie liefern nur Stückwerk in des Wortes verwegenster Bedeutung und können nie die Freude haben, die sonst ein jeder hat an einer fertigen und gelungenen Arbeit, und die so nötig ist im Ernst des Lebens. Die mangelnde Befriedigung erzeugt eine Unzufriedenheit, die mit materiellen Mitteln nie behoben werden kann. Das müssen wir immer bedenken. Natürlich strebt der Arbeiter nach mehr Lohn, weil er als Gegengewicht gegen das unbefriedigte Dasein nur materielle Genüsse kennt. Die edlere Freude des Lebens, die geistige Freude kann er an seiner Arbeit nicht haben und in anderer Weise ist sie ihm meist nicht zugänglich. Mit Neid schaut er deshalb auf die Bemittelten und Reichen und meint, dass es nur am Reichtum läge, in lauter Lust und Freude zu leben. Bei diesem Irrwahn wird eben nicht bedacht, dass die Grenze des menschlichen Geniessens gar nicht im Gelde, sondern in der Beschränktheit der menschlichen Natur liegt. Ein blöder Geist mit noch so viel Geld kann nicht im entferntesten auf die Höhe des Geniessens kommen, wie ein klarer und heiterer Kopf mit wenn auch wenig Mitteln. Es folgt daraus, dass die Darbietung geistiger Nahrung in angemessener und richtiger Auswahl bei den Versuchen, die soziale Frage zu lösen, von der allergrössten und noch lange nicht genug gewürdigten Bedeutung ist. Dankenswerte Anfänge dazu sind ja da und dort erfreulicher Weise zu verzeichnen.

Wir kommen zum Erfolg der Arbeit und verstehen darunter

im weitesten Sinne den durch sie gestifteten Nutzen. Es handelt sich 1) um einen Nutzen für andere, sei es ein einzelner, seien es mehrere oder gar die Gesamtheit und 2) um einen Nutzen für den Arbeitenden selbst. In den meisten Arbeitsleistungen lässt sich ein Nutzen von beiderlei Art unschwer erkennen. Wir finden denselben in den Erfahrungen, Erfindungen, Entdeckungen, Fertigkeiten, in der Schaffung von materiellen Werten, in der Schöpfung von Gebrauchs- und Kunstgegenständen, in der Ehre und in dem sittlichen Gewinn, der mit der nutzbringenden Arbeit verbunden ist. Das sind die durch Arbeit geschaffenen Werte stofflicher und geistiger Art.

In der Schaffung von Werten, möglichst auch mit einem Nutzen für andere, liegt das Befriedigende der Arbeit. Der Mensch will Erfolg sehen.

> Das ist's ja, was den Menschen zieret,
> Und dazu ward ihm der Verstand,
> Dass er im innern Herzen spüret,
> Was er erschafft mit seiner Hand.

Der Handwerker sieht mit freudigem Stolz auf eine gelungene Leistung; mit frohem Dank nimmt der Schauspieler den Beifall entgegen, der einen so beträchtlichen Teil des Erfolges seiner Arbeit darstellt. Ziel und Zweck adeln die Arbeit. »Der feinste Gärtner macht sich mit Jauche zu schaffen, wenn sie zum Erfolg seiner Arbeit nötig ist. Mit welcher Arbeitsfreudigkeit kann sich der Arzt mit Dingen abgeben, die ohne Ziel abschreckend« ja ekelhaft wären? Eine fruchtlose Arbeit ist trostlos. Aus der französischen Revolution wird erzählt, dass zur Zeit des Kommunismus von Staatswegen Arbeiter mit Erdarbeiten beschäftigt worden seien, und als keine besonderen Pläne mehr zur Ausführung vorhanden waren, mussten die Arbeiter doch nach ihrem Recht auf Arbeit weiter beschäftigt werden. Man liess sie grosse Erdhaufen von einem Ort nach einem andern schaffen und von da wieder zurück, und der Staat zahlte guten Lohn. Sobald aber die Arbeiter die Zwecklosigkeit ihrer Beschäftigung einsahen, weigerten sie sich weiter zu arbeiten und verzichteten auf die ihnen so notwendige Einnahme, nur um nicht ihre Kräfte einer Sache zu widmen, die der menschlichen Vernunft Hohn spricht.

Der durch Arbeit gestiftete Nutzen bewegt sich innerhalb weiter Grenzen, von einer unbedeutenden Dienstleistung für eine

einzelne Person bis zu menschlichen Kraft- und Genieleistungen, von denen Völker oder gar die ganze Menschheit Vorteil haben.

Wer die Stufenreihe der Arbeitsleistungen an seinem geistigen Auge vorüberziehen lässt von der geringsten bis zur höchsten, der erkennt bald, dass, je umfassender der Nutzen einer Arbeit ist, um so mehr geistige Kräfte dabei gebraucht worden sind. Daher ist auch eine Stellung oder ein Beruf im allgemeinen in dem Grade angesehener, als geistige Kräfte zu seiner Ausfüllung verlangt werden. Der Dienstmann, der meinen Koffer nach dem Bahnhof bringt, braucht hauptsächlich die Kraft seiner Hände und Schultern; was er dabei zu denken hat, ist gar gering. Dafür leistet er aber, von dem Lohn für sich abgesehen, auch nur mir, dem Einzelnen, etwas Nützliches.

Ein Speditionsgeschäft dagegen, das täglich einer grösseren Anzahl Menschen durch seine Güterbeförderung Dienste leistet, bedarf zur Leitung und Beaufsichtigung schon eines oder mehrerer Angestellter mit vorwiegend geistiger Thätigkeit. Und in einer Bahnanlage, bis sie betriebsfertig wird und dann Tausenden dienen kann, welche ungeheure Summe von geistiger Arbeit liegt darin verborgen! Wir dürfen hier nicht nur an die Berechnungen und Überlegungen bei den nötigen Vorarbeiten und der wirklichen Ausführung denken, wir müssen vielmehr auch denken an alle Erfindungen und Erfahrungen, welche vorausgegangen sind, bis eine Lokomotive von der heutigen Leistungsfähigkeit gebaut werden konnte, bis eine Schiene gewalzt, ein grosser Tunnel überhaupt erst nur gedacht werden konnte. Die körperliche Arbeit, die zur Herstellung einer modernen Schnellzugslokomotive nötig ist, ist ein Kinderspiel gegen die Summe der geistigen Leistungen, welche heute in einer solchen Maschine verkörpert sind.

Der Lohn der Arbeit, der Nutzen für den einzelnen ist ein dreifacher:

1) Geld oder Geldeswert.
2) Ehre und Anerkennung.
3) Vorteile in sittlicher Beziehung.

Der Mehrzahl der Menschen ist der erste Punkt, der Geldgewinn, die Hauptsache; fast alle arbeiten wir auf Gewinn, um mit der Frucht unserer Arbeit unsern Bedarf zu befriedigen; wir brauchen Lohn, um leben zu können. Dadurch haben sich bestimmte, wenn auch schwankende Werte für geleistete Arbeiten ganz von selbst gebildet. Eine Bevölkerung fühlt sich um so

sicherer, je stetiger diese Werte sind. Deshalb hat auch die Allgemeinheit ein Interesse an einer gewissen Stetigkeit und Gleichmässigkeit der Preise. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass der geringste Lohn für eine gelieferte Tagesarbeit zu einem menschenwürdigen Dasein ausreichen sollte. Menschenwürdiges Dasein ist aber ein sehr beweglicher und dehnbarer Begriff. Die Anforderungen an das Leben werden beim Einzelnen durch den Grad seiner Bildung bestimmt, mindestens aber in sehr erheblichem Grade beeinflusst. Es wird erlaubt sein, dies Verhältnis von dem Einzelnen auf die Bevölkerung einer Stadt oder einer Gegend zu übertragen und den durchschnittlichen Bildungsstand der Bevölkerung bei der Taxierung der Anforderungen an das Leben zu berücksichtigen. Der ungebildete polnische Landarbeiter oder italienische Bahnarbeiter vermag noch Ersparnisse zu machen, wo unsere Bevölkerung, ohne dass ein Vorwurf hierin liegen soll, alles aufbraucht. Ihre Ansprüche sind grösser wie auch ihr Bildungsgrad.

Eine allgemeine Norm für das Mindesterfordernis zum menschenwürdigen Dasein lässt sich um so weniger feststellen, als noch andere Verhältnisse in diese Frage hineinspielen. So beeinflusst z. B. die Grösse der Städte die Miet- und Lebensmittelpreise. Bei der sozialen Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte spielt deshalb der Begriff ortsüblicher Tagelohn eine wichtige Rolle.

Auch in den höheren Gesellschaftsklassen sind die Anforderungen ungleich, wie die je nach den Gesellschaftsgruppen thatsächlich vorhandene Verschiedenartigkeit der Deutung des Wortes: »standesgemässes Leben« genugsam beweist.

Weil die Mehrzahl der Menschen auf Arbeitslohn angewiesen ist, soll sich auch niemand scheuen, Lohn anzunehmen für geleistete Arbeit, auch wenn er sie vielleicht aus Liebhaberei treibt oder wenn er den Lohn gar nicht braucht. Er schädigt sonst seine Mitmenschen, indem er den Preis drückt. Der fürstliche Schriftsteller soll das Honorar nicht verschmähen so wenig, wie einst Peter der Grosse seinen Zimmermannswochenlohn. Mit dem Gelde kann ja dann jeder immer noch machen, was er will. Natürlich handelt es sich hier nur um solche Arbeiten, mit denen man in Wettbewerb mit seinen Mitmenschen tritt. Will jemand seine Arbeit unentgeltlich dem allgemeinen Wohle widmen, so sind diesem Drange gewiss keine Schranken gesetzt.

Es soll niemand ein Hehl daraus machen, wenn er auf das Verdienen angewiesen ist, und wenn ein Kaufmann ankündigt, dass er zu Einkaufspreisen auch verkaufe, so muss doch der Gedanke nahe liegen, dass man es mit keinem ganz sauberen Geschäfte zu thun hat. Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb hat ja diesem Unfug auch erheblich gesteuert.

Die Höhe der Bezahlung für eine geleistete Arbeit wird im allgemeinen geregelt durch Angebot und Nachfrage, durch eine Wechselwirkung zwischen dem Wunsch zu besitzen und der Schwierigkeit zu erlangen. Der Lohn für eine Arbeit ist um so höher, je weniger Menschen dieselbe leisten können und je mehr dieselbe andern notwendig und erwünscht ist. Eine Arbeit, die jeder verrichten kann, wird am schlechtesten bezahlt; da ist eben das Angebot am grössten. Je mehr die Arbeit den Charakter einer persönlichen Fertigkeit oder Kunst annimmt, desto besser wird sie bezahlt. Wer gar etwas kann, das nur vereinzelte andere fertig bringen, der erhält auch, wenn überhaupt Nachfrage vorhanden, den höchsten Arbeitspreis. Grosse Summen, die manchmal einem Künstler für ein Bild oder einem berühmten Arzt für eine Operation bezahlt werden, finden daraus ihre Erklärung.

Die Arbeit ist nun nicht die einzige Thätigkeit, mit der Geld verdient wird. Die Summen, welche sich durch Arbeit auch genialer Art vom Einzelnen verdienen lassen, sind bescheiden gegen die Summen, welche durch Betrug, Spekulation und Schwindel zusammen mit der Macht des Kapitals erbeutet werden können. Was sind die 50000 Mark, die ein Künstler einmal, wenns gut geht, für ein Bild erhält, gegen die Börsengewinne so mancher Geldmänner und Spekulanten? Ist es doch dem Amerikaner Rockefeller gelungen, durch List und Verschlagenheit in weniger als einem Menschenalter die übrige Menschheit um eine Milliarde zu berauben!

Aber nicht nur Geld und Geldeswert erwirbt man sich durch Arbeit, auch Ehre wird durch sie erworben. Unter Ehre der Arbeit versteht man die Anerkennung, die uns auf Grund unserer Leistungen von andern oder der Allgemeinheit gezollt wird. Die Ehre der Arbeit ist bei der gesellschaftlichen Gliederung wichtiger, als die Bezahlung derselben, und manchmal wird eine Ungerechtigkeit der Entlohnung durch vermehrte Ehre ausgeglichen. Wir müssen es als einen grossen Fortschritt bezeichnen, dass uns heutzutage die Anerkennung einer jeden Arbeit

als selbstverständlich erscheint. Wir sagen heute: eine jede Arbeit trägt ihre Ehre in sich. So war es aber nicht immer. So lange noch Sklaven die Mühsale der Arbeit ohne gerechte Entlohnung und ohne Ehre auf sich nehmen mussten, ist es leicht einzusehen, dass der Arbeit die gebührende Anerkennung nicht zu teil werden konnte. Auch nach der alttestamentlichen Anschauung wird die Arbeit als eine Strafe aufgefasst. Die Vertreibung aus dem Paradiese in die Welt der Arbeit wird als das schlimme Schicksal der Menschheit hingestellt. Noch heute ist diese altjüdische Anschauung bei den Nachkommen nicht völlig überwunden, haben wir doch unsere jüdischen Mitbürger vorwiegend in solchen Berufen zu suchen, bei denen ein Erwerb auch auf andere Weise als durch blosse Arbeit möglich ist.

Im Mittelalter hing die Anerkennung der Arbeit von gewissen Vorbedingungen ab; die Arbeit der Zünfte war geachteter, als die, welche nicht innerhalb einer Zunft ausgeübt werden konnte oder durfte. Die Arbeit in den höheren Gilden und Innungen galt für ehrenvoller und hatte grössere Rechte, als die der kleinen Handwerkerzünfte.

Neben der verschieden bewerteten ehrlichen Arbeit gab es nun damals noch eine geradezu als unehrlich angesehene Arbeit. Hierher gehörten Berufe, deren Ausübung etwas Unangenehmes hat, als Abdecker, Scharfrichter, Gefangenmeister.

Von den Spielleuten, Schauspielern, Musikern waren nur die Hoftrompeter und die bei der Kirchenmusik Thätigen ehrlich; die andern umherziehenden standen in schlechtem Rufe und erhielten, wenn sie starben, auch kein ehrliches Begräbnis.

Auch die Arbeit der Kesselflicker galt als unehrlich. Die Beurteilung, ob eine Arbeit ehrlich oder unehrlich, war aber nicht überall eine gleichartige. So kamen z. B. in Augsburg die Leineweber zu hohen Ehren, aber in andern Gegenden, wo nur kleine Hausweber ihr Leben fristeten, galten die letzteren für unehrlich. Ähnlich war es mit den kleinen Windmüllern. Auch der Hirtenstand, der im Hochland heute noch die herrschende Berufsart darstellt, war in Gegenden mit vorwiegendem Ackerbau unehrlich. Er gehörte da einer überwundenen Kulturperiode an. Auch bringt das Leben der Hirten eine gewisse Abschliessung mit sich, die unwillkürlich zum Beobachten und Studieren führt. Darum wussten die Schäfer meist Dinge, die anderen abgingen. Damit verband sich die Auffassung von etwas Geheimnisvollem

und Unheimlichem. Man traute ihnen eine gewisse Wunderthätigkeit und damit eine gewisse Gewalt über die Seelen zu, und obgleich sie unehrlich waren, wandte man sich doch an sie, um Heilungen von Krankheiten durch sie zu finden. Die Zeiten, wo ein solcher Schäfer als Wundermann angesehen werden kann, sind ja noch nicht vorüber. Solche Volksüberlieferungen sind sehr zäher Natur. Als das Gesetzbuch die Unehrlichkeit der Arbeit aufhob, bestand doch eine gewisse Scheu vor der früher unehrlichen Arbeit mit allen ihren Folgen gegenüber denen, die sich mit solcher Arbeit abgaben, noch lange Zeit im Bewusstsein des Volkes fort. Noch heute finden wir bei vielen unserer Dörfer, dass das Hirtenhäuschen ausserhalb des eigentlichen Dorfes steht, weil man nicht duldete, dass der unehrliche Hirt sich mitten unter der übrigen Bevölkerung ansiedelte. Auf jene Unehrlichkeit des Hirtenstandes deutet eine Redensart hin, die man heute noch hören kann: Mit dir habe ich die Schweine auch nicht gehütet.

Noch im Jahre 1781 gab die Akademie zu Madrid eine Preisaufgabe, in der sie einen Nachweis verlangte, das die nützlichen Gewerbe nichts Ehrenrühriges haben.

Doch das sind vergangene Zeiten; die Arbeit der Sklaven, Hörigen, Unfreien ist bei uns durch die freie Lohnarbeit ersetzt. Heutzutage wird wegen der Art seiner Arbeit niemand mehr in seinen bürgerlichen Rechten verkürzt; auch die geringste Arbeit wird nicht verachtet, sondern es wird ihr ein gewisses Mass Anerkennung und Ehre zu teil.

Mit welchem Mass aber wird nun die Arbeit gemessen in Bezug auf die ihr zu erweisende Ehre, in Bezug auf die Anerkennung von seiten der Mitmenschen, in Bezug auf die Wertschätzung im allgemeinen? Man beachte wohl, dass ich hier nicht rede von der Bezahlung der Arbeit, sondern davon, wie viel diese oder jene Arbeit in den Augen der Mitmenschen gilt. Wenn man die verschiedenen Gesellschaftsstufen und die tausenderlei Arbeiten in den verschiedenen Berufszweigen nach dieser Hinsicht prüft, so kommt man zu dem folgenden Ergebnis: Eine Arbeit ist um so geehrter, je grösser die Zahl derer ist, die offenbaren Nutzen von ihr haben. Und dieser Nutzen ist ein desto ausgedehnterer, je mehr geistige Kräfte zu der Arbeit gebraucht worden sind.

Wer geistige Güter schafft, der schafft im wahrsten Sinne des Wortes Massenartikel, die jeder fast ohne Opfer sich aneignen kann und die einer ausgedehnteren Verbreitung fähig sind

als kaufmännische Massenware. Sie können unzähligen Nutzen bringen, ohne dass sie je aufgebraucht werden. Ich vergesse nicht, dass beim Schaffen geistiger Güter die Arbeit allein nicht ausreicht, vielmehr die natürliche Begabung eine grosse Rolle spielt. Wo Grosses geleistet werden soll, müssen auch grosse Mittel da sein; aber ohne Arbeit sind die vorhandenen geistigen Kräfte totes Kapital. Sie ruhen im Menschen wie Erz und Stein in der Mutter Erde. Nur durch Arbeit kommen sie ans Tageslicht und nur durch Arbeit können sie zu Nutz und Frommen der Menschheit dienen. Selbst der Diamant unter den Menschen, das Genie, muss erst durch schwere Arbeit abgeschliffen werden. Hätte sonst der Heros der Renaissance, hätte Michel Angelo zehn Jahre auf das Studium der Anatomie verwandt? Und wie hat Goethe gearbeitet, ehe sein Geist zu der alle Wissensgebiete umfassenden harmonischen Ausbildung gelangte. Nur Gaben ohne Arbeitstrieb sind ein gefährliches Geschenk des Schicksals. Die verbummelten Genies sind solche Leute, denen die Thatkraft fehlt ihre Gaben zu brauchbaren Werten umzuprägen. Und gerade jene beiden Geistesfürsten, der eine auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der andere auf dem Gebiete der Dichtkunst, hatten alle Anlage, wenn ihre Gaben nicht durch Arbeit gebändigt worden wären, auf die schlimmsten Wege zu geraten.

Wir hatten also gefunden, dass im allgemeinen eine Stellung oder ein Beruf um so angesehener ist, je umfassender der durch dieselben geschaffene Nutzen ist, je mehr geistige Kräfte und geistige Arbeit dazu nötig sind.

»Wer soll Meister sein? Der was ersann.«

Auf Grund dieses Satzes baut sich die heutige gesellschaftliche Gliederung auf. Eine Anzahl Ausnahmen kommen freilich vor. Oft macht das Geld einen Strich durch die ideale Rechnung. Aber im allgemeinen hat jener Satz doch seine Gültigkeit; und zwar mit vollem Recht. Denn es ist doch nicht gleichgültig, ob ich durch meine Arbeit einem Einzigen Vorteil bringe, oder ob ich Tausenden Nutzen schaffe. So viel mal eins weniger ist als tausend, so viel mal ist auch eine Arbeit, die nur einem andern Nutzen bringt, weniger wert, als eine Arbeit, von der Tausend Vorteil haben. Und wenn schon zuweilen für eine geleistete Arbeit die Bezahlung nicht derartig ist, dass sie dem erzielten Nutzen entspricht: die billige Anerkennung soll ihr wenigstens zu teil werden. So ist mit Recht ein guter Fürst der

geehrteste Mann im Lande, wenngleich er durchaus nicht immer der reichste ist. Durch die Arbeit, welche das Regieren mit sich bringt, nützt er allen seinen Unterthanen.

In seinem Aufsatz »Zur Rechtslehre und Politik« sagt Schopenhauer: »Der Landesvater ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Zivilliste zu teuer vergolten werden können und wenn sie noch so stark.«

Der Grundsatz, je mehr geistige Kräfte notwendig sind zu einer Arbeit, desto geehrter ist sie, erscheint wohl einem Jeden einleuchtend. Auch die Sozialdemokraten handeln in Wirklichkeit nach diesem Grundsatz, indem sie ihren Führern doch grössere Anerkennung zu teil werden lassen, als einem beliebigen Unbedeutenden ihrer Genossen. Theoretisch aber erkennt die Sozialdemokratie jenen Satz nicht an; nach ihren Lehren soll vielmehr jede Arbeit gleichwertig sein. So schreibt Bebel in seinem Buch: »Die Frau«: dass jede der Gesellschaft nützliche Arbeit auch der Gesellschaft gleich wert sei. Die Gesellschaft habe keine Verpflichtung, das, was sie selbst erst möglich gemacht hat, besonders zu honorieren.

Aber die Sozialdemokratie wagt sich hier in einen Kampf gegen natürliche Gesetze, und ein solcher ist auf die Dauer immer aussichtslos.

Um zu zeigen, wie mit den grösseren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und geistigen Kräfte auch das Ansehen wächst, diene ein Beispiel für viele: Der Hauslehrer, der nur einen oder zwei Schüler unterrichtet, steht in seiner sozialen Stellung unter dem angestellten Lehrer, weil letzterer zum Unterrichten einer ganzen Klasse auch mehr geistige Kräfte gebraucht, als jener. Angesehener wiederum als der Lehrer ist der Direktor einer Schule, dem die bedeutungsvolle Aufgabe der Leitung obliegt, ohne die eine Schule kein erfreuliches Ergebnis liefern könnte.

Überhaupt alle die Stufenfolgen der verschiedenen Ämter und Lebensstellungen geben Beispiele ab, und immer werden wir zu der Überzeugung geführt: Die Erfordernisse an die geistigen Kräfte wachsen im gleichen Masse, wie der Nutzen der Arbeit selbst, und je umfassender der gestiftete Nutzen, desto grösser ist auch die allgemeine Anerkennung. Der aber, der das Grösste geleistet, der ein Deutsches Reich geschaffen mit — wenns drauf ankommt — 6 Millionen ge-

schulter Soldaten, in deren Schutz 50 Millionen Deutsche sicher leben, der ist auch geehrt worden, wie keiner noch zuvor. Und wenn vor Jahren bei den Wallfahrten in den Sachsenwald, bei den herzerhebenden Huldigungen vieler Tausende in gewissen Kreisen von unwürdigem Personenkultus geredet und geschrieben wurde, so vergassen jene Nörgler, dass solche Ehrenbezeugungen doch nur der gebührende Dank waren für empfangene Wohlthaten, der Dank für eine Arbeit, deren Nutzen das ganze Volk, sie selbst mit eingeschlossen, alltäglich genoss und heute noch geniesst.

Wir kommen zum dritten Punkt, dem sittlichen Wert der Arbeit für jeden Einzelnen.

Es giebt nichts, was für die Vervollkommnung des Menschen geeigneter ist, als gerade die Arbeit; vielleicht ist sie sogar die einzige, die Menschen vervollkommnende Macht. Und darum ist sie eine sittliche That; denn alles, was zur Vervollkommnung der Menschheit dient, ist zugleich auch sittlich.

Die Arbeit, womöglich die geregelte Arbeit, ist ferner die Thätigkeit, welche allein volle Befriedigung im Menschen und damit auch Freude am Leben hervorzurufen im stande ist. Müssiggang ist aller Laster Anfang, und alltäglich können wir die Beobachtung machen, dass Leute, denen ein das Leben ausfüllender Beruf mangelt, nicht zu voller Befriedigung gelangen können. Erst nach der Arbeit schmeckt das Vergnügen. Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste. Diejenigen Völker, bei denen die Arbeit verachtet war oder ist, haben auch kaum etwas zum dauernden Wohl der Menschheit gethan.

So sind z. B. die Türken für die Kulturgeschichte der Menschheit kaum von Belang. Nach einem alten griechischen Spruch muss erst der Schweiss fliessen, ehe man zur Tüchtigkeit gelangt, d. h. ernste Arbeit ist erst nötig, ehe man den Lohn ernten kann, der der Tüchtigkeit gezollt wird.

»Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis.« Noch mit andern Worten spricht Schiller diesen Gedanken aus:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
> Nur des Hammers schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn.

oder:

> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Und predigt nicht die grösste deutsche Dichtung, der Faust, in gleichem Sinne mit seinem Kerngedanken: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen? Darum sind im höchsten Grade zu bedauern alle diejenigen, die nicht arbeiten können; das sind die wahrhaft Enterbten. Es ist deshalb eine herrliche Aufgabe und des Schweisses der Edlen wert, Arbeit und Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Und das ist die oft einen grossen Aufwand geistiger Kräfte erfordernde Thätigkeit der Unternehmer, derselben Unternehmer, die von der Arbeiterschaft wegen ihres grösseren Verdienstes so häufig mit Missgunst oder Schlimmerem statt mit Dank bedacht werden.

Der billig Denkende wird für die erhöhte Verlustgefahr des Unternehmers auch den höheren Gewinn nur als gerechten Ausgleich ansehen.

Das Recht auf Arbeit ist ein häufig gehörtes Schlagwort der modernen Zeit. Man versteht darunter, dass die Gesamtheit dem Einzelnen das Recht verbürgen und dafür sorgen soll, dass jeder den seiner Natur und seinen Kenntnissen entsprechenden Arbeitskreis unter allen Umständen erhält. Man denkt in der Regel hierbei in zu einseitiger Weise nur an die Handarbeiter und Tagelöhner. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wollte der Staat das angebliche Recht der Handarbeiter auf Arbeit anerkennen, dann müsste er in gleicher Weise den überzähligen Schulamtskandidaten Stellen besorgen, jedem, der sich zum Staatsdienst berufen fühlt, ein Amt geben, den praxislosen Ärzten Patienten verschaffen. Man sieht, sobald man sich das Recht auf Arbeit verallgemeinert denkt, führt es geraden Weges zur verkehrten Welt. Den Handarbeitern könnte der Staat das Recht auf Arbeit nur durch ein Ausnahmegesetz gewähren, und Ausnahmegesetze wollen ja die Sozialdemokraten in erster Linie nicht.

Im Mittelalter gab es ein Vorrecht der Arbeit. Die Mehrzahl der Arbeiten durfte nur von solchen geleistet werden, die das Recht dazu von der Gemeinde oder dem Staat durch Aufnahme in eine Zunft erhalten hatten. Darum wird in Wolffs Sülfmeister der Schuhmacher Daniel Spörken bestraft, weil er

einem Ratsherrn die Stiefeln mit Kaninchenfell gefüttert hatte. Das galt als Übergriff ins Kürschnerhandwerk.

Die moderne Zeit hat aufgeräumt mit den Vorrechten der Arbeit; heute hat ein jeder das Recht der Arbeit, d. h. es wird keinem verwehrt, einen Beruf nach Belieben zu ergreifen, ob er das dazu nötige Geld und die Gaben hat und wie sein Unternehmen ausfällt, das ist seine Sache und seine Sorge.

Wir sind am Schluss. Ich habe versucht, Ihnen den Begriff Arbeit von verschiedenen Seiten her zu beleuchten, sowie einen Massstab zu gewinnen für den Wert und Nutzen der einzelnen Arbeitsleistungen innerhalb der Gliederung des modernen Staates. Es bleibt mir nur noch übrig, ein Wort zu sagen über die deutsche Arbeit. Wie hoch gilt deutsche Arbeit im Wettbewerb der Welt? Nun, da brauchen wir uns nicht zu schämen. Deutsche Geistesarbeit gilt seit Jahrhunderten den andern Völkern als Vorbild. Man nennt uns das Volk der Denker, d. h. der geistigen Arbeiter. Aber auch in den meisten Zweigen der Industrie stehen wir heute kaum einem andern Volke nach. Die Eisen- und Stahlindustrie hat in mancher Beziehung selbst England überflügelt, und unser Schiffsbau schickt sich dazu an. Das made in Germany war einst erdacht, der deutschen Industrie zu schaden. Aber die deutsche Ware hat für sich selbst gesprochen, sodass jene Worte heute als Ehrenbezeichnung gelten und sogar in England gefälscht werden.

Hervorragende Arbeitsgenies haben die deutsche Arbeit zu Ehren gebracht; die Namen Borsig, Krupp, Schichau sind allbekannt, und viele andere wären noch zu nennen.

Mit gutem Beispiel ging auch der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs voran, der in ernstem Arbeits- und Pflichtgefühl als hochbetagter Greis noch die Worte sprach: ich habe keine Zeit müde zu sein. Und wir jetzt lebenden Deutschen dürfen das beruhigende Gefühl haben, dass sein Enkel, der heute an der Spitze des Reiches steht, ein Mann ist, der auch die Arbeit kennt.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1899/1900.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juli 1899 bis zum 31. August 1900.

a. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 21 Sitzungen statt, 7 ordentliche, 5 öffentliche, 3 Festversammlungen, 6 Senatssitzungen und eine ausserordentliche Sitzung. Es sind im ganzen 14 wissenschaftliche Vorträge gehalten über folgende Gegenstände:

1. Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.
2. Goethe und die Verdächtigungen seines Patriotismus.
3. Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen.
4. Land und Leute in Chile.
5. Der Zauber der homerischen Poesie.
6. Die Lehre vom Schönen.
7. Die englische Kirche.
8. Johann Matthäus Meyfart, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union.
9. Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.
10. Die Inschrift von Ancyra, das Testament des Kaisers Augustus.
11. Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.
12. Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.
13. Der Petroleum-Trust.
14. Die Beziehungen zwischen dem Diesseits und Jenseits.

Gruppiert man die Vorträge nach den verschiedenen Wissenszweigen, so ergiebt sich folgende Tabelle:

2 philosophische, insbesondere
 1 kunstphilosophischer und
 1 religionsphilosophischer,
2 litterarische,
7 geschichtliche, insbesondere
 2 weltgeschichtliche,
 2 litterargeschichtliche,
 2 kirchengeschichtliche und
 1 kulturgeschichtlicher;
1 geographischer und
2 volkswirtschaftliche.

Fünf von diesen Vorträgen sind in diesem Hefte durch den Druck veröffentlicht (Nr. 3, 5, 9, 11, 12).

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind im ganzen 10 Herren:

a) Zum Ehrenmitgliede:
Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt;

b) zum Senatsmitgliede:
Herr Landgerichtsrat Dr. Jacobsen in Erfurt;

c) zum ordentlichen Mitglied:
Herr Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig in Erfurt;

d) zu auswärtigen Mitgliedern:
Herr Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen,
„ Gymnasialprofessor Dr. Grössler in Eisleben,
„ Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode,
„ Dr. jur. Knappe, Kaiserl. Generalkonsul zu Shanghai in China,
„ D. Dr. Loofs, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé zu Tortosa in Spanien,
„ Dr. Suchier, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S.

2. Durch den Tod hat die Akademie folgende fünf Mitglieder verloren:

a) die Ehrenmitglieder:
Seine Königl. Hoheit den Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha in Gotha am 30. Juli 1900.
Seine Excellenz den Königl. Wirkl. Geheimen Rat Herrn D. Dr. L. Wiese in Potsdam am 25. Februar 1900;

b) das ordentliche Mitglied:
Herr Professor Dr. Beyer am 17. Juli 1900;

c) die auswärtigen Mitglieder:

Herrn Stadtrat Frenzel in Eisenberg am 26. Mai 1900,

Herrn Oberbibliothekar Geh. Hofrat Dr. W. Pertsch in Gotha am 17. August 1899.

c. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Schaefer, Ueber die Wahrnehmung und Lokalisation von Schwebungen und Differenztönen. (S.-A. aus der Ztschr. f. Psychologie u. Physiologie d. Sinnesorgane I, 2).

Bärwinkel: Joh. Matthäus Meyfart, rector magnificus und senior ministerii evangelici in Erfurt, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union. (Programm der Gerstenbergfeier 1899).

Heinzelmann: Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen. Erfurt, Güther, 1900.

Loth: Die Neuorganisation der Fäkalienabfuhr in Erfurt. (S.-A. aus Nr. 5 der Korrespond.-Blätter des Allg. ärztl. Ver. v. Thüringen, 1899).

„ Beiträge zu einer Geschichte der medicinischen Fakultät, des Medicinalwesens und des ärztlichen Standes in Erfurt. (S.-A. aus Nr. 5—7 der Korresp.-Blätter des Allg. ärztl. Ver. v. Thüringen, 1900).

Pöhlig: Das grammatische Pensum im Lateinischen in den mittleren Klassen der Gymnasien, 2. Teil. (Beilage zu den Schulnachrichten des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt, Ostern 1900).

Weitemeyer: Die Päpstin Johanna.

b) Von auswärtigen Mitgliedern:

Dobenecker: Regesta diplomatica nec non epistolaria historiae Thuringiae. II, 2.

Ecke: Die theologische Schule Ritschls. Berlin, Reuther & Reichard. 1897.

Grössler: Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. U. (Kreis Querfurt). (Abdruck aus: Mitteilungen a. d. Provinzial-Museum d. Prov. Sachsen zu Halle a. S. II. H., S. 70–104. Halle, O. Hendel, 1900).

„ Die geschichtliche Entwicklung des Mansfelder Kupferschieferbergbaues. Ein Gedenkblatt zur Feier seines 700jähr. Bestehens. Eisleben, Winkler. 1900.

Kolde: Die Heilsarmee, ihre Geschichte und ihr Wesen.

Menge: Einheitlichkeit des Unterrichts an höheren Schulen.

„ Niemeyer: Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung uud des Unterrichts.

Mestre y Noé: El arte en la Santa Iglesia Catedral de Tortosa.

Reinthaler: Der Religionsunterricht an den höhern Lehranstalten Preussens nach der Unterrichtsordnung von 1891.
„ Johann Hus. Ein Beitrag zu seiner Geschichte.

Scheibner: Zur Theorie des Legendre-Jacobischen Symbols $\left(\frac{n}{m}\right)$.

Schreiber: Gustav Adolfs Feldlager und Verschanzungen bei Schwedt a O.

Suchier: 5 neue Handschriften des provenzalischen Rechtsbuches Lo Codi.
„ Französische Litteraturgeschichte. Die ältere Zeit. Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert.

Ütterodt zum Scharffenberg: Der Hospitalbrand (gangraena nosocomialis) im deutschen Reichsheere während der Belagerung von Metz durch Kaiser Karl V. im Oktober, November und Dezember 1552.

Voretzsch: Festrede zur Feier des 80jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes.
„ Das Eisenberger Gregoriusfest vor 200 Jahren.

c) Von Charles Janet, Vice-Président de la Société Zoologique de France, Paris:

1. Etudes sur les Fourmis, les Guêpes et les Abeilles, Note 17—19.
2. Sur les Nerfs de l'Antenne et les Organes chordotonaux chez les Fourmis.
3. Sur le Système glandulaire des Fourmis.
4. Réaction alcaline des chambres et galeries des nids de Fourmis. Durée de la vie des Fourmis décapitées.
5. Sur un organe non décrit servant à la fermeture du réservoir du venin, et sur le Mode de fonctionnement de l'aiguillon chez les Fourmis.
6. Sur le mécanisme du vol chez les Insectes.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugegangen sind, finden sich unten (Nr. V b.) verzeichnet. Wir bitten das Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

d. Unsre im vorigen Hefte an die verehrten auswärtigen Mitglieder der Akademie gerichtete Bitte, uns unmittelbar nach dem Empfange des Jahrbuches durch eine kurze Notiz darüber zu benachrichtigen, ist zu unserem Bedauern nur von einem geringen Teile der Mitglieder erfüllt. Wir sehen uns daher genötigt, dieselbe hiermit auf das dringendste zu wiederholen.

e. Einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie mögen unsern diesjährigen Bericht schliessen.

1. Am 21. April d. J. ging dem Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele, und dem Sekretär

der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, durch den Regierungspräsidenten Herrn von Dewitz zu Erfurt die erfreuliche Nachricht zu, dass Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach gnädigst geruht haben, denselben das Ritterkreuz 1. Abteilung Höchstseines Hausordens der Wachsamkeit oder vom weissen Falken zu verleihen; zugleich wurden ihnen die Ordensinsignien nebst Diplom und Statuten eingehändigt. Das Diplom ist vom 11. April 1900 datiert. Mit ehrfurchtsvollstem Danke hat die Akademie die hohe, ihren beiden Vertretern durch die ausserordentliche Gnade Seiner Königlichen Hoheit zuteil gewordene Auszeichnung entgegengenommen.

2. Sodann verfehlen wir nicht mit ehrerbietigstem Dank an dieser Stelle hervorzuheben, dass Seine Excellenz der Herr Staatsminister Dr. Studt auch für das laufende Geschäftsjahr auf eine besondere Eingabe des Vicepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat.

3. Unsre Akademie befand sich in der angenehmen Lage, während des verflossenen Geschäftsjahres ausser der alljährlich am 26. Januar stattfindenden Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages ihres erlauchten Protektors, Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preussen Wilhelms II. noch zwei ausserordentliche Festversammlungen abzuhalten, die eine am 27. August 1899 zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Goethes, die andere am 10. Januar 1900 zur Feier der Jahrhundertwende. Es gereicht uns zu besonderer Freude, auch in dieser Stelle dem Männergesangverein »Arion« für die an allen drei Festversammlungen unter der kundigen Leitung des Herrn Musikdirektors Rudolph vorgetragenen, geschmackvollen Gesänge unsern wärmsten Dank abzustatten.

4. Die diesjährigen fünf öffentlichen Vorträge der Akademie wurden am 18. Oktober, am 1., 8., 15. und 29. November in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehalten von den Herren Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann aus Strassburg, Oberlehrer Dr. Paul Stange in Erfurt, Rektor der Landesschule zu Pforta Professor Dr. Muff, Stadtschulrat Dr. Brinckmann in Erfurt und Universitätsprofessor D. Nippold aus Jena. Wir sagen den verehrten Herren auch an dieser Stelle für ihre freundlichen Bemühungen unsern aufrichtigsten Dank. Zu unsrer Freude durften wir als Gesamterlös aus dem Verkauf der Billette für die öffentlichen Vorträge in diesem Jahre 188 M. 95 Pfg. an den Fonds des Kaiser-Wilhelm-Denkmals hierselbst abliefern. Letzteres, von Professor Brunows Meisterhand entworfen, ist nunmehr fertiggestellt und am 25. August 1900 im Beisein der Majestäten des Kaisers und der Kaiserin

unter dem Jubel der Bevölkerung enthüllt worden. Zu diesem herrlichen Feste waren der Vicepräsident und der Sekretär der Akademie als Ehrengäste von dem wohllöblichen Magistrate der Stadt Erfurt geladen worden.

5. Wie wir bereits im vorigen Jahresbericht mitteilten, hatte sich im Mai des Jahres 1899 ein Erfurter Komitee zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Strassburg unter dem Vorsitze des Sekretärs der Akademie gebildet. Im Oktober ej. a. konnten die Sammlungen für das Denkmal geschlossen werden. Obwohl gleichzeitig die Wohlthätigkeit der Bürgerschaft Erfurts aufs höchste in Anspruch genommen war, so konnte das Komitee doch eine verhältnismässig recht namhafte Summe — im ganzen 557 M. 80 Pfg. — an das Strassburger Komitee abliefern. Der Vorsitzende desselben, Herr Universitätsprofessor Dr. E. Martin, stattete dafür dem Komitee in einem an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben vom 22. Oktober 1899 den herzlichsten Dank ab. Dieses Schreiben ist bald darauf im »Allgemeinen Anzeiger« hierselbst veröffentlicht und so zur Kenntnis der opferbereiten Geber gebracht worden. Damals haben die Gesamtbeiträge die Höhe von 110000 M. erreicht. Jetzt sind dieselben, wie wir aus einem soeben von Herrn Professor Dr. Martin uns gütigst übersandten Bericht (Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Bd. XVI) ersehen, auf 135000 M. angewachsen; das Preisausschreiben ist veröffentlicht, die Frist zur Einsendung der Entwürfe für das Strassburger Denkmal läuft am 31. August d. J. ab. — Es ist uns ein Bedürfnis, denjenigen Mitgliedern des Erfurter Komitees noch besonders zu danken, die ihre persönlichen Bemühungen in den Dienst der nationalen Sache gestellt haben, vor allen Herrn Justizrat Dr. Weydemann, Herrn Direktor der Thuringia Dr. Ludewig und dem Rendanten der Thuringia Herrn Schumann, Herrn Oberstleutnant Kubale, Herrn Oberlehrer Dr. Martens. Mit besonderem Dank gedenken wir hier auch des der Wissenschaft nach menschlichem Ermessen leider zu früh durch den Tod entrissenen Herrn Professor Dr. Beyer, der das mühevolle Amt eines Schriftführers des Komitees gütigst übernommen hatte. Vergl. unten den Nekrolog im Abschnitt III.

6. Am 30. Juli d. J. ward durch das Hinscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, eines Ehrenmitglieds unsrer Akademie, das Herzogliche Haus und die Herzogtümer Coburg und Gotha von einem schweren Verluste betroffen. Der Sekretär sandte am 2. August namens der Akademie ein Kondolenzschreiben an das Herzoglich Sächsische Staatsministerium. Seine Excellenz der Herzoglich Sächsische Staatsminister Herr Dr. von Strenge ersuchte den Sekretär in einem verbindlichen Schreiben vom 10. August d. J. der Königl. Akademie den Dank

der Herzogl. Staatsregierung für die im obigen Schreiben bezeugte Teilnahme zum Ausdruck bringen zu wollen.

7. Schliesslich gedenken wir hier noch mit aufrichtiger Teilnahme zweier erfreulicher, ein Ehrenmitglied und ein Senatsmitglied unsrer Akademie betreffende Ereignisse.

a. Am 30. August d. J. feierte das Ehrenmitglied der Akademie, der berühmte Historiker Professor Dr. Theodor **von Sickel**, Sektionschef und Direktor des Instituto Austriaco di studii storici in Rom, das seltene Fest seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums. Am 18. Dezember 1826 zu Aken an der Elbe in der Provinz Sachsen geboren, besuchte er, während sein Vater Direktor des Erfurter Lehrerseminars war, das Königl. Gymnasium zu Erfurt und später, als sein Vater eine Pfarrstelle angenommen hatte, das Pädagogium des Klosters U. L. Fr. in Magdeburg, das er 1845 mit dem Reifezeugnis verliess. Er studierte anfangs in Halle Theologie, dann in Berlin klassische Philologie und Geschichte und promovierte am 30. August 1850 in Halle. Nachdem er zwei Jahre die école des chartres in Paris besucht und dann die Archive von Mailand, Venedig und Wien durchforscht hatte, wurde er 1857 ausserordentlicher, 1867 ordentlicher Professor an der Universität zu Wien, 1892 Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom. Durch Wiederaufnahme des Studiums der Diplomatik hat er Schule gemacht und der Wissenschaft neue Wege gewiesen. Als erster Autorität auf dem Gebiete der Urkundenlehre wurde ihm bei der Neugestaltung der Monumenta Germaniae historica die Abteilung anvertraut, welche unter seiner Leitung die Urkunden der deutschen Kaiser von 911—1002 herausgab. Als die von König Max II. in München gestiftete Historische Kommission 1897 ihren dritten Präsidenten A. von Arneth verlor, wurde Sickel zu seinem Nachfolger erwählt. Unter den zahlreichen epochemachenden Werken, die ihm den Namen eines Gelehrten von europäischem Ruf verschafft haben, seien hier nur erwähnt »Beiträge zur Diplomatik«, »Acta regum et imperatorum Carolinorum«, »Zur Geschichte des Konzils von Trient« und vor allem das Prachtwerk: »Kaiserurkunden in Abbildungen«, das er zusammen mit Heinrich von Sybel herausgegeben hat. 1884 wurde er in den Ritterstand erhoben, 1889 lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Seit 1876 korrespondierendes Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ward er am 20. März d. J. anlässlich ihrer Zweihundertjahrfeier zu ihrem auswärtigen Mitgliede erwählt. Das ihm von der philosopischen Fakultät der Universität Halle zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum übersandte Diplom würdigt seine Verdienste um die Wissenschaft zugleich vom nationalen Standpunkte mit folgenden schönen Worten: Non modo ad studiorum historicorum per imperium Austriacum florem et profectum mirum quantum redundavit fructus

atque emolumenti, sed etiam antiqua patria, quam unice diligebat, non minora beneficia ei accepta fert, ut tota eius vita luculentissimum praebeat testimonium illius arctissimae necessitudinis, quam inter utrumque imperium et nunc intercedere et in perpetuum mansuram speramus. Seit dem Jahre 1897 ist Herr Dr. von Sickel Ehrenmitglied unserer Akademie. Sie bezeugte ihre Teilnahme an dem seltenen, von ihm begangenen Feste in einem vom Sekretär der Akademie an ihn abgesandten Schreiben, das der Jubilar aufs freundlichste erwiderte. Möchte es dem greisen Gelehrten vergönnt sein, noch recht lange in frischer Schaffenskraft für die Erforschung unserer deutschen Geschichte thätig zu sein!

b. Ein nicht minder ungewöhnliches Fest wird demnächst ein hochbetagtes, ehrwürdiges Mitglied unseres Senates begehen. Am 8. Oktober d. J. werden 50 Jahre verflossen sein, seit Herr Apotheker Dr. **Biltz** in unsere Akademie als ordentliches Mitglied aufgenommen ward. Durch eine wichtige Entdeckung über das Chloroform und mehrere darauf bezügliche Abhandlungen und Schriften hatte er früh die Aufmerksamkeit der Fachgenossen und Gelehrten auf sich gelenkt. Als er am 24. Februar 1864 Mitglied des Senates geworden war, hatte er die Ehre, vor Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Adalbert von Preussen, der als zeitiger Präsident der Akademie Erfurt besuchte, einen Experimentalvortrag über Ozon zu halten. Am 4. Juni 1867 übernahm er an Stelle des am 28. April ej. a. verstorbenen Dr. Bucholz das Amt eines Rendanten der Akademie, das er noch jetzt in gewohnter Rüstigkeit verwaltet. In freudiger Anerkennung der hohen Verdienste, die sich unser ehrwürdiger langjähriger Rendant zugleich um die Verwaltung des Vermögens der Akademie wie um die Wissenschaft erworben hat, haben wir ihm zu dem seltenen Feste seiner 50jährigen Mitgliedschaft das diesjährige Heft unserer Jahrbücher gewidmet. Möchte dem hochverehrten Senatsmitgliede noch ein langer, ungetrübter Lebensabend im Kreise der werten Seinigen beschieden sein!

II. Sitzungsberichte.

1. Erste Festversammlung am 27. August 1899.

Die Akademie hielt zur Vorfeier des 150jährigen Geburtstages Goethes eine Festversammlung ab, in welcher der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann die Festrede hielt über das Thema: »Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.« Er feierte im Eingang Goethe als den

Vater der neuzeitlichen Bildung, sofern das Ziel dieser Bildung in der harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit besteht. Dieser Bildung Meister und Muster ist Goethe in einer Person. Denn das Wesen wahrer Humanität hat Goethe nicht bloss in den unsterblichen Werken seiner Dichtkunst, sondern auch an sich selbst durch die Uebung einer einzigartigen Lebenskunst zur anschaulichen Darstellung gebracht. Nicht sofort war der Meister geboren. Auch er hat sich durch Irrungen und Einseitigkeiten hindurch zur Wahrheit durchringen müssen. Der Weg, den er dabei genommen, ist durch drei deutlich von einander zu unterscheidende Abschnitte bezeichnet, die vom Redner in dem ersten Hauptteil seiner Ausführungen skizziert wurden. Erst in dem dritten Abschnitt seines Bildungsweges, in welchem der hochgespannte Idealismus seiner ersten Periode mit der dem Realen und Sinnlich-Wirklichen zugewandten Grundstimmung seiner zweiten Periode zu einer höheren Einheit verbunden ist, steht Goethe auf der Höhe seiner Entwickelung, einem Dome vergleichbar in der künstlerischen Vollendung seiner Persönlichkeit. Von der hellenischen Vergötterung der durch die Kunst veredelten schönen Sinnlichkeit wendet er sich ab, die von Kant aufgestellte Idee des kategorischen Imperativs der Pflicht gewinnt, wenn auch in modificierter Form, in dem Dichter Macht, und sein gesamtes Thun und Dichten erhält durch den Gedanken einer sittlichen Weltordnung, durch die Beziehung auf das schlechthin Höchste, auf Gott, seine religiöse Weihe. Welche Stellung der auf der Höhe des Lebens stehende Dichter zu den höchsten Fragen der Bildung, und zwar insbesondere zu den ethischen und religiösen Lebensfragen, eingenommen hat, ward nun vom Redner in dem zweiten Hauptteil seines Vortrages ausgeführt. Die allgemeine sittliche Aufgabe des Menschen ist, sich zum sittlichen Charakter zu entwickeln. Dies geschieht, wenn er »Demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt«, d. h. in seinem Beruf. Das Endziel aber aller Thätigkeit des Menschen ist nicht das eigene Wohl, sondern das anderer, damit »der allgemeine sittliche Weltbund« zu stande komme. Durch »die That der Liebe« befreit sich der Mensch aus den Banden der Selbstsucht. Die höchste sittliche Forderung heisst: Thu' deine Pflicht; Pflicht ist ihm aber, »wo man liebt, was man sich selbst befiehlt«. Das Sichselbstbefehlen hat freilich sein Hindernis in »gewissen Erscheinungen an der menschlichen Natur, welche uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben«. Doch steht der Erbsünde auch eine Erbtugend gegenüber, welche in der Thatsache des Gewissens ihr Dasein beweist. »Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust,« ach, dass wir doch dem reinen stillen Wink des Herzens nachzugehn so sehr verlernen.« Widersetzt sich der Mensch dem Gewissen, so entsteht in ihm »die Verworrenheit«,

ein unheilvoller Zustand, von dem er sich nur frei halten kann durch eine »beständige Gesinnung«. Diese aber im Menschen zu begründen vermag allein die Religion, die Frömmigkeit. Frömmigkeit ist »das Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen«, und der Glaube ist der wahre, der sich in der Hervorbringung jener Gemütsruhe, oder des »Friedens Gottes, welcher mehr als Vernunft beseligt«, am fruchtbarsten erweist. Die Spuren Gottes schaut Goethe in den Erscheinungen des Universums, seine Naturbetrachtung ist ihm Gottesdienst. Von Pantheismus ist er gleichwohl fern, denn die Natur ist ihm nur »die materielle Unterlage, um auf dieser eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen«. Diese Worte fordern einen persönlichen Gottesbegriff, und diese oberste vernünftig leitende Macht ist auch die Leiterin aller einzelnen Geschicke der Menschen, sie begünstigt das Fortschreiten des Menschen auf der richtigen Bahn seiner Thätigkeit. Die Hauptäusserungen der Frömmigkeit aber sind Dank, vertrauensvolle Hingabe, Ehrfurcht; Ehrfurcht auch gegen jede menschliche, besonders aber gegen die geniale Individualität als einer besonderen Offenbarung Gottes. Ferner endlich auch die Hoffnung und der Glaube an den Sieg der sittlichen Weltordnung und an die Vollendung der einzelnen Menschenseele im Jenseits, wo alles Lebendige von der allmächtigen Liebe zum Ziel seines Daseins gebracht werden wird. Im abschliessenden Ueberblick über die von ihm ausgeführten Gedanken sprach der Vortragende das Urteil aus, dass Goethe, der Dichter des »weltlichen Evangeliums«, dem innersten ethischen Gehalt des Christentums so nahe gekommen sei, wie kein zweiter weltlicher Dichter, uns bis dicht an die Pforte des rechten Evangeliums von der Gnade und Wahrheit aus Gott führe; das Beispiel Goethes zeige, wie das biblische Christentum die Grundlage bleiben müsse, auf der allein auch der moderne Mensch das Ziel der Bildung, die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit, erreichen könne.

2. Erste ordentliche Sitzung am 13. September 1899. Herr Professor Dr. Herwig liest über: »Goethe und die Verdächtigungen seines Patriotismus«. In einem 1871 erschienenen Aufsatze »Ein unpatriotischer Vers Goethes« bemerkt Michael Bernays, vermutlich würden die Deutschen nach dem Jahre 1870 von der bedenklichen Untersuchung, ob und inwiefern den deutschen Männern, welche zuerst wieder den deutschen Geist zum Bewusstsein seiner selbst gebracht hätten, auch die gehörige Gattung von Patriotismus eigen gewesen sei; vor allen werde Goethe noch auf lange Zeit hinaus ein Lieblingsgegenstand solcher scharfsinnigen Untersuchungen bleiben. Indes die Erörterung der Frage, inwiefern man dem Verfasser des Götz und des Faust eine vaterländische Gesinnung zuerkennen dürfe,

führe zu keinem festen Endziele, und die Wage des Streites schwanke herüber und hinüber. Bedenklich in der That muss diese Erörterung erscheinen; denn zahlreich sind die, welche den rechten Patriotismus an Goethe vermissen und ihn dieserhalb herb tadeln, zahlreich aber auch seine Verteidiger, die mit grossem Eifer den Angeschuldigten, wenn nicht freisprechen, doch zu entlasten versuchen. Dennoch rechtfertigt wohl die hundertundfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstags eine neue Besprechung dieser Frage, zumal neuere Publikationen den Dichter auch als Patrioten in günstigerem Lichte erscheinen lassen. Anlass zur Verdächtigung seiner vaterländischen Gesinnung hat Goethe freilich gegeben, einmal durch eine gewisse als Teilnahmlosigkeit erscheinende Zurückhaltung gegenüber den Tagesereignissen überhaupt und insonderheit gegenüber den grossen Ideen, welche die Seele des deutschen Volkes seiner Zeit bewegten, dann auch durch befremdende Äusserungen über Vaterlandsliebe und Volk im allgemeinen und besonders über Deutschland, das deutsche Volk und dessen Freiheitsbestrebungen. Dadurch verletzte er um so mehr, je mehr Anerkennung er für die hochkultivierte Nation der Franzosen, je mehr vénération profonde er für deren Kaiser zur Schau trug, ging er doch noch 1814, wo alles Napoleonische bereits verfemt war, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt in Wiesbaden einher, bis ihm mitgeteilt wurde, wie peinlich das Publikum von diesem »Pentagramma« berührt werde. Natürlich wurde allerlei Tadel laut über den Dichter ohne vaterländische Gesinnung, den Volksfeind, den Reaktionär, den Fürstenknecht, und so wenig er sich im ganzen um das kümmerte, was über ihn geschrieben wurde, zu Ohren kam es ihm. Wie verhielt sich Goethe solchen Verdächtigungen gegenüber? Öffentlich reagierte er gar nicht, sondern trieb in zurückhaltender Beobachtung der Dinge da draussen sein poetisch-wissenschaftliches Wesen weiter. Er lebte in seinem »Schneckenhause« scheinbar ein Egoist, scheinbar unbekümmert durch die menschlichen Dinge, wie Epikurs Götter in den Intermundien, in Wirklichkeit aber mit der Gottesgabe des reinen Gemüts, »wo die Welt sich, die ewige, spiegelt«, ihrem Zusammenhange und der Gesetzmässigkeit ihrer Erscheinungen nachsinnend, dann und wann wohl im Banne augenblicklichen Unmutes in geschichtlichen und politischen Fragen Anfechtbares behauptend, im allgemeinen aber nicht rasch urteilend, wo er nicht klar durchschaute, und darum öfter als Prophet gepriesen, wo andere ihr vorschnelles Urteil durch den Erfolg widerlegt sahen. Und die durch ruhiges Beobachten gewonnenen Urteile hat Goethe durchaus nicht unterdrückt; er erleichterte sein Herz, indem er sie in Gedichten niederlegte. Nur pflegte er diese Aufzeichnungen zu verbrennen; erst als sein Sohn August aus Pietät dergleichen sammeln wollte, überliess er sie ihm, »um ihm den Spass nicht zu verderben«. Auf den Markt zu jedermanns Kenntnis und

leichtem Verständnis brachte er seine Ansichten über die Vorgänge der äusseren Welt nicht, auch privatim liess er sich nicht mit jedem in eine politische Unterhaltung ein, so dass bei den Zeitgenossen die übertriebene Vorstellung entstand, er sei kein Freund solcher Gespräche. Nur in Unterhaltungen mit vertrauten Freunden einerseits und in rätselhaften Dichtungen andererseits äusserte sich Goethe über Tagesereignisse, über Deutschlands gegenwärtige und zukünftige Gestaltung, über seine eigene Stellung zur Nation, über deren Freiheitsbestrebungen, dort in klaren Worten, hier in symbolischer Darstellung, in den Dichtungen vornehmlich sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegend, in den Gesprächen daneben Stellung nehmend zu den Verdächtigungen seiner vaterländischen Gesinnung. Er machte durchaus Ansprüche auf den Titel eines Patrioten. Von »Römerpatriotismus« will er allerdings nichts wissen, aber als moderner Bürger und als Dichter glaubt er seine Schuld gegen das Vaterland gethan zu haben. Und wie warm patriotisch er empfand, beweisen Zeugnisse von Männern, die er einer Unterhaltung über Politik würdigte. So fasst Hofrat Luden den Eindruck von einer solchen Unterhaltung im November 1813 in die Worte zusammen: »In dieser Stunde bin ich auf das Innigste überzeugt worden, dass diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den grossen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschliessen musste.« Angenehm enttäuscht berichten unter anderen auch zwei junge Schwaben, welche Goethe mitteilten, es sei Hoffnung auf einen Anschluss Preussens an den süddeutschen Zollverein: Der Dichter habe mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone geäussert: »Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands!« Geradezu prophetisch verkündete er schon früh in den Weissagungen des Bakis, und zwar in der sechsten Weissagung dieser seiner symbolischen Dichtung den Weg, auf welchem die von keinem mehr als von ihm ersehnte Einheit Deutschlands sich naturgemäss vollziehen musste. Nahm er auch nicht teil an den Kämpfen seiner Zeit, so nahm er es doch sehr ernst mit seinem Dichterberufe, und gerade dadurch gewann er dem lange zurückgesetzten deutschen Volke die Bewunderung der Nachbaren, die in ihm die höchste Verkörperung deutschen Geisteslebens erkannten und noch erkennen. Was man von echter Poesie billig erwarten darf, die erhebende und befreiende Wirkung, das hat Goethe in seinen tiefsinnigen Schöpfungen reichlich geboten. Und da neuere Publikationen Herder, der

Goethe ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen wollte, recht geben, so muss die deutsche Nation seinen Tyrtäus in höherer Potenz, trotz aller Verdächtigungen, neben dem poetischen Lorbeer auch die Bürgerkrone zuerkennen.

3. Erste Senatssitzung am 18. September 1899.

4. Erste öffentliche Versammlung am 18. Oktober 1899. Herr Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann aus Strassburg hält einen freien Vortrag über: »Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen.« Dieser Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

5. Zweite öffentliche Versammlung am 1. November 1899. Herr Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange hält einen Vortrag über: »Land und Leute in Chile.« Der Vortragende gab ein Kulturbild des heutigen Chile, wie es durch geographische Bedingungen und historische Entwickelung geworden ist. Er gab zunächst eine, wenn auch in grossen Zügen gehaltene, dennoch so typische Beschreibung des Landes, dass der Hörer sich wohl ein Bild von der paradiesisch schönen Natur dieses so reich gesegneten Landes vor seinem geistigen Auge entwerfen konnte. Eine treue und fesselnde Wiedergabe war vor allem die Schilderung der wunderbaren Alpenwelt der Magellanländer mit ihren immergrünen Buchen-, Myrten und Fuchsienwäldern. Auf dieser geographischen Grundlage baute sich sodann die historische Entwickelung des Landes auf, die sich vor allem im centralen Chile, seit 1881 nach dem peruanisch-bolivianischen Kriege auch in den reichen Salpeterdistrikten des wüstenhaften Nordens der Republik abspielte. In diesem völkerpsychologisch so interessanten Teile des Vortrages leitete der Vortragende die heutigen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes aus der Besiedlungsgeschichte des Landes ab, und zwar von der Zeit, wo der erste Conquistador Chiles, Pedro de Valdivia, im Jahre 1540 chilenischen Boden betrat. Der 300jährige Kampf mit den von unbändigem Freiheitssinn belebten Eingeborenen, den von den Spaniern Araukaner genannten Autochthonen, erzog hier am schmalen Westsaum der Südsee und vom atlantischen Tieflandgebiete durch die gewaltige Cordillere abgetrennten Chile ein strebsames, geistig regsames Geschlecht, das sich vorteilhaft von den Bewohnern des übrigen spanischen Amerikas unterscheidet, das in der Wertschätzung einer gesunden Volksbildung die Zukunft seiner politischen Grösse sichert. Und in diesem Lande hat auch das deutsche Element eine Heimstätte gefunden; hier entwickelt es sich kräftig und ist in volkswirtschaftlicher Beziehung ein wichtiger Faktor im nationalen Leben des Landes geworden.

6. Dritte öffentliche Versammlung am 8. November 1899. Der Rektor der Landesschule zu Pforta, Herr Professor Dr. Muff, hält einen freien Vortrag über das Thema: »Der

Zauber der homerischen Poesie.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt erschienen.

7. Vierte öffentliche Versammlung am 15. November 1899. Herr Stadtschulrat Dr. Brinckmann hält einen Vortrag über »Die Lehre vom Schönen.« Es wurden von dem Redner zunächst die verschiedenen Streitfragen über das Wesen des Schönen besprochen, ob es rein an den Dingen hafte, objektiv sei, oder ob es nicht vielmehr erst in der Seele des Beschauers subjektiv erzeugt werde, ob es rein auf der schönen Form oder auf dem schönen Inhalt beruhe, und an Beispielen das ganz Überflüssige aller solcher Streitfragen, die das Schöne einseitig fassen wollen, nachgewiesen. Das Schöne lässt sich eben nicht begriffsmässig erklären, auch die Definition »Schönheit ist Zweckmässigkeit« ist falsch, ebenso sind die Versuche, es aus geometrischen Proportionen (goldener Schnitt) zu erklären, erfolglos geblieben. Wenn aber auch die Wissenschaft vom Schönen, die Aesthetik, keine feste philosophische Grundlage hat. so hat sie doch sehr beachtenswerte Grundsätze, Prinzipe, für die Erklärung der Wirkung des Schönen auf den Beschauer aufgestellt, und diese Prinzipe des ästhetischen Gefallens und Missfallens sind in der heutigen Ästhetik zunächst das Wertvollste, weil sie das praktisch Brauchbarste sind. Als solche Prinzipe wurden eingehender entwickelt das Prinzip von der Verknüpfung des Mannigfaltigen zur Einheit, das Prinzip der Assoziation und das Prinzip des Kontrastes und mit vielfachen Beispielen aus allen Kunstgebieten, der Baukunst, Plastik, Malerei und Poesie erläutert.

8. Fünfte öffentliche Versammlung am 29. November 1899. Herr Universitätsprofessor D. Nippold aus Jena hält einen Vortrag über »Die englische Kirche«. Es wurde von dem Vortragenden zunächst ein Überblick gegeben über die Geschichte Englands seit den Tagen der Reformation. Zwar spielt Fürstenwillkür bei der Einführung der Reformation auf britischem Boden eine hässliche Rolle — man denke an den Ehescheidungsprozess Heinrichs VIII. — doch nicht in dem Grade, wie man gewöhnlich annimmt und übelwollende Kritik es darstellt. Das britische Volk, vorbereitet durch seinen Johann Wiclif, angeregt durch die deutsche Reformation, bekannte sich zu dem Grundsatz: no popery, no slavery. Der König führte aus, was der tiefste Herzenswunsch der Nation war: »Los von Rom!« Der innere Ausbau dieser neuen Kirchenbildung geschah dann nach dem blutigen Zwischenregiment der katholischen Maria unter der segensreichen Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth und nach Überwindung der romanistischen Tendenzen der nachfolgenden Könige aus dem Hause Stuart, unter dem weisen Regiment des aus Holland herbeigerufenen Wilhelm III. Die Grösse Englands, das lehrt ein Blick in die Geschichte, steht und fällt mit der Reformation. Seit es in den Tagen des grossen Oraniers seine Geistesfreiheit wieder erlangt hatte, nahm Grossbritannien

seinen mächtigen Aufschwung nach aussen und innen, nicht zum wenigsten auch auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Das gegenwärtige Jahrhundert brachte das Prinzip religiöser Duldung zum Abschluss. Nachdem die bischöfliche Kirche ihrer Vorrechte als Staatskirche entkleidet worden ist, stehen die drei grossen auf dem Boden des Evangeliums ausgebildeten Parteien, Episkopalkirche, Presbyterianer und Independenten, friedlich neben einander. Es regt sich aber auch eine starke kontrareformatorische Strömung, die um so gefährlicher ist, als sich unter der Zahl der Kleriker geheime Katholiken befinden, die mit Anwendung jesuitischer Taktik bemüht sind, die Kirche der Reformation unter das Joch des Papsttums zurückzuführen. Auf die zur Abwehr dieser Gefahr ergriffenen Massregeln, insonderheit auf die eigentümlichen Verhältnisse der bischöflich verfassten Kirche, der sog. Hochkirche, die den Angriffen des Lord Halifax und anderer Anhänger Roms in hervorragender Weise ausgesetzt ist, ging dann der Vortragende über und konnte auf Grund seiner vorigjährigen Studienreise das innerkirchliche Leben durch mancherlei interessante Bilder veranschaulichen. So wurde uns der in Bradford abgehaltene Kirchenkongress vorgeführt, der ähnliche Tendenzen verfolgt, wie der evangelische Bund in Deutschland und durch eine Predigt des Erzbischofs von York, ein kräftiges Zeugnis gegen den Romanismus, eingeleitet wurde. Überhaupt stehen beide Erzbischöfe und fast sämtliche Bischöfe Englands entschieden auf dem Boden des Evangeliums und im Kampfe wider die papistischen Bestrebungen, vor allen der Erzbischof von Canterbury, der die Würde eines Primas der englischen Kirche bekleidet. Ihn konnte Redner auf einer Visitationsreise durch seinen Sprengel begleiten und seine entschiedene Frontstellung gegen romanisierende Tendenzen, z. B. gegen die Ohrenbeichte, konstatieren. Auch in ein stilles ländliches Pfarrhaus führte uns der Vortragende und zeigte uns in der Person des bejahrten geistesfrischen Reverend X. das Bild eines hochgebildeten und weitgeachteten Pfarrherrn der englischen Kirche. Was bei England so wohlthuend berührt und für uns Evangelische in Deutschland beschämend ist, ist das allgemeine Interesse der Gebildeten aller Stände für kirchliche Angelegenheiten, die höchststehenden und gebildetsten Laien schämen sich des Evangeliums nicht. Redner sieht daher auch mit Zuversicht auf die gegenwärtigen kirchlichen Kämpfe und hofft, dass der gesunde Sinn des englischen Volkes dem Evangelium und damit den eigentlichen Wurzeln seiner Kraft Treue bewahren werde. Die englische Kirche, so schloss Herr D. Nippold, hat die Aufgabe, die Volksseele von den Banden des Materialismus loszumachen und mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen; dann werden auch solche Tendenzen, wie sie jetzt in der Vergewaltigung Transvaals zu Tage treten, überwunden werden und unsere Sympathien sich wieder voll und ganz dem Brudervolke jenseits des Kanals zuwenden.

9. Zweite Senatssitzung am 13. Dezember 1899.

10. Zweite ordentliche Sitzung am 13. Dezember 1899. Herr Senior D. Dr. Bärwinkel hält einen Vortrag über das Thema: »Johann Matthäus Meyfart, Rector magnificus und Senior ministerii evangelici zu Erfurt, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union.« Der Vortrag verfolgte den Zweck, die Persönlichkeit des bekannten Dichters von »Jerusalem, du hochgebaute Stadt« noch von einer andern Seite aus zu beleuchten, als vom Verfasser vor 3 Jahren auf Grund seiner eschatologischen Schriften geschehen war. Der am 9. November 1590 zu Jena oder zu Wahlwinkel bei Waltershausen geborene und am 26. Januar 1642 als Senior des evangelischen Ministeriums zu Erfurt gestorbene Mann hat eine grosse Bedeutung für Erfurt gehabt, insofern er zur Zeit Gustav Adolfs in der von dem Schwedenkönig gegründeten evangelisch-theologischen Fakultät und dann auch als Rektor an der Universität eine hervorragende Stellung einnahm. Ebenso leitete er die evangelischen Kirchenangelegenheiten in jenen Tagen, als der Dom und die Severikirche für den evangelischen Gottesdienst geöffnet waren. Meyfart fiel es auch zu, dem Glaubenshelden von Lützen die Gedächtnisrede im Dom zu halten. Bedeutsam ist seine Wirksamkeit auch insofern, als er bestrebt war, eine Besserung der Sitten, namentlich auf den Universitäten, und eine Vertiefung des religiösen Lebens herbeizuführen. Ebenso bemühte er sich, den Gegensatz zwischen der reformierten und der lutherischen Kirche zu mildern, und so eine Art Union in der evangelischen Kirche anzubahnen. Der Vortragende stützte sich bei seinen Ausführungen besonders auf zwei Schriften Meyfarts, wodurch er den Beweis dafür brachte, dass Meyfart ein Vorläufer Speners genannt werden könnte. Die eine führt den Titel: »Christliche Erinnerung von der auf den Evangelischen hohen Schulen in Teutschland an manchem Ort entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten u. s. w.«, und ist in Schleusingen bei Birkner 1636 erschienen. Die andere ist ein Vortrag, den Meyfart an der Universität bei festlicher Gelegenheit 1633 gehalten hat über das Thema: »Bildnis eines wahren Studenten aus dem ehrlichen Leben des hochgelehrten und erleuchten Propheten Daniel auf der Königlichen Akademie zu Babylon«. Als einen Freund der Union können wir Meyfart aus einer akademischen Dissertation erkennen, die den Titel hat: »Dissertatio Academica de concilianda Pace inter Ecclesias per Germaniam Evangelicas«. In dieser Abhandlung finden sich viele Berührungspunkte mit den Ansichten, die Ruppertus Meldenius in seiner Schrift: »Paraenesis votiva pro pace ecclesiae etc.« nicht lange vorher ausgesprochen hatte. Diese Paraenesis hat ein allgemeines Interesse dadurch erweckt, dass in derselben der bekannte, früher fälschlich dem Augustin zugeschriebene, Spruch steht: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas.

11. Zweite Festversammlung. Am 10. Januar 1900 fand in der Aula des Königl. Gymnasiums eine öffentliche Versammlung zur Feier der Jahrhundertwende statt, in welcher der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann die Festrede hielt über das Thema: »Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

12. Dritte Festversammlung. Am 26. Januar 1900 fand in dem soeben genannten Lokale eine öffentliche Versammlung statt zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages des erlauchten Protektors der Akademie Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen Wilhelms II. Die Festrede hielt Herr Professor Dr. Bernhardt über das Thema: »Die Inschrift von Ancyra, das Testament des Kaisers Augustus.« Augustus setzte am Ende seines Lebens einen Bericht über seine Regierung auf und ordnete an, dass derselbe, in Erz eingegraben, vor seinem Grabmal aufgestellt würde: hiervon hat sich in Angora (in Kleinasien) eine Kopie erhalten. Der Vortragende besprach den Inhalt dieser wichtigen Urkunde, die auf jene Zeit, wie auf den Charakter ihres Verfassers ein interessantes Licht wirft. Zwei der wichtigsten Ereignisse aus der Regierungszeit des Augustus sind in der Inschrift nicht erwähnt, die Geburt Christi und die Schlacht im Teutoburger Walde. Beiden widmete der Vortragende eine Betrachtung, wobei die Frage nach dem Geburtsjahr Christi (6 vor unserer Zeitrechnung?) und die Folgen jener Schlacht besprochen wurden. Zum Schlusse wies er darauf hin, dass Deutschland, wie zur Zeit des Arminius, vor einem Wendepunkt seiner Geschicke stehe; zwar bedrohe es keine fremde Eroberung, aber es frage sich, ob die Nation dem Rufe des Kaisers folgen und sich durch Schaffung einer starken Kriegsflotte den gebührenden Anteil an der Weltherrschaft sichern wolle. Mit dreimaligem Hoch auf den Kaiser, in das die Versammlung einstimmte, schloss die Rede.

13. Dritte ordentliche Sitzung am 14. Februar 1900. Der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, liest über das Thema: »Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt erschienen.

14. Vierte ordentliche Sitzung am 14. März 1900. Der Augenarzt Herr Dr. Weitemeyer liest über das Thema: »Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

15. Fünfte ordentliche Sitzung am 18. April 1900. Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt hält einen Vortrag über das Thema: »Der Petroleum-Trust.« Unter den Aktiengesellschaften, welche sich in Amerika mit dem Raffinieren des

dort, besonders in Pennsylvanien, gewonnenen Petroleums und dem Petroleumhandel befassen, nimmt die 1872 gegründete Standard oil company die erste Stelle ein. Sie hat es verstanden, die Eisenbahnen und Schiffahrtskanäle, welche für den Transport des Rohpetroleums nach der Küste, wo fast alle Raffinerieen sich befinden, in Frage kommen, von sich abhängig zu machen; ferner war die Standard oil company die erste und lange Zeit die einzige Gesellschaft, welche im Besitze von Röhrenleitungen war, durch welche das Rohpetroleum von den hochgelegenen Öldistrikten nach der Küste geleitet werden konnte. Durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit hat die Standard oil company zahlreiche Raffinerieen ausgekauft oder von sich abhängig gemacht und so ihren Einfluss immer weiter ausgedehnt. Um den Petroleumhandel ganz zu monopolisieren, gründete Anfang der achtziger Jahre der Direktor der Standard oil company, Rockefeller, einen grossen Unternehmerverband und wählte dazu die Form des Trusts. Der **Trust** ist ein Rechtsinstitut des englisch-amerikanischen Rechtes, wonach die Verwaltung eines Vermögens oder einzelner Vermögensobjekte einem Vertrauensmann, trustee, mit der Wirkung übertragen werden kann, dass der letztere über das ihm anvertraute Gut ebenso wie der Eigentümer verfügen kann. Die Teilnehmer mussten nun ihre Aktien und sonstigen Anteile an Petroleum-Raffinerieen und Petroleum-Handelsgesellschaften den gewählten Vertrauensmännern zur Verwaltung übergeben. Dadurch erlangte der Unternehmerverband die Mehrheit in den Generalversammlungen einer grossen Zahl von Petroleumgesellschaften und brachte dadurch diese in vollständige Abhängigkeit. Die drohende Gefahr brachte nun aber eine Einigung der selbständig gebliebenen Petroleuminteressenten zu stande. Dieser Vereinigung gelang es mit grosser Mühe, eine eigene Röhrenleitung nach der Küste zu erwerben und dadurch sich hinsichtlich des Transportes des Rohpetroleums von der Standard oil company und dem Trust unabhängig zu machen. War somit der Versuch, die selbständigen Petroleuminteressenten im Produktionslande zu überwältigen, vorläufig gescheitert, so versuchte die Standard oil company und der Petroleumtrust jetzt, sie aus ihrem Absatzgebiete, in Europa und besonders in Deutschland zu verdrängen. Das ist jetzt beinahe gelungen; in Deutschland besteht kein grosses Importgeschäft von amerikanischem Petroleum mehr, das von der Standard oil company unabhängig wäre. Wenn es der Standard oil company gelingen sollte, sich mit den Produzenten russischen Petroleums zu einigen — wozu bereits mehrfache Versuche gemacht sind — so würde das Weltmonopol fertig sein; dann würde der Preis des Petroleums beliebig gesteigert werden können. Da Deutschland jährlich 16 Mill. Centner Petroleum verbraucht, würde eine solche Preissteigerung für die deutsche Volkswirtschaft von grosser Bedeutung sein. Die Gefahr, welche von dem Petroleummonopol droht, wird auch

von der Reichsregierung voll gewürdigt. Es sind aber bisher keine Mittel gefunden worden, durch welche dieser Gefahr begegnet werden könnte.

16. Dritte Senatssitzung am 18. April 1900. Der Senat beschliesst für das Jahr 1900/1901 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen. Als Gegenstand wird auf den Vorschlag und Vortrag des Sekretärs der Akademie die Erziehung der männlichen Jugend vom 14. bis zum 20. Lebensjahre in den Handwerker- und Arbeiterkreisen gewählt.

17. Vierte Senatssitzung am 21. April 1900. Der Senat tritt unter dem Vorsitze des Sekretärs der Akademie in eine eingehendere Beratung über die in Aussicht genommene Veröffentlichung eines Preisausschreibens ein. Man einigt sich in den Hauptpunkten; die bestimmtere Fassung des Themas und der beizufügenden Erläuterungen wird einer Preiskommission übertragen, die alles weitere zu beschliessen hat. In die Preiskommission werden gewählt:

Herr Landgerichtsrat Dr. Jacobsen,
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann und
der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann.

18. Ausserordentliche Versammlung: Sitzung der Preiskommission am 25. April 1900. Die Kommission wählt den Sekretär der Akademie zu ihrem Vorsitzenden, einigt sich über die Fassung des für die Preisaufgabe bestimmten Themas, so wie über die beizufügenden Erläuterungen und überträgt die Gesamtredaktion des Preisausschreibens, sowie seine Veröffentlichung durch den Druck dem Vorsitzenden. Den Wortlaut der im Druck erschienenen Preisaufgabe s. unter Abschnitt IV.

19. Sechste ordentliche Sitzung am 9. Mai 1900. Herr Pfarrer Scheibe liest über: »Die Beziehungen zwischen dem Diesseits und Jenseits.« Der Vortrag macht den Versuch, nachzuweisen, dass die zu allen Zeiten und unter allen Völkern landläufigen Vorstellungen vom Jenseits und die sich darauf gründenden Hoffnungen mangelhafte und irrige sind. Er begründet dies damit, dass ein wahres Diesseits und wahres Jenseits nur unterschieden werden könne, wenn dem räumlich und zeitlich sichtbar — materiell — Existierenden ein raum- und zeitlos, unsichtbar — immateriell — Existierendes gegenüberstehe, und dass alle jene Vorstellungen und Hoffnungen — wie die Toten- und Geisterbeschwörungen, die spiritistischen Erscheinungen und Kunststücke, die Schilderungen vom Aufenthalt und Zustand der Verstorbenen je nach ihrer Lebensführung vor dem Tod u. a. m. beweisen — die Sphäre des räumlich, zeitlich sichtbar Existierenden nicht verliessen und demgemäss das »Jenseits« im landläufigen Sinne nichts anderes sei als das fortgesetzte »Diesseits«. Wichtiger und richtiger als die Feststellung der Beziehungen zwischen den im vermeintlichen Diesseits vor dem Tode und den nach dem Tode im vermeintlichen Jenseits Lebenden sei es,

den ewigen Unterschied und die ganz unabhängig vom Tode des Menschen bestehenden Beziehungen zwischen dem »wahren Diesseits« und dem »wahren Jenseits« zu erkennen und festzustellen, wobei die Untersuchung und der Streit der Meinungen, ob man dem wahren Jenseits auch positive Eigentümlichkeiten zuzuschreiben habe, ob das Eine vom Andern absolut abhängig sei, oder ob sie beide Eins oder ob beide sich in absoluter Selbstständigkeit und Fremdartigkeit einander gegenüberstehen, nicht durch irgend eine menschliche Autorität noch durch irgend eine wissenschaftliche Thätigkeit, sondern allein dadurch zu Ende gebracht werden könne, dass das »wahre Jenseits« — der Schöpfer — jedes mit dem Drang und der Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, belebte »Geschöpf« einzeln nötige, sein Dasein und seine ihm innewohnenden positiven, in Natur und Geschichte sich erweisenden Eigenschaften (Macht, Weisheit, Gerechtigkeit) anzuerkennen. —

20. Fünfte Senatssitzung am 22. Mai 1900.

21. Sechste Senatssitzung am 25. Mai 1900.

III. Nekrolog

des Stadtarchivars zu Erfurt, Professor Dr. Karl Beyer.

Vom

Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

Karl Beyer wurde am 26. Januar 1848 zu Coblenz geboren als der Sohn des sowohl durch seine trefflichen historischen Arbeiten im Allgemeinen als auch durch Aufsätze, die sich im Besonderen auf die Geschichte Erfurts beziehen, bekannten Archivrates Heinrich Beyer. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Coblenz wandte sich Karl Beyer zuerst dem Apothekerberuf zu, bis zum Jahr 1878, fand aber in ihm kein Genüge, sondern, gross geworden in der Luft eines wissenschaftlichen Hauses, sah er nur in dem Berufe des Vaters das erstrebenswerte Ziel: Historiker, im Besonderen Archivar zu werden. Er ermöglichte es daher, Herbst 1878 die Universität Halle zu beziehen, um vornehmlich Geschichte zu studieren, bestand daneben im Frühjahr 1879 die Reifeprüfung am Gymnasium zu Merseburg und studierte bis 1881 in Halle Geschichte und Geographie; in diesem Jahre promovierte er bereits als Doktor der Philosophie, seine Dissertation handelte über »Die Bischofs- und Abtswahlen in Deutschland unter Heinrich IV. in den Jahren 1056—1076«; das Oberlehrerexamen bestand er im Jahre 1882. Zurückgekehrt in die

Heimatstadt seiner Vorfahren, Erfurt, wurde Beyer zur Ableistung seines pädagogischen Probejahres von Ostern 1882—1883, zugleich unter Verwaltung einer wissenschaftlichen Lehrerstelle, der damaligen höheren Bürgerschule, der heutigen städtischen Realschule, zugewiesen und ebendaselbst zu Ostern 1883 als ordentlicher Lehrer angestellt. Dieser Anstalt blieb er treu und widmete der Unterweisung ihrer Schüler sein reiches Wissen auf geschichtlichem und geographischem Gebiete, auch war er ein Meister im deutschen Unterrichte. Aber seine liebe »Historie«, insbesondere die ebenso interessante als noch vielfach unerforschte Geschichte der Stadt Erfurt, welche sogar durch die Erfindungen nnd Märchen kritikloser Chroniken vielfach entstellt war, blieb seine Lieblingsbeschäftigung, und Karl Beyer erwarb sich das grosse und bleibende Verdienst, entsprechend den Prinzipien wissenschaftlicher Geschichtsforschung die Erfurter Geschichte, die zu schreiben er schon im Jahre 1882 plante (Brief des Oberbürgermeister Breslau v. 31. Oktober 1882), urkundenmässig durchforscht und nur auf urkundliches Material aufgebaut zu haben, ein Vorgehen, bei dem er bald einen Kreis gleichstrebender Genossen für die besonderen Gebiete der Geschichte Erfurts fand. So trat er auch schon im Jahre 1882 die Erbschaft seines Vaters, die städtische Archivverwaltung, an und führte dieselbe, trotz der grossen und vielen Arbeiten in seinem Lehramte volle 14 Jahre als Nebenamt. In dieser Zeit fasste er zuerst den Plan des »Urkundenbuches der Stadt Erfurt«, dessen I. Band bereits 1889 erschien, die Arbeit am II. Band wurde so rüstig gefördert, dass er schon im folgenden Lustrum der Vollendung entgegensah, trotz der unendlichen Mühen, die es kostete, aus den mannigfachsten Archiven Deutschlands die arg zerstreuten Urkunden auf- und zusammenzusuchen, sie abzuschreiben und zur Veröffentlichung zu bearbeiten. Dabei war Beyer noch wissenschaftlich thätig, sowohl für seine Schule, für die er 3 Programme schrieb (1887: Zur Geschichte der Erfurter Volksschulen bis zur Einverleibung der Stadt in den preussischen Staat im Jahre 1802; 1881: Die Händel der Stadt Erfurt mit den Lengenfelds und dem Markgrafen Wilhelm von Meissen 1393—1406; 1892: Die Entstehung und Entwicklung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter), als auch besonders in dem »Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt«, dem er sofort beitrat und dessen Schriftführer er im Vorstande lange Jahre hindurch bis zu seinem Tode gewesen ist; hier hat er viele interessante Vorträge gehalten und im 14.—19. Heft (1890—1898) 7 treffliche Abhandlungen veröffentlicht, welche alle die Geschichte der Stadt Erfurt betreffen, die Streitigkeiten mit den Erzbischöfen von Mainz, die Geschichte der Tischlerinnung zu Erfurt, der Krämerbrücke und der Hospitäler nebst des Armenwesens behandelnd. Ebenso hat er in unserer Akademie, die ihn im Jahre 1892 zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannte, 3 lehrreiche Vorträge gehalten: 1894 über Erfurt im 14. Jahrhundert,

1897 über die Entstehung der deutschen Städte und ihrer Verfassung im Mittelalter und 1898 den Festvortrag zur Vorfeier von Kaisersgeburtstag über die Beziehungen Preussens zu Russland, wie er auch im 20. Bande unserer »Jahrbücher« (1894) eine Abhandlung: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382 veröffentlichte. Daneben schrieb er eine Menge kleiner Abhandlungen, meist Gelegenheitsschriften, von denen nur die »Geschichte der Erfurter Schützenkompagnie«, 1891, und »des Feuerlöschwesens der Stadt Erfurt« I. Teil 1888, II. Teil 1897, über »Karl Hermanns Bedeutung für seine Vaterstadt Erfurt«, 1897, endlich »Die drei Gleichen«, 1898, genannt seien. Im Jahre 1893 veröffentlichte er als »Neujahrsblatt«, herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen, eine »Geschichte der Stadt Erfurt bis zur Unterwerfung unter die Mainzische Landeshoheit im Jahre 1664«.

Solcher vielseitigen Thätigkeit, zu welcher noch viele Vorträge in Vereinen und Versammlungen kamen, schien selbst der eiserne Fleiss und die unermüdliche Arbeitskraft des Mannes nicht gewachsen zu sein, und so kam er denn im Jahre 1896 um einen dreijährigen Urlaub ein, um sich ganz seinen archivalischen und bibliothekarischen Arbeiten (damals richtete er auch in Erfurt die Volksbibliothek ein) und historischen Studien hinzugeben, auch um sein »Urkundenbuch der Stadt Erfurt« weiterzuführen, dessen zweiter stattlicherer und auch wissenschaftlich vollkommnerer Band schon im Jahre 1897 erschien; die weiteren Bände desselben bereitete er bereits damals rüstig vor, um später sein Schaffen mit seinem Lebenswerke, einer wissenschaftlichen Geschichte Erfurts, das er wohl zuerst als grosses Werk mit allem gelehrten und litterarischen Apparate plante, zu krönen. Mit hoher Freude erfüllte es ihn daher, als man nach Ablauf seines Urlaubes — vorher war ihm im Dezember 1898 die Freude zu teil geworden, dass er in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Professortitel erhielt — für ihn die Stelle eines Stadtarchivars als volles Amt schuf, in welchem er nun bloss der ihm so lieben Thätigkeit im Archive und seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben sollte. Das erfüllte sich Ostern 1899, und dies war der Höhepunkt seines Lebens. Wie strahlte sein Antlitz, als er mir im Frühjahr 1898 zuerst mitteilte, er habe Aussicht, dass seine Wünsche erfüllt würden, wie freudig schrieb er mir Juli 1898 die zugesagte Erfüllung! Und doch nagte der Wurm schon an der Blüte dieses seines neuerschlossenen Glückes! Denn bereits im Sommer desselben Jahres erkrankte er (an einer Leberschrumpfung, wie sich jetzt herausgestellt hat); die tückische Krankheit fesselte ihn vom August bis zum Dezember 1899 ans Lager. Da galt es zu retten, was noch zu retten war; denn ich glaube, er ahnte im tiefsten Innern sein Schicksal, ohne dass er ein Wort darüber verlor: er wollte seine durch die tiefgehendsten Studien erlangte Einsicht in die Geschichte, d. h. das Werden und Wirken, das Blühen, Ge-

deihen und den tiefen späteren Verfall der Stadt Erfurt, wenigstens in den Ergebnissen niederlegen. Daher raffte er sich noch einmal auf und begann, ein todwunder Mann, seine »Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis zur neuesten Zeit«. Sie sollte aber leider Torso bleiben, da die Krankheit, welche er im Winter 1899/1900 mit eiserner Willenskraft zurückgedrängt hatte, nach einer kurzen vergeblichen Kur in Nauheim im Frühsommer 1900 ihn wieder auf das Krankenlager warf, das sein Sterbebett werden sollte. Und so blieb auch das unerfüllt, worüber er mit mir so oft gesprochen hatte, und um was ich ihn in seinem und in unser aller Interesse gebeten hatte, den Quellennachweis für seine Behauptungen zu liefern, welche gerade in seinem letzten Werke oft grundstürzend sind und das bisher Geglaubte nicht selten in ihr Gegenteil umkehren.

Wahrlich, es ist erstaunlich viel, was Karl Beyer in dem kurzen Zeitraum von etwa 15 Jahren, in denen er wissenschaftlich und schriftstellerisch thätig war, geleistet hat! Was er darum war, besonders seiner lieben Stadt Erfurt war, das zeigte der allgemeine Schmerz der Bürgerschaft Erfurts, das bewies die allgemeine Teilnahme bei seinem frühzeitigen Heimgange, das offenbarten die vielen Nachrufe ehrendster Art. Doch kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, ihn als Menschen, als guten Menschen, denn das war er in hohem Grade, ebenso wie ein liebevoller Gatte und sorgsamer Vater, zu würdigen, sondern es kam uns darauf an, ihn als Mann der Wissenschaft zu schildern, welcher alle selbstlos und unermüdlich durch Rat und That mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit unterstützte, welche ihn um Hilfe angiengen und das ihm anvertraute Archiv und dessen reiche Schätze, die er wie kein anderer kannte, benutzen wollten, und der es namentlich verstand, die von ihm auf dem Wege exakter Forschung gefundenen vielfachen und wichtigen wissenschaftlichen Ergebnisse in schlichter, aber fesselnder Darstellung zum Allgemeingut des Wissens zu machen, Irrtümer beseitigend, die Fackel der Wahrheit mit hohem Mannesmute hochhaltend, niemand zu Liebe und niemand zu Leide, in hervorragendem Grade im Geiste unserer Akademie und ihres Wahrspruches wirkend:

propter fructus gratior.

R. Thiele.

IV. Preisaufgabe

der Königlichen Akademie für das Jahr 1900/1901.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1900/1901 folgende Preisaufgabe zu stellen:

»Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?«

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von

600 Mark als Honorar

gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königl. Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Es sollen die Ziele einer allgemein sittlich-intellektuellen Erziehung unserer männlichen Jugend, im Gegensatz zu einer bestimmten Berufserziehung, dargelegt werden, unter Angabe der Mittel, welche geeignet erscheinen, dieselbe zu schützen vor der Gefahr, entweder hilflos sich selber überlassen zu bleiben oder den Umsturzparteien zum Opfer zu fallen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 und über 40 Foliobogen, sowie solche, welche den obigen Anforderungen nicht entsprechen, bleiben unberücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. März bis zum 30. April des Jahres 1901 an den Königlichen Bibliothekar, Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Kouvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Die Bewerber werden im Laufe des Sommers 1901 von dem durch die Preiskommission gefällten Urteil in Kenntnis gesetzt. Die nicht prämiierten Arbeiten werden vernichtet, falls nicht die Verfasser unter Beifügung des Portobetrages den ausdrücklichen Wunsch erklären, ihre Abhandlungen zurückzuerhalten.

Erfurt, den 25. April 1900.

Die Preiskommission der Königl. Akademie.

Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

V. Statistische Mitteilungen.

a. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1900.[1])

Gesamtzahl: 160.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

3. Ehrenmitglieder (14).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen. 1854.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D. zu Mittel-Gerlachsheim in Schlesien. 1891.

Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt. 1899.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., in Merseburg. 1894.

„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Ober-Regierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium, in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor a. D. u. Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.

„ Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

4. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.

5. Ordentliche Mitglieder (44).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.

„ Dr. Axmann, praktischer Arzt. 1899.

„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.

„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.

„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.

„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.

„ Oberlehrer Dischner. 1897.

„ Pastor Fritzsche. 1895.

„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.

„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.

„ Oberlehrer Hellmann. 1897.

„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.

„ Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.

„ Regierungsrat Klewitz. 1898.

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.
„ Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Augenarzt Dr. Weitemeyer. 1899.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (91).[1])

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Dr. Behring, ord. Professor an der Universität zu Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Herausgeber.

Herr Superintendent und Oberdomprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Regierungs- und Baurat Boie in Kattowitz in Schlesien. 1899.
„ Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin. 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universitat zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universitat zu Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Archivdirektor Geheimer Hofrat Dr. K. A. H. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ D. Ecke, ord. Professor an der Universität zu Königsberg i. Ostpr. 1899.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, ordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Schuldirektor a. D. Dr. Fischer in Strassburg i. Els. 1859.
„ Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen. 1900.
„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. H. Grössler in Eisleben. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Nordhausen. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Schulrat Dr. Hintner, Professor am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Hübschmann, ordentlicher Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.
„ Pfarrer Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.

Herr Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Elsass-Lothringen. 1865.

„ Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode. 1899.

„ Konsistorialrat D. Kawerau, ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.

„ Archivrat Dr. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.

„ Dr. Kirchhoff, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.

„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg. 1896.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Dr. juris Knappe, Kaiserlicher Generalkonsul zu Shanghai in China. 1900.

„ D. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.

„ Kirchenrat Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.

„ Geheimer Schulrat Dr. Kroschel, Gymnasialdirektor a. D. in Arnstadt. 1859.

„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.

„ Gymnasialdirektor Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger in Posen. 1889.

„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, ordentl. Professor an der Universität zu Berlin. 1893.

„ D. Dr. Loofs, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1900.

„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.

„ Lucanus, Vicepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums und des Medizinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.

„ Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.

„ Archivar Francisco Mestre y Noé zu Tortosa in Spanien. 1899.

„ Professor Dr. Muff, Rektor d. Landesschule zu Pforta. 1898.

„ Dr. K. J. Neumann, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.

„ D. Nippold, ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.

„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.

„ Dr. F. Regel, ausserord. Professor an der Universität zu Würzburg. 1898.

Herr Dr. Rein, ord. Honorarprofessor an der Universität zu Jena. 1898.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. P. Reinthaler in Weimar. 1899.

„ Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.

„ Geheimer Hofrat Dr. Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1894.

„ Geheimer Hofrat Dr. Scheibner, ordentl. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.

„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.

„ Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. 1891.

„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.

„ Gymnasialdirektor Geheimer Regierungsrat Dr. F. Schultz in Charlottenburg-Berlin. 1895.

„ Geheimer Hofrat Dr. Schulze, ordentl. Professor an der Universität zu Jena. 1873.

„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.

„ Dr. E. Sievers, ordentl. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.

„ Dr. Stintzing, ordentl. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.

„ Dr. H. Suchier, ord. Professor für romanische Sprachen an der Universität zu Halle a. S. 1899.

„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

„ Geheimer Justizrat Dr. Thon, ordentl. Professor an der Universitat zu Jena. 1804.

„ Pfarrer Guido Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.

„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat, in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.

„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Berlin. 1898.

„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.

„ D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.

Herr Professor D. Witte, Superintendent a. D., in Halle a. S. 1896.

„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

b. Verzeichnis derjenigen Behörden, Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen,

mit denen die Akademie zu Erfurt im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 118.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a) Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Königliches Realgymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen. Universitätsbibliothek.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Fanken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Bureau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington. D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.